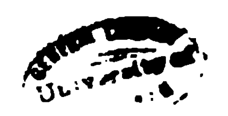
Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

H. v. Treitschke und W. Wehrenpfennig.



Achtundzwanzigster Band.

Berlin, 1871.
Druck und Verlag von Georg Reimer.



Inhalt.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Federzeichnungen aus Frankfurt am Main.

Sollte es nicht nützlich sein, aus Tagen voll Sonnenglanz und Segen prüfend in vergangene weniger gute Zeiten zurückzuschauen?

1.

Zu den deutschen Städten, deren Erscheinung und Bedeutung das Verhältniß ihrer Einwohnerzahl weit überragt — und wir besitzen mehrere solche — gehört vor allen Frankfurt am Main. Es weht eine so zu sagen großstädtische Luft durch seine Straßen. Auch in Hamburg empfängt der Reisende den ähnlichen Eindruck; dort indessen eigentlich nur am Hafen oder in jenen Gasthöfen, welche, ihre breite Fensterfront am Alsterbassin vornehm behaglich hindehnend, ihm vortreffliches Quartier und Tafeln, reichbesetzt mit überseeischen Genüssen, bieten. Der Hamburger Kaufherr ist mehr Geschäftsmann als Weltmann, mehr tüchtig und zuverlässig als vielgewandt, mehr deutsch denn kosmopolitisch. Frankfurt aber und die Frankfurter erheben durchaus den Anspruch, das letztere zu sein; und allerdings darf in gewissem Sinne die Physiognomie des dortigen Lebens weltstädtisch genannt werden: bunte Bewegung der Gegenwart auf dem Hintergrunde reicher Erinnerungen kennzeichnet dieselbe, und diese haben ihre Weihe nicht allein den Gassen, Plätzen oder öffentlichen Gebäuden geliehen, sondern sie sind bis zu dieser Stunde auch im Geiste der Bürger wirksam geblieben. Aeußere und innere Spuren in der Mainstadt führen uns in mannigfacher Weise auf Goethe und auf die Kaiserkrönungen, auf das Reichspostmeisteramt der Thurn und Taxis, wie zu der Wiege jener zwei israelitischen Potentaten Rothschild und Börne zurück.

Ein hervorragendes Element aber, um sich eigenartig und für den Culturhistoriker interessant zu gestalten, besaß dieselbe als Residenz des deutschen Bundestages, bis diese ehrwürdige Versammlung in der Julihitze des Jahres 1866 zerschmolz und damit ein charakteristisches Stück politischen und sozialen Rococos dem aufmerksamen Auge der Geschichte zur Prüfung des ihm innewohnenden antiquarischen Werthes überlassen mußte.

Ja, das war ein seltsames Treiben damals in Frankfurt! Wem, der innerhalb der letzten zwanzig Jahre dort verkehrt hat, sei es als Patriarch oder Novize der Eschenheimer Gasse, sei es als halb heimischer Besucher eines jener zahlreichen Patrizierlandhäuser in den Vorstädten, von deren Altanen schöne Augen fernhintreffend in die Baumgänge blicken und die im Helldunkel ihrer Gastlichkeit den Durchreisenden so oft die Eisenbahnstunde versäumen ließen — wem, fragen wir, ist nicht ein Bild davon zurückgeblieben, merklich verschieden von demjenigen auf anderen Parquetböden, in den sonst einander überall ähnlichen Sammelplätzen der eleganten Welt? Diese Eigenartigkeit hatte gewissermaßen in einer mathematischen Abnormität ihren Grund; denn hier gingen aus zwei Mittelpunkten hervor die Radien ein und desselben großen geselligen Kreises. Beide, an und für sich weit auseinanderliegend, bestimmten dennoch gleichzeitig sein Wesen: nämlich die Diplomatie und die Machthaber des heimischen Handels. Jede von beiden Gesellschaften, Etwas besitzend, was der anderen unentbehrlich dünkte, war somit auf diese angewiesen. Hier vornehme Namen, Orden, blendende Titel, anmuthige „gesellschaftliche Gewohnheit," aber wenig Mittel, um den Glanz dieser Eigenschaften recht zur Geltung bringen zu können, dort jene Grundlage des Lebens in ergiebiger Fruchtbarkeit und dazu Schönheit, Jugend und die Ungeduld der üppigsten Lebenslust. Was konnte natürlicher sein, als daß diese zwei Welten gegenseitig durch das Lorgnon des Spottes sich betrachteten und dennoch je länger, je völliger zu einer einzigen werden mußten voll Widerspruch und voll Reiz? Licht und Wetter aber empfing dieselbe zu der Zeit fast ausschließlich von jener Macht, die ihrem Wesen innerlich am meisten wahlverwandt war, von der kaiserlich königlichen Präsidialgesandtschaft, und schwarzgelb waren damals nicht minder die Farben des politischen Ehrgeizes der Frankfurter, als diejenigen — ihrer Cotillonschleifen. Mit sichtbarem Wohlgefallen folgten die Blicke der jeweiligen Gebieterinnen des Tages und die kaum erwachten Herzen der Bundeslämmer, wie die Töchter der Gesandten genannt wurden, den weißen Uniformen Seiner apostolischen Majestät, und deren Träger erschienen auf der Zeil wie in den Salons mit der zutraulichen Sicherheit verzogener Kinder. In Wien unterschätzte man keineswegs den Werth solcher Sympathien, sondern zeigte sich bei der Auswahl der Offiziere, welche zur Militärcommission oder in die am Sitz des Bundestages stationirten Regimenter zu versetzen waren, stets klüglich bedacht, personas feminis gratissimas zu finden, während gleichzeitig am Kamin der weltklugen und energischen Frau v. Brints, die sich gern die deutsche Fürstin Lieven nennen hörte, diejenigen in Oesterreichs Recht und Pflicht genommen wurden, deren Lebensalter

sie mehr dem Zauber des Geistes, als der süßen Umstrickung durch Irdisches zugänglich machte.

Preußen dagegen verstand die Strategie mit solchen Hülfstruppen damals kaum. Gewissenhaft stellte es Beamte und Offiziere nur nach Maßgabe ihrer Befähigung an die geeigneten Posten, und so konnte es geschehen, daß neben jenem Feldmarschalllieutenant, dessen Talente vorzugsweise in dem brillanten Einfahren ungrischer „Jucker" oder in der dauernden Bändigung einer noch so wetterwendischen weiblichen Phantasie unvergleichlich waren, ein verdienter preußischer General kaum beachtet zu Fuß ging. Diesen nannte das lustige Frankfurt achselzuckend höchst ehrenwerth, über jenen schüttelte es vielleicht den Kopf, aber es liebte ihn und fand sich durch seine Anwesenheit geschmeichelt. Er machte Propaganda.

Es konnte unter solchen Umständen nicht ausbleiben, daß die Präsidialmacht sich als Herrin fühlte, daß ihre Vertreter die Neigung spürten und kaum verhehlten, gleichsam Hof zu halten, umgeben von Rücksichten und Artigkeiten sowohl seitens der Stadt, wie der Herrn Collegen aus den Mittelstaaten, Preußen miteinbegriffen. Vortrefflich eignete sich für diesen Zweck die ihr zugewiesene Residenz in der Eschenheimer Gasse, der ehemalige Palast der Reichspostmeister Fürsten Thurn und Taxis, in welchem weder große Räume fehlten, noch die entsprechende Ausstattung vergilbter Tapeten aus schwerem Seidendamast oder kunstreichen Gobelins. Hier, dem Nomadenthum des Miethewohnens entrückt, welches die übrigen Bundeswürdenträger nöthigte, ihre Wappenschilder oft zweimal des Jahrs umzuhängen, hier verstand es vor Allem die hocharistokratische Persönlichkeit des Grafen Münch-Bellinghausen, den erwähnten Ansprüchen unmerklich Geltung zu schaffen. Auch sein Nachfolger, Graf Thun, der reiche und leichtlebige böhmische Cavalier, erhielt dieselben lebendig im Amte und zugleich im Boudoir, während dem gelehrten Freiherrn von Prokesch-Osten wenigstens der Nießbrauch ihrer Tradition noch zugestanden wurde.

Da ernannte im Jahre 1851, wie wir wissen, Preußen Herrn von Bismarck-Schönhausen erst zum Bundesgesandtschaftsrath an der Seite des Generals von Rochow, und nach dessen bald darauf erfolgter Abberufung zu seinem Vertreter in der Versammlung. Sechs und dreißig Jahr alt trat Bismarck hier ein in die Laufbahn, welche durch ihn nicht allein in neue Richtungen gewendet werden sollte, sondern auf welcher er zugleich der Kunst des Steuerns selbst ein durchaus verändertes Wesen und dadurch ihre verjüngte Kraft verlieh. Galt es bisher für eine Hauptgeschicklichkeit auf diesem Gebiete, unklare Ziele in vieldeutige Worte zu verhüllen, so pflegte der Deichhauptmann von Genthin von seinen ersten

Anfängen an feste Gesichtspunkte in's Auge zu fassen und dann zur rechten Stunde das rechte Wort hinauszuschicken, als den sicheren Vorboten der energischen That. So ungewohnt aber war solche Weise, daß die Welt und namentlich die Herrn Zunftgenossen des „unzünftigen" Diplomaten dennoch immer überrascht wurden, weil sie auch an seine Kundgebungen den Maßstab des berüchtigten Ausspruches Talleyrand's zu legen pflegten: „Das Wort ist uns gegeben, um unsere Gedanken zu verbergen."

Bismarck kam nach Frankfurt nicht als ein Gegner Oesterreichs, aber allerdings mit scharfem Auge, um auszuspähen, woher heimliches oder offenes Uebelwollen seinem Lande und seiner Regierung Nachtheil bringen könne, und mit dem festen Willen in dieser Richtung, wo dieselbe immer liege, Front zu machen. Man erzählt, daß gleich der erste Besuch bei dem k. k. Collegen ihm Gelegenheit gab, die Wachsamkeit und humoristische Schnellkraft seiner Natur zu bethätigen. Graf Thun, so wird berichtet, lud den Angemeldeten in sein Arbeitscabinet und empfing ihn daselbst, gemüthlich in Hemdsärmeln am Schreibtische sitzend. „Sie haben Recht," rief noch auf der Schwelle Bismarck ihm entgegen; „es ist in ihrem Zimmer sehr heiß!" Und gleichzeitig begann er, auch seines Rockes sich zu entledigen. Schnell sprang der Graf auf, griff nach seinem Kleid und entschuldigte sich; beide Herren aber standen von nun an stets in gutem Verkehr mit einander.

Die Stellung Preußens schien in Frankfurt überhaupt jetzt auf besserem Grunde zu ruhen. Den Staatsmännern aus Lippe oder Nassau trat die unbequeme Empfindung nahe, daß das so nüchtern rückhaltlose, oft beißende Wort des märkischen Edelmannes sein Gewicht kaum an der Stimmenzahl der Curie genügend berechnen lasse, vielmehr eine Bedeutung weit hinaus über die Langeweile der Donnerstagssitzungen beanspruche. Flüsternd in lebhaftem Zwiegespräch sah man die Herrn an jenen Vormittagen aus den Thoren des Palastes Taxis hervortreten und gestikulirend, wichtig die spitz zusammengelegte Hand aufhebend, die Eschenheimer Gasse entlang schreiten. Abends am Kartentische der Frau X. oder in den Schäferstündchen der Frau von Y. ging dann ein funkelnagelneues Geschichtlein von den seltsamen Instructionen des preußischen Herrn Gesandten um und von den noch seltsameren Erläuterungen, welche dieser zu denselben gegeben hatte, und artig wurde es verdreht und immer mißgestalteter von Ohr zu Ohr weiter befördert.

Herr von Bismarck selbst hatte indessen sein Haus einer gewählten Schaar geistig regsamer Freunde geöffnet und fand nach Arbeit und geschäftlichem Mißbehagen die liebste Erholung in der Musik, durch welche ihn seine Gemahlin im Verein mit den Töchtern des bekannten Malers

Jacob Becker von Worms zu erfreuen pflegte, während die jugendlichen Herren Attachés ritterlich bald hier der Kunst und den Künstlerinnen huldigten, bald wißbegierig das Leben zu lernen suchten am Feuereckchen einer schönen und verführerischen Lehrerin. Auch sah man sie an stillen Sommerabenden häufig an deren Seite durch die Alleen und über die Squares dem Walde von Niederrad zu traben, gleich als gälte es zu beweisen, daß unter dem blauen preußischen Rocke nicht minder warm, denn unter dem weißen kaiserlichen ein Herz schlage voll Freude an edlen Pferden und liebenswürdigen Reiterinnen. Und wenn nun gar die Laune der Letzteren eine Landpartie befohlen hatte in den Taunus oder nach Homburg, dann konnte an Mittwoch-Nachmittagen oder Donnerstagsfrühstunden vor den Sitzungen der Telegraph zwischen Frankfurt und Wien, Berlin und Frankfurt nicht eifriger spielen, als hier unermüdlich zwischen Cabinet und Stall, Clubb und Boudoir die Grooms und Kammerdiener her und zurück liefen, immer wieder neue Instructionen einholend. Die Wichtigkeit der Verhandlungen mochte auch in beiden Fällen ziemlich dieselbe sein, nur kurzweiliger waren die Landpartien.

Am Theetisch, der Abends die Heimgekehrten im lauschigen Gemach unter einem Bilde von Schreyer oder Calame — den beiden Lieblingsmalern des damaligen Frankfurt — zu vereinigen pflegte, erschien mitunter auch der preußische Gesandte, lächelnd, wenn die Hausfrau statt des chinesischen Trankes ein Glas mit jener vortrefflichen Mischung aus Porterbier und Champagner ihm vorsetzte, welche von den Studenten „Menschenfreund“ genannt wird. Neckend oder ernst wußte er dann, oft nur mit einem hingeworfenen Wort, das Gespräch in seiner originellen Weise zu färben, und die ihm eigene sprühende Unterhaltungsgabe war in Frankfurt bald sprüchwörtlich. „Er sagt stets das Unerwartete!“ pflegten die Damen auszurufen, indem ihr Gesicht zugleich Stolz auf solchen Gast und weibliche Bewunderung für ihn ausdrückte. Auch bedurfte es immer dort, wo er im kleinen Kreise zugegen war, längst nach Mitternacht noch eines energischen Entschlusses, um das Behagen der Stunde durch den Aufbruch zu stören. Vielleicht ist unter den vielen glänzenden Eigenschaften, welche seither die Theilnahme oder die Neugier der Zeitgenossen an dem seltenen Manne entdeckt hat, kaum gebührend die Macht seiner geselligen Liebenswürdigkeit hervorgehoben worden, und doch ist diese fürwahr nicht eines der letzten der unerschöpflichen Mittel seines Einflusses. Nicht künstlich angeeignet und niemals in berechneter Absicht gebraucht, vielmehr stets unmittelbar und frisch aus der Anregung des Augenblickes erzeugt, gleicht sie derjenigen eines Kindes oder der Künstlernatur. Wir freuen uns an ihr, wie an einem Meteor in dem ungewissen

Vorgefühl, als könne sie möglicher Weise plötzlich einer anderen Stimmung Raum geben, aber zugleich empfängt unser Urtheil aus ihr das Licht, um den ganzen Mann besser zu verstehen. Hingegeben an die gegenwärtige Stunde, das Räthsel derselben lösen und die Keime der Zukunft in ihr sehen, festhalten und entwickeln, darin, wie uns dünkt, offenbart sich das Wesen dieser ungewöhnlichen Gestalt. Doch wir haben zu früh den Curs verlassen, in welchem dieselbe ihr Schiff jetzt noch zu steuern hatte, gleichsam als einen Ostindienfahrer im Binnenwasser: wir müssen zurückkehren zur Gesellschaft der freien Reichs- und Bundesstadt.

Gruppenweise je nach Herzensneigung oder überkommener Gewohnheit pflegte sich dieselbe unter dem Lampenschein befreundeter Häuser in kleine Bekanntenkreise zu sondern. Dort bei der noch immer schönen Mutter von drei schönen Frauen saßen allabendlich am Whist alte vornehme Herren und gedachten in den Pausen der guten und glücklichen Zeit, da Napoleon I. dem Prinzen Emil von Hessen in der Schlacht zurief: „En avant, roi de Prusse!“ Hier schmückte ein kunstverständiger Banquier alljährlich sein Haus mit neuen Meisterwerken der Malerei, während die Herrin desselben ebenso die Gallerien ihres Herzens erneuerte und verjüngte. Hier wurde ein Diner der Intimen für den durchreisenden Herzog von Morny, dort ein glänzender „Raout“ zu Ehren des Erzherzogs Ferdinand Max oder des Prinzen Georg von Preußen gegeben, jenes liebenswürdigen Fürsten, der neben reicher poetischer und musikalischer Begabung eine so umfassende Kenntniß der gesammten französischen Memoirenlitteratur besitzt, daß er mittels derselben jeden Moment der Geschichte des vorigen Jahrhunderts auf das lebendigste in Anecdoten zu vergegenwärtigen weiß. War drüben das Hauptquartier der Oesterreicher, hier schien preußische Militärpflicht eingeführt; und obgleich, so oft es die Huldigung durch ein Ständchen galt, dem wundervollen Spiel der k. k. Militärmusikbanden der Vorzug vor der preußischen Regimentsmusik willig eingeräumt wurde — so blieb doch in dem Gesammtconcert von Leben und Lebenlassen die erste Geige jetzt nicht mehr in ausschließlich österreichischen Händen.

Freilich in schrofferer Weise, als der Salon, gestaltete sich die Politik mehr und mehr zum Tummelplatze der Eifersucht zwischen den beiden deutschen Vormächten. Bismarck wurde je allmäliger, desto gründlicher davon überzeugt, daß der halb fremdländische Kaiserstaat nicht gewillt sei, Preußens Ebenbürtigkeit neben sich anzuerkennen, und mußte empfinden, wie derselbe dieser Abneigung bei jeder Gelegenheit bald kleinlichen bald energischen Ausdruck gab. Zwar der hervorragendste seiner Minister in neuerer Zeit, der ehrgeizige Fürst Schwarzenberg, war gestorben und an die Stelle desselben ein wenig bedeutender Mann getreten, welcher die

Berufung zu solchem Posten, wie man munkelte, nur einem originellen Zufalle verdankte. Als nämlich der Fürst während seiner anscheinend ungefährlichen Krankheit die Geschäftsleitung momentan in andere Hände zu legen wünschte, suchte er einen Stellvertreter, der jedes eigenen Gedankens sich ängstlich enthalten und mit peinlicher Sorge ausschließlich nach den ihm zu gebenden Fingerzeigen vicariren werde. Er glaubte die geeignete Persönlichkeit dafür in dem Grafen Buol-Schauenstein gefunden zu haben, damals Vertreter Oesterreichs beim Cabinet von St. James. Ehe dieser jedoch in Wien eintreffen konnte, war bereits das Portefeuille selbst zu vergeben und wurde jetzt natürlich ohne Zaudern dem Manne des Schwarzenbergischen Vertrauens überantwortet. Mit weniger Witz, aber gleichem Behagen war der Graf redlich bemüht, seinem Meister gerecht zu werden und wurde darin vom Grafen Rechberg gewissenhaft unterstützt. Dieser Letztgenannte hatte in Brasilien und in Stockholm nicht eben den Ruf eines „cordon bleu“ *) unter den Diplomaten der Gegenwart zurückgelassen, aber die zähe Kampflust seines heftigen Temperamentes schien für Frankfurt ihn vor Anderen zu befähigen, damit er dort in beständigen kleinen Scharmützeln die Geduld und die Gesundheit des gefürchteten preußischen Collegen ermüde. Beispiele dieser Gefechtsweise sind daselbst noch heute unvergessen.

Als nach dem beendigten Krimkriege die Friedensverhandlungen in Paris begannen, im Frühjahr 1856, wurde auf der Reise zu denselben Graf Buol in Frankfurt erwartet, und namentlich die Gesandten der Oesterreich quand même anhängenden kleineren Staaten glaubten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen zu dürfen, da sie dem auswärtigen Minister ihrer Schutzmacht eine Artigkeit und zugleich die eigene hervorragende Bedeutung bezeugen konnten; die übrigen, vielleicht anders oder gar nicht gefärbten Herren wollten unter solchen Umständen jenen weder irgend einen Vorzug noch die Möglichkeit gönnen, unbeobachtet Politik zu treiben, und deshalb fragten Alle „unter der Hand“ bei dem Grafen Rechberg an, ob sein Chef länger verweilen werde, ob sich Gelegenheit zu einem Meinungsaustausche mit ihm bieten möge und Aehnliches. Graf Rechberg aber erwiderte mit Bedauern, daß der Minister ohne Zweifel sehr eilig und aus diesem Grunde kaum in der Lage sein dürfte, den Herren seinen Besuch zu machen. Gleichfalls „unter der Hand“ forderte er jedoch den Einzelnen auf, ihm, dem Sprecher, während Buol's An-

*) Ein terminus technicus aus der diplomatischen Sprachweise, welcher das hervorragende Talent bezeichnet. Vielleicht ist dieser Ausdruck von dem blauen Großbande des altfranzösischen Ordens vom heiligen Geiste hergenommen. Diese Auszeichnung war selten und wurde nur an Männer von höchster Stellung und allgemein anerkanntem Verdienst verliehen.

wesenheit seinen Besuch zu schenken, vielleicht zu der und der genau bezeichneten Stunde, da dann Graf Buol sicherlich besonders erfreut sein werde, gerade jenem zufällig zu begegnen. Auch Herrn von Bismarck, der die betreffende Anfrage wahrscheinlich vergessen hatte, wurde diese Andeutung gemacht und erhielt mit kühlster Höflichkeit zur Antwort: „Der Gesandte, weit entfernt, den ermüdeten Reisenden stören zu wollen, werde vielmehr gern bereit sein, denselben bei sich zu empfangen, falls dieser ihm Etwas mitzutheilen habe.“ So geschah es, daß am Morgen nach der Ankunft des kaiserlichen Ministerpräsidenten sämmtliche Herrn Bundestagsgesandten mit Ausnahme eines Einzigen zufällig zur selben Stunde in der Wohnung ihres Vorsitzenden vorsprachen. Dort hatten sie, in einen der Säle geleitet und mit verdrießlicher Ueberraschung einander betrachtend, die Genugthung, nach einigem Harren Seine Excellenz eintreten zu sehen, kurze verbindliche Worte aus seinem Munde zu vernehmen und nach dergestalt beendigter „Cour“ sich verbeugen und beurlauben zu dürfen. Das Bewußtsein dieses diplomatischen Meisterstückes aber wurde noch erhebender für sie, als sie bald nachher erfuhren, daß Graf Buol natürlich nicht versäumt habe, seinen Besuch in der preußischen Gesandtschaft abzustatten.

In ernsteren Augenblicken des politischen Lebens wirkte allerdings der Gegensatz der beiden Nachbarmächte weniger heiter. So bei Veranlassung der preußischen Verwickelungen mit der Schweiz. Der Canton Neuenburg hatte bekanntlich im Jahre 1848 seine Unabhängigkeit von Preußen und die Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft erklärt. Im Frühjahr 1856 waren nun daselbst einige Edelleute an der Spitze einer wenig zahlreichen Partei aufgestanden, um die alten Beziehungen zu dem norddeutschen Königreiche wiederherzustellen. Von diesem ungenügend unterstützt, mißlang der Putsch und die Urheber desselben wurden vom Bundesrathe zu Bern als Staatsgefangene eingekerkert. Dadurch aber sah sich jetzt die Berliner Regierung in die ihr höchst unbequeme Nothwendigkeit versetzt, zu Gunsten jener Opfer preußischer Sympathien zu interveniren. Dies geschah auch, natürlich vorerst nur diplomatisch, blieb jedoch ohne Erfolg, obschon selbst Napoleon, damals auf der Höhe seines Einflusses, die bezüglichen Schritte unterstützen ließ. Die Schweiz, zwiefach gesichert durch die eigene geographische Lage und durch die richtig von ihr beurtheilten Verhältnisse draußen, beharrte in einem zähen Widerstande, und für Preußen erübrigte jetzt kaum etwas Anderes als zu rüsten, um durch Gewalt das zu erzwingen, was der gute Wille ihm verweigerte. Seine auswärtige Politik war in jenen Jahren mehr in kühnen Träumen, als in der festen Verwirklichung ihrer Gedanken thätig. Dennoch schien sie

diesmal entschlossen, nicht zu weichen, sondern für das Gebot der Ehre kraftvoll einzustehen. Da flüsterte man sich plötzlich in's Ohr: Oesterreich habe erklärt, daß es den Durchmarsch preußischer Truppen durch badisches Gebiet zu jenem Zweck nicht zugeben könne, vielmehr solches Vorgehen, wenn es nichtsdestoweniger geschehe, als Kriegsfall erachten müsse. Diesem Gerüchte ist niemals widersprochen worden, dasselbe verdient vielleicht um so eher Glauben, als die Action Preußens jetzt in der eilften Stunde erlahmte. Die Zustimmung seiner Regierung wurde einem leidlichen Abkommen zu Theil, welches der Schweiz lediglich durch das Drängen der Tuilerienpolitik entrungen war, und demzufolge die Gefangenen endlich ihre Freiheit zurückerhielten. Die Lorbeern des Freiherrn von Manteuffel aber welkten, bevor er die Hand nach ihnen ausstrecken konnte, ähnlich wie er in demselben Jahre sie schon von Anderen gepflückt fand, als er einer späten Einladung folgen und den fertig vereinbarten Pariser Friedensvertrag mit der Unterschrift seines Namens zieren durfte.

Es ist leicht verständlich, wie derartige Vorgänge auf Bismarck wirken mußten. Freilich längst schon war sein aufrichtiger Wunsch redlichen Einverständnisses zwischen den beiden deutschen Vormächten der klaren Erkenntniß gewichen, daß die letzten Ziele ihrer Politik unversöhnlich seien. Nunmehr aber trat seine durch jene Erkenntniß erzeugte innere Abwendung von Oesterreich täglich bestimmter in den Vordergrund, um so mehr, als die schroffe Heftigkeit des Grafen Rechberg, wie schon erwähnt, auch dem persönlichen Verkehre der beiden Gesandten allmälig einen gereizten Ton und bitteren Beigeschmack gab.

Anecdoten werfen ein grelles Schlaglicht oft bis in die Tiefe der Situationen hinein. So erhellt die in Frankfurt damals vorhandene sehr deutlich aus einem hier mitzutheilenden Vorgange.

Die kaiserlich königlichen Truppen hatten Parade zu Ehren eines anwesenden Erzherzoges. Unter den eingeladenen Zuschauern war auch der preußische Gesandte wie gewöhnlich in seiner Landwehrlieutenantsuniform erschienen, aus Rücksicht für den fürstlichen Gast mit einigen Großkreuzen geschmückt. Kaum aber gewahrte ihn jener, als er auf ihn zusprengte und verbindlich grüßend die ironische Frage an ihn richtete: „Verzeihens, Excellenz, habens alle diese Dekorationen vor dem Feinde erhalten?" — „„Jawohl, Kaiserliche Hoheit!"" lautete die blitzschnelle Antwort: „„Alle vor dem Feinde, alle hier in Frankfurt."" —

Wenig ist in diesen Schilderungen bisher von den einzelnen Vertretern der Bundesstaaten zweiten und dritten Ranges die Rede gewesen. Indessen weder zufällig, noch durch flüchtiges Uebersehen oder gar aus dem Grunde irgend welcher Unterschätzung wurde dies verabsäumt. Aber

die Zeit, von welcher wir handeln, war noch nicht diejenige der Triasidee; wenigstens war dieselbe noch nicht aus der Mappe des Herrn von Beust, aus dem Geheimniß der berühmt unleserlichen Handschrift in die „Gepflogenheiten" seiner diplomatischen Combination aufgenommen. Herr von der Pfordten weilte noch fern von Frankfurt, und nicht minder fern von den Staatsmännern der so und so vielten Curie schien damals der Gedanke, selbständige oder gar europäische Politik treiben zu wollen. Vielmehr begnügten sich dieselben, bald eine balancirende Stellung zwischen den beiden turnirenden Großen zu nehmen, bald an der Seite des Einen oder Anderen gleichsam Knappendienste zu thun, vorahnend, daß die Entscheidung über künftige Existenzfragen auch für sie selbst in den Waffengängen jenes politischen Zweikampfes vorbereitet werde. Und darum war es kein bloßes Ungefähr, wenn mehr denn Einer der damaligen Bundestagsgesandten demnächst als leitender Minister in sein Land oder Ländchen heim berufen wurde; denn vor anderen durften eben sie als eingeweiht in die Verhältnisse gelten, deren Entwickelung Europa früher oder später erschüttern mußte.

Als Napoleon im Jahre 1859 seinem rauhen Neujahrsgruße an Herrn von Hübner den italienischen Krieg folgen ließ und nun die öffentliche Stimme namentlich in Süddeutschland ungestüm Preußen aufrief, an Oesterreichs Seite für dessen außerdeutsche Provinzen einzutreten, da bekannte sich Bismarck laut als den energischen Gegner solcher Politik. Er wollte nicht, daß seine Regierung für Wien die Kastanien aus dem Feuer hole, während Wien auch jetzt noch durchaus kühl es ablehnte, ihr die entsprechenden Gegenzugeständnisse in Deutschland zu machen, wie z. B. den Oberbefehl über die Bundestruppen und das Alternat des Präsidiums. Voll Unwillens aber sah in jenen Tagen die Mainstadt den preußischen und den italienischen Gesandten, Herrn von Bismarck und Graf Barral, häufig Arm in Arm durch ihre Straßen wandern. Ersteren freilich kränkte solcher Zorn nur wenig, in Berlin indessen wurde ein so entschiedener Vertreter der Politik, zu welcher man sich noch nicht offen bekennen wollte, gerade an dieser Stelle unbequem, und Freiherr von Schleinitz, der auswärtige Minister der neuen Aera, rief aus diesem Grunde Herrn von Bismarck fort von einem Posten, welchen er seit acht Jahren, lernend, wachsend und endlich gewaltig werdend, bekleidet hatte. Er wurde zum Gesandten am Petersburger Hofe ernannt: „wie Champagner behandelt," soll er damals geäußert haben, nämlich „kalt gestellt für späteren Gebrauch." Frankfurt aber hatte Ursache, um den Verlust des bedeutendsten Mannes innerhalb seines Weichbildes zu trauern in viel aufgerührtem Staub und politischer Langenweile.

2.

War das Mißbehagen an jener politischen Langenweile, die wir über Frankfurt am Schlusse des vorigen Abschnittes hingebreitet sahen, die Ursache, oder glaubte im Jahre 1863 Oesterreich den preußischen Nachbarstaat im Innern ernsthaft durch den Conflict geschwächt und zugleich bei den Bevölkerungen der übrigen deutschen Länder hinlänglich mißliebig, oder endlich wirkten auf seine Entschließungen und Hoffnungen solche Erwägungen beide vereint? Genug, die Regierung des Kaiserstaates unternahm es, wider den unbequemen Nebenbuhler einen Meisterzug zu thun und lud im Juli genannten Jahres die deutschen Souveräne und Minister zu einem Fürstentage, welcher schon im August behufs Revision der Bundesverfassung in Frankfurt zusammen treten sollte.

Unter die von diesem Vorhaben völlig überraschten Cabinete zählte auch das Berliner, und in der Vorgeschichte zu jenem in der That einzig dastehenden Fiasco ist die Naivetät nicht uninteressant zu beobachten, mit welcher man in Wien damals die Ueberrumpelnng Preußens durch Rücksichtslosigkeit und sogenannte vollendete Thatsachen für möglich hielt. Der Zufall wollte nämlich, daß kurze Wochen vor der Absendung der betreffenden Einladungsschreiben König Wilhelm sich zur Cur im Bade Gastein befand, wohin der Etiquette gemäß Kaiser Franz Joseph ihm seinen Besuch zu machen kam. Aber weder die Majestät selbst hielt eine mündliche Mittheilung über ihr wichtiges Vorhaben an den königlichen Oheim für angemessen, noch besprach es der als auswärtiger Minister den Kaiser begleitende Graf Rechberg mit dem Herrn von Bismarck. Nachdem vielmehr kaum der Austausch herzlicher Begrüßungen zwischen den verwandten beiden Monarchen beendigt war, ehe noch in dem nahen Ischl die kaiserlichen Reisewagen ausgespannt sein mochten, empfing jetzt der König von Preußen jene Entbietung eben so plötzlich und mit den gleichen Worten, wie etwa auch die Fürsten von Waldeck oder Reuß jüngere Linie aus der Wiener Hofburg sie vernehmen durften.

Dennoch, edle Selbstverläugnung übend, lehnte der König keineswegs gänzlich und von vorn herein seine Mitwirkung ab, sondern preußischerseits wurde vor Allem die Hinausschiebung der Ausführung eines Unternehmens von solcher Tragweite über mehrere Wochen anempfohlen, und dann zugleich vorgeschlagen: die beiden Hauptmächte wollten über die Grundzüge des den Bundesgenossen vorzulegenden Erneuerungsplanes zuvor unter sich allein Vereinbarungen treffen, demnächst aber zur Berathung derselben die Einladungen gemeinsam ausgehen lassen.

Wenn die preußische Politik in diesem Augenblicke solchen Vorschlägen

gegenüber dem Wiener Cabinet Ausdruck gab, so mochte dies freilich ohne die Hoffnung geschehen, daß jene dort gewürdigt, geschweige denn angenommen werden könnten. Aber indem sie frei von selbstischer Empfindlichkeit sich bereit zeigte, in besonnener Thätigkeit an Deutschlands Erneuerung mitzuarbeiten, legte sie, wenn der Zwiespalt der beiden deutschen Großmächte in Folge der Zurückweisung der billigen Anträge der einen durch die andere nunmehr fast unheilbar wurde, die Verantwortung dafür mit kluger Hand auf Oesterreichs Schulter. Dieses Verfahren brachte Preußen voraussichtlich zwar keinen schnellen Gewinn, änderte auch kaum die in der Mehrzahl ihm abgeneigte Stimmung der Bundesregierungen, aber es schuf ihm ein neues Guthaben für seine später unvermeidliche Abrechnung mit der habsburgischen Gegnerschaft.

Es ist leicht, die Bewegung sich vorzustellen, welche durch die Kunde von diesem politischen Ereignisse in Kopf und Phantasie der Bewohner Frankfurts erweckt werden mußte. Nach jenen mancherlei „Tagen“ von ebenso bunter Zusammensetzung, als wechselnder und natürlich jedesmal gesteigerter Wichtigkeit, nach Schützentagen, Sängertagen und Bienenzüchtertagen nun gar ein Tag der Erlauchten aus so und so viel großen und kleinen Residenzen Deutschlands. Die Fahnen und die Guirlanden, die Reden der Senatoren wie die rothen Livreen ihrer Dienerschaft, Alles wurde eilig und mit dem erdenklichsten Aufwande vorbereitet. Gern rüstete sich die Mainstadt auch zu dieser glänzenden Art von — wie sollen wir es nennen? — von unschädlichem Begeisterungsspiel, dessen periodisch wiederkehrende Aufregungen allmälig dem ehrsamen Sonntagsliberalismus der fünfziger und ersten sechziger Jahre ebenso unentbehrlich geworden schienen, wie es vielleicht das Tanzen auf der Kirchweih für eine fleißige Professorsköchin ist. Freilich regelmäßig erneute sich auch der Katzenjammer, welcher ihnen nachfolgte, aber die Süßigkeit, während des Rausches bei Wein, Musik und Toasten von Ideen zu träumen, die weder klar noch thatenschwanger waren, dünkte trotzdem Niemandem zu theuer erkauft, und sintemal jene Glücklichen weder am Staatsgebäude rüttelten, noch das ernstere Publicum, welches ihnen gleichgültig vorüber ging, in seiner Arbeit belästigten, so sahen die Regierungen dem Zeitvertreibe in Seelenruhe zu, bis nun plötzlich auch sie von dem Taumel erfaßt schienen, mitzuthun!

Der Monat August kam näher, aber diesmal brauchte das glückliche Frankfurt während der öden Bundestagsferien und der Abwesenheit der Gesandten nicht die Touristen auf der Zeil oder die vom Winde umhergejagten Staubsäulen auf dem Roßmarkt zu zählen. Heuer galt es nur, Freunde einzuladen in die Häuser mit günstig gelegenen Fenstern, und

dann in Geduld Herzen, Hurrahrufe und Sträuße zur Einfahrt des Kaisers und der Fürsten bereit zu halten.

Endlich schlug die ersehnte Stunde. Als Franz Joseph den Salonwagen auf dem Hanauer Bahnhofe verlassen hatte, wurde er daselbst durch Reden Seitens des Bürgermeisters Müller und eines Senators willkommen geheißen, der bekannt ist durch seinen Preußenhaß und seine kurzen Beinchen, während der Zuruf der Menge ihn draußen als Kaiser von Deutschland grüßte. Im offenen Wagen fuhr der Monarch durch die Straßen, umschwirrt von der tiefen Erregung der Einheimischen und Fremden. Aus allen Fenstern und herab von den Dächern wehte ihm der Lärm einer ungestümen Freude entgegen: und dennoch schien ein Etwas vorhanden, das niederdrückend, unheimlich all diesen Jubel geleitete. Der Himmel über Frankfurt, wie sehr er voll Ordensband und voller Freiherrndiplome hing, war nicht wolkenlos. Fand vielleicht jenes Ungenannte, Ungewisse seinen Ausdruck in den bitteren Bemerkungen, die hie und da im Kreise der glänzend geschmückten Zuschauer auf den Balkonen des Einzigen gedachten, der nicht anwesend war, in diesen vielmehr zornigen, denn triumphirenden Glossen über Preußen?

Dort dem englischen Hofe gegenüber das stattliche Haus hat seine sämmtlichen Säle weitgeöffnet. In jedem Fenster der breiten Vorderseite, wie auf dem geräumigen Altane ist die Blüthe einer vornehmen Damenwelt in frischesten Sommertoiletten mit dem besternten Frack und den Uniformen zwischen denselben zu wechselvollen Bildern gruppirt. Die Untenstehenden blicken und lauschen auch wohl hinauf und flüstern sich dann zu: „Das sind die Rumpenheimer!“ Wenn aber ihre Ohren in der That scharf genug waren, um den Gesprächen hier folgen zu können, dann wußten sie, daß fürwahr keine dieser Rosen ohne scharfe Dornen für König Wilhelm oder Herrn von Bismarck sei. Der Berichterstatter aber trennt sich nur ungern von der Festfeier gerade auf diesem Punkte, um die Schritte des Kaisers nicht zu verlieren; doch tröstet ihn die Hoffnung, daß er später auf dem Wege seiner Geschichtserzählung Schloß Rumpenheim selbst noch erreichen werde.

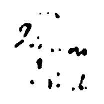
Der altehrwürdige Palast des Bundes war bis in den letzten Winkel hinein ausgestaubt und zum Empfange der apostolischen Majestät geschmückt. Sitzungsprotokolle, Kanzleiacten und Gesandte, die ganze Repräsentation einer wurmstichigen Staatskunst hatte Platz gemacht und „neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Ob dieses Leben auch Wurzeln trieb? Jedenfalls zeigte es heute Pracht in den Kronen und genügte damit vollständig dem Bedürfnisse des geschichtlichen Momentes.

Die ersten Tage des Congresses blieben nun dem vertraulichen Mei-

nungsaustausche der Minister und zugleich der Ceremonie gegenseitiger Besuche unter den Bediademten, um mit Platen zu reden, gewidmet. Equipagen, deren Rosse und Wagen das Auge jedes Kenners entzücken mußten, rollten unaufhörlich durch die Straßen, und mitunter geschah es, daß deren Insassen auf dem Wege zu einander sich begegneten und dann wohl ihr Gefährt verließen, um angestaunt von einem neugierigen Publicum unter Gottes freiem Himmel sich zu umarmen, — denkwürdige Augenblicke, welche damals in der Frankfurter Latern ihren gleichzeitigen Historiker fanden. Sobald aber dergestalt die nothwendigen Vorbereitungen erledigt waren, wurde der eigentliche Fürstentag durch ein Galladiner eröffnet, zu welchem der Kaiser seine Bundesgenossen einlud. An die Gemächer, welche das Palais Taxis für diesen Zweck aufschloß, stößt ein geräumiger Saal. Hier in langen Reihen aufgestellt, harrten die Adjutanten, die Kammerherren und Legationssecretaire der „Anfahrt der höchsten Herrschaften" und durften Zeugen des ritterlichen Grußes werden, mit welchem der kaiserliche Wirth jedem neueintretenden Gaste in liebenswürdigster Weise entgegen ging. Natürliche Hoheit und elastische Leichtigkeit der Bewegung schienen in seltenem Maße ihm eigen und vortrefflich kleidete die weiße Marschallsuniform seine schlanke Gestalt. Nicht minder erfreulich für das Auge trat Mancher der Fürsten an die Seite des Kaisers, und nur jezuweilen glitt ein heimliches Lächeln über das Antlitz der Versammlung, wenn Erscheinung oder Uniform eines unter tiefen Verbeugungen über die Schwelle Wandelnden gar zu lebhaft an Ruppiner Bilderbogen oder an die Garderobe eines kleinen Theaters gemahnte, wie solche ehedem unsere Kinderjahre erfreut haben. Und als nun gar der Gebieter über eine der allerbeschränktesten deutschen Machtsphären den vor ihm stehenden Kaiser vor großer Devotion schier nicht gewahrte, vielmehr denselben durch plötzliches Verneigen seines Hauptes in die Körpergegend unter dem Herzen also stieß, daß Seine Majestät selbst nur mühsam die Komik der Lage überwand: da fürwahr hatte die Corona Veranlassung, tapfer wie nie die schulgerechte Blindheit einer guten Hofsitte zu bethätigen.

Die Tafel war aufgehoben und die Fürsten fanden sich am Tage darnach zu der ersten Sitzung zusammen. Diese hatte gleich den ihr folgenden natürlich mit Ausschluß der Oeffentlichkeit statt, und es sind darum nur Muthmaßungen, wenn wir uns die Berathenden um des Kaisers Majestät nicht minder ehrerbietig gesellt, als die Dinirenden vorstellen. Doch fehlen uns gleichwohl einzelne Fingerzeige für die Richtigkeit dieser Annahme nicht. So wird erzählt, daß Einer der Souveraine, und zwar nicht Einer vom letzten Range, das oben erwähnte Wiener Schreiben durch

die telegraphische Mittheilung beantwortet habe: „Er werde die Ehre haben, dem kaiserlichen Befehl unterthänigst Folge zu leisten." Der Monarch Oesterreichs soll übrigens das Amt des Präsidenten geschickt trotz einem Simson geübt haben. Ist doch auch die parlamentarische Befähigung Sache des Talentes und, da sich dieses launisch vertheilt und bisher die fürstliche Erziehung kaum vorzugsweise auf seine Entwickelung hingewendet war, so mögen wir einigen dankenswerthen Indiscretionen wohl Glauben schenken, welche uns von anmuthigen Wechselfällen aus dem Verkehr dieser erlauchten Fractionen berichten. Es gefiel z. B. einer jungen blonden Durchlaucht voll Wohlwollens und Eifer, in klar durchdachter, schön geformter Rede die Herrn Collegen auf die hauptsächlichsten Erfordernisse zur Neugeburt Deutschlands hinzuweisen. Ueberrascht und angeregt lauschte dem Redner das höchste Haus und der Vorsitzende sprach demselben, da er geendet, den Dank Aller, zugleich aber die Bitte aus: er wolle nunmehr das Gesagte in zwei Worte für den Schriftführer, Freiherrn von Biegeleben, zusammenfassen. Umsonst jedoch versuchte der liebenswürdige Fürst, diesem Wunsche zu willfahren, er mußte erröthend bekennen, daß er die gediegene Arbeit seines Ministers mit dem Verstande nicht so schnell, als mit einem vortrefflichen Gedächtnisse habe erfassen können. In der Ueberlieferung solcher heiteren Vorkommnisse dünkt uns dem Beobachter der Zeitepoche ein werthvolleres Material gegeben, als etwa in Auszügen aus den Verhandlungsprotokollen, sintemal diese ja durch die Geschichte selbst ohne Zaudern zu den Acten gelegt wurden. Nur in der Eröffnungsrede des Kaisers bleibt ein Ausspruch merkwürdig für den Politiker, durch welchen nämlich die bisherige Bundesverfassung mit einem morschen Gebäude verglichen wird, das fürder keinen sicheren und gesunden Aufenthalt mehr biete. In des deutschen Volkes dankbarer Erinnerung aber lebt die unentwegte Festigkeit der Großherzöge von Baden und Mecklenburg-Schwerin fort und in zweiter Linie auch diejenige des Herzogs von Altenburg, die treuvereint zu den Rechten der preußischen Krone standen und ernsten Einspruch gegen die frivole Mißkennung dieser Macht gethan haben. Was außerdem von Directorium, Staatenhaus und Volkshaus hier geredet, dort in inspirirte Leitartikel geschrieben wurde, kaum mag es damals von den Betheiligten selbst geglaubt sein, wir Anderen haben es heute vergessen.



Die Berathungen rückten nicht von der Stelle und auch die Temperatur der Stimmung wurde nicht angenehmer, nun inzwischen das preußische Verlangen nach gründlichen Vorarbeiten, so wie die Ablehnung desselben seitens des Wiener Cabinetes allgemein bekannt geworden war. So konnte sich Oesterreich von den nachtheiligen Folgen seines rücksichts-

losen Vorgehens überzeugen, und natürlich kam es ihm jetzt darauf an, diesen von Herrn von Bismarck so klug ausgebeuteten Fehler wieder gut zu machen. Freilich das mochte es weder wünschen noch voraussetzen, daß auch jetzt noch die preußische Majestät in der Mitte der Fürsten erscheinen wolle, aber seinerseits mußte in jedem Falle ein versöhnender Schritt geschehen, damit nach dessen wahrscheinlicher Zurückweisung dem Gegner das letzte Unrecht auf die Schultern gelegt bleibe.

Dies war der Grund, weshalb man beschloß, des Königs Wilhelm vieljährigen Freund, König Johann von Sachsen, aus dem Schoße der Versammlung nach Baden-Baden zu entsenden: Im Namen der Gesammtheit seiner deutschen Mitsouveraine sollte der preußische Monarch noch einmal um Betheiligung an ihren Berathungen angegangen werden.

König Johann zögerte nicht in der Ausführung dieses peinlichen Auftrages. Die Zurückbleibenden, in ihren Arbeiten unterbrochen, empfingen dankbar die Botschaften aus dem nahen Schlosse Rumpenheim, welches sie in seine Zerstreuungen während der Tage der Muße einlud.

Wir aber möchten dorthin den Diplomaten und den fürstlichen Gästen voraneilen, um daselbst bei ihrem Eintreffen schon zu Hause zu sein. Auch sogar eine längere Entfernung von dem eigentlichen Boden dieser Schilderungen werde uns verziehen, da die Studien, zu denen jener freundliche Sommersitz die beste Gelegenheit bietet, vielleicht dem hier zu entwerfenden Gesammtbilde zu Statten kommen.

Zwei Wegstunden oberhalb Sachsenhausen schimmern vom linken Ufer des Main her die hellen Fenster und die weißen Mauern eines ansehnlichen Hauses, welches rückwärts in die es umfassenden Parkanlagen zwei langgedehnte Flügel hineinstreckt. Das ist Rumpenheim, seit länger denn einem halben Jahrhunderte ein ländlicher Besitz der erbfolgeberechtigten zweiten Linie des kurfürstlichen Hauses von Hessen-Cassel. Diese hat sich in dem Landgrafen Friedrich, Bruder des ersten Kurfürsten Wilhelm, von der Hauptlinie abgezweigt, Gut und Schloß aber sind jenem höchstehrwürdigen Herrn, der erst 1837 fast 93 Jahre alt gestorben ist, wir erinnern uns nicht genau ob durch Erbschaft oder Kauf, zugefallen und wurden seitdem von ihm selbst wie von seinen Nachfolgern als ein Lieblingsaufenthalt gepflegt, auch alljährlich erweitert. Zu der Zeit, von welcher wir jetzt reden, besaßen drei schon ziemlich betagte Brüder die Herrschaft gemeinschaftlich, nämlich der Landgraf Wilhelm von Hessen und die Prinzen Friedrich und Georg. Einer der Letztgenannten, gleich dem Anderen ein liebenswürdiger alter Junggeselle, bewohnte jahraus jahrein das Schloß;

d. h. so berichteten die benachbarten Frankfurter dem Fremden, wenn dieser auf der Zeil etwa fragend einem mehr soliden, als eleganten Zweispänner nachschaute, vor welchem die Pferde, dick und rundlich wie der Mops eines Stiftsfräuleins, seine Verwunderung erregen mochten, während der steif verbindliche Gruß des im Wagen Sitzenden denselben leicht als einen vornehmen Herrn aus der alten Schule erkennen ließ. Von diesem also erzählten die Frankfurter. Falls indessen der Neugierige, das Tusculum selber kennen zu lernen verlockt, die kurze Fahrt nach Rumpenheim unternahm, dem Pförtner sich freundlich erwies und nun in heller Sommernachmittagsstunde den weiten Kiesplatz zwischen den Schloßflügeln betrat, die Baumgänge durchschritt und den Blumengarten und das Taxuslabyrinth, kurz alle die Wege, die zierlich gepflegten Gartentheile — er fand, wenn die Jahreszahl zufällig eine grade war, hier und dort überall nur Sonnenglanz und tiefes Schweigen. Allein das leise Zittern der Baumblätter in der Juliluft, ein Springbrunnen, dessen Wasserstrahlen auf den Rand des steinernen Beckens zurückfielen und dann und wann das Gurren der Lachtaube erinnerten ihn noch an Leben und Bewegung: denn der einsame Gutsbewohner weilte um diese Tageszeit auf seinem Zimmer, die Gartenarbeit war gethan, und nur Jahre mit ungraden Zahlen konnten Schloß und Park mit Jeglichem bevölkern, was alt und jung dem fürstlichen Hause Hessen anverwandt oder zugethan war. Diese ungraden Jahre schlossen jene lange gelbe Gallerie auf mit ihren gradbeinigen Tischen und Sesseln im Stil des ersten Kaiserreichs und ihren braun eingerahmten Kupferstichen, in den ersten Frühlingstagen der ungraden Jahre wurde für die Dauer der Saison einmal der Flügel im Casino gestimmt und noch die ersten ungraden Octoberstürme vermochten es in diesem allgemeinen Erholungszimmer nicht, die Spiel- und Singübungen der Damen beiderlei Geschlechts, der fürstlichen sowohl wie der unfürstlichen, mit ihrem Fortissimo zu übertäuben. Darum Heil dem Congresse, daß er in ein ungrades Jahr fiel! Denn die graden in Rumpenheim sind einförmig, wie der Tod, die ungraden bunt und lustig und zugleich ganz anders, als überall an anderen Orten. In ihnen findet hier nach jedesmal zweijähriger Unterbrechung sommerlang eine allgemeine zahlreiche Familienvereinigung statt.

Dann wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen, aus Dänemark und Nassau, aus Schaumburg-Lippe und England, Anhalt, Strelitz und Petersburg? Verschwägert und hundertfach mit einander vervettert, wie es seit Urväterzeit die europäischen Fürstengeschlechter sind, konnte es nicht fehlen, daß diese stolze Tafelrunde durch Sprößlinge fast aus jedem derselben geschmückt wurde. Ja, wenn

das ungrade Jahr eben ein gesegnetes war, mochte der tägliche Mittagstisch mit Hofdamen und Cavalieren oft bis zu vierzig Häuptern zählen. Zu interessanten Wahrnehmungen gaben dann die verschiedenen Altersstufen, der Rang oder die heimische Hausmacht dem Beobachter Anlaß. Wenn die Mitglieder unserer altfürstlichen Häuser schon vorgerückter im Leben sind, pflegt die freie Würde einer abgeschlossenen Persönlichkeit in ihnen zu erscheinen, welche innerlich im Gleichgewichte ruht und nach außen einer sicheren Stellung sich bewußt ist. Niemals angekränkelt von der Blässe des Gedankens an die Möglichkeit, daß eines Tages veränderte Strömungen der Zeit sogar an den Fundamenten dieser Stellung rütteln könnten, bewahrten sich diese hohen Herren unbefangen jene herkömmliche Mischung von Stolz und höflichstem Wohlwollen, von ungezwungener Leichtigkeit des Verkehrs und peinlichem Wachen über die ihnen gebührende Rücksicht. Den Jüngeren ist unwillkürlich dagegen die Macht des „tempora mutantur et nos etc." schon nahe getreten und hat ihnen zwar nicht ihren Anspruch auf hohe Vorrechte, wohl aber das Vertrauen in deren Beständigkeit oder Anerkenntniß seitens der Welt verkümmert, also gewissermaßen den Glauben an sich selbst. Dieser Umstand giebt ihrem Auftreten etwas Unsicheres, häufig zwischen Blödigkeit und Hochmuth hin und her Schwankendes. Eine Bemerkung, die indessen nur beschränkte Anwendung auf regierende Häupter findet, denn der Beruf, stets das bequemste Kleid der Persönlichkeit, ist vorzugsweise in diesem Falle geeignet, sie mit seinem Nimbus wärmend und schützend zu umgeben. Und dasselbe gilt aus ähnlichen Ursachen von der Mehrzahl der Prinzen der größeren Staaten, sobald diese nämlich unter gleich strengen Anforderungen und kaum größerer Bevorzugung wie ihre Mitbürger jenen Staaten dienen, während den Prinzessinnen die Bewahrung einer imponirenden Haltung aus naheliegenden Gründen überhaupt leichter gemacht wird. Jede Dame befindet heutigen Tages sich im Nießbrauch von Rechten, welche ihr nicht durch eigene Kraft erworben, sondern durch die Ritterlichkeit der Männer eingeräumt sind, erfreut sich einer aristokratischen Ausnahmestellung, ist also eigentlich in gewissem Sinne Prinzessin. Um wie viel bequemer, wir möchten sagen, wie viel gründlicher werden diejenigen Damen dies werden, die schon die Kleidchen für ihre Puppe aus Purpur und Hermelin angefertigt sahen?

Neben den letzteren muß dann freilich das Dasein jener anderen Prinzessinnen ohne das kostbare Spielzeug — wir meinen die Hofdamen — nicht immer ganz dornenlos sein. Im täglichen Verkehr nahe zu den Gebieterinnen gesellt, stets vertraulich, aber niemals vertraut, überall von Glanz umgeben und doch fortwährend im Schatten, gütig ermuntert, wenn

sie etwa Frohsinn oder Talent, Offenheit, ja selbst Liebe darbringen wollen, aber fragend und fremd angeblickt, sobald ihr Herz eine bessere Erwiderung dafür, als das bequeme Aneinandergewöhntsein zu beanspruchen wagt — so leben diese Urbilder der Selbstverleugnung nicht ihr eigenes, sondern ein fremdes Leben und athmen nach einem Gesetze, das außer ihnen liegt. Die Cavaliere sind in den meisten Fällen glücklicher daran, und zwar theils wegen ihrer nicht sowohl persönlichen als geschäftlichen Stellung zu den Fürsten, theils in Folge der erquicklichen Berührung, in welcher sie mehr, denn ihre „Gespielinnen," mit der Außenwelt verbleiben; und darum trägt ihre eigene Naturanlage die Schuld, wenn Selbstsucht und Eitelkeit sie zum Intriganten, oder Charakterschwäche zum Polonius macht.

Doch genug der Schwerfälligkeit solcher Betrachtungen! Wir vergaßen, daß in unserer reizenden Sommerfrische die Erholung courfähig ist, nicht die geistige Anstrengung. Sommerfrische? Der Berichterstatter hat sich beeilt, mit diesem Euphemismus den begangenen Etiquettefehler wieder gut zu machen; denn sonst durfte er kaum verschweigen, daß die heiße Jahreszeit über das Aranjuez am Main ihre eigentlichen Gaben verschwenderischer, als eben diese auszugießen pflegt. Dennoch, wenn die Abendstunden die Luft in dem durchsonnten Parke kühlten, fürchtete der jüngere Theil der Schloßbewohner zuweilen nicht das Wagestück eines Gesellschaftsspieles. Hier das Caroussel unter den hohen Akazienschatten, dort eine Kegelbahn und wenige Schritte davon jener Vogel mit schwerer eiserner Schnabelspitze scheinen die Lust dazu herauszufordern. Oder verlangt es etwa eine kecke Lippe, einer rosigen Schwester Geheimnisse anzuvertrauen? Siehe, auch griechische Tempel, Pavillons mit bequemen Ruhesitzen fehlen nirgend, sondern verheißen Wände, die keine Ohren haben, um so bereitwilliger, als sie zu aller Zeit sehr vorsichtig zugeschlossen sind. Der Schlüssel aber steckt niemals, hier nicht und dort nicht an dem Vorlegeschloß, welches Billard oder Bibliothek, Croquet und Bocciaspiel vorläufig unzugänglich macht. Es ist jedoch leicht, dieses geringfügige Hinderniß zu überwinden; denn es bedarf nur eines kaum fünffachen Instanzenzuges dafür, der in eben so vielen Stunden erledigt sein kann. Der Humor der Dankbarkeit, wohl empfänglich für diese treffliche Ordnung und Vorsorge, hat darum das Rumpenheimer Leben eine fortdauernde Kette von Vergnügungen genannt, und wir meinen, wenn diese Aufzeichnungen einem Auge zufällig begegnen sollten, das damals sehnsüchtig nach dem Schlüssel ausgeschaut hat, es werde der Thränen der Rührung noch heute sich kaum erwehren können.

Das ist Rumpenheim, eine Oase, an welcher der Samum modernen

Geistes machtlos vorüberweht. Dieselbe zeigte sich in ihrem vollsten Reiz im Jahre 1863 an den Empfangsabenden während des Fürstentages.

Dann bevölkerten nicht endende Wagenreihen die Straßen von Frankfurt her und die verhältnißmäßig engen Räume des Schlosses schienen kaum der Ueberfülle seiner Besucher freie Bewegung zu geben. Es war, als gälte es eine Musterausstellung von gesegneten Vorbildern oder als sei plötzlich in der unbenutzten Bibliothek der gothaische Hofkalender neuesten Jahrganges lebendig geworden: Die Geister der dort verzeichneten Würdenträger, eine Vorstellung, die freilich etwas kühn ist, nahmen Fleisch und Blut an, sprengten von innen die verschlossene Thür und jetzt ergießt sich durch die Gemächer eine unaufhörlich wachsende Fluth von Hoheiten, königlichen Hoheiten, Durchlauchten und berühmten Excellenzen. Dort an dem marmornen Pfeilertischchen, die Arme über einander verschränkt, wie er naturgetreu in jedem Kgl. sächsischen Consulate abgebildet zu sehn ist, lehnt der Freiherr von Beust, sein Haupt ist sinnend auf die Brust hinabgeneigt. Spitzt er in Gedanken die Feder zu einer diplomatischen Arabeske von unübertroffener Anmuth oder prüft er — ob der glänzende Lackschuh gegenwärtig ebenso zierlich den schmalen Fuß ihm umspanne, wie dies heute früh auf der Zeil die Zugstiefelchen von käferbraunem Saffian thaten? Ein „guten Abend, liebe Excellenz!“ von allerhöchster Lippe schreckt ihn aus dem Ernst solcher Betrachtungen auf. König Max von Baiern, Wohlwollen und Feinheit in den etwas müden Gesichtszügen, beginnt ein längeres Gespräch mit dem Staatsmanne, dessen Stern damals in zunehmendem Licht erschien. Da und dort aus ehrerbietiger Ferne gleiten Blicke auf dies Paar herüber, das Ohr schärft sich, um ein wegeweisendes Wort zu erhaschen, und die jugendliche Fürstin hier, die voll heiteren Vergnügens jenen alten Herrn in die Netze ihrer Schelmerei verstrickt sah, sie begreift nicht, warum ihr Gegenüber plötzlich so zerstreut geworden ist? Verstimmt, völlig wieder Durchlaucht sich fühlend, wendet sie ihm den Rücken. Freilich dem Kurfürsten von Hessen konnte solche Unhöflichkeit nicht vorgeworfen werden. Politik und Fürstin Hanau, die Schulden seiner Söhne und sogar seine bekannte „Freundwilligkeit“ gegen der Herrn Vettern von der anderen Linie Liebden — Alles schien vergessen, schien in fast phänomenale gute Laune aufgelöst. Das machte die blonde Schönheit der stattlichen Cousine, die ebenso wenig während der Sitzungen seine Gedanken freigab, wie jetzt in der Fensternische drüben sein geblendetes Auge. Ja, bereits erhob eine kühne Conjecturalpolitik der Umgebungen sich zu Träumen von Ehescheidung, legitimer Landesmutter und veränderter Erbfolge im Kurstaat, und die Herzen der bedrohten Landgräflichen schlugen hörbar. Im ersten Abschnitte dieser Gedenkblätter

haben wir gesagt, die Farbe der politischen Bestrebungen in Frankfurt sei damals schwarzgelb wie diejenige seiner gesellschaftlichen Vorliebe gewesen. Jetzt durfte man von den hier geführten Gesprächen, von den Gedanken behaupten: sie waren schwarzweiß, sie kreisten ohne Unterlaß um den armen König Wilhelm, „der die Weigerung zu kommen längst bereut habe," und sie sprühten Verderben oder Hohn über den verwegenen Abenteurer, den entsetzlichen Minister Bismarck. Und weil man in dieser erhabenen Sphäre doch die Elemente für ein künftiges deutsches Oberhaus vorahnen durfte und zugleich die Schule seiner Entwickelung in der hier zu Tage tretenden politischen Beredtsamkeit, so erhob sich auch wohl das stille Verlangen nach einer Geschäftsordnung etwa auf Grund von Alberti's Complimentirbuch. Jedenfalls haben die Burggrafen von Nürnberg mehr Jahrhunderte bedurft, um durch Thaten sich zu erheben, als Königsenkel hier Secunden gebrauchten, um, sobald es jene „Emporkömmlinge" galt, in Wort und Ausdruck hinabzusinken.

Der König von Sachsen verweilte inzwischen immer noch bei dem Urheber so vieler Sorgen in Baden-Baden, und es waren möglicherweise seine Mittheilungen von dorther, welche diese Lebhaftigkeit der Discussion hier bewirkten.

Uns ist in derselben nicht behaglich, wir verlassen den erlauchten Gesellschaftskreis, aber wir mögen doch den versammelten Herrschaften keineswegs jenen hohen Ehren- und Freudentag mißgönnen, an welchem ihnen der Kaiser selbst seinen Besuch abstattete. Bis zu welchem Paroxysmus die Empfindung von diesem Glücke sich verklärte, das zeigte uns jener Moment beim Abschiede, da die Majestät einem Kammerherrn die Hand reichte, in welchem sie einen ihr persönlich nicht fremden ehemaligen österreichischen Offizier wiedererkannte. Die Räder des davonrollenden kaiserlichen Gefährtes durchfurchten noch knirschend den Kies auf dem Schloßplatze, als schon fürstliche Gratulanten von allen Seiten auf den erstaunten Edelmann zueilten, fragend: ob derselbe nicht diesen Handschuh, durch des Kaisers Berührung geweiht, aufbewahren werde zum ewigen Gedächtniß für Kind und Kindeskind?

Und vielleicht in der nämlichen Stunde, welche die Zeugin dieses erhebenden Auftrittes war, eilte Bismarck, von seinem Monarchen gerufen, an Rumpenheim und Frankfurt vorüber und fand auch den königlichen Unterhändler noch in Baden anwesend.

Wohl mag man annehmen, daß dieser den ganzen edlen Einfluß der Freundschaft wie seiner Persönlichkeit aufgeboten habe, mag auch denken, wie König Wilhelm's Herz unter der Nothwendigkeit litt, gerade jetzt abgekehrt von den Genossen bleiben zu müssen; dennoch drohte kaum Ge-

fahr, daß der hart umlagerte Herr die ihm gebaute Triumphbrücke betreten und etwa in der eilften Stunde noch versuchen wolle, durch sein persönliches Erscheinen unter den Fürsten jenem Frankfurter Zerrbilde des eigenen Strebens Lebensfähigkeit und Gesundheit zu geben. Wilhelm I. vertraute seinem Minister und entschied und handelte nicht ohne diesen. Herr von Bismarck aber kam früh genug, um zu sehen, zu rathen und dann mit seinem Könige vereint die Wege zu gehen, welche sich von dem Zeitpunkte jener Entscheidungen an so jäh zur Höhe gewendet haben.

Der König von Sachsen reiste allein an die Ufer des Maines zurück.

Die Neubegründer unseres Vaterlandes saßen rathlos im Rathe. Ihr ganzer kühner Plan zerging an der bloßen Passivität desjenigen Widersachers in Nichts, den zu schädigen er ausgesonnen war, und also machten sie die Erfahrung, daß die Unterschätzung des Gegners in der Staatskunst ebenso sehr wie bekanntlich in der Kriegskunst ein verhängnißvoller Fehler sei.

Was frommte ihnen jetzt noch die Herrlichkeit jenes berühmten Bankettes im Römersaal? Mußte die Pracht, welche bei diesem Anlaß zur Darstellung kam in Wagen und Rossen, in Redekunst und Kochkunst, nicht wie ein Spott wirken? Banquo's Geist stieg immer von Neuem vor den Gefeierten empor und die Trinksprüche auf der Lippe verdorrten ihnen.

Freiherr Moritz von Bethmann aber, der preußische Generalconsul, hielt es eben jetzt seiner Stellung für entsprechend, den Majestäten und Hoheiten ein Fest zu bieten. Er lud sie alle in seine goldenen Säle. Jedoch weder Geigenstrich, noch blitzende Edelsteine und ebensowenig der drastische Abandon der Frau Fürstin Metternich, als die freudefunkelnden Augen des Frankfurter Elfenreigens, waren mächtig genug, um Stirn und Laune der Gäste zu erheitern. Vielmehr schien dieser Ball nur gleichsam das Brillantfeuerwerk zu sein, welches die mißlungene Vorstellung in bengalische Schlußwirkungen ausstrahlen ließ.

Was mögen die Souveraine in ihrem Herzen bewegt haben, als sie wenige Tage darnach den Staub der Bundesstadt von den Füßen schüttelten und heimkehrten? Die Luft war schwül und Gewitterwolken zogen über Deutschland herauf.

3.

Die Eindrücke aus dem bisher Erlebten bereiten uns auf die Gährung vor, welche wir in Frankfurt während des Jahres 1866 schon von seiner ersten diplomatischen Unruhe an finden werden. Die überlieferte Hinneigung des kleinen Freistaates zu Habsburg schwankte auch jetzt keinen

Augenblick, und die an die Lenker desselben plötzlich herantretende Veranlassung, in gewissem Sinne auswärtige Politik zu treiben, ließ diese zwar lebhaft den ungewohnten Genuß solcher Selbständigkeit und Wichtigkeit, aber, wie es scheint, mit geringerer Klarheit das Maß ihrer Verantwortung für dieselbe in's Auge fassen, ein Leichtsinn, der übrigens in den anderen deutschen Kleinstaaten ebenso wahrgenommen wurde. Aber nirgendwo sah sich die Regierung in ihm von dem Strom der öffentlichen Meinung so bereitwillig getragen, wie dies hier der Fall war. Das bezeugten Presse und Publicum ihr unverholen genug bald durch demonstrative Huldigungen für durchziehende oder abmarschirende österreichische Truppen, bald durch sichtbar kundgegebene Unfreundlichkeit gegen die preußischen Regimenter. Freilich war man in Wien vorsichtig bedacht gewesen, bei Zeiten das Brennusschwert jener berühmten achtzigtausend Mann auf dem Papier in die Wagschaale der Entscheidungen der süd- und mitteldeutschen Regierungen zu werfen. Diese kaiserlichen Hülfsarmeen haben vollkommen ihre Pflicht erfüllt, sie rivalisiren mit den besten; denn ihre geschickte Aufstellung und die von ihnen erwartete Tapferkeit hat fast sämmtliche Kriegsheere des nichtpreußischen Deutschland unter den Oberbefehl Benedek's gebracht.

Behütet von solcher imposanten Wache, wie sollte man auf der Zeil oder in den Anlagen zwischen dem Friedberger- und dem Taunusthor ein Blatt vor den Mund nehmen, warum hören und prüfen, ehe man über die neuen Verwickelungen das schnellfertige Urtheil laut werden ließ? Die vorsichtigsten Leute wurden sehr unvorsichtig, die auf ihre Weltsitte eitelsten formlos. Der Festgeber von 1863 hatte indessen die Rücksicht gehabt, die schwarzweiße Consularflagge einzuziehen, sie wehte nicht mehr über dem Hauptquartier der Borussophagen. Und gleicherweise vermuthen wir, daß auch Baron Rothschild seine Bestallung als königlicher Hofbanquier in Berlin zurückgegeben hatte; denn anderen Falles wäre die von ihm kundgethane Voraussetzung, „daß die preußischen Herrn Beamten wohl etwas demüthiger, als sie gingen, nach Frankfurt zurückkehren möchten," zwar ohne Zweifel ein frommer Wunsch für die Liebenswürdigkeit der Betreffenden, im Uebrigen jedoch den Beziehungen des Barons kaum entsprechend gewesen. Solchen Ausrufungszeichen am Rande der Zeitgeschichte eilen wir ungern achtlos vorüber; denn sie geben uns, wie schon früher betont, Hinweise auf manches nur scheinbar Unbedeutende oder Zufällige und damit oft ein plötzliches helleres Licht über Dinge und Menschen. Nachträgliche Anklage jedoch ist weit von unseren Absichten entfernt und unsere Darstellung sucht gewissenhaft die Objectivität der Wahrheit.

Der Depeschenkrieg ging seinen Entscheidungen immer beschleunigter

entgegen. Es kam jene denkwürdige letzte Versammlung im Palast Taxis, in welcher der preußische Gesandte den Austritt seiner Regierung aus dem Bunde zu erklären hatte. Man erzählt, diese Scene sei mehr peinlich als ergreifend gewesen; denn weder der eine noch der andere Theil habe sich bedacht gezeigt, diejenige Würde der Haltung zu bewahren, welche unwillkürlich auch dem Gegner Ehrfurcht abnöthigen und so dem Vorgange überhaupt seinen Charakter tiefer Bedeutung in Deutschlands Geschichte sichern mußte. Freilich die Gestalt eines Bismarck lenkte schon längst nicht mehr Aller Augen auf diese Stelle hin.

Herr von Savigny hatte seine Erklärung verlesen und durfte jetzt den Sitzungssaal verlassen, in welchem er keine weitere Pflicht zu erfüllen hatte, als etwa noch im Hinblick auf die bisherigen Beziehungen den Herren Collegen ein freundlich Abschiedswort zu sagen, unbekümmert jedoch um die Aufnahme und Wirkung seiner Mittheilungen in diesem Plenum, welchem er nicht mehr angehörte, seit eben sein letztes Wort verklungen war. Statt dessen — wir wissen nicht, durch welche unüberwindliche Macht — auf dem Sessel wie niedergedonnert, blieb dieser Diplomat Zeuge, als der Freiherr von Kübeck nun sich erhob und in Form eines geharnischten Protestes den Bannstrahl gegen die preußische Regierung schleuderte. Demselben folgten mit und ohne Verclausulirung ein halb Dutzend Protestlein seitens anderer Curien und Herr von Savigny blieb und saß und neigte sein wohlfrisirtes Haupt. Endlich, da auch Frankfurt und Lippe ihr Anathema ausgesprochen hatten, schien ihm ein plötzliches Leben wieder zu kommen und mit Protesten beladen stürzte er zornig hinaus, wie Einer, der vergebens eine Erlaubniß nachgesucht hat und es „nun gerade thut.“ Dem schlichten Sinne des Repräsentanten macht es aber vielleicht Ehre, daß er jenes Geheimniß des „guten Abgangs,“ wie die Schauspieler sagen, so wenig studirt hat.

Wir wissen, daß der Bundestag bald darnach den Schauplatz seiner langjährigen Arbeiten und Triumphe verließ, um in dem Gasthofe zu den drei Mohren in Augsburg, berühmt durch eine allumfassende Weinkarte, seine Thätigkeit fortzusetzen. Frankfurt wurde bereits vom Norden her durch eine Compagnie rheinischer Landwehr bedroht, während aus Süden der Prinz Alexander von Hessen zum Entsatz herbeieilte und sein Hauptquartier in das großherzogliche Palais auf der Zeil verlegte. Man begann ernste Vertheidigungsrüstungen. Vor dem Ostende der Stadt gegen Hanau hin wurden Schanzen aufgeworfen, welche Füsilier Kutschke allerdings wohl für Maulwurfshügel gehalten hätte, die indessen die Siegeszuversicht der Bürger erheblich steigerten. Und während man nun im Bereich des achten Bundesarmeecorps jene ausgiebigen Proviantzufuhren

in's Werk setzte, welche bekanntlich immer unterwegs blieben, geschah zugleich das Unglaubliche, daß in Rumpenheim fürstliche Hände die schwarzrothgoldnen Binden für die Truppen nähten. Aber auch diese erschütternde Thatsache vermochte das Schicksal und die Preußen nicht aufzuhalten. Es kam ein Sommertag, da General von Falkenstein von den Röderer Höfen her seinen Einzug in die Stadt hielt. Aber wie verändert ist jetzt ihr Anblick!

Wo ist das vielbewegte Getreibe eleganter Frauen und junger Herren von der Mischlingsgattung halb Kaufmann halb Sportsman auf der Zeil geblieben? Wohin sind die zierlichen blauen Coupés, die schön gepolsterten Landauer verschwunden, die sonst mit unhörbarer Bewegung die Häuserreihen der Vorstädte entlang rollten und in welchen stets ein Platz frei war neben der anmuthigen Herrin des Wagens? Ach, das lustige Frankfurt ist in Schaaren zu den Schweizer Bergen oder nach Baden-Baden geflüchtet, und dort, verwandelt, mit einem Pathos des Zorns, der ihm ganz fremd zu Gesicht steht, ballt es wider die Pickelhaube die Hände. Die Rosse aber, die stattlichen Traber sowohl, wie das vielbewunderte Ponnygespann der Frau von Rothschild hat der grimme Vogel von Falkenstein, wohl mit mehr Rauheit, als Nothwendigkeit oder Nutzen zu Krümpern und Aushülfepferden degradirt. Gassen und Plätze sind stumm geworden, öde, wenn nicht bisweilen der feste Schritt und die schmetternden Melodien eines durchmarschirenden Regimentes ein schnell verhallendes Leben aufwecken, das von den Einheimischen mit Schmerz und Bitterkeit, von den jetzt zum ersten Mal scheu gemiedenen Gästen mit seltsamer Mischung von Genugthuung und Theilnahme empfunden wird. Alte Bekannte aber gehen sich aus dem Wege oder erkennen sich oft kaum wieder; in diesem Grade kann der nagende Grimm, der vom Schmerz genährte Haß das ganze Wesen eines Menschen verstellen.

So überzeugt wir nun davon sind, daß die unüberlegte, oft herausfordernde Haltung des Freistaates vor dem Kriege in jüngster wie in früherer Zeit diese Gewitter über sein Haupt heraufbeschworen hatte, und so gewiß wir dann mit der Unbeholfenheit auch den lauen Willen der occupirten Stadt als Ursache grade ihrer peinlichsten Erfahrungen anklagen: uns fehlen auch nach der anderen Seite hin die Sinne nicht, um Manches zu sehen und zu hören, was wir lieber nicht gesehen und nicht gehört hätten — meistens kleine Rücksichtslosigkeiten, Formfehler, preußische Unliebenswürdigkeit, wie es der Süddeutsche nennt. Gelegentlich einer Vorstellung gegen die Höhe der auferlegten Kriegscontribution spricht Herr von Rothschild von seinen fünf unversorgten Kindern und apostrophirt bei anderem Anlaß den General von Manteuffel mit der Frage: „Sie wollen doch nicht der Nero dieser Stadt werden?“ Solche melodramatische

Art, einzutreten für die Mitbürgerschaft, hat allerdings ihre gewisse unfreiwillige Komik, aber die Antwort: „Woher wissen Sie, ob nicht gerade dies meine Absicht ist?" zeugt doch, wie ein siebenfüßiger Hexameter, gelinde gesagt kaum von richtigem Gefühl.

So fehlte es nicht, daß bald die abenteuerlichsten Schauerberichte über den Sieger und seine Söldner umgingen. Mittels der vielverzweigten Verbindung der Frankfurter Geldmacht mit der Presse aller Länder wurde weithinaus die Verunglimpfung derjenigen preußischen Soldatentugend getragen, die mit Recht als Perle gilt, nämlich der Mannszucht. Und hierzu wirkte überdies ein besonderer Umstand mit. Die bei der Stadt accreditirten außerdeutschen Diplomaten, welche natürlich anwesend geblieben waren, hörten in befreundeten Familien als tägliche Zeugen die Klagen über wirkliches oder vermeintliches Ungemach. Geneigt, wie jene Herren es wohl sind, die Grenzen der Wichtigkeit ihrer Stellung etwas weit zu messen, unterließen sie zuweilen nicht allerlei Vermittelungsversuche oder unmaßgebliche Anfragen und, wie selbstverständlich, dann zurückgewiesen, machte ihre persönliche Gereiztheit sie zum verstärkenden Echo der Mißstimmung ihrer Clienten. Es wird kein Irrthum sein, wenn wir die Quelle sowohl für jene krankhafte Abneigung der Frankfurter von Preußen als für jenes Verleumdungsfieber, welches gegenüber diesem Staate bis vor Kurzem durch die halbe Welt grassirte, in der Macht derartiger Einflüsse suchen, die zeitlich wie räumlich fernhin gewirkt haben. Jene Epidemie ergriff selbst vernünftigere Leute in dem Maße, daß sie um keinen Preis das ihnen angelogene Afterbild von den dortigen Zuständen für die Wahrheit eintauschen mochten, welche doch ihr eigenes Auge sie täglich lehren konnte.

Schwierig aber ist in Fällen, wie der vorliegende, das Versöhnen, das Wiedergutmachen. Dasselbe gilt dem übelwollenden Verletzten leicht für Schwäche, und man hat es mit einem Gegner zu thun, den man meistens nicht sieht und nicht kennt. Das war hier der Fall und Frankfurt ist darum besonders lange der Verstimmung des Kriegsjahres unterworfen geblieben. In Folge seiner internationalen Vorliebe lag außerdem jeder deutschpatriotische Gesichtspunkt ihm noch ferner, als den anderen Kleinstaaten und konnte ihm deshalb das Unbehagen der Gegenwart nicht durch den tröstlichen Ausblick auf bessere Tage erleichtern, welche mit jenem auch seiner Zukunft gewonnen werden möchten.

Bis in's Herz hinein bitter beugte sich die Stadt, wie unter die Hand eines fremden Eroberers, und ihre Verzweiflung führte selbst zu tragischen Ereignissen, zu dem Selbstmorde des Bürgermeisters Fellner, welcher das Opfer widerstreitender Pflichten wurde.

Desto wärmere Anerkennung aber verdient unter solchen Verhältnissen die Thatsache, daß hier die Sorge um die Verwundeten aus den Armeen von Feind und Freund immer gleich offene Herzen und Taschen gefunden hat. Pflegevereine, Frauencomités, Aerzte, verbunden zu unentgeltlicher Hülfeleistung, kurz alle diese Freischaarenbildungen, in welchen unsere Zeit wundenheilend den kämpfenden Truppen nachzieht, sie haben 1866 das Banner mit dem rothen Kreuz in Frankfurt ebenso hingebend und ausdauernd hochgehalten, wie nur irgendwo in Deutschland. Schade nur, daß sich unter seine Schatten nicht zugleich Männer von hinlänglich weitem Blick, Einfluß und Besonnenheit gesellten, die es unternahmen, Ruhe zu predigen und wenigstens die eingebildeten politischen Schmerzen auch zu lindern. Im Gegentheil, je klarer das Unvermeidliche sprach, je blinder erhob sich der Starrsinn der Bevölkerung in ihren Tonangebern wider dasselbe. Schon im Herbste des Jahres erklärte Freiherr von Patow, welcher in Frankfurt seit Langem durch seine Verschwägerung mit der Familie von Günderode heimisch war, Namens des Königs die Einverleibung der Stadt mit ihrem Gebiet in Preußen, und nicht wenig Unversöhnliche erwarben jetzt das Schweizer Heimathsrecht, die Einen, um für immer Abschied zu nehmen, die Mehrzahl, um zu bleiben und doch die Lasten der Bürger im neuen Staate nicht mittragen zu müssen. Alle aber pflegten sich, jeder gleichsam persönlich, als depossedirt zu betrachten, und man erzählt originelle Beispiele von dieser Auffassung ihrer Lage.

So tritt eines Tages der Herzog von Nassau incognito in einen Juwelierladen in der Nähe der Zeil und, während er die Waaren mustert, mustert der Besitzer derselben Seine Hoheit. Dann, mit Sicherheit ihn wieder erkennend, geht der biedere vormalige Republikaner plötzlich nahe auf den Fürsten zu und, vertraulich theilnahmsvoll die Hand ihm auf die Schulter legend, spricht er in seinem Frankfurter Dialekt: „Na, Hoheit, uns beiden haben die Preußen auch gut mitgespielt."

Ehre solchen Gefühlen! Dagegen die Klage, welche damals in die Welt hinausgejammert wurde, vom Ruin dieses europäischen Handelsplatzes, hinabsinkend nunmehr zum dürftigen Provinzialstädtlein, sie kann auf denjenigen nicht Eindruck machen, welcher das preußische Frankfurt zuweilen besucht hat. Wir brauchen nicht seinen Bewohnern in's Herz oder in ihre Hauptbücher hineinzusehen, nur einen Blick mögen wir, so zu sagen, in's Gesicht der Stadt selbst thun, um zu wissen: Hier pulsirt in bequemster Entfaltung ein gesundes und reiches Leben! Die Grundbedingungen für ein solches liegen doch hierorts zu tief, um des geborgten Glanzes der bundestäglichen Zeit oder der früheren nur scheinbaren Staatsselbständigkeit als eines nicht Entbehrlichen zu bedürfen. Im Gegentheil,

die geringen Vortheile jenes Zustandes sind schon dadurch mehr als aufgewogen, daß die hier vorhandene Kraft jetzt weniger durch fremde Art verflüchtigt wird und darum dem eigenen Gemeinwesen stärker und allseitiger gesammelt zu gute kommt. Mit dieser Voraussetzung wird nur anerkannt, was in der That Anerkennung verdient; denn auch die idealen Interessen sind hier viel wärmer gehegt, als mancher Diplomat vor zehn Jahren es sich träumen ließ oder als der Tourist gewahr wird. Nicht sowohl dort ist ihr wirksamstes Leben, wo der Säckel reicher Actiengesellschaften zu dem Saalbau und zu dem zoologischen Garten nunmehr auch Palmengärten noch hinzufügt, als vielmehr in jenen oft schwer zugänglichen Familienheiligthümern, die durch eine stille Hand, ein kunstverständiges glückliches Auge in demselben Maße architectonisch, malerisch oder mit Sculpturen geschmückt werden, als sich das Hausbudget trotz Krieg und Kriegsgeschrei immer elastischer erweisen mag. Und ferner dort verspüren wir ihren Hauch, wo sich um geistvolle und selbst um gelehrte Vorträge das zahlreiche Publicum andachtsvoll sammelt oder wo Männern, wie es ihrer Zeit der Bildhauer von der Launitz, der Maler von Stralendorff waren, die Aufträge immer ebenso gewiß, als die dankbaren Bewunderer blieben.

Sind solche Elemente vorhanden, dann wird eine Katastrophe gleich derjenigen von 1866 wirkliche Zerrüttung selbst im Uebergange nicht verursachen. Nur der Eigensinn hält zeitweise und namentlich vor den Augen des Betroffenen die stetig fortschreitende Entwickelung verborgen. Indessen auch Frankfurt entschloß sich allmälig, sehen zu wollen und wurde ruhiger, obschon nicht vollzufrieden. In Berlin aber zeigte man sich entgegenkommend, man verstand zu warten, während dem Polizeipräsidenten von Madai je länger je mehr ein versöhnliches Wirken gelang. Dieser Beamte verbindet mit dem genügenden Ernst und einer anerkannten Umsicht die joviale Heiterkeit, welche der bescheidene Süddeutsche so oft als die Blüthe seiner bevorzugten Natur zu preisen liebt.

Höhere Gewalten freilich mußten ihre Sinaisprache reden, um die neuen Unterthanen am Main mit klingendem Spiel in das Lager ihres Königs hinüberzuführen. Wir segnen es, daß heute deren Stunde geschlagen hat.

Wir schreiben 1870 und verweilen Ausgangs Juli eine halbe Woche im englischen Hofe. Ist dieser Platz dort unter unseren Fenstern wirklich der Roßmarkt, auf welchem Feierabends die spazierenden Handwerksgesellen laut vor sich her die Wacht am Rhein trällern? Und drüben

jene Dreimännergruppe über dem Brunnen ist sie das Guttenbergdenkmal? Soldatenspielende Buben haben dort das Geländer durch schwarzweißrothe Fähnlein als ihr Hauptquartier bezeichnet und geben uns damit ein untrügliches Merkmal für die Stimmung ihrer Väter. Ist dies Frankfurt? Ja! Frankfurt ist unter den warmfühligsten aufgestanden, da es galt, den Zorn über die französische Dreistigkeit in Ems mitzuempfinden, und auch diesmal hat sein Wohlthun sich ebenso freigebig als reich bewährt, so lange nur die vielartigen Ansprüche des schweren Krieges stets von Neuem es wachriefen.

Wer in jenen unvergeßlichen Tagen auf der Militäreisenbahnstation Zeuge des Wetteifers gewesen ist, mit welchem Jung und Alt, Vornehm und Gering in ausdauerndem Nachtwachen, gutmüthigstem Darbieten heterogener Speise und Getränke, wie in der Uebernahme jedweder Dienstleistung sich kaum genug zu thun vermochte, oder wer den Zudrang zu den freiwilligen Sanitätscolonnen und später die Aerzte wie die Damen aus allen Ständen in ihrem Sorgen um die Lazarethe beobachten konnte, er wird gewiß gleicherfreut den gleichen Eindruck mit sich genommen haben.

Und wie daheim die Väter und Mütter, so haben die Söhne im Felde draußen es den Besten gleich gethan. Das fünfte Dragonerregiment, welches manchen Beritt in seinen Schwadronen aus Frankfurter Einjährigfreiwilligen zusammenstellt, sah sich von den höheren Führern besonders gern im Vorpostendienst und bei schwereren Aufgaben verwendet, für welche es darauf ankam, mit tapferem Muthe auch Geistesgegenwart zu verbinden, oder wo Kundschaft von Bürgern und Bauern eingezogen werden sollte und deshalb gewandtes Benehmen und sichere Herrschaft über die Sprache des Feindes erforderlich waren. Unter Anderem rühmt sich dieses Familienregiment der ehemaligen Bundesstadt auch dessen, daß zuerst von seinen Patrouillenreitern jene Bewegungen der französischen Armee entdeckt und rückwärts gemeldet seien, welche unserm Generalstab sofort Mac Mahon's verhängnißvolle Schwenkung gegen Sedan wahrscheinlich machten. Demnach konnten — welch ein Witz des Zufalls im Kriege! — diese braven deutschen Soldaten gerade aus dem Grunde entscheidend auf die Schicksale desselben einwirken, weil bisher das Schönthun mit fremdem Wesen munter in ihrer Heimath im Schwange geblieben war. Und doch, wer weiß, ob einer dieser sprachkundigen Kriegsknechte so flink parlirte, wie jener rheinische Artillerist, welcher eines Tages fast schmutzentstellt in die Mairie von Ars an der Mosel Requirirens halber eintrat und mit der nachlässig sprudelnden Ungebundenheit seines Pariser Jargons trotz einem gewürfelten Gamin dergestalt den dicken Beamten um das letzte

Diese Förmlichkeit, die Carvalho schon dem bigotten und in blinder Verehrung für den Pabst erzogenen König zu lieb beobachten mußte, hatte überdies ihren Grund in einem seit Jahrhunderten zwischen Rom und Portugal bestehenden Vertrage, nach welchem kein Geistlicher wegen irgend eines Verbrechens ohne die spezielle Erlaubniß des Pabstes vor ein weltliches Gericht gestellt werden durfte. Der König selbst schrieb auf den Rath Carvalho's einen ebenso höflichen als entschiedenen Brief an Clemens XIII., in welchem als die feste Absicht der Regierung ausgesprochen war, sämmtliche Jesuiten des Landes zu verweisen, bat aber, gerade wie in den jüngsten Tagen Victor Emanuel vor seinem Einzug in Rom, um den apostolischen Segen. Den Gesandten in Rom versah Carvalho mit den minutiösesten Instruktionen, und seine Briefe an denselben werfen sonderbare Schlaglichter auf den sittlichen Zustand der Cardinäle und höchsten geistlichen Würdenträger in Rom. Vor Allem, schrieb er an Almada, müsse er den Cardinalstaatssekretär und den einflußreichen Cardinal Rezonnico zu gewinnen suchen, wozu er ihm 100,000 Cruzados zur Disposition stelle, die er zum Ankauf seiner Pariser Silberarbeiten oder sächsischen Porzellans verwenden möge; er schicke ihm außerdem rohe und ungeschliffene Diamanten, mit denen er sich gewiß manchen Freund erwerben könne u. s. w. Uebrigens müsse mit diesen Geschenken sehr vorsichtig verfahren werden, damit der Argwohn nicht rege gemacht oder der König kompromittirt werden könne. „Endlich," heißt es am Schluß des einen Briefes, „versichern Sie dem Pabst, daß Se. Majestät den Frieden wünscht und mit seiner Geduld schon an der äußersten Grenze angekommen ist und daß er einen funfzigjährigen Krieg mit dem mächtigsten Staate Europas bei weitem nicht für so schädlich und gefährlich halten würde, als die längere Anwesenheit der Jesuiten in Portugal." In diesem Sinne abgefaßte Instruktionen sandte Carvalho noch verschiedene Male an Almada, der auch das von seinem Meister in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen rechtfertigte. Ein zahlreiches Spionenheer, mit welchem er den Pabst und die Cardinäle umgab, gelungene Bestechungsversuche, eine energische Haltung Hand in Hand gehend mit einem vor dem Oberhaupte der Kirche zur Schau getragenen demuthsvollen Respekt ließen Almada sehr bald mit vollkommener Klarheit die ganze Situation überschauen. Clemens XIII. aber, ganz in den Händen der Jesuiten, war von seinem Standpunkt des non possumus nicht abzubringen; nicht einmal die Aburtheilung Malagrida's durch ein weltliches Gericht wollte er zugestehen. Carvalho, der sich mit Redensarten und leeren Versprechungen nicht länger abspeisen lassen wollte, wahrscheinlich auch überzeugt, daß die Kurie einer vollendeten Thatsache gegenüber noch

am ehesten zur Nachgiebigkeit geneigt sei, veröffentlichte deshalb am 28. Juni 1759 ein Dekret, durch welches die Jesuiten aus Portugal und allen seinen Besitzungen verbannt wurden. Dem Edikt folgte der Vollzug desselben auf dem Fuße, mehr als 600 Jesuiten wurden auf Schiffe gepackt und in Civitavecchia an's Land gesetzt; ein großer Theil derselben soll unterwegs während der 37tägigen Fahrt Hungers gestorben sein. Die des Attentats Beschuldigten wurden natürlich in sicherem Gewahrsam zurückbehalten.

Indessen hatte der Pabst am 2. August — die Nachricht der Austreibung der Jesuiten aus Portugal war noch nicht in Rom angelangt — durch einen besonderen Courier dem Nuntius in Portugal, Cardinal Acciajuoli, hinter dem Rücken Almada's, vier Depeschen gesandt; die erste war das bekannte Breve Dilecti filii, in welchem der Pabst endlich die Erlaubniß gab, Malagrida und seine Genossen dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit zu übergeben, sich aber wohl hütete, dieser Erlaubniß einen präjudiziellen Charakter zu geben, worauf Carvalho hauptsächlich gedrungen hatte; die zwei folgenden waren an den König persönlich gerichtet, den der Pabst beschwor, den „Dienern des Altars" das Leben zu schenken und seinen Entschluß hinsichtlich der Verbannung des Jesuitenordens nicht zur Ausführung zu bringen; die vierte endlich war an Carvalho selbst gerichtet, sie enthielt einen in sehr energischen Worten abgefaßten Commentar zum Breve Dilecti filii. Der Nuntius wollte das Breve, sowie die beiden Briefe dem König mit Umgehung des Staatsministeriums übergeben und trotz der Vorstellungen da Cunha's machte derselbe noch weitere Versuche, bis endlich Carvalho beim vierten Versuche dem Nuntius den Rücken kehrte, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Am andern Morgen schon befand sich eine Abschrift der drei Depeschen in den Händen Carvalho's.

Die Wuth desselben, als er mit dem Inhalte bekannt geworden, war eine unbeschreibliche. In einem sofort an den Nuntius gerichteten Brief erklärte er, daß der König die Entgegennahme eines so „groben, so impertinenten" Breves, wie Dilecti filii, das er „obreptice et subreptice" nannte, verweigern würde. Zugleich ließ er eine sehr scharfe Note nach Rom abgehen, worin er dem Pabst die Alternative der sofortigen Zurücknahme des Breves oder eines vollständigen Bruches stellte. Aber gerade den letztern wollte Carvalho, wie sich später, wo er die Gelegenheit dazu förmlich an den Haaren herbeizog, zeigte.

Als Almada diese Note dem Pabst übergab — die dazu nothwendige Audienz hatte er von dem über die mittlerweile bekannt gewordene Austreibung der Jesuiten empörten Pabste erst durch Vermittlung des österreichischen Gesandten erhalten, — wurde er mit äußerster Kälte empfan-

gen. Als Clemens XIII. an die Stelle kam, in welcher die Zurücknahme des Breves Dilecti filii verlangt wurde, schrie er laut auf und versank in dumpfes Hinbrüten, aus welchem ihn erst die Stimme Almada's weckte, der ihm erklärte, daß er mit dem Cardinalstaatssekretär Torregiani gar nicht unterhandeln wolle. „Wir werden thun, was Gott uns eingiebt" war die einzige Antwort des Pabstes.

Almada war indessen nicht müßig, es gelang ihm, den Cardinal Corsini zu gewinnen, der dem Pabst die etwaigen Folgen eines Bruches mit Portugal in den lebhaftesten Farben schilderte; und als das Cardinalscollegium zusammenberufen wurde, um sein Gutachten abzugeben, so erklärte es, daß das Breve Dilecti filii, ohne der Würde des päbstlichen Stuhles etwas zu vergeben, zwar nicht anders hätte abgefaßt werden können, daß man aber den Cardinalstaatssekretär mit den weiteren Verhandlungen beauftragen solle. Der Pabst indessen verweigerte jedes Zugeständniß und ließ dem Gesandten durch den Mund seines Staatssekretärs erklären: „Die Gefühle seiner Heiligkeit hinsichtlich der Jesuiten sind dieselben; Gewissen und Pflicht verbieten ihr, dieselben zu ändern." Almada ließ nun dem Pabst den Entwurf eines neuen Breves vorlegen, in welchem der Pabst für den gegenwärtigen Attentatsprozeß, sowie auch für die Zukunft die Einwilligung zur Verweisung Geistlicher vor ein weltliches Gericht geben sollte, wofür Almada als Aequivalent bot, daß ein vom heiligen Stuhl ernannter Geistlicher den Gerichtsverhandlungen beiwohnen solle. Der Pabst erklärte sich damit einverstanden. Allein nach 10 Tagen händigte der Cardinal Cavalchini einen neuen Entwurf ein, in welchem der Pabst die Forderungen der portugiesischen Regierung hinsichtlich der Gerichtsimmunität von Geistlichen zwar zugestand, sich aber die Ernennung des jeweiligen Gerichtspräsidenten vorbehielt. Almada weigerte sich jedoch auf das Bestimmteste, auf dieses Angebot, als mit der Würde der portugiesischen Regierung unvereinbar, einzugehen, die Verhandlungen wurden aber fortgesetzt und waren schon so weit gediehen, daß Clemens in Allem, den formellen Widerruf des Breves Dilecti filii allein ausgenommen, nachgeben wollte und sich bereit erklärte, ein neues Breve auszufertigen, in welchem nicht die geringste Anspielung auf das frühere Breve stattfinden solle, als sich die Curie durch einen sehr plumpen Betrugsversuch die ganze Sache selbst verdarb: als Almada das neu vereinbarte Breve unterzeichnen sollte, war das frühere Contreprojekt des Cardinals Cavalchini untergeschoben! Entrüstet brach Almada alle weitern Verhandlungen sofort ab. Zu gleicher Zeit hatte der Nuntius in Lissabon, Acciajuoli, dem Clemens XIII. wegen angeblicher Saumseligkeit die bittersten Vorwürfe machen ließ, wiederholt um seine Abberufung gebeten, um

den Grobheiten Carvalho's nicht länger ausgesetzt zu sein. Letzterer selbst jedoch sorgte in Bälde für die Erfüllung des vom Nuntius ausgesprochenen Wunsches.

Am 6. Juni 1760 wurde die Vermählung der Thronerbin von Brasilien mit dem Infanten Don Pedro, Bruder des Königs, gefeiert. Das ganze diplomatische Corps erhielt die offizielle Mittheilung dieses Ereignisses — der päbstliche Nuntius allein ging leer aus. Der letztere begab sich deshalb selbst zum Minister des Auswärtigen, da Cunha, und beklagte sich über diese kränkende Zurücksetzung. Cunha gebrauchte die lächerliche Ausrede, daß das Schriftstück, welches man dem diplomatischen Corps übersandt habe, nur die Rangordnung der verschiedenen Gesandten, in welcher sie zur Audienz bei Hofe zugelassen würden, keineswegs aber eine Einladung zu den Vermählungsfeierlichkeiten enthalte, versprach übrigens dem Nuntius, die Sache dem König vorzutragen, und ihm sofort dessen Antwort zu schicken. Acciajuoli wartete drei Tage lang vergebens. An den Abenden des 7., 8. und 9. Juni war Lissabon festlich illuminirt, die Gesandten der verschiedenen Mächte überboten sich förmlich in der Entfaltung der luxuriösesten Pracht, nur das Hotel des päbstlichen Nuntius war weder erleuchtet, noch geschmückt. Eben darauf hatte Carvalho gewartet; schon nach vier Tagen berief er den Staatsrath, dem der König persönlich präsidirte, und die sofortige Austreibung des Cardinals Acciajuoli aus Portugal wurde beschlossen. Am andern Morgen drangen Bewaffnete in das Hotel des letztern, wiesen den Befehl des Königs vor, der ihn zwang, sein Hotel sofort zu verlassen und innerhalb vier Tagen den portugiesischen Boden zu räumen. Die von ihm zur Ordnung seiner Angelegenheiten verlangte Frist wurde abgeschlagen, nicht einmal zu einem förmlichen Protest wurde ihm die Zeit gelassen, man brachte ihn in einen schon bereit stehenden Wagen, führte ihn an das Ufer des Tajo, von wo ihn ein Fahrzeug an die spanische Grenze brachte!

Almada in Rom erhielt in kurzer Aufeinanderfolge von Carvalho drei Couriere, die den erstern von den Vorgängen in Lissabon unterrichteten. Mit großem Widerstreben hatte Clemens XIII. dem Gesandten eine Audienz für den 2. Mai zugestanden; die am 1. Mai aber aus Spanien gekommene Post hatte die Nachricht von der Austreibung des Nuntius aus Portugal gebracht, worauf der empörte Pabst die Audienz suspendirte. Almada notificirte diese Thatsache dem diplomatischen Corps in Rom und zeigte seine bevorstehende Abreise an, die denn auch nach einem Monat stattfand. Im August erschienen sodann in Lissabon zwei Edikte Carvalho's, von denen das eine alle in Rom lebenden Portugiesen zurückrief, die in Portugal lebenden päbstlichen Unterthanen des Landes verwies, jeden Verkehr

mit Rom auf das strengste verbot, ja die aus Rom eingeführten Waaren als Contrebande zu behandeln befahl. Das zweite verbot die Bekanntmachung einer Bulle oder eines Breves ohne Erlaubniß der Regierung.

Den Maßregeln gegen die Jesuiten folgten sofort noch andere Gewaltthätigkeiten Carvalho's; die Gefängnisse begannen sich fortwährend mit Adeligen und Geistlichen zu füllen, der frühere Gesandte in Madrid und der Beichtvater des Großinquisitors wurden verhaftet und verbannt, eine Amnestie, die José bei der Heirath seiner Tochter erlassen wollte, wußte Carvalho zu vereiteln, und das Entsetzen vor dem Gewaltigen erreichte in Lissabon den höchsten Grad, als er die Infanten Antonio und José, die leiblichen Brüder des Königs, verhaften und in einem Karmeliterkloster einsperren ließ, aus welchem sie sich ohne die spezielle Erlaubniß des Königs nicht entfernen durften. Zu gleicher Zeit erhielt der auf seinem Landsitze befindliche Marineminister da Costa den Befehl, nie wieder nach Lissabon zu kommen; sein einziges Verbrechen hatte darin bestanden, ein Verwandter des nach Africa transportirten Ministers Mendonça zu sein. Dasselbe Schicksal erreichte auch den frühern Gesandten im Haag, Encerrabodes, einen um Portugal hochverdienten Mann, der sich in seinen von Carvalho unterschlagenen Briefen an seine Freunde in Lissabon über die Brutalitäten des Ministers vielleicht zu freimüthig geäußert hatte. Es war dies ein beliebtes Mittel Carvalho's, der in seinem Ministerium eine besondere Sektion dafür eingerichtet hatte, um die abgefangenen Briefe und Correspondenzen zu untersuchen. Eine bald darauf von ihm in's Leben gerufene Generalintendantur der Polizei, die er mit geradezu unbeschränkten Vollmachten ausstattete, vermehrte noch den Schrecken der Bevölkerung. Was zur Stärkung seines Ansehens und seiner Macht nicht wenig beitrug, war die glänzende Satisfaktion, welche er bald darauf bei einer mit England entstandenen Differenz von der Regierung des letzteren erhielt. Eine englische Flotte unter dem Befehl des Generals Boscawen hatte nämlich an der portugiesischen Küste vier französische Schiffe genommen und verbrannt, für welchen Neutralitätsbruch ein außerordentlicher Gesandter Englands, Lord Kinnoul, sich in einer öffentlichen Audienz vor dem König entschuldigte, wobei indessen zu bemerken ist, daß Portugal als Aequivalent dem englischen Handel sehr bedeutende Zugeständnisse machen mußte, die Carvalho im Anfange zu verschweigen für gut fand. Die Depeschen, die er in dieser Angelegenheit an Lord Chatam sandte, waren in einem in der Diplomatie bisher unerhörten Ton geschrieben. „Wenn meine Vorgänger," heißt es einmal, „sich von euch alles gefallen ließen, so werde ich nur das zugestehen, wozu ich verpflichtet bin... ohne die Mittel, die ihr von Portugal erhalten

habt, wäret ihr eine Macht zweiten Ranges ... vermöge einer Stupidität, die ohne Gleichen in der Geschichte dasteht, haben wir euch, die ihr sonst keine zwanzig Schiffe aus eigenen Mitteln hättet ausrüsten können, die Bedürfnisse für eure Existenz geliefert." Im Jahre 1759 wurde Carvalho zum Grafen von Oeyras ernannt, welchem Titel der König eine reiche Commanderie beifügte.

Indessen hatte die Inquisition, die auch in Portugal in den Händen der Dominikaner, der geschworenen Feinde des Jesuitenordens war, den Pater Malagriba für schuldig befunden und das Parlament von Lissabon verdammte ihn zum Scheiterhaufen. In dem Urtheil stand jedoch kein Wort davon, daß Malagriba in die Verschwörung gegen das Leben des Königs verwickelt gewesen, er war vielmehr der Gotteslästerung, der Lüge, falscher Prophezeiungen, der Verbreitung von Irrlehren u. s. w. angeklagt. Mit noch fünfzig anderen Opfern der Inquisition wurde der 73jährige Jesuit verbrannt, auf den ausdrücklichen Befehl Carvalho's wurde er in seinem Ordenskleide nach dem Richtplatz geführt, denn dadurch sollte der ganze Orden beschimpft und gedemüthigt werden; die Pracht und den Glanz, die bei der Abhaltung dieses Autodafés entwickelt wurden, hatte man in Lissabon bei derartigen Gelegenheiten noch nicht gesehen. Diese brutale That rief jedoch in ganz Europa die unzweideutigste Entrüstung und Empörung hervor, Voltaire nannte sie „l'excès du ridicule joint à l'excès de l'horreur," und wies auf die Inconsequenz hin, Jemand wegen Häresie zum Tode zu verurtheilen, während die ursprüngliche Anklage auf Hochverrath gelautet habe. Ebenso gab der Herzog von Choiseul seinen Abscheu über den Gewaltakt zu erkennen und vereinzelte Stimmen erhoben sich schon in Portugal selbst, um die Rechtmäßigkeit des Urtheils in Zweifel zu ziehen, als Carvalho durch die Bestrafung des Bischofs von Cochim, der eine von ihm verfaßte Schrift, in welcher die Unschuld Malagriba's bewiesen werden sollte, in Portugal verbreitete, auch hierin der Stimme der öffentlichen Meinung Schweigen auferlegte.

Keinem Manne in Portugal ging aber der Bruch mit Rom mehr zu Herzen, als dem Könige José. Er ergriff denn auch die Gelegenheit, die Geburt seines Sohnes, des Prinzen von Beira, am 21. August 1761 dem Pabste in einem Briefe anzuzeigen, in dem er für den Infanten um den päbstlichen Segen bat. Clemens, überrascht durch diese unerwartete Aufmerksamkeit, ergriff sofort die dargebotene Hand, bestürmte das Herz des weichen und für derartige Eindrücke sehr leicht zugänglichen Königs mit den salbungsvollsten Bitten und Ermahnungen, und die Sache war schon soweit gediehen, daß die Höfe von Spanien, Frankreich und Sardinien ihre guten Dienste zur Wiederherstellung der gegenseitigen Beziehungen anboten. Aber

Carvalho blieb unbeugsam, er verlangte als conditio sine qua non der Eröffnung von Verhandlungen die Entlassung des Cardinalstaatssekretärs Torregiani, dessen Einfluß auf den Pabst seit der Abreise Almada's noch viel unbeschränkter geworden war. Der Pabst wandte sich durch Vermittlung des spanischen Gesandten zu wiederholten Malen an den König selbst, die Vorstellungen der Kurie fingen an, bei dem letztern ein geneigtes Ohr zu finden, als der Erlaß der Bulle Apostolicum pascendi munus (Januar 1765), durch welche der Jesuitenorden auf's Neue bestätigt wurde, jede weitere Verständigung unmöglich machte. Carvalho verbot die Bekanntmachung des Breves und ließ durch den Generalprokurator der Krone eine breite Widerlegung derselben ausfertigen, die er auch an die Höfe von Spanien und Frankreich sandte.

Da in dem genannten Breve frühere päpstliche Bullen, welche auf Befehl der Parlamente in Frankreich verbrannt und verdammt worden waren, ausdrücklich bestätigt und inzwischen die Jesuiten auch aus Spanien (1767) vertrieben wurden, so hielt Carvalho die Zeit für eine gemeinschaftliche Aktion der drei Staaten gekommen, um auf die Kurie den größtmöglichsten Druck zu üben. Sein Antrag ging dahin, Frankreich, Spanien und Portugal sollten gemeinschaftlich vom Papst die formelle Aufhebung des Ordens und die Entlassung Torregiani's verlangen; im Weigerungsfalle würden die drei Mächte eine feierliche Gesandtschaft nach Rom senden. Von französischen Geschichtsschreibern, besonders von Saint-Priest, wird bekanntlich die Ehre der Initiative aller der Schritte beim päpstlichen Stuhl, welche die Aufhebung des Ordens beabsichtigten, Frankreich und dem Herzog von Choiseul zugeschrieben und Carvalho nur die Rolle des Galoppins der drei Höfe gelassen. Diese Darstellung ist aber eine grundfalsche; denn nicht nur war der Herzog im Beginne sehr wenig geneigt, auf die Propositionen Carvalho's, wahrscheinlich aus Eifersucht und einer natürlichen Aversion die der feine Weltmann des achtzehnten Jahrhunderts vor den Brutalitäten seines Collegen in Lissabon empfinden mußte, einzugehen, sondern es ist eine Thatsache, daß ohne die beispiellose Energie Carvalho's, welche die oft zaudernden und vor den Resultaten zurückschreckenden Höfe von Frankreich und Spanien förmlich mit sich fortriß, die Bulle Dominus redemptor noster nie erlassen worden wäre. Die großartige Idee Carvalho's, den Papst zu einer gründlichen Reform der Kirche zu zwingen, wodurch eine Rückkehr der Protestanten zum Katholicismus angebahnt würde, so daß die Anmaßungen der Kurie alsdann von der ganzen Christenheit mit desto größerem Nachdruck bekämpft werden könnten, — konnte oder wollte der französische Premier-Minister nicht begreifen. Im Gegensatz zur lässigen Saumseligkeit der französischen und spanischen

Minister war Carvalho unermüdlich: durch den Generalprokurator der Krone ließ er eine „historische und analytische Tafel" anfertigen, in welcher die Folgen der Jesuitenwirthschaft in Portugal in den schwärzesten Farben geschildert waren, und der Dominikaner Figueiredo schrieb in seinem Auftrag eine theologia tentativa, in welcher die Grundlinien einer freien, vom Papstthum unabhängigen, lusitanischen Staatskirche in feuriger und begeisterter Sprache festgestellt waren!

Ein unerwartetes Ereigniß kam den Bemühungen Carvalho's trefflich zu statten. Neapel und Parma waren dem Beispiel der beiden Bourbonenstaaten und Portugals gefolgt und hatten die Jesuiten ebenfalls vertrieben. Um sich zu rächen, vielleicht auch um den Beweis zu liefern, daß das Pabstthum noch dieselbe Macht besitze, wie unter Gregor VII. oder Bonifacius VIII., erklärte Clemens XIII. den minderjährigen Herzog von Parma seines Thrones und Landes verlustig. Eine unvorsichtigere Handlung hätte der Pabst in seiner schon an und für sich prekären Lage nicht begehen können: die Bourbonenhöfe sahen diesen Akt, da der junge Herzog ebenfalls ein Bourbon war, als eine ihnen zugefügte Beschimpfung an, und als Clemens die verlangte Satisfaktion verweigerte, besetzten französische Truppen Avignon und ein neapolitanisches Heer rückte in die päbstlichen Staaten ein. Am 10. Dezember 1768 verlangte nun auch Frankreich durch seinen Gesandten von Clemens die Aufhebung des Jesuitenordens und als dem Papst die von Spanien und Portugal mitunterzeichnete Collektivnote übergeben wurde, verfiel er in ein dumpfes Hinbrüten, aus welchem er nicht mehr erwachte. Wenige Tage darauf starb er.

Die Wahl seines Nachfolgers Ganganelli, der als Clemens XIV. den päbstlichen Stuhl bestieg, war hauptsächlich durch den Einfluß der spanischen Cardinäle zu Stande gekommen. Kaum hatte Clemens XIII. die Augen geschlossen, als Almada wieder auf seinen Posten nach Rom zurückkehrte, wo er zwar wegen des noch immer bestehenden Bruches nicht als eigentlicher Gesandter fungiren konnte, dafür aber im Auftrage seines Herrn um so mehr intriguirte. Der neue Pabst war dem Hofe von Versailles nichts weniger als eine persona grata, weshalb auch der bisherige Gesandte, dessen Intriguen die Wahl nicht verhindern konnten, abberufen und durch den Cardinal Bernhard ersetzt wurde. Sofort nach der Proklamation von Clemens XIV. erneuerten die drei Bourbonenhöfe und Portugal ihre Vorstellungen, sowohl hinsichtlich der Zurücknahme der Achterklärung gegen den Prinzen von Parma, wie auch wegen der Aufhebung des Jesuitenordens. Clemens XIV. war bis jetzt ein Schützling der Jesuiten gewesen, durch die Bemühungen ihres Generals hatte er

von Clemens XIII. den Purpur erhalten und die ganze Angelegenheit schien keinen Schritt weiter gefördert zu werden, zumal der Cardinal Bernhard, vielleicht auf geheime Instruktionen Choiseul's gestützt, im Geheimen gegen seine Collegen, besonders gegen Almada, zu Gunsten der Jesuiten intriguirte. Man würde sich überhaupt einer großen Täuschung hingeben, wenn man ohne weiteres, wie gewöhnlich geschieht, annehmen würde, daß Clemens XIV. vom Beginne seiner Regierung an den Jesuiten feindlich oder auch nur ungünstig gesinnt gewesen wäre; er setzte dem Andringen der Gesandten im Gegentheil längere Zeit den hartnäckigsten Widerstand entgegen, und nur das Bewußtsein, durch freiwillige Nachgiebigkeit das päbstliche Prestige zu retten, vermochte ihn zur Aufhebung des Ordens. Der beste Beweis hierfür ist wohl der, daß einige Monate nach der Thronbesteigung Clemens XIV. den Jesuitenmissionären die mit den Immunitäten der gallikanischen Staatskirche streitende Erlaubniß, Generalablässe zu ertheilen, gegeben wurde, ein vom Standpunkte des neuen Pabstes sehr unvorsichtiger Schritt, da der Herzog von Choiseul den Cardinal Bernhard sofort beauftragte, auf's Neue auf die Aufhebung des Ordens zu dringen, welchen Vorstellungen Spanien, Portugal und Neapel sich natürlich sofort anschlossen. Bernhard jedoch, ein eitler und aufgeblasener Mensch und durch die Artigkeiten, mit welchen ihn der Pabst und die Jesuiten überhäuften, vollends außer Fassung gebracht, glaubte beiden Parteien dienen zu können, wenn er den Antrag stellte, der Pabst möge die Austreibung der Jesuiten aus den verschiedenen Staaten als eine vollendete Thatsache anerkennen und billigen, ohne daß ein förmliches Verdammungsbreve gegen die Gesellschaft erlassen würde. Aber nicht einmal dazu wollte sich Clemens XIV. verstehen, er wandte sich in jammer- und kummervollen Briefen an die verschiedenen Souveräne, und bat um Milde und Einsicht. Eine energische und unzweideutige Antwort des spanischen Königs Carl III., sowie die erneuten dringenden Vorstellungen Almada's belehrten aber den Pabst bald über die Beschaffenheit der Situation. Selbst die inzwischen zu Stande gekommene Versöhnung des Lissaboner Hofes mit dem neuen Pabst, die wahrhaft verschwenderischen Gunstbeweisungen, mit denen der letztere Carvalho und dessen Verwandte überhäufte, änderten an der Sachlage nicht das geringste; im Gegentheil, die Maßregeln in Portugal gegen renitente Geistliche nahmen ihren ungestörten Fortgang, der Erzbischof von Coimbra, dessen ganzes Verbrechen darin bestanden hatte, seinen Gläubigen die Lektüre eines Buches zu verbieten, welches die von Carvalho eingesetzte Censurbehörde nicht verboten hatte, wurde in's Gefängniß geworfen, die Verwaltung der kirchlichen Güter wurde nur weltlichen Behörden übertragen und die Verbreitung der päbst-

lichen Bulle In Coena Domini auf's Neue verboten. Ja, auch nachdem Clemens XIV. in einem Consistorium die Verdienste Carvalho's um die Kirche laut gepriesen, nachdem er sogar seine Einwilligung zur Unterdrückung verschiedener Klöster in Portugal gegeben und den Bruder Carvalho's mit dem Purpur bekleidet hatte, schienen die Vorstellungen Almada's nur einen immer drohenderen und kategorischeren Ton anzunehmen. Dennoch aber gebührt die Ehre, den letzten und entscheidenden Schlag in Rom geführt zu haben, nicht Portugal und seinem energischen Minister, sondern dem Könige Carl III. von Spanien. Vom Jahre 1771 an nämlich beobachtete Almada eine zuwartendere Haltung, nach deren Gründen Gomes vergeblich sucht, die aber sehr leicht und natürlich zu begreifen ist, wenn man bedenkt, daß die Intriguen des französischen Gesandten, des Cardinals Bernhard, der trotz der gemessensten Instruktionen Choiseul's als geheimer Freund der Jesuiten diese begünstigte, es durchgesetzt hatten, daß Almada an den Verhandlungen, welche sich um die Restitution des Prinzen von Parma drehten, nicht Theil nehmen durfte. Der neue spanische Gesandte Monino, ebenso energisch, aber ungleich feiner und gewandter als Almada, legte aber sofort nach seiner Ankunft in Rom alle Bemühungen des zweideutigen Cardinals Bernhard lahm, ließ dem von Zweifeln und Gewissensbissen gefolterten Pabste buchstäblich keine Ruhe, bestürmte, bat, drohte, bis endlich am 23. Juli 1773 die Bulle Dominus Redemptor noster, welche den Jesuitenorden verdammte, erschien. Clemens XIV. spielte dabei eine jämmerliche Rolle, er zeigte weder Anstand noch Muth, nahm einige Male sogar zu entwürdigenden Selbstdemüthigungen seine Zuflucht, zu welchen sich noch kein Pabst erniedrigt hatte, und wenn er auf Augenblicke seiner Stellung eingedenk sich zu einem entschiedeneren Auftreten aufraffte, so geschah dies nur, um bei der nächsten Gelegenheit vor Monino wieder in dem Staub zu kriechen; der Nimbus der Freisinnigkeit, mit welchem die Geschichte gewöhnlich diesen Pabst umgiebt, verfliegt bei näherer Betrachtung vollständig. Clemens XIV. hatte genau dieselben Ansichten über die Jesuiten, wie sein Vorgänger Clemens XIII., es fehlte ihm nur die zähe Widerstandskraft des letzteren; er wich der unerbittlichen Gewalt und vor die Alternative zwischen der Aufhebung der Gesellschaft und der Gründung verschiedener selbständiger, von Rom unabhängiger Nationalkirchen gestellt, wählte er von den beiden Uebeln das geringere. Hätte er dem Andringen der verschiedenen Höfe ein starres non possumus entgegengesetzt, die Welt hätte vielleicht schon damals eine Krise in der katholischen Kirche gesehen. Gerade diese aber wollte er vermeiden. Der Zweck wurde erreicht, aber auf Kosten der Würde des päbstlichen Stuhles und der Freiheit der Völker. Es liegt ein furchtbarer

Widerspruch gegen das sittliche Gesetz der Weltordnung in der Auflösung dieses Dramas; die im Dunkeln schleichende Macht, welche mit unverrücktem Auge die geistige Unterdrückung der Menschheit verfolgte, trat in die Schranken mit dem starren Absolutismus der weltlichen Macht, der den Gegner mit den Mitteln, die er ihm abgesehen, rücksichtslos bekämpfte. Wie hätte auch ein Pombal oder ein Choiseul, welche jeden Ruf nach bürgerlicher Freiheit im Blute der Unterthanen erstickten, eine Hand für die geistige Freiheit der Menschheit erheben können! Eine Pompadour, und war sie auch die erbittertste Feindin der Gesellschaft Jesu, konnte der Menschheit nur ein Danaergeschenk bieten, die Aufhebung des Ordens konnte die Orgien nicht verhindern, welche der romanische Absolutismus bis zum Ausbruche der französischen Revolution feiern durfte.

Während seines Kampfes gegen die Gesellschaft Jesu entwickelte Carvalho für die inneren Angelegenheiten seines Landes eine an's Wunderbare grenzende legislatorische und administrative Thätigkeit: der Volksunterricht wurde den geistlichen Händen ganz entrissen, er gründete verschiedene höhere Unterrichtsanstalten, besonders einige Handelsschulen, um einen tüchtigen und gebildeten Kaufmannsstand heranzuziehen, der die bis dahin unbestrittene Suprematie des englischen Handels aus dem Felde schlagen sollte, ließ den König ein Dekret unterzeichnen, welches den Eingeborenen in portugiesisch Indien dieselben Rechte verlieh wie den Portugiesen, erklärte alle Sklaven, die den portugiesischen Boden betreten würden, für frei, brachte Ordnung in die zerrüttete Finanzwirthschaft, so daß sich der Staatsschatz wieder zu füllen begann, und reorganisirte das portugiesische Heer, trefflich unterstützt von zwei Deutschen, dem Grafen von der Lippe und dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz. Die äußere Veranlassung zu der letzteren Maßregel gab der Krieg zwischen dem mit Spanien verbundenen Frankreich gegen England, in welchen auch Portugal gegen seinen Willen verwickelt wurde.

Am 15. August 1761 wurde nämlich in Versailles der sog. Familienpakt unterzeichnet, kraft dessen Spanien als Bundesgenosse Frankreichs den Krieg gegen England erklärte; in einem Artikel jenes Vertrags sollte auch der König von Portugal eingeladen werden, diesem Bündnisse beizutreten, „da es nicht gerechtfertigt sei, daß seine Majestät ein ruhiger Zuschauer in dem Kampfe mit England und daß die portugiesischen Häfen dem Feinde geöffnet bleiben.“ Carvalho hatte den Plan der beiden Mächte, Portugal zum Kriegsschauplatz zu machen, sehr wohl durchschaut

und er schloß deshalb, nachdem alle diplomatischen Vorstellungen resultatlos geblieben waren, mit England ein Schutz- und Trutzbündniß, welches 6000 Mann unter Anführung von Lord London nebst reichen Subsidiengeldern nach Portugal sandte. Ein spanisches Heer rückte denn auch bald in Portugal ein, konnte aber nicht das Mindeste ausrichten, da Graf von der Lippe, der Oberbefehlshaber der englisch-portugiesischen Armee, die sich auf nicht ganz 50,000 Mann belief, und der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der Befehlshaber der gesammten Artillerie, einer größeren Schlacht auswichen, dafür aber durch geschicktes Manoeuvriren und einen kleinen Guerillakrieg das spanische Heer derartig ermüdeten und dezimirten, daß dasselbe beinahe ohne jegliches Resultat wieder abziehen mußte. England eroberte indessen die spanischen Kolonien, Frankreichs Flotte wurde geschlagen und als Havanna in englische Hände gefallen war, war es Spanien, das zuerst um Friede bat, der denn auch am 10. Februar 1763 zu Fontainebleau geschlossen und in welchem auch Portugal mitinbegriffen wurde. Der Graf von der Lippe blieb als Generalissimus der portugiesischen Landmacht noch in Portugal und schuf in überraschend kurzer Zeit ein trefflich geschultes und schlagfertiges Heer, wie es Portugal vor und nach dieser Zeit nie besessen hat. Aber die große Beliebtheit des genialen Deutschen beim Heer und beim König erweckten bald Carvalho's Mißtrauen, der seinen Ruhm für gefährdet und in Schatten gestellt sah, so daß Lippe im September 1764, mit Ehren und Reichthümern überhäuft, seinen Abschied erhielt.

Bemerkenswerth ist, daß Carvalho später selbst die Unhaltbarkeit der merkantilistischen Theorien wenigstens theilweise einsah, den Handel von vielen Beschränkungen, die er ihm früher auferlegt hatte, befreite und mit dem starren Monopolwesen brach. Durch ein Dekret vom 27. September 1765 wurde die Schifffahrt für alle Portugiesen wieder für frei erklärt, während die Verordnung, daß keiner ein offenes Geschäft beginnen könne, wenn er nicht wenigstens die Hälfte des zu demselben nothwendigen Kapitals als Eigenthum besitze, natürlich das beabsichtigte Ziel, der Ausbreitung des englischen Handels in Portugal Schranken zu setzen, vollkommen verfehlte, ja in das schnurgerade Gegentheil und zum Vortheil des kapitalreicheren Englands umschlug. Dagegen waren die von ihm erlassenen Gesetze, welche die Erbfähigkeit der todten Hand beschränkten, eine große Wohlthat für das Land, in welchem ohnedies schon ein großer Theil des Grundbesitzes in den Händen der Kirche und geistlicher Corporationen war.

Damals stand Carvalho im Zenith seiner Macht und seines Ansehens. Als er im Jahr 1765 krank wurde, ordnete der König öffentliche Gebete

für seine Wiederherstellung und ein Tedeum für seine Genesung an, am 13. September 1770 erhielt er für sich und seine Nachkommen den Titel eines Marquis von Pombal, durch Heirathen seiner Söhne und Töchter verband er sich mit dem höchsten und angesehensten portugiesischen Adel, ja er zwang eine Tochter des von ihm gemordeten Marquis von Tavora, seinen Sohn zu heirathen, trat bei der Eröffnung der von ihm neu organisirten Universität von Coimbra in königlicher Pracht auf, ließ an der dem König errichteten Bildsäule auch sein Bild anbringen, verbannte den ihm unbequem gewordenen Minister des Aeußern da Cunha, besetzte die anderen Ministerposten nach der Reihe mit ergebenen und zuverlässigen Creaturen, und ein gegen sein Leben gerichtetes Attentat, dessen Existenz übrigens nicht mit Sicherheit bewiesen werden konnte, wurde als Hochverrath durch die Strafe des Viertheilens bestraft. Während Carvalho sonst für äußere Ehren- und Gunstbeweise sehr empfänglich war, begnügte er sich doch während seiner langen Verwaltung mit dem Titel eines Ministers des Innern, Premierminister (escrivão da puridade) wurde er nie genannt, obwohl alle seine Collegen ohne Ausnahme, besonders der jeweilige Minister des Auswärtigen, mit dessen Portefeuille die Premierschaft verbunden war, in Wahrheit nur die Bureauchefs waren, denen die mechanische Ausfertigung seiner Befehle oblag.

Der König José war im Jahr 1774 in eine schwere Krankheit verfallen, deren rasche Steigerung seine körperlichen und geistigen Kräfte in der Weise lähmte, daß die Königin Marianna, Tochter Philipp's V. von Spanien, die Regentschaft übernehmen mußte. Die Hoffnung der Feinde Carvalho's, nunmehr den Sturz des Gewaltigen herbeiführen zu können, ging zwar nicht sofort in Erfüllung, aber Carvalho fühlte selbst, daß der Boden unter ihm wankte, und als er am Morgen des 20. Februar 1777, an welchem der König starb, seiner Gewohnheit gemäß sich in's königliche Schloß begab, konnte ihm der Cardinal da Cunha, den Carvalho mit Wohlthaten überhäuft und zu seiner hohen Stellung erhoben hatte, in's Gesicht sagen: „Sie haben hier nichts mehr zu thun; Ihre Funktionen sind beendigt!“ In dem Briefe, in welchem José seine Tochter ermahnt, seine Diener und Rathgeber zu ehren und zu belohnen, war Carvalho mit keiner Silbe erwähnt! Er selbst sah das Ungewitter, das sich über seinem Haupte zusammenzog, herannahen und sich entladen.

Die neue Königin Donna Maria, eine gutmüthige, aber äußerst bigotte Frau, begann ihre Regierung damit, allen politischen Gefangenen die Freiheit zu geben; hundertweise kamen diese, theilweise im kläglichsten Zustande, wieder zum Vorschein, darunter der Sohn des Herzogs von Aveiro und der Bischof von Coimbra, der zehn Jahre in einem dunklen Loche, in

dem er nicht einmal aufrecht stehen konnte, geschmachtet, sowie die Brüder des Marquis von Tavora, welche die Freiheit als Gnadengeschenk von der Hand wiesen und auf die Revision ihres Prozesses drangen; die Transportirten kehrten aus Afrika zurück, die von Carvalho verbannten Minister erschienen wieder in Lissabon und das blutbefleckte Tribunal del Inconfidenza wurde aufgehoben. Die Geistlichkeit athmete auf, die Klöster begannen sich wieder zu füllen und verschiedene unterdrückte und des Landes verwiesene Orden kehrten zurück, die wohlthätigen Gesetze Carvalho's hinsichtlich der Vermächtnisse an die todte Hand wurden durch den Einfluß des Beichtvaters der Königin aufgehoben, die Grand-Parà-Compagnie unterdrückt, sowie die drückendsten Privilegien und Monopole abgeschafft. Es war zu bedauern, daß der Gerechtigkeitssinn der neuen Königin in solch überstürzender Hast zwischen den wohlthätigen und verderblichen Gesetzen, die Carvalho geschaffen, nicht zu unterscheiden wußte.

In den ersten Monaten ihrer Regierung hatte Maria die Minister ihres Vaters beibehalten; nur das Amt des Obersthofmeisters, das Carvalho seit der Hinrichtung des Herzogs von Aveiro selbst bekleidete, wurde ihm genommen und Carvalho begnügte sich, wie im Beginne seiner Amtsführung, mit der mechanischen Erledigung der zur Competenz seiner zwei Portefeuilles gehörigen Geschäfte. Bald darauf aber mußte er von der Verwaltung des Finanzministeriums zurücktreten, obwohl er es gewesen, der den Staatsschatz gefüllt und einen geregelten Dienst in diesem Departement organisirt hatte; einige Tage nachher erhielt er auch als Minister des Innern seine Entlassung. Das betreffende Dekret war in den anerkennendsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt; „in Anbetracht seines hohen Alters und seiner körperlichen Gebrechlichkeit, die ihm nicht mehr erlauben, sich dem königlichen Dienste zu widmen, geben wir ihm die verlangte Entlassung, indem wir ihm sein Gehalt belassen und ihm außerdem noch die Einkünfte aus zwei Commanderien überweisen." Es war dies aber der letzte Sonnenschein der königlichen Gnade, der über dem Haupt des gewaltigen Ministers leuchtete, der Ruf: „Tod dem Tyrannen!" war schon die Losung des Adels und der Geistlichkeit geworden. Die erledigten Ministerposten wurden größtentheils mit den früheren Opfern seiner Verfolgung oder deren Angehörigen besetzt, der Gesandte in Rom, Almada, aller seiner Würden für verlustig erklärt, der Bischof von Coimbra nahm in einem wahren Triumphzug wieder Besitz von seiner Diözese, die beiden bisher gefangen gehaltenen Brüder des Königs José kehrten an den Hof zurück, und, was am wichtigsten, die Jesuiten, die bisher auf Befehl Carvalho's gefangen gehalten waren, wurden befreit und erhielten sogar Pensionen; nach Verlauf von zwei Monaten erschienen die Väter

der Gesellschaft wieder im Ordenskleide in den Straßen Lissabons und ohne die Erlaubniß der Regierung abzuwarten, hatten sie in kurzer Zeit das ganze Königreich überschwemmt. Hätte die spanische Regierung nicht die dringendsten, ja drohende Vorstellungen beim Hofe von Lissabon erhoben, Maria hätte dem Andringen ihres Beichtvaters nachgegeben und den Orden durch ein förmliches Gesetz in Portugal wieder hergestellt.

In den letzten Monaten der Regierung José's hatte Carvalho den Befehl ausgefertigt, alle Kostbarkeiten und Edelsteine, welche in Goa in der Kapelle des Franz Xaver im Laufe der Zeit sich angesammelt hatten und deren Werth ein unermeßlicher war, nach Lissabon zu schaffen. Dieselben kamen an, als Maria den Thron bestiegen hatte; entrüstet sandte sie dieselben sofort wieder nach Goa zurück, und da die Thatsache, daß Carvalho aus dem portugiesischen Kalender die Namen von Pabst Gregor VII., Ignaz von Loyola und Franz von Borgia hatte streichen lassen, die bigotte Königin noch mehr erbitterte, so hatten seine Feinde, die immer dreister sich erhoben, leichtes Spiel, den vernichtenden Schlag auf Carvalho zu führen. Im Vordertreffen standen natürlich die Jesuiten mit dem portugiesischen hohen Klerus und dem Adel, während es hervorgehoben zu werden verdient, daß die schwer mißhandelten Familien der Alorna und Tavora sich mit der erhaltenen Revision ihres Prozesses begnügten und an den gehässigen Machinationen zum Sturze Carvalho's keinen Antheil nahmen. Pamphlete und Spottschriften auf das öffentliche und private Leben des in stiller Zurückgezogenheit in Pombal lebenden Ministers erschienen in Menge, theilweise in dem gehässigsten Tone. Carvalho beauftragte seinen Sohn, eine Gegenschrift abzufassen, welche alle gegen ihn erhobenen Anklagen widerlegen sollte, aber die Königin verbot die Verbreitung derselben und ließ das Original verbrennen! Er hatte in dieser Rechtfertigungsschrift besonders die Schuld der Familie von Tavora, deren Unschuld durch die unter Maria vorgenommene Revision des Hochverrathsprozesses gesetzlich bewiesen war, auf's Neue aufrecht zu erhalten versucht, ein Umstand, der die reizbare Maria bestimmte, den Feinden Carvalho's endlich zu willfahren und ein förmliches Verhör mit ihm anstellen zu lassen. Zwei Richter, erbitterte Feinde des Marquis, wurden denn auch nach Pombal geschickt und vom 9. Oktober 1779 begann, nachdem man auf alle seine Papiere Beschlag gelegt hatte, ein acht Monate lang dauerndes Verhör, in welchem er über die geringfügigsten Handlungen während seiner Amtsführung Rede stehen mußte. Oft acht Stunden des Tages mußte der achtzigjährige Mann stehend die Fragen seiner Inquisitoren beantworten; mehrmals brach er zusammen, was aber jene nicht abhielt, sofort wieder zu beginnen, wenn seine Besinnung zurück-

gelehrt war. Auf fast alle Fragen aber gab er die Antwort, daß Alles, was er gethan, auf den ausdrücklichen Befehl des Königs geschehen sei! Er, der mächtige Minister, der aus dem großartigen Kampf mit den einzigen Faktoren des damaligen Staatslebens, dem Adel und der Geistlichkeit, als unbestrittener Sieger hervorgegangen, der seinen eigenen König als gefügiges Werkzeug zur Realisirung seiner Ideen benutzte — erniedrigte sich nun durch die demüthigste Selbstverkleinerung, wälzte seine Handlungen auf die Schultern seiner Collegen, die vor ihm gezittert, und flüchtete sich in die Gruft eines armseligen Königs, aus der er seine Argumente holte! Ja im letzten Verhöre, das er zu bestehen hatte, sagte der Mann, der die zwei Brüder seines Königs hatte einsperren lassen, mit zitternder Stimme die Worte: „Ich bitte Ihre Majestät unterthänigst um Verzeihung für die Fehler, welche ich begehen konnte; von der bekannten Güte Ihrer Majestät hoffe ich Gnade zu erlangen!" Nach diesen Worten, die selbst seine Richter nicht erwartet hatten, sank er in Ohnmacht. Seine Feinde drangen auf energische Bestrafung, da er sich ja selbst schuldig bekannt, Maria aber begnügte sich, durch ein Dekret vom 15. August 1781 ihm die Rückkehr nach Lissabon zu verbieten, dem er sich auf zwanzig Meilen nicht nähern durfte. Der Verbannungsbefehl war in den kränkendsten Ausdrücken abgefaßt: „obgleich schuldig und einer exemplarischen Bestrafung würdig, haben wir in Ansehen seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeit Gnade für Recht ergehen lassen." .. Ausdrücklich wird allen Portugiesen, die durch Carvalho gekränkt oder unschuldig bestraft wurden, das Recht gewahrt, ihre Klagen gegen ihn zu verfolgen. Zehn Monate nach dem Erlasse des Dekretes, am 8. Mai 1782, starb er, verlassen von allen seinen Freunden und Creaturen; das Volk hatte ihn schon lange vergessen, eine von ihm kurz vor seinem Tode noch ausgegebene zweite Rechtfertigungsschrift wurde kaum mehr beachtet. Sein Begräbniß war aber dennoch überaus glänzend, der ganze Klerus der Diözese Coimbra betheiligte sich an der Leichenfeier und ein Mönch hielt eine schwungvolle Rede. Der Bischof von Coimbra, Francizo de Lemos, widmete ihm das Epitaph: O tempora! O mores! Vir incomparabilis Marchio Pombalensis, qui academiam Conimbricensem decem abhinc annis a stercore erexit, mortuus est. Ipsa vero academia neque requiem dixit filia iniquissima, o! Jacobæorum pravissimæ religionis pedisequa. Carus Josepho Primo hic jacet ille minister toto qui cunctis notus in orbe fuit, mortuus ecce silet. Sua vero facta loquuntur. Ipso majorem tempora nulla dabunt. Der Bischof von Coimbra, der die Undankbarkeit der Mitwelt an dem Beispiele der durch Carvalho groß gewordenen Universität Coimbra so scharf geißelte, hatte recht prophezeit: Portugal

hat seit Carvalho's Tod keinen Mann hervorgebracht, der mit ihm verglichen werden könnte. Erst unter der jetzigen Regierung wurde seine Asche von Pombal nach Lissabon gebracht und in der Kathedrale beigesetzt.

Unbestreitbar gehört der Marquis von Pombal zu den großartigsten Erscheinungen der Geschichte. Was die französische Revolution durch die blutigsten Exzesse erreichte, brachte er auf dem friedlichen Wege der Gesetzgebung und Administration zu Stande. Man überlege, was es heißt, in einer Zeit, wo der Adel fast die einzig berechtigte Menschenklasse im Staatsleben war, wo die Geistlichkeit durch die Bemühungen und Erfolge langer Jahrhunderte eine beinahe unbestrittene und absolute Herrschaft über das geistige Leben der Menschheit ausübte, wo der Jesuitenorden auf der Höhe seiner Macht stand, ausgerüstet mit materiellen Mitteln, wie sie kaum ein reicher Staat besaß, und verfügend über ein Kapital von Intelligenz, das mit unwiderstehlicher Anziehungskraft die besten geistigen Kräfte in sich aufnahm, — unter solchen Verhältnissen den Grundbau eines Staates auf den neuen Fundamenten zu errichten! Ohne mit voller Absicht es zu wollen, hat er, indem er den Interessen des Absolutismus zu dienen hoffte, den Grund zur Entstehung eines breiten und tüchtigen Bürgerstandes gelegt; die nach seinem Sturz in Portugal folgende Reaktion konnte die wohlthätigen Spuren seiner Verwaltung nicht verwischen; wenn Portugal heute erheblich über dem benachbarten Spanien steht, wenn es bei weitem nicht in dem Maße, als die anderen romanischen Völker, in die Extreme des krassen Absolutismus und der zügellosen Anarchie mit periodischer Regelmäßigkeit verfällt, so sind die letzten Ursachen in dem großartigen Wirken des Marquis von Pombal zu suchen. Man hat dies in seinem Vaterlande auch dankbar anerkannt: das an der Bildsäule des Königs José angebrachte Bild des Marquis, das ein kleinliches Rachegefühl unter Donna Maria entfernt hatte, wurde später auf Befehl Pedro's wieder eingefügt. Wenigen Ministern des 18. Jahrhunderts kann eine Uneigennützigkeit, wie ihm, nachgerühmt werden; er hinterließ fast kein Vermögen, und nie hat er seine unbeschränkte Macht zu einem das Interesse des Staats gefährdenden Nepotismus mißbraucht; er steht in dieser Hinsicht unendlich hoch über den französischen Staatsmännern. Als Gesetzgeber weniger glücklich und in den Theorien des Merkantilsystems befangen zeichnete er sich dagegen durch ein eminentes Administrationstalent aus, als Diplomat stand er seinen Vorbildern Richelieu und Mazarin ebenbürtig zur Seite, nie hat er vor ausländischen Prätensionen die Flagge seines kleinen Landes gestrichen und in dem großartigen Kampfe gegen die Jesuiten war er die leitende Seele; ohne ihn wäre derselbe nicht begonnen, geschweige glücklich zu Ende geführt worden. Die Mittel,

die er dazu gebrauchte, wird das sittliche Gesetz der Geschichte nie billigen können, aber ohne die Taktik, die Prinzipien seiner Gegner gegen diese selbst zu kehren, wäre das großartige Resultat nie und nimmer erreicht worden. Und gerade an diesem Punkte ist es, wo sich unsere Gedanken zu den Ereignissen der jüngsten Tage hinwenden: damals war es die gewaltthätige Staatsmacht, welche den Jesuitenorden und mit ihm das Pabstthum demüthigte, heute ist es der Selbstvernichtungsprozeß, welchem dieser Feind der Civilisation erliegen wird, nachdem eine ruhige und sichere, von sittlichen Motiven getragene Kulturarbeit seine Grundlagen unterminirt hat.

Theodor Wenzelburger.

Eulogius Schneider und die Revolution im Elsaß.

Es darf als Verdienst der deutschen historischen Kritik gelten, daß sie den Nebel von Vorurtheilen zerstreut hat, der die französische Revolution umhüllte, daß sie die Bewunderung vor den Ideen von 1789 auf das richtige Maß zurückgeführt und die widersprechenden Elemente der Furcht und des Enthusiasmus bloßgelegt hat, welche in der revolutionären Bewegung wirksam gewesen sind. Wo eine romanhafte Geschichtsdarstellung die Thaten wilder Größe und leidenschaftlicher Vaterlandsliebe bewundert, erkennen wir Selbstsucht und Verlogenheit. Die berühmte Augustnacht von 1789 scheint uns eher eine theatralische Schaustellung, als eine wirkliche Entfaltung ritterlichen Edelmuths, eher ein Produkt der Furcht als der freudigen Opferlust von Seiten der Privilegirten zu sein. Während der Septembertage von 1792 ist in den Massen nicht sowohl patriotische Aufwallung, als vielmehr Angst vor den Preußen wirksam gewesen, und in dem Wüthen der Schreckenszeit kommt neben wirklicher Raserei auch ein gutes Theil Furcht zu Tage, die nur sich selbst betäuben will.

Häusser liebte es in seinen Vorlesungen zu betonen, daß Frankreich nicht durch den Terrorismus, sondern trotz des Terrorismus vor dem Angriff der Koalition gerettet worden sei, und wenn französische Historiker, nach wie vor, die heilsamen Folgen preisen, welche das System des Wohlfahrtsausschusses nach Außen wie nach Innen gehabt haben soll, so hat die deutsche Forschung überzeugend dargethan, daß die Gewaltmittel der Terroristen weder die auswärtige Invasion zu bezwingen, noch im Inneren Anderes herzustellen vermocht haben als die provisorische Ruhe des Kirchhofs.

Um die segensreiche Wirksamkeit der französischen Revolution an einem schlagenden Beispiel zu erweisen, pflegt man sich wohl auf die Anhänglichkeit zu berufen, welche das Elsaß seit 1789 für Frankreich empfunden hat. Erst durch die Augustnacht 1789, durch die Aufhebung der Feudallasten, durch die Gründung eines freien Bauernstandes auf freier Scholle soll die elsässische Bevölkerung innig mit Frankreich verbunden worden sein, die Thatsache roher Gewalt, die französische Eroberungspolitik des 17. Jahrhunderts soll am Ende des 18. Jahrhunderts durch die Revolution gewissermaßen ihre moralische Weihe empfangen haben.

Wer jedoch die Geschichte der Revolutionsbewegung im Elsaß kennt, der wird sich von solchen schönklingenden Phrasen nicht berücken lassen. Im Elsaß wie überall hat die Revolution ihren momentanen Triumph nur auf Gewalt und Lüge gegründet; und das ist wahrlich die Saat nicht, aus welcher dauernde volksthümliche Empfindungen erwachsen können.

Mit den Errungenschaften der Augustnacht haben sich denn auch die Elsässer als praktische Leute nichts weniger als einverstanden gezeigt, die Abgeordneten von Straßburg waren von dem Wettkampf des Edelmuths, der in der Nationalversammlung vor ihnen aufgeführt ward, so wenig erbaut, daß sie auf der Stelle Protest erhoben und die alten Privilegien ihrer Stadt wahrten. Sie sollten aber freilich belehrt werden, daß vom alten Rechte gegenüber dem neufranzösischen Recht des Salut public nicht mehr die Rede sein durfte. Wer fragte noch nach dem Recht des Westphälischen, Rhymweger und Utrechter Friedens, als die im Elsaß befindlichen deutschen Enklaven ohne Weiteres den neugegründeten französischen Departements Ober- und Niederrhein einverleibt wurden? Der Ausbruch des Kriegs mit dem deutschen Kaiser gab den Pariser Machthabern einen erwünschten Vorwand, strenge Maßregeln gegen die elsässische Bevölkerung zu ergreifen: galt es doch, geheime Verbindungen der Aristokraten mit Oesterreich aufzuspüren, etwaige deutsche Heimwehgedanken von vornherein zu ersticken. „Ein Sauerteig von Aristokratie," heißt es in einer Adresse der Straßburger Jakobiner vom Juni 1792, „scheint unter den reichen Protestanten zu gähren, deren Voreltern Alle und selbst einige unter ihnen von den Königen von Frankreich und von dem Haus Oesterreich so wohl behandelt wurden, daß sie die ehemalige Herrschaft derselben zurückwünschen."

Daß solche Behauptungen der Jakobiner nicht völlig aus der Luft gegriffen waren, daß ein gutes Theil reichsbürgerlicher, deutscher Gesinnung noch immer in der elsässischen Bevölkerung lebte, kann man aus den Adressen entnehmen, welche der Gemeinderath und die Bürgerschaft von Straßburg am 7. August 1792 an die Nationalversammlung richteten. Man beschwört die Gesetzgeber, an der Verfassung festzuhalten, und man versteigt sich bis zu der vielsagenden Drohung: „Der Tag, an dem die Verfassung verletzt wird, zerreißt unsere Bande und spricht uns von unseren bisherigen Verbindungen frei." Es läßt sich nicht läugnen, daß die deutschen Sympathien der Elsässer in der Regel nur ein Schreckgespenst waren, mit dem die Jakobiner wirthschafteten; je heftiger sie über Verrath lärmten, mit desto größerer Sicherheit konnte man darauf zählen, daß thatsächliche Anhaltspunkte zum Verdacht fehlten. Soviel aber steht fest, man handelte gegen die Elsässer, als ob das finsterste Mißtrauen

gerechtfertigt wäre, man machte in so systematischer Weise Jagd auf deutsche Sympathien, daß man dieselben in der That hier und da aus dem Schlummer wach rief. Man entfaltete eine wahre Virtuosität darin, den Straßburger Spießbürger aus seinen ehrbaren Gewohnheiten aufzuschrecken, ihn zu quälen und zu chikaniren. Thaten sich aber unter den Elsässern, die voll wirklicher Begeisterung der republikanischen Fahne folgten, Männer wie jener Oberst Lufft, der bei der Erstürmung des Schänzel (am 13. Juli 1794) den Ausschlag gegeben hat, durch Kühnheit und Geschick hervor, so verstand sich von selbst, daß das wirkliche Verdienst dieser **têtes carrées** zu Gunsten unfähiger Vollblutfranzosen todtgeschwiegen wurde. Obwohl die Elsässer in der That schon damals eine geistige Aristokratie unter den Franzosen bildeten, dem Heer und der Beamtenwelt das tüchtigste Material lieferten, versagte man ihnen ihres deutschen Ursprungs wegen die gebührende Anerkennung, ja man ging mit dem Projekt um, sie nach dem Inneren Frankreichs zu deportiren und das Elsaß mit Vollblutfranzosen zu bevölkern, da es dieser starren phlegmatischen Bevölkerung nun einmal an dem nöthigen „Elan“ fehle, um die großen Ideen der Revolution aufzufassen und zu würdigen.

Gegen dies bornirte und sinnlose Treiben Einsprache erhoben und den deutschen Charakter des Elsasses gewahrt zu haben, ist das Verdienst des vielangefeindeten öffentlichen Anklägers von Straßburg, Eulogius Schneider. Obwohl wir nicht zu den Historikern gehören, die sich einen Beruf daraus gemacht haben, große Verbrecher zu „retten,“ so können wir es uns doch nicht versagen, ja wir halten es geradezu für nationale Pflicht, die Flecken zu tilgen, welche die französische Geschichtsschreibung dem Andenken von Eulogius Schneider angedichtet hat. Wir kennen keinen Franzosen, der ihm gerecht geworden wäre; von Nodier (Souvenirs et portraits de la révolution), Hamel (Histoire de Saint-Just), Campardon (Le tribunal révolutionaire de Paris. Paris 1866) zu schweigen, weiß selbst der nüchterne Fortsetzer der Strobel'schen Geschichte des Elsasses, Dr. Engelhardt (Bd. VI S. 115 ff.), nicht Schreckliches genug von der „blutigen“ Laufbahn Schneider's zu erzählen, und schildert ihn, übereinstimmend mit dem Ruf, der sich noch bis heute bei der Bevölkerung des Elsasses erhalten hat, als ein moralisches Ungeheuer.

Dagegen hat Schneider auf deutscher Seite nur wenige Jahre nach seiner Hinrichtung in Cotta einen warmen Fürsprecher gefunden, dem Laurenz Lersch und neuerdings Venedey gefolgt sind, und wir glauben in der That, daß die gegenwärtig im „Blauen Buch“ sowie in den Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider par Heitz (Strasbourg 1862) vorliegenden urkundlichen Materialien den historischen Prozeß zu

Schneider's Gunsten entscheiden, und die ganze Stellung des Mannes in ein helleres, freundlicheres Licht rücken müssen.

Am 20. Oktober 1756 zu Wipfeld von dürftigen Eltern geboren, erhielt Johann Georg Schneider seine Schulbildung auf dem Würzburger Gymnasium. Dort absolvirte er als Alumne des St. Juliusspitals unter Leitung der Jesuiten seine ersten humanistischen Studien. Er wollte Philosophie und Jurisprudenz studiren, aber auf der Hochschule ging es ihm nur kümmerlich; der Mangel trieb ihn dazu, in das Bamberger Franziskanerkloster einzutreten, wo Bruder Eulogius, denn so hieß er nun, sich freilich mehr mit dem Studium der alten und neuen Sprachen sowie mit poetischen Versuchen als mit geistlichen Andachtsübungen beschäftigte.

„Wie wenn der Sturm ein irrendes Schiff mit Ingrimm ergreifet,
Zehnmal im Wirbel es dreht und endlich an Felsen es hinwirft,
Daß es krachend zerspringt, der Pilgrim mit bebenden Armen
Eines der Trümmer umschlingt und ein nahes Gestade sich träumet:
Also ergriff ich den Entschluß ein Mönch zu werden, ergriff ihn
Fest und ruderte mich damit an das Klippengestade
Einer Insel, genannt die heilige Insel der Bonzen.
Rings umschlingt sie ein Gurt von Felsen, durch künstliche Risse
Nimmt sie den Wanderer auf, die einwärts nur führen, nicht rückwärts,
Oede und stille liegt dort die Natur und ewige Nebel
Hüllen das Eiland in Nacht. Nichts stört die schreckliche Stille
Als das Gebrüll der opfernden oder der zechenden Bonzen."

Man sieht: die Fesseln der Klosterzucht begannen den jungen ehrgeizigen Mönch zu drücken. Die Strömung der Zeit drang über die Klostermauern und trug das Evangelium der Natur und der Freiheit bis in die einsamste Zelle.

Eine merkwürdige Bewegung ging durch die katholische Welt. Die Vorkämpfer der päbstlichen Unfehlbarkeit, die Jesuiten, waren zurückgedrängt, von der Kurie, von den Bischöfen selbst verdammt worden. Sollte ihr syllogistisch scholastisches System noch immer den Unterricht umspannen und die Erziehung entnationalisiren? Die Wissenschaft redete deutsch, sie traf die Bedürfnisse des Lebens; wie konnte da die Scholastik der Jesuiten noch länger auf Schulen und Universitäten geduldet werden? Die katholisch-deutsche Welt wurde mit einer Art von Naturnothwendigkeit in die nationalere Bahn des Protestantismus herübergezogen. Schneider hat später selbst auf die Hindernisse gewiesen, die dem eigenen Bildungsgang, wie dem von Tausenden von Katholiken, entgegentraten. Die Literatur kann im katholischen Deutschland*) nur dann tiefer greifen, wenn die Erziehung umgestaltet wird. Unter allen Mitteln, das zarte Gefühl eines

*) Rede über „den gegenwärtigen Zustand der Hindernisse der schönen Literatur im katholischen Deutschland." Bonn, Dezember 1789.

Kindes abzustumpfen, ist keines so zweckmäßig als die mechanische Erlernung einer fremden todten Sprache, die lateinische Schule. In zweiter Linie kommt die Mönchsmoral, denn diese verletzt alle Liebe, allen Nationalstolz und Patriotismus, sie streut unter den guten Samen des Evangeliums ägyptisches Unkraut. Statt der Ehrbegierde lehrt sie Selbsterniedrigung, eine ungerechte Wegwerfung des eigenen Werthes, welche man Demuth nennt. Der echte Lehrer aber soll nicht, wie die Jesuiten, in Heinrich IV. und V., Friedrich dem Rothbart und Ludwig dem Baiern abominable Abenteurer, nahezu Ketzer sehen, er soll vielmehr der Jugend die Beispiele großer Männer vor Augen stellen, ihr Nationalgefühl wecken, ihr die Macht über die eigene herrliche Sprache verleihen.

Wo solche Anschauungen walteten, solche Gedanken embryonisch gährten, da konnten die Formeln des Ordenswesens und der Mönchsmoral nur als lästiger Zwang empfunden werden, und die Gelegenheit sie abzuschütteln blieb nicht aus. Die Ode und das Volkslied, welche Schneider 1785 auf den Rettertod Leopold's von Braunschweig in den Wellen der Oder dichtete, hatte unter seinen Ordensbrüdern bedenkliches Kopfschütteln erregt. „War der Herzog katholisch?" fragte ein emeritirter Koncionator den Dichter und bemerkte, als dieser verneinte: „Nun so hatte er nicht weit mehr hinunterzusteigen." Es hat sich eine Klostertradition erhalten, die von Brunner in seinen „Mysterien der Aufklärung" getreulich rapportirt wird: Schneider habe sich eines Abends in weltlicher Gesellschaft so frivol benommen, daß er dem begleitenden Laienbruder verbieten mußte, irgend etwas an den Guardian des Klosters zu berichten. Bald darauf habe der gottlose Mönch seine „skandalöse Toleranzpredigt gehalten." In der That bedurfte es nur der begeisterten Lobrede auf die Toleranz, welche Schneider am 25. November 1785 zum Katharinenfest in Augsburg statt der vorschriftmäßigen Predigt über die heilige Märtyrerin hielt, um die ganze Kluft hervortreten zu lassen, die zwischen seinen Anschauungen und der strengen Richtung des Ordens bestand. „Hier hast Du," mit diesen Versen schickte Schneider seine Predigt an den Reichsdechanten von Beroldingen, „edler Beroldingen, die Predigt von der Toleranz; sie war so gut den Derwischkranz von meinem Schädel wegzubringen." In den Tagen Joseph II. war eine Hymne auf die Toleranz nicht mehr das Gleiche, was sie in den Tagen Bossuet's gewesen sein würde: immerhin war das Aufsehen groß; eine Reihe von Streitschriften erschien gegen den abtrünnigen Mönch und sein kühnes Auftreten lenkte die Aufmerksamkeit des Herzog Karl von Würtemberg auf sich. „Noch immer seufzte dein Freund auf der heiligen Insel der Bonzen. Endlich erschien im Hafen ein Schiff von Sueviens Fürsten. Ha wie sprang ich hinein und segelte

meiner Erlösung zu.“ Der Herzog ließ päbstlichen Dispens für ihn auswirken und berief ihn als Hofprediger nach Stuttgart. Er forderte ihn auf, von der Kanzel „die Wahrheit zu predigen, welche Fürsten so selten zu hören bekämen.“ Dieser Aufgabe entledigte sich Schneider jedoch mit solchem Uebereifer, er lehrte so ungescheut das Naturevangelium Rousseau's und zog aus dem Contrat Social so kühne Schlüsse, daß es seinen heimlichen Neidern nicht schwer fiel, ihn bei dem so aufgeklärten und wohldenkenden Fürsten zu verdächtigen.

„Der Himmel,“ sagt Schneider selbst,*) „umschleierte sich mit schwarzem Gewölke
Und mir blitzte Verderben in tausend Gestalten entgegen.
Denn ich küßte den Staub nicht ab von sterblichen Füßen,
Redete stets wie ich dachte und sah mit hoher Verachtung
Auf die Künste des Höflings herab. Dies fühlte der Höfling,
Fühlt es und schwur mir den Tod.“

Schneider sah wohl ein, daß seine Stellung unhaltbar geworden sei; im Frühjahr 1789 verließ er den würtembergischen Hof, da ihm durch Empfehlung eines Freundes, des Professor Dereser, die Professur der schönen Literatur und des Griechischen an der Universität Bonn übertragen worden war. Der Kurfürst von Köln, Max Franz, hegte der Kirche gegenüber ähnliche Gesinnungen, wie sein Bruder Joseph II.; er hatte 1786 als Gegengewicht gegen das pfäffische Köln eine liberale Hochschule zu Bonn in's Leben gerufen, und sah mit gelassenem Wohlwollen zu, wie die neuberufenen Lehrer der Bonner Studentenschaft Begeisterung für Aufklärung und Freiheit einflößten. Mit seiner feurigen Sprache, mit seinem freilich etwas sinnlich gefärbten dichterischen Schwung, mit seiner durch persönliche Erfahrungen getragenen Schwärmerei für die höchsten Güter der Menschheit mußte Schneider zündend auf die Jugend wirken, und er ward in der That der tonangebende Lehrer der Hochschule. Der Bonner Studiosus nahm auch Trivialitäten gern mit in den Kauf; singend wiederholte er die Schneider'schen Verse:

In der Welt ist Alles Tändelei
Orgelum, Orgelum, Orgeley,

und als die große Pariser Nachricht an den Rhein gekommen war, daß die verhaßte Zwingburg des Despotismus, die Bastille, gefallen sei, und Schneider am 26. Juli 1789 auf dem Katheder erschien und herunter deklamirte:

Kein Federzug, kein „das ist unser Wille!“
Entscheidet mehr des Bürgers Loos.
Da lieget sie im Staube die Bastille,
Ein freier Mann ist der Franzos,

---

*) Empfindungen an meinem 33. Geburtstag 20. Oktober 1788.

da war die Popularität des ehemaligen Franziskanermönchs auf den höchsten Gipfel gestiegen. Seine Rede über „den gegenwärtigen Zustand und die Hindernisse der schönen Literatur im katholischen Deutschland,“ seine „Gedichte,“ unter denen die Ode auf Friedrich's Tod und die Elegie an den sterbenden Kaiser Joseph II. besonderes Aufsehen erregten, seine „Predigten für gebildete Menschen und denkende Christen“ wurden mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. Dafür stieg freilich auch die Erbitterung seiner Gegner, und als der ehemalige Mönch es wagte, einen Katechismus des praktischen Christenthums herauszugeben (18. Juli 1790), worin er die Dogmatik über Bord warf, die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele als einzige Grundlagen des moralischen Christenthums hinstellte, und allen Nachdruck auf die Erfüllung der Pflichten „erstens gegen sich selbst, zweitens gegen Andere und drittens gegen Gott“ legte, da stimmten alle kirchlichen Eiferer ihr Tolle! gegen den frevelhaften Neuerer an. Die katholischen Fakultäten Deutschlands sprachen fast einstimmig das Verdammungsurtheil über den Katechismus aus, der sofort verboten, natürlich aber in tausenden von Exemplaren nachgedruckt ward. In Folge dieser Angelegenheit fand Schneider sich bewogen, seine Entlassung von der Bonner Professur nachzusuchen, und der Kurfürst war schließlich froh, eine Persönlichkeit, welche fortwährende Verlegenheiten mit dem Klerus hervorrief, ziehen zu lassen. Schneider erhielt sein Jahresgehalt und eine fürstliche Gratifikation von 100 Karolin; er kehrte dem deutschen Lehramt gern den Rücken, denn ihn lockte der Ruf der Freiheit, der aus Frankreich herüberklang, und er achtete die Warnung seines Freundes Klüpfel nicht, der ihm damals prophetisch zurief: „Vetterli, Vetterli, du wirst drüben noch aufgehängt.“

Professor Blessig in Straßburg verschaffte ihm eine Anstellung als Vikar bei Monseigneur Franz Anton Brendel, dem konstitutionellen Bischof des Niederrheins. Bezeichnend genug eröffnete er seine neue Amtsthätigkeit mit einer Rede über die Uebereinstimmung des Evangeliums und der neuen Staatsverfassung der Franken. „Welcher gefühlvolle Mensch in Straßburg,“ ruft Kämmerer aus, „könnte Schneider's hinreißender Beredsamkeit widerstehen? Wie Schade, daß Schneider ein Jahrhundert zu früh auf die Welt gekommen ist!“ In der That schien Schneider sich zur Aufgabe zu machen, seinem Jahrhundert und seinem Stande vorauszueilen. Am 11. Oktober 1791 las der bischöfliche Vikarius in der Gesellschaft der Konstitutionsfreunde eine Rede gegen den Cölibat vor, und verlangte, daß man „den katholischen Priester kräftigst unterstützen solle, der zuerst im Elsaß das Beispiel der Sensibilität, des Civismus und des Muths geben würde.“ In Bischof Brendel wurden jedoch jetzt ähnliche Empfin-

bungen des Mißbehagens wach, wie sie Schneider's Radikalismus bei dem Herzog von Würtemberg und dem Kurfürsten von Köln hervorgerufen hatte. Ein bischöflicher Erlaß mißbilligte das Vorgefallene, und erklärte, daß die Rede Schneider's, „an welcher die Gläubigen Aergerniß nehmen könnten," die höchste Unzufriedenheit des bischöflichen Kapitels erregt habe. Man war aber damals schon soweit in Straßburg gekommen, daß Aeußerungen des Unwillens von Seiten kirchlicher Behörden als Empfehlung galten, „aufgeklärte Patrioten" rissen den bischöflichen Erlaß von den Mauern herunter, und Schneider war der Held des Tages. Er wurde als Bürger der Stadt aufgenommen und in den Gemeinderath gewählt, sein Name ist fortan mit der Geschichte der Revolutionsbewegung im Elsaß auf's Engste verknüpft. Auch ohne das politische Glaubensbekenntniß, welches er am 12. Februar 1792 vor der Gesellschaft der Konstitutionsfreunde ablegte, zu kennen, würden wir im Voraus errathen, daß Schneider's unmittelbare, leidenschaftliche Natur ihn zu einem Gegner aller halben, vermittelnden Maßregeln, aller Kompromisse und Palliative machen mußte. Er vertritt die extremen Anschauungen der deutschen Jakobinerpartei, da er die Verfassung mit einem schönen, solide gebauten Wagen, den König mit einem Kutscher vergleicht, welcher rechts die Zügel, links die Peitsche hält, und sich, je nach Belieben, der einen oder der anderen bedient. „Führt der Weg an der Wiese der Civilliste entlang und über die Besitzungen feuriger Patrioten, dann wird die Peitsche knallen, handelt es sich dagegen um einen fanatischen Priester oder um das Heil des Schwagers Leopold, so werden die Zügel angezogen. Wie sollen wir ihn dahin bringen, daß der Wagen rollt, ohne das Wohl der Nation zu gefährden? Etwa indem wir ihm den Weg mit Rosen bestreuen? Nein! Wir werden durch den offenen Ausdruck unseres Mißvergnügens, durch den Appell an die Nation, durch männliche Mißbilligung zeigen, daß zwischen den beiden Straßen nur eine gewählt werden darf. Entweder der Kutscher lenkt den Wagen selbst, oder wir müssen ihn mit unseren eigenen Kräften lenken." Diese letzte drohende Wendung verräth die geheimen Absichten der deutschdemokratischen Partei in Straßburg. Man hatte alles Vertrauen zu Ludwig XVI. verloren, man mißtraute aber auch den „Gemäßigten," den Mitgliedern der Gironde, welche die Monarchie durch konstitutionelle Kompromisse halten wollten oder davon träumten, die Republik mit einem Rest monarchischer Institutionen zu umgeben. Schneider gerieth mit dem Haupt der Straßburger Girondisten, dem Maire Dietrich, in heftigen Konflikt, und wenn auch die Mehrzahl der Bürgerschaft girondistische Sympathien hegte, so konnte man doch voraussehen, daß in Straßburg wie im übrigen Frankreich der Kampf zwischen den gemäßigten und

den entschiedenen Elementen der Bewegung zu Gunsten der letzteren ausschlagen werde. Der Maire Dietrich war zwar persönlich ein liebenswürdiger und ehrenwerther Mann, Mineraloge und Freund der Musik; politisch jedoch nicht frei von jener molluskenhaften Schwäche, welche vermittelnde Parteien in großen Krisen an den Tag zu legen pflegen, und gerade deshalb bot seine Persönlichkeit den sarkastischen Angriffen Schneider's reichlichen Stoff. Der Austritt der Anhänger Dietrich's aus dem demokratischen Klub „zum Spiegel" und die Gründung eines moderirten Gegenklubs (8. Februar 1792) steigerte die persönliche Erbitterung. Schneider versäumte keine Gelegenheit, den Maire in seinem Privatleben als sittenlos, in seinen Amtsverrichtungen als einen Feind der Freiheit, als das Haupt des Feuillantismus, der heimlichen Aristokraten im Elsaß darzustellen. Ohne Dietrich's Namen zu nennen, ist Schneider's Ode „Simoneau's Todtenfeier" (4. Juni 1792) gegen den Maire gemünzt, und die Zeitschrift „Argos oder der Mann mit hundert Augen," die Schneider vom 3. Juli 1792 an erscheinen ließ, enthielt eine Reihe der bissigsten Ausfälle gegen Dietrich und seine Anhänger. Am 24. Juli warf Schneider die Frage auf: „Wie können wir die Freiheit retten?" und beantwortete sie dahin: „indem wir den König verabschieden." An dem Tage, da die Entscheidung in Paris erfolgte, am 10. August, schlug er im Klub eine Adresse vor: „Gemäß der Konstitution die Absetzung des Königs zu verlangen." Die Pariser Ereignisse entschieden den Sturz der Straßburger Feuillants und den Sieg der extremen Partei, der Maire Dietrich ward abgesetzt und gefangen, um später hingerichtet zu werden. An seine Stelle trat ein 24jähriger Savoyarde Monet und die Municipalität ward sofort im jakobinistischen Sinne ergänzt. Die Früchte der geschehenen Umwälzung kamen jedoch nicht sowohl der deutschdemokratischen Partei unter Schneider als vielmehr den französischen Jakobinern zu Gute, und schon aus dem gedämpften Ton, in welchem „Argos" der Septemberereignisse gedenkt, läßt sich erkennen, daß Schneider mit den Extravaganzen der Vollblutfranzosen Nichts zu thun haben wollte. „Der Menschenfreund seufzt über die Pariser Blutscenen," heißt es im Argos vom 14. September, „denn es ist das Blut unserer Brüder, welches fließt. Gott sei Dank, wir haben in Straßburg ähnliche Auftritte nicht erlebt, und ich vertraue auf Gott und den ruhigen, gemäßigten, menschlichen Charakter meiner Mitbürger, daß wir sie für die Zukunft nicht erleben." Man erkennt die Kluft, welche die Anschauungen des deutschen von denen der französischen Radikalen scheidet. Der Ton des Argos begann bereits die so reizbaren französischen Empfindlichkeiten zu verletzen. Man schalt über die Frechheit des fremden Priesters, man warf ihm vor, daß er im österreichischen

Solde stehe. Vom September 1792 bis zum Februar 1793 versah Schneider provisorisch die Funktionen eines Maire zu Hagenau, ließ jedoch dabei seine Zeitschrift in Straßburg forterscheinen, ja er vermehrte sie wöchentlich noch um ein Blatt. Die zunehmende Heftigkeit ihrer Sprache verrieth, daß sich der Konflikt mit den Nationalfranzosen immer mehr zuspitzte. Schneider klagt wohl über die Wühlereien der Gegner, „welche seinem Blatt die Abonnenten entzögen und es vor Hunger sterben ließen, während andere Zeitungen, die sich wie Wetterfahnen drehten, gute Geschäfte machten.“ Bei seiner Rückkehr nach Straßburg erhielt er die Stelle des öffentlichen Anklägers am Kriminalgericht des Niederrheins und im Mai 1793 am Straßburger Revolutionstribunal. Die französischen Radikalen mochten ihm die Verantwortung, welche mit einem solchen Amt verknüpft war, schadenfroh gönnen, sie beantragten schon im Mai 1793 bei den Konventskommissaren, daß Schneider, der „als Deutscher von Köln“ nur ein sehr verdächtiger Patriot sein könne, über die Grenze verwiesen werde, und wirkten, als ihre Denunciation erfolglos blieb, im Stillen unablässig weiter gegen ihn. Daß ein Ausländer, ein „österreichischer Priester“ bei dem Revolutionsgericht angestellt sei, erschien ihnen als eine Sünde gegen den Geist der Revolution und gegen seinen Elitevertreter, das französische Volk. Und freilich Schneider faßte seine Aufgabe keineswegs im spezifisch-französischen Sinne. Schon das Programm, welches der Vielangefeindete bei Uebernahme seines Amtes aufgestellt hat, lautet nichts weniger als despotisch. „Ich will Nichts als die eine untheilbare Republik, nieder mit der Willkür der Menschen, das Gesetz allein soll herrschen! Möge die Bosheit ihr Haupt vor dem Gesetz beugen oder unter dem Schwert der Gerechtigkeit fallen. Ich will Nichts als Gerechtigkeit!“ Prüft man die von Schneider bei den Revolutionsgerichten des Elsasses entfaltete Thätigkeit mit unparteiischem historischem Blick, so wird man zwar vielfach in widerwärtiger Weise an den hohlen aufgebauschten Revolutionsstyl jener und aller Zeiten erinnert, allein man wird auch mit Genugthuung gewahr werden, daß den blutigen Worten die blutigen Thaten nicht entsprechen, daß der öffentliche Ankläger von Straßburg die grausame Willkür seiner sonstigen französischen Kollegen nicht theilte, ja daß er sich den gesunden deutschen Sinn der Gesetzlichkeit gegenüber der revolutionären Raserei erhalten hat. Zwar klingt es erschrecklich, wenn man hört, daß Schneider die Bierbrauer „wegen Habsucht“ zu 250,000 Fr., die Bäcker „als Feinde der Menschheit“ zu 300,000 Fr. verurtheilte, wenn er einen guten Straßburger Kaufmann als „Egoisten“ mit 70,000, ein Paar arme Handwerker als „Fanatiker“ mit 3 Fr. „freiwilliger Steuer“ per Kopf bestrafte. Der Spezereihändler Dangelo, der, weil er Kandiszucker über die

Taxe verkauft hatte, 100,000 Fr., der Apotheker Hecht, der, weil er zwei Unzen Rhabarber zu 54 Sous verkauft hatte, 15,000 Fr., der Kneipwirth Braun, der, weil er einen Schoppen Wein zu 20 Sous verkauft hatte, 40,000 Fr. (als Avilisseur de la monnaie nationale), J. Halterer, der, weil er Stockfisch zu theuer verkauft hatte, 10,000 Fr. bezahlen, eventuell als „Emigrirter" behandelt werden sollte: all diese unglücklichen Krämerseelen, die Schneider von der fiskalischen Seite kennen lernten, sie werden den öffentlichen Ankläger als einen unmenschlichen Tyrannen verflucht haben. Allein so hart die Maßregeln, die Schneider im Interesse der Republik für geboten erachtete, den Meisten erscheinen mochten: im Grunde hatten sie doch nur eine pekuniäre Bedeutung, sie waren darauf gerichtet, den erschöpften Kredit der Republik, den Curs der Assignaten wieder zu heben, sie können aber weder mit den „Noyaden," die Carrier in Nantes, noch mit den „Mitrailladen," die Lebon in Arras vornehmen ließ, noch mit den „rettenden Thaten" der übrigen Schreckensmänner auf eine Stufe gestellt werden. Schneider arbeitete lieber mit der Furcht vor der Guillotine, als mit der Guillotine selbst. In seiner Satire „der große Bärentanz" (Argos 31. Oktober 1793) fordert er die „Herren Kaufleute, Bier- und Weinwirthe, kurz das ganze lose Zunftsystem" zum Tanze auf. Die guten, armen Sansculotten sind Zuschauer. Aus Respekt vor einer nahebeistehenden großen zweibeinigen mit einem Krautmesser versehenen Maschine ergreift manch dicker Straßburger Bierwirth eine noch dickere Käsehändlerin und tanzt mit ihr herum. Als der Tanz vorüber ist, sammelt man den Lohn der Spielleute; die Herren und Damen des Ballets sind so edelmüthig 1000, ja 10,000 und 40,000 Livres in den Beutel zu werfen und sich dabei noch tief zu bücken. Man ersieht selbst aus dieser burlesken Kapuzinade, daß die Schrecken des Schneider'schen Regiments wesentlich in der Einbildung beruhten, und es erregte eher Gelächter als Furcht, wenn der Richter Clavel, einer von Schneider's Getreuen, jeden Morgen auf einem kleinen Klepper die Straßen und Märkte Straßburgs durchritt und darüber wachte, daß die Hökerweiber Assignaten annahmen, daß die Milchmädchen eine dreifarbige Kokarde an dem Brusttuch oder an der Haube geheftet trugen, daß die biederen Straßburger sich mit dem republikanischen „Du" anredeten.

Allein nur kurze Zeit trug die Revolution im Elsaß dies verhältnißmäßig harmlose Gesicht. Der Maire Monet und seine Anhänger unter den französischen Radikalen, wie Teterel, Delatre, Mougent, Gatteau, fanden: daß das Gericht zu mild und zu schlaff gegen die Aristokraten verfahre, und brachen gegen Schneider und seine Amtsgenossen in scharfen Tadel aus. Ihre wiederholten Mahnungen zur Strenge und Schonungs-

igkeit bewirkten, daß am 5. November 1793 wirklich das erste Todes-
theil auf dem Paradeplatz zu Straßburg an dem Maire von Geispolz-
m und einigen Bauern vollzogen wurde, die des aristokratischen Betragens
d gegenrevolutionärer Reden beschuldigt waren. Aber erst mit dem
scheinen der Volksrepräsentanten St. Just und Lebas trat die Aera
Schreckens, die elsässische Kopie des Originalwahnsinns ein, welcher
Paris im Namen der Freiheit getrieben wurde. Die beiden vom Kon-
nt mit unbeschränkten Vollmachten ausgerüsteten Volksmänner begannen
einem Styl zu konfisciren und zu rauben, gegen den Schneider's bis-
iges Auftreten als freundliche Schonung erschien. Sie verordneten,
ß die Güter Aller derjenigen zum Besten der Republik eingezogen wer-
n sollten, welche Effekten von einem Soldaten gekauft hätten! Heute
retirten sie, daß sämmtliche Mäntel der Straßburger Bürger auf den
agazinen abgeliefert werden müßten, morgen verlangten sie alle Hüte und
huhe. Heute (14. November) erschien eine Verordnung an den Ge-
inderath: „Zehntausend Mann bei der Armee sind baarfuß; Sie haben
en Straßburger Aristokraten die Stiefel auszuziehen und morgen um
Uhr müssen zehntausend Paar Stiefel nach dem Hauptquartier unter-
gs sein." Den Tag darauf folgte ein anderes Dekret: „Auf den Be-
ht über die Unreinlichkeit der Spitäler beschließen die Volksrepräsen-
ten, daß die Gemeinde Straßburg zweitausend Betten binnen 24 Stunden
den Reichen Straßburgs bereit hält, wo die Soldaten mit dem der
gend und den Freiheitsvertheidigern gebührenden Respekt verpflegt wer-
n." Man sieht, daß St. Just und Lebas in Straßburg wie in einer
berten Stadt verfuhren; sie rissen zweihundert Landhäuser im Umkreis
Stadt nieder und entschädigten die Besitzer mit werthlosen Assigna-
, sie requirirten Silber, Kupfer und Zinn; Hemden, Strümpfe und
ntücher; ihre Sanskulotten versiegelten die Keller und tranken den
ein, sie nahmen die Eßvorräthe der Straßburger in Beschlag und er-
bten jedem Bürger, täglich nur 2 Pfund Brot zu verzehren. Diese Vor-
he waren angeblich für die Rheinarmee bestimmt; allein man ließ sie
Straßburg selbst verderben und verfaulen; man hatte eine boshafte
ude an dem Hunger und der Verzweiflung der Bürger. Dabei be-
gten sich St. Just und Lebas über die Lauheit, mit welcher die Be-
den bei den Verhaftungen auftraten, sie verlangten die Namen aller
rdächtigen in Straßburg zu erfahren, deren es ja Tausende geben müsse.
Brumaire II. Blaues Buch I. 8.) So begannen Haussuchungen und
rhaftungen nach dem Pariser Muster des September 1792; Kaufleute,
lehrte, Beamte, protestantische Geistliche, Familienväter und -Mütter
rden aus dem Kreis der Ihrigen gerissen, und als ob es mit all diesen

Drangsalen im Namen des öffentlichen Wohls noch nicht genug sei, erfolgte am 10. Brumaire das Dekret, worin St. Just und Lebas, gerührt von dem patriotischen Eifer, den die wohlhabenden Bürger Straßburgs gegen die Feinde Frankreichs ausgedrückt hätten, binnen 24 Stunden eine Zwangsanleihe von 9 Millionen von denselben heischten, widrigenfalls sie verhaftet und an der Guillotine ausgestellt werden sollten. Am 8. November wurde die angedrohte Strafe zuerst gegen einen greisen Kaufmann Maino vollzogen, der zu 300,000 Livres taxirt war und nur 180,000 bezahlen konnte; man band ihn bei strömendem Regen an der Guillotine fest. Ehrmann erzählte später in der Nationalversammlung (21. Nivose An III), daß ein Wirth, der zu 40,000 Livres angesetzt war, dem Repräsentanten St. Just die Schlüssel seines Hauses brachte und ihn bat, seine Schulden zu übernehmen. Wie dem auch sein mochte: von den 6,824,013 Livres, die man durch Drohungen und Schrecken in Straßburg zusammenbrachte, hatten sich die wackeren französischen Patrioten selbst einen nicht unbeträchtlichen Antheil vorbehalten und sich so den Ehrentitel „Sackpatrioten," den sie im Elsaß erwarben, redlich verdient. Ein anderer Theil der von den Straßburgern erpreßten Gelder diente dazu, in jeder Gemeinde des Niederrheins Schulen errichten zu lassen, in denen die französische Sprache umsonst gelehrt wurde, die deutsche Sprache auf das Strengste ausgeschlossen war, so daß die Elsässer damals das traurige Privilegium hatten, zu ihrer eigenen Entnationalisirung beisteuern zu dürfen. Die deutsche Sprache wurde als ein barbarisches Idiom, als die Sprache des Despotismus verschrieen; ihr Gebrauch bei allen öffentlichen Akten streng verboten; die alten deutschen Straßen- und Thornamen wurden republikanisch umgetauft. Denn gerade in diesem Punkt glaubten St. Just und Lebas den tiefsten Absichten des Konvents zu entsprechen, und sie hatten Recht: Es galt das Elsaß zu gallisiren, das friedliche Nebeneinanderleben des deutschen und französischen Wesens, das bis zur Revolution gedauert hatte, durch einen gewaltsamen Prozeß zu unterbrechen. Die verrätherischen Anschläge, welche damals von den Emigranten gegen Straßburg entworfen und von einer deutschen Partei in Straßburg unterstützt sein sollen, sind jetzt selbst von französischen Autoren als boshafte Erfindungen und Schreckbilder der Phantasie bezeichnet worden: sie haben aber den Volksrepräsentanten als eine treffliche Handhabe gedient, um das deutsche Element im Elsaß verdächtigen und ausrotten zu können. Ein bei den Vorposten aufgefangener, angeblich von dem Marquis St. Hilaire herrührender, aber wie selbst Hamel jetzt zugesteht, durch die Jakobiner gefälschter Brief gab den Vorwand zu der Beschuldigung ab, daß „die Feinde Einverständnisse mit den konstituirten Gewalten unterhielten." Jetzt

wurde die Verwaltung des Departements, des Distrikts und der Stadt im streng französischen Sinne neu organisirt; man verhaftete deutsche Patrioten, die wie Oberlin, Stöber, Edelmann, in der Municipalität eine Rolle gespielt hatten, man begann das Reinigungswerk in den Klubs, indem man Schneider und seine Anhänger Jung, Clavel, Claner, Nestlin aus der Gesellschaft entfernte, wobei ihnen anfangs noch gestattet war, sich über die gegen sie vorgebrachten Anklagen zu rechtfertigen und so den Triumph der französischen Jakobiner über die elsässisch-deutsche Demokratie zu sanktioniren. Wir finden eine charakteristische Rechtfertigung des Treibens der Volksrepräsentanten bei Hamel in seiner Histoire de Saint-Just (III S. 39): L'Alsace, quoique française depuis cent cinquante ans avait en grande partie conservé les moeurs, le costume et la langue germaniques; de nos jours encore nous voyons les candidats à la députation obligés de publier leurs proclamations en allemand pour être compris des habitants des campagnes. N'est-il pas singulièrement triste d'entendre parler une langue étrangère dans ces riches contrées si françaises par le coeur? Saint-Just et Lebas résolurent de changer cet état de choses contraire à l'unité de la République et pour arriver à leur but, ils ne reculèrent pas devant les plus petits détails. Diese letzte Wendung bezieht sich auf den Krieg gegen die gold- und silbergestickten Hauben der Straßburgerinnen, gegen die deutsche Tracht, welche St. Just durch eine Verordnung vom 15. November mit der ihm eigenen lakonischen Schroffheit verpönte: „Straßburgs Bürgerinnen sind eingeladen, den deutschen Moden zu entsagen, weil ihre Herzen französisch sind." Man würde über die kindischen Nadelstiche, welche die Herren Volksrepräsentanten gegen das deutsche Wesen richteten, nur gelächelt haben: aber die Sache ward ernster, da der revolutionäre Wahnsinn sich auch an dem erhabenen, ehrwürdigen Denkmal deutscher Baukunst, an dem Werke Erwin's von Steinbach, vergriff. Der Departementsverwalter Teterel fand, daß der Münster durch sein Hervorragen über anderen Gebäuden einen aristokratischen Hochmuth bezeuge; er stellte allen Ernstes den Antrag, diesen mit den Ideen der Gleichheit im Widerspruch stehenden Thurm abzutragen: ein Antrag, dessen Ausführung nur der Kosten wegen unterblieb. Man begnügte sich damit, dem Thurm eine kolossale, roth angestrichene Freiheitsmütze von Blech aufzusetzen; dafür befahlen aber St. Just und Lebas am 24. November der Municipalität, daß sie binnen acht Tagen alle den Münster zierende Bilder herabschlagen solle, und am 5. Dezember begann der schändliche Bildersturm, der den gothischen Bau binnen weniger Stunden seines schönsten Schmuckes beraubte. Die Bildsäulen wurden im Herabfallen

zerschmettert; die Basreliefs, darunter die schönen Figuren an den Portalen, jämmerlich verstümmelt, und schließlich ward — ein charakteristischer Zug von naiver Bosheit, der nur in den Annalen der neuesten Pariser Kommune seines Gleichen findet — die Straßburger Bürgerschaft dazu aufgefordert, durch freiwillige Beiträge die Kosten des Bildersturms zu decken. Zu Schneider's Ehren muß man sagen, daß er den lebhaftesten Widerwillen über dies wahnwitzige Treiben an den Tag gelegt und daß er den Volksrepräsentanten und ihrer bezahlten Klique, der aus Paris herbeigeeilten „Propaganda," unbekümmert um die Gefahr, der er sich aussetzte, im Namen des gesunden Menschenverstandes Trotz geboten hat. Sein persönliches Verhältniß zu St. Just war von Anfang an ein gespanntes gewesen; der hochfahrende französische Fanatiker verzieh dem „deutschen Priester" nicht, daß er es unterlassen hatte, ihn zuerst zu besuchen. Auch machte St. Just kein Hehl daraus, daß er die sträfliche Milde, mit welcher bisher von Seiten des Revolutionsgerichts verfahren war, auf Schneider's Rechnung setze. „Wie viel Köpfe hat die Kommission abschlagen lassen?" fragte er den Präsidenten des Revolutionstribunals, und als dieser erwiederte: „Keinen, aber wir haben gearbeitet, die Assignaten im Werth zu erhalten," rief der unerbittliche Ablatus von Robespierre: „Wie? seit zweimal 24 Stunden in Funktion, und noch keine 24 Köpfe springen gelassen? Ihr wurdet nicht ernannt, um den Curs der Assignaten zu erzwingen, sondern um die Aristokraten auszurotten, von denen dies Departement wimmelt." Ein Bericht des öffentlichen Anklägers an St. Just beweist, daß Schneider im diametralen Gegensatz zu dieser französischen Anschauung nicht sowohl „das Köpfe springen lassen" wollte, als vielmehr die Herstellung des öffentlichen Kredits für die Aufgabe des Gerichtshofs hielt, und die Sprache des „Argos" zeigt, daß Schneider auch die Kühnheit besaß, seine abweichende Ansicht vor der Oeffentlichkeit zu vertreten. „Auch einmal deutsch gesprochen mit den Volksrepräsentanten" lautet die bezeichnende Ueberschrift eines Schneider'schen Artikels, der die Verlogenheit und Großprahlerei der angeblichen „Repräsentanten des Volks" scharf geißelt. „Soll es wahr sein," heißt es in einem zweiten an die gleiche Adresse gerichteten Artikel, „daß Furcht und Schrecken an der Tagesordnung sein mußten, weil man vergebens Vernunft und Republikanismus sucht? Nun, wenn dem also ist, so braucht diese Mittel als Männer, und nicht als Kinder und Weiber. Laßt die strengste Ordnung in Einnahme und Ausgabe walten, und wenn ihr Korn requiriren müßt, thut es das Gesetz in der Hand; mögen die Häupter derjenigen fallen, welche sich widersetzen, welche dem Gesetz hemmend entgegentreten; und wenn es Eure besten Freunde wären, Euer Gott selber, schlagt ihm den Kopf her-

unter. Aber All dies darf nur geschehen das Gesetz in der Hand, ich beschwöre Euch darum, denn sonst würde ich der Erste sein, der unerbittlich Euern Kopf verlangte." Hier kennzeichnet sich der Gegensatz der Personen und Nationen in seiner ganzen Schärfe. Auf der einen Seite erblicken wir den Deutschen, der für eine „gesetzliche" Revolution schwärmt, der für alle Gewaltthaten, die im Namen der Freiheit begangen werden, die Indemnität des Gesetzes verlangt — auf der anderen Seite die Volksrepräsentanten und Pariser Propagandisten, die in wildem Zerstörungseifer alle bestehenden Schranken niederwerfen und den revolutionären Despotismus durch den Schrecken begründen wollen. Sie vergeben es dem „Argos" nicht, daß er ihnen die Maske herabgerissen und ihren schnöden Eigennutz, ihre verlogene Feigheit gebrandmarkt hat, daß er sich gegen den Spuk des Vernunftkultus auflehnt, welcher die Hallen des Münster entweihte, daß er seine Stimme für alle ungerecht Bedrängten, für die unterdrückten elsässischen Juden erhebt; der Untergang des kecken deutschen Literaten ist beschlossene Sache. Den Anlaß bietet der Widerspruch, den Schneider gegen eine zweite Auflage der Septembermorde erhebt, die man in Straßburg beabsichtigte. Die „Propaganda" beantragte nämlich, daß man in den Gefängnissen aufräumen solle; man stritt nur noch, ob es zweckmäßiger sei, die Gefangenen zu deportiren, oder hinzurichten. Man entschied sich jedoch am 24. Frimaire für den Tod aller Verhafteten, und beschloß in allem Ernst, eine großartige „Noyade" zu veranstalten, 6000 Elsässer in Schiffen mitten auf den Rhein zu führen und sie bei Kehl zwischen dem Feuer der deutschen und französischen Batterien niederkartätschen oder in Grund bohren zu lassen. Das war es, was die französischen Propagandisten die „Nationalisirung" des Elsaß nannten. Der Maire Monet plauderte nur aus der Schule, da er in einer am 30. April 1794 gehaltenen Rede „über die Verschwörung der Ausländer in den Rhein-Departements" erklärte: Die hauptsächlichste Ursache der Fortschritte, welche die Faktionen im Niederrhein gemacht haben, liegt in der eingewurzelten Abneigung der Bewohner gegen die Franzosen, in ihrem auffallenden Hang zu allem, was deutsch ist. Der Name „Franzos" oder „Welsch" war vor nicht langer Zeit ein Schimpfwort, das Wort „Deutscher" dagegen bezeichnete einen Landsmann, dem die Freundschaft brüderliche Aufnahme schuldig war. Die wohlhabenden Familien im Elsaß stießen jede Verbindung mit Franzosen, welche sie wie die Parias in Indien ansehen, verächtlich zurück. Eine phlegmatische Schläfrigkeit, eine Seele ohne Triebkraft, die hochmüthige Verachtung kündigte den Bewohner dieses Landes an und verrieth seinen eigenthümlichen Ursprung. Der Boden gehörte Frankreich, aber die Herzen waren österreichisch. Der

Vorschlag, die deutsche Sprache aus allen öffentlichen Akten zu verbannen, sie nach und nach aussterben zu lassen, die deutschen Trachten und Moden abzuschaffen, ist ein gutes Mittel, den Elsaß der Republik einzuverleiben. Ein anderes ebenfalls sehr wirksames Mittel, in kurzer Zeit den Gemeingeist am Niederrhein umzuschaffen, wäre, wenn man eine große Anzahl Franzosen aus dem Inneren dahin verpflanzte. So werden die Ideen geläutert, die physische Constitution selbst wird durch die gegenseitigen Verbindungen verändert und die deutsche Barbarei verschwindet." Nun schildert aber Monet, wie Schneider sich diesen wohlthätigen Absichten widersetzt und mit seinen „österreichischen Satelliten" eine hochverrätherische Partei gebildet habe. „Die Frage," bemerkt er, „welche im Lauf des Monat Frimaire in der Volksgesellschaft aufgeworfen wurde, die Frage über die Mittel, um die beiden Rheindepartements zu nationalisiren, zerriß vollends den Schleier, der Schneider's Entwürfe bedeckte." Das war es in der That; Schneider wollte von den heroischen Mitteln, die das Elsaß nationalisiren sollten, Nichts wissen, er erhob mannhaft seine Stimme gegen das „Noyadenprojekt," und der Tag, wo die Propaganda in ihrer Sitzung für den Tod aller Gefangenen und für die Noyaden stimmte, der 24. Frimaire, ist der Tag von Schneider's Verhaftung. Dies Zusammentreffen, verbunden mit den Beschuldigungen Monet's, hätte schon längst dahin führen können, die Katastrophe Schneider's zu erklären, wenn die französischen Autoren nicht vorgezogen hätten, auch in dieser Sache dem Nationalvorurtheil auf Kosten der Wahrheit zu dienen. Schneider hatte sich auf St. Just's Befehl in den ersten Tagen Dezembers mit dem Revolutionsgericht nach Barr und Molsheim begeben, um diese Distrikte, deren Gesinnung als schlecht bezeichnet wurde, von den Aristokraten und Wucherern zu reinigen. Obwohl die Gesammtzahl der Hinrichtungen, die während Schneider's Thätigkeit als öffentlicher Ankläger vorgenommen wurden, sich nur auf 31 beläuft und somit als verschwindend klein neben der Wirksamkeit eines Carrier, Lebon, St. Just erscheint, haben seine Gegner doch nicht ermangelt, eine haarsträubende Schilderung von den Schrecken zu entwerfen, welche der öffentliche Ankläger allenthalben unter der Bevölkerung verbreitet habe. „Schneider durcheilte das Departement als Satrap, die Städte mußten bei seiner Durchfahrt illuminiren, der Schrecken ging ihm voraus, der Tod folgte ihm." Geht man diesen furchtbaren Anklagen seines Gegners Monet auf den Grund, so ergiebt sich, daß zwei Vorfälle, die sich während der Rundreise des Revolutionsgerichts zutrugen, vor Allem gegen Schneider ausgebeutet worden sind.

Als Funk, der katholische Geistliche von Barr, seine Priesterschaft ab-

geschworen hatte, stieg Schneider auf die Rednerbühne und fragte die anwesenden Jungfrauen ob keine gesonnen sei, dem braven vorurtheilsfreien Bürger Funk die Hand zu reichen. Zugleich ermahnte er sie, es möchte doch keine, wenn ein Heirathsantrag an sie erginge, sich spröde erweisen, weil sonst Verdacht gegen ihre patriotische Gesinnung entstehen könnte. Gleich darauf stellte Funk den Versammelten ein armes Mädchen als seine Braut vor und Schneider forderte die Bürger auf, freiwillige Beiträge zur Aussteuer des wohlverdienten Paares zu leisten. Mochte der öffentliche Ankläger bei dieser Gelegenheit seine Autorität etwas gewaltsam zur Geltung gebracht haben: es bedurfte der ganzen verläumderischen Bosheit seiner Gegner, um einen im Grunde so harmlosen Vorfall, sowie die bald darauf in Barr erfolgte Verheirathung Schneider's, zu Akten blutiger Willkür zu stempeln. In Barr lernte Schneider, der seine Eigenschaft als Priester am 20. November 1793 abgeschworen hatte, die Schwester des ehemaligen Flügeladjutanten von Cüstine, des Bürger Stamm, kennen, fühlte sich von ihren Reizen gefesselt und schritt in allerdings sehr entschiedener Weise auf sein Ziel los, indem er an die Eltern einen Brief richtete: „Lieben Freunde, ich bin entschlossen, Eure Tochter zu heirathen, willigt ein, ich werde mich bemühen, ihr Glück zu begründen." Dem Mädchen selbst kündigte er die Brautwerbung mit den lakonischen Worten an: „Interessante Bürgerin, ich liebe Dich und verlange Deine Hand." Der Vater Stamm stellte als praktischer Mann die Betrachtung an, daß Schneider durch seinen Geist und sein Talent sich eine glänzende Laufbahn eröffnet habe und unzweifelhaft noch höher steigen werde, auch überlegte er, daß es nicht räthlich sei, sich mit dem öffentlichen Ankläger zu verfeinden, er gab seine Einwilligung und schon am 12. Dezember ward die Hochzeit in Barr gefeiert. Noch heutzutage erzählt man im Elsaß, Schneider habe das Jawort der Eltern und der Braut durch die Furcht vor der Guillotine erzwungen und das Mordinstrument als Unterstützung seiner Werbung in dem Hof der Stamm'schen Wohnung aufgefahren: eine Fabel, welche in die Anklageakte übergegangen, jedoch durch die bestimmte Aussage des Vaters wie der jungen Frau hinlänglich widerlegt ist. Das Maaß seiner Sünden voll zu machen, nahm Schneider, um mit der jungen Gattin nach Straßburg zurückzukehren, einen mit sechs Postpferden bespannten Reisewagen, in welchem er, von der reitenden Nationalgarde aus Barr geleitet, am 14. Dezember Mittags seinen Einzug in Straßburg hielt. Obwohl nur die schlechte Beschaffenheit der Straßen an diesem Aufzug Schuld war, sahen St. Just und Lebas darin einen allen republikanischen Sitten hohnsprechenden Triumphzug, ein Zeichen absonderlichen aristokratischen Hochmuths. Der Augenblick war gekommen, sich des ver-

haßten Hauptes der Deutschdemokraten zu entledigen: in der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember wurde Schneider aus den Armen seiner jungen Gattin weggerissen und auf Befehl des Volksrepräsentanten, ohne daß man ihm die Ursache der Verhaftung kundgab, in's Militärgefängniß gebracht. Am folgenden Tag strömte die Straßburger Bevölkerung auf den Paradeplatz — da stand der gefürchtete öffentliche Ankläger mit einem Strick um den Leib an den Pfosten der Guillotine angebunden; bleichen aber kühnen Angesichts sah er auf die wogende Volksmenge, ein Spott der Gassenjugend, die mit Aepfeln, Koth und Steinen nach ihm warf. Nachdem sich seine raffinirten Peiniger an der Todesqual geweidet hatten, die Schneider im Voraus erduldet hatte, ließen sie ihn von der Guillotine losbinden, dafür aber an den Füßen schließen und unter strenger Eskorte nach Paris transportiren, wo er dem Revolutionsgericht überliefert ward. Aus dem Gefängniß der Abtei richtete er eine Rechtfertigungsschrift an die Jakobiner, worin er seine Unschuld mit solchem Feuer vertheidigte, daß Robespierre, als er erfuhr, sie solle gedruckt werden, erschrak und die Druckplatten zusammenwerfen ließ. „Wessen klagt man mich an?“ heißt es in diesem zufällig durch einen Buchdruckergesellen der Nachwelt erhaltenen Schreiben. „War ich zu streng? Gut. Man prüfe die Urtheile, die auf meinen Antrag gefällt sind, man erwäge zugleich Zeit und Ort, wo sie vollzogen sind. Mußte ich denn sterben, was auch immer mein Auftreten sein mochte? Wüthe ich nicht, so straft man mich als Gemäßigten. Wüthe ich, so klagt man mich des Mißbrauchs der Macht an, als ob der öffentliche Ankläger für die gerichtlichen Sentenzen verantwortlich wäre, welche ein Tribunal fällen kann. Bürger, wenn ich neu im Patriotismus wäre, so könnte man vielleicht Argwohn gegen mich hegen. Aber mein ganzes Benehmen seit der Revolution ist immer das eines Mannes gewesen, der die Freiheit vergöttert. Duldet nicht, daß die Verläumdung den Patriotismus vernichte und daß die Intrigue über die Unschuld triumphire. Soll ich Euch noch sagen, daß an dem Tag, wo man mich von meinem Heerde losriß, meine Hochzeit in Straßburg mit einer armen aber patriotischen und tugendhaften Bürgerin verkündigt werden sollte. Ich will frei sein oder guillotinirt werden. Man muß mich in meine Bürgerrechte wieder einsetzen oder mich vernichten.“ — Der arme deutsche Idealist, der in der Abtei gefangen saß, täuschte sich, wenn er glaubte, man werde mit ihm über die Gründe seiner Verhaftung diskutiren. St. Just hatte ihn wegen „öffentlicher Verhöhnung der republikanischen Sitten“ verhaften lassen. Die Propaganda formulirte sein Verbrechen dahin, daß er eine Menge Fremde nach Frankreich gerufen und zu einer treuen verbindlichen Schmeichelbande gemacht habe, sie klagte ihn des „Helioga-

balismus" an, ohne wahrscheinlich zu wissen was dieses tönende Wort bedeute, und als Schneider sich in einem Schreiben an Robespierre gegen ein solches furchtbarklingendes, aber sehr unbestimmtes Verbrechen zu rechtfertigen wagte, wiederholte sie den Vorwurf, daß Schneider das niederrheinische Departement mit einer unreinen Heerde fremder Priester, Adliger und Intriganten überschwemmt habe. „Er ist ein österreichischer Priester, den der Verbrecher Dietrich berufen hat, um ihn als Mordinstrument gegen das Vaterland, das er schon damals verrathen wollte, zu gebrauchen. Die klagenden Schatten Deiner Opfer, blutdürstiger und verfluchter Unterdrücker, drängen sich um den Tempel der ewigen Gerechtigkeit her und schreien um Rache. — Du warst mächtig, Du warst gefürchtet, Du warst Quintus Sixtus zum Pabst erhoben."

„Mit der Phrase kämpfen Götter selbst vergebens," konnten die Opfer der französischen Revolution ausrufen. Auch Schneider war ohnmächtig gegenüber dem sinnlosen Schwulste dieser Anklagen. Er vertheidigte sich vor Robespierre in einem Schreiben, aus dem die aufrichtige Entrüstung der Unschuld über die Verläumdung spricht, aber die Summe des aufgebauschten Blödsinns seiner Anklagen ging in das Urtheil über, welches am 10. April 1794 von Seiten des Revolutionstribunals gegen Schneider gefällt wurde. „Dieser deutsche Priester," heißt es in den Erwägungsgründen, „kam 1791 nach Frankreich und war bald ein eifriger Anhänger des Verbrechers Dietrich. Nach seiner Ernennung zum öffentlichen Ankläger öffnete er sein Ohr nur den Verläumdungen der österreichischen Priester, der Adeligen, der Intriganten. Das Departement war damals von diesen Geschöpfen überschwemmt, ein großer Theil derselben wurde durch ihn angestellt, und er mordete nur, um sich zu bereichern mit der Beute seiner Opfer. Um sich den Gewaltthaten dieses Menschenfressers, dieses Blutegels zu entziehen, sind mehr als 50,000 Menschen ausgewandert. Er ging in seiner Frechheit so weit, sich die Geldstrafen, die er auferlegte, anzueignen. Um eine seiner Kreaturen, den österreichischen Priester Funk, gut zu verheirathen, ließ er alle Bürgerinnen des Distrikts Barr requiriren. Als dieser Priester gewählt hatte, ließ Schneider eine Kollekte zu Gunsten der Verlobten anstellen und erklärte, daß Alle, die Nichts geben würden, vor das Revolutionsgericht gestellt würden. Eine junge, reiche liebenswürdige Bürgerin zog die Aufmerksamkeit des Angeklagten auf sich. Um 1 Uhr Nachts schickte er Bewaffnete, begleitet von mehreren Mitgliedern des Revolutionstribunals, zu dem Vater des jungen Mädchens, um ihm anzuzeigen, daß der Angeklagte die Absicht habe, seine Tochter zu heirathen und daß er sie ohne Widerspruch herausgeben müsse. So zwang er den Vater, seine Tochter der Wohllust eines Fremden hinzugeben."

haßten Hauptes der Deutschdemokraten zu entledigen: in der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember wurde Schneider aus den Armen seiner jungen Gattin weggerissen und auf Befehl des Volksrepräsentanten, ohne daß man ihm die Ursache der Verhaftung kundgab, in's Militärgefängniß gebracht. Am folgenden Tag strömte die Straßburger Bevölkerung auf den Paradeplatz — da stand der gefürchtete öffentliche Ankläger mit einem Strick um den Leib an den Pfosten der Guillotine angebunden; bleichen aber kühnen Angesichts sah er auf die wogende Volksmenge, ein Spott der Gassenjugend, die mit Aepfeln, Koth und Steinen nach ihm warf. Nachdem sich seine raffinirten Peiniger an der Todesqual geweidet hatten, die Schneider im Voraus erduldet hatte, ließen sie ihn von der Guillotine losbinden, dafür aber an den Füßen schließen und unter strenger Eskorte nach Paris transportiren, wo er dem Revolutionsgericht überliefert ward. Aus dem Gefängniß der Abtei richtete er eine Rechtfertigungsschrift an die Jakobiner, worin er seine Unschuld mit solchem Feuer vertheidigte, daß Robespierre, als er erfuhr, sie solle gedruckt werden, erschrak und die Druckplatten zusammenwerfen ließ. „Wessen klagt man mich an?" heißt es in diesem zufällig durch einen Buchdruckergesellen der Nachwelt erhaltenen Schreiben. „War ich zu streng? Gut. Man prüfe die Urtheile, die auf meinen Antrag gefällt sind, man erwäge zugleich Zeit und Ort, wo sie vollzogen sind. Mußte ich denn sterben, was auch immer mein Auftreten sein mochte? Wüthe ich nicht, so straft man mich als Gemäßigten. Wüthe ich, so klagt man mich des Mißbrauchs der Macht an, als ob der öffentliche Ankläger für die gerichtlichen Sentenzen verantwortlich wäre, welche ein Tribunal fällen kann. Bürger, wenn ich neu im Patriotismus wäre, so könnte man vielleicht Argwohn gegen mich hegen. Aber mein ganzes Benehmen seit der Revolution ist immer das eines Mannes gewesen, der die Freiheit vergöttert. Duldet nicht, daß die Verläumdung den Patriotismus vernichte und daß die Intrigue über die Unschuld triumphire. Soll ich Euch noch sagen, daß an dem Tag, wo man mich von meinem Heerde losriß, meine Hochzeit in Straßburg mit einer armen aber patriotischen und tugendhaften Bürgerin verkündigt werden sollte. Ich will frei sein oder guillotinirt werden. Man muß mich in meine Bürgerrechte wieder einsetzen oder mich vernichten." — Der arme deutsche Idealist, der in der Abtei gefangen saß, täuschte sich, wenn er glaubte, man werde mit ihm über die Gründe seiner Verhaftung diskutiren. St. Just hatte ihn wegen „öffentlicher Verhöhnung der republikanischen Sitten" verhaften lassen. Die Propaganda formulirte sein Verbrechen dahin, daß er eine Menge Fremde nach Frankreich gerufen und zu einer treuen verbindlichen Schmeichelbande gemacht habe, sie klagte ihn des „Helioga-

balismus" an, ohne wahrscheinlich zu wissen was dieses tönende Wort bedeute, und als Schneider sich in einem Schreiben an Robespierre gegen ein solches furchtbarklingendes, aber sehr unbestimmtes Verbrechen zu rechtfertigen wagte, wiederholte sie den Vorwurf, daß Schneider das niederrheinische Departement mit einer unreinen Heerde fremder Priester, Adliger und Intriganten überschwemmt habe. „Er ist ein österreichischer Priester, den der Verbrecher Dietrich berufen hat, um ihn als Mordinstrument gegen das Vaterland, das er schon damals verrathen wollte, zu gebrauchen. Die klagenden Schatten Deiner Opfer, blutdürstiger und verfluchter Unterdrücker, drängen sich um den Tempel der ewigen Gerechtigkeit her und schreien um Rache. — Du warst mächtig, Du warst gefürchtet, Du warst Quintus Sixtus zum Pabst erhoben."

„Mit der Phrase kämpfen Götter selbst vergebens," konnten die Opfer der französischen Revolution ausrufen. Auch Schneider war ohnmächtig gegenüber dem sinnlosen Schwulste dieser Anklagen. Er vertheidigte sich vor Robespierre in einem Schreiben, aus dem die aufrichtige Entrüstung der Unschuld über die Verläumdnng spricht, aber die Summe des aufgebauschten Blödsinns seiner Anklagen ging in das Urtheil über, welches am 10. April 1794 von Seiten des Revolutionstribunals gegen Schneider gefällt wurde. „Dieser deutsche Priester," heißt es in den Erwägungsgründen, „kam 1791 nach Frankreich und war bald ein eifriger Anhänger des Verbrechers Dietrich. Nach seiner Ernennung zum öffentlichen Ankläger öffnete er sein Ohr nur den Verläumdungen der österreichischen Priester, der Adeligen, der Intriganten. Das Departement war damals von diesen Geschöpfen überschwemmt, ein großer Theil derselben wurde durch ihn angestellt, und er mordete nur, um sich zu bereichern mit der Beute seiner Opfer. Um sich den Gewaltthaten dieses Menschenfressers, dieses Blutegels zu entziehen, sind mehr als 50,000 Menschen ausgewandert. Er ging in seiner Frechheit so weit, sich die Geldstrafen, die er auferlegte, anzueignen. Um eine seiner Kreaturen, den österreichischen Priester Funk, gut zu verheirathen, ließ er alle Bürgerinnen des Distrikts Barr requiriren. Als dieser Priester gewählt hatte, ließ Schneider eine Kollekte zu Gunsten der Verlobten anstellen und erklärte, daß Alle, die Nichts geben würden, vor das Revolutionsgericht gestellt würden. Eine junge, reiche liebenswürdige Bürgerin zog die Aufmerksamkeit des Angeklagten auf sich. Um 1 Uhr Nachts schickte er Bewaffnete, begleitet von mehreren Mitgliedern des Revolutionstribunals, zu dem Vater des jungen Mädchens, um ihm anzuzeigen, daß der Angeklagte die Absicht habe, seine Tochter zu heirathen und daß er sie ohne Widerspruch herausgeben müsse. So zwang er den Vater, seine Tochter der Wohllust eines Fremden hinzugeben."

haßten Hauptes der Deutschdemokraten zu entledigen: in der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember wurde Schneider aus den Armen seiner jungen Gattin weggerissen und auf Befehl des Volksrepräsentanten, ohne daß man ihm die Ursache der Verhaftung kundgab, in's Militärgefängniß gebracht. Am folgenden Tag strömte die Straßburger Bevölkerung auf den Paradeplatz — da stand der gefürchtete öffentliche Ankläger mit einem Strick um den Leib an den Pfosten der Guillotine angebunden; bleichen aber kühnen Angesichts sah er auf die wogende Volksmenge, ein Spott der Gassenjugend, die mit Aepfeln, Koth und Steinen nach ihm warf. Nachdem sich seine raffinirten Peiniger an der Todesqual geweidet hatten, die Schneider im Voraus erduldet hatte, ließen sie ihn von der Guillotine losbinden, dafür aber an den Füßen schließen und unter strenger Eskorte nach Paris transportiren, wo er dem Revolutionsgericht überliefert ward. Aus dem Gefängniß der Abtei richtete er eine Rechtfertigungsschrift an die Jakobiner, worin er seine Unschuld mit solchem Feuer vertheidigte, daß Robespierre, als er erfuhr, sie solle gedruckt werden, erschrak und die Druckplatten zusammenwerfen ließ. „Wessen klagt man mich an?" heißt es in diesem zufällig durch einen Buchdruckergesellen der Nachwelt erhaltenen Schreiben. „War ich zu streng? Gut. Man prüfe die Urtheile, die auf meinen Antrag gefällt sind, man erwäge zugleich Zeit und Ort, wo sie vollzogen sind. Mußte ich denn sterben, was auch immer mein Auftreten sein mochte? Wüthe ich nicht, so straft man mich als Gemäßigten. Wüthe ich, so klagt man mich des Mißbrauchs der Macht an, als ob der öffentliche Ankläger für die gerichtlichen Sentenzen verantwortlich wäre, welche ein Tribunal fällen kann. Bürger, wenn ich neu im Patriotismus wäre, so könnte man vielleicht Argwohn gegen mich hegen. Aber mein ganzes Benehmen seit der Revolution ist immer das eines Mannes gewesen, der die Freiheit vergöttert. Duldet nicht, daß die Verläumdung den Patriotismus vernichte und daß die Intrigue über die Unschuld triumphire. Soll ich Euch noch sagen, daß an dem Tag, wo man mich von meinem Heerde losriß, meine Hochzeit in Straßburg mit einer armen aber patriotischen und tugendhaften Bürgerin verkündigt werden sollte. Ich will frei sein oder guillotinirt werden. Man muß mich in meine Bürgerrechte wieder einsetzen oder mich vernichten." — Der arme deutsche Idealist, der in der Abtei gefangen saß, täuschte sich, wenn er glaubte, man werde mit ihm über die Gründe seiner Verhaftung diskutiren. St. Just hatte ihn wegen „öffentlicher Verhöhnung der republikanischen Sitten" verhaften lassen. Die Propaganda formulirte sein Verbrechen dahin, daß er eine Menge Fremde nach Frankreich gerufen und zu einer treuen verbindlichen Schmeichelbande gemacht habe, sie klagte ihn des „Helioga-

balismus" an, ohne wahrscheinlich zu wissen was dieses tönende Wort bedeute, und als Schneider sich in einem Schreiben an Robespierre gegen ein solches furchtbarklingendes, aber sehr unbestimmtes Verbrechen zu rechtfertigen wagte, wiederholte sie den Vorwurf, daß Schneider das niederrheinische Departement mit einer unreinen Heerde fremder Priester, Adliger und Intriganten überschwemmt habe. „Er ist ein österreichischer Priester, den der Verbrecher Dietrich berufen hat, um ihn als Mordinstrument gegen das Vaterland, das er schon damals verrathen wollte, zu gebrauchen. Die klagenden Schatten Deiner Opfer, blutdürstiger und verfluchter Unterdrücker, drängen sich um den Tempel der ewigen Gerechtigkeit her und schreien um Rache. — Du warst mächtig, Du warst gefürchtet, Du warst Quintus Sixtus zum Pabst erhoben."

„Mit der Phrase kämpfen Götter selbst vergebens," konnten die Opfer der französischen Revolution ausrufen. Auch Schneider war ohnmächtig gegenüber dem sinnlosen Schwulste dieser Anklagen. Er vertheidigte sich vor Robespierre in einem Schreiben, aus dem die aufrichtige Entrüstung der Unschuld über die Verläumdung spricht, aber die Summe des aufgebauschten Blödsinns seiner Anklagen ging in das Urtheil über, welches am 10. April 1794 von Seiten des Revolutionstribunals gegen Schneider gefällt wurde. „Dieser deutsche Priester," heißt es in den Erwägungsgründen, „kam 1791 nach Frankreich und war bald ein eifriger Anhänger des Verbrechers Dietrich. Nach seiner Ernennung zum öffentlichen Ankläger öffnete er sein Ohr nur den Verläumdungen der österreichischen Priester, der Adeligen, der Intriganten. Das Departement war damals von diesen Geschöpfen überschwemmt, ein großer Theil derselben wurde durch ihn angestellt, und er mordete nur, um sich zu bereichern mit der Beute seiner Opfer. Um sich den Gewaltthaten dieses Menschenfressers, dieses Blutegels zu entziehen, sind mehr als 50,000 Menschen ausgewandert. Er ging in seiner Frechheit so weit, sich die Geldstrafen, die er auferlegte, anzueignen. Um eine seiner Kreaturen, den österreichischen Priester Funk, gut zu verheirathen, ließ er alle Bürgerinnen des Distrikts Barr requiriren. Als dieser Priester gewählt hatte, ließ Schneider eine Kollekte zu Gunsten der Verlobten anstellen und erklärte, daß Alle, die Nichts geben würden, vor das Revolutionsgericht gestellt würden. Eine junge, reiche liebenswürdige Bürgerin zog die Aufmerksamkeit des Angeklagten auf sich. Um 1 Uhr Nachts schickte er Bewaffnete, begleitet von mehreren Mitgliedern des Revolutionstribunals, zu dem Vater des jungen Mädchens, um ihm anzuzeigen, daß der Angeklagte die Absicht habe, seine Tochter zu heirathen und daß er sie ohne Widerspruch herausgeben müsse. So zwang er den Vater, seine Tochter der Wohllust eines Fremden hinzugeben."

Gestützt auf dies Gewebe offenbarer Lügen und verdrehter Thatsachen entschied der Gerichtshof, daß Schneider der „Haupturheber oder der Mitschuldige“ bei einer Verschwörnng gewesen sei, welche die Treue der Elsässer gegen das französische Volk erschüttert und sie gegen ihre legitimen Gewalten aufgewiegelt habe. Gemäß der für solche Verbrechen bestehenden Gesetze ward Eulogius Schneider zur Todesstrafe verurtheilt und sein Vermögen zum Besten der Republik konfiscirt. Um 10 Uhr Morgens war das Urtheil gefällt, um 1 Uhr Mittags war es schon vollzogen. „Es ist unmöglich,“ rief der Verurtheilte, ehe das verhängnißvolle Messer niederfiel, „gefälliger gegen die Feinde der Republik zu sein, als indem man mich tödten läßt.“

Schneider's äußere Erscheinung konnte einnehmend genannt werden. Sein Gesicht zeigte die volle Rundung, welche katholischen Geistlichen so wohl und behaglich anzustehen pflegt, die fliehende Stirn verrieth Beweglichkeit und Raschheit des Geistes, die kleinen Augen sahen lebhaft und entschlossen in die Welt, um den etwas zu großen Mund und die stark geschwollenen fast lüsternen Lippen spielte ein lebensfroher Zug.

Schneider gehört zu den Persönlichkeiten, welche dem Leben abtrotzen wollen, was ihnen die Ungunst der Geburt versagt hat. Unaufhaltsam riß es ihn fort, nach Macht und Genuß zu jagen. Er war eine heiße, sinnliche Natur. Durch mönchische Satzungen zurückgehalten brach seine Lebhaftigkeit nur um so maßloser durch. Man findet wohl Individuen, die immer jung bleiben, aber auch immer wie der Most in trüber Gährung begriffen sind. So erschien bei Schneider die verworrene Kraft selten durch Selbstüberwindung gebändigt, der leidenschaftliche Trieb selten durch den kategorischen Imperativ gezügelt. Ihm fehlten Maß und reife Besonnenheit. Die politische Welt schied sich für ihn nur in Narren und Weise, in Sklaven und Knechte: und phantastische Einfälle konnten diese Begriffsarmuth nicht verdecken.

Schneider's Fehler werden aber durch offenen geraden Sinn, unerschrockenen Freimuth, durch die aufrichtige Begeisterung für die höchsten Güter der Menschheit, kurz durch den Idealismus aufgewogen, der den deutschen Priester vortheilhaft von den kalten Blutmenschen der französischen Revolution unterscheidet. Wie so viele Deutsche jener Tage büßte er die Schwärmerei für den „leuchtenden Völkerfrühling im Westen“ durch bittere Leiden und Täuschungen. Er ward ein Opfer jenes echtfranzösischen Nationalvorurtheils, das nur von Pflichten Europas gegen Frankreich weiß, während es die Rechte anderer europäischer Nationen mit Füßen tritt. Nach Schneider's Sturz ist die Gallisirung des Elsasses, gegen die er so mannhaft seine Stimme erhoben hat, unaufhaltsam herein-

gebrochen. Das Programm der Propaganda und St. Just's ward nun unbarmherzig durchgeführt. Il était temps, heißt es in einem Schreiben des „Patrioten" Gatteau an den Sekretär im Kriegsministerium, Daubigny, que Saint-Just vînt auprès de cette malheureuse armée et qu'il portât de vigoureux coups de hache au fanatisme des Alsaciens, à leur insolence, à leur stupidité allemande, à l'égoisme, à la cupidité, à la perfidie des riches; autrement c'en était fait de ces beaux départements. Il a tout vivifié, ramené, régénéré et pour achever cet ouvrage il nous arrive de tous les coins une colonne d'apôtres révolutionnaires, de solides sans-culottes. Sainte-Guillotine est dans la plus brillante activité et la bienfaisante terreur produit ici, d'une manière miraculeuse, ce qu'on devait espérer d'un siècle au moins par la raison et la philosophie.

Das waren freilich rettende Thaten, zu denen Eulogius Schneider sich nicht entschließen konnte. Er konnte es nicht über's Herz bringen, den Elsässern Steine statt des Brotes, despotische Willkür statt gesetzlicher Freiheit zu bieten. Er meinte es ehrlicher mit Frankreich und mit der Republik, als beide verdienten. Deshalb starb er auf dem Schaffot.

K. Mendelssohn-Bartholdy.

Die Reichstagscompetenz.

Die Frage über die Competenz des Reichs und des Reichstags, welche man bereits für abgethan zu halten geneigt war, ist jüngsthin in dem Meinungsstreite zweier hervorragenden Rechtslehrer von Neuem aufgetaucht. Bei Besprechung einer Schrift von Berchthold über die Unvereinbarkeit der neueren päpstlichen Glaubensdekrete mit der bairischen Staatsverfassung hat Herr Staatsrath Dr. Zachariä in Göttingen die Ansicht ausgesprochen, daß es Recht und Pflicht des deutschen Reichstags sei, die Frage über die Stellung der deutschen Staaten zu diesem hierarchischen Vorgehen in's Bereich seiner Debatte zu ziehen; indem hierfür „der verfassungsmäßig sanktionirte Zweck auch des neuen, zum deutschen Reich erweiterten Bundes — Schutz des innerhalb desselben gültigen Rechts, so wie Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volks — die Competenz der Reichsregierung und des deutschen Reichstags ganz zweifellos begründe." Diese von Zachariä selbst hervorgehobenen Worte haben Herrn Geh. Justizrath Professor Dr. Beseler zu Berlin Veranlassung gegeben, in einem offenen Schreiben (National-Zeitung vom 4. Juni d. J. Nr. 256) seine Bedenken gegen die vorliegende Competenzannahme auszusprechen. Derselbe hält es für durchaus unthunlich, aus der Einleitung der Reichsverfassung eine dem Reiche nicht in der Verfassung selbst beigelegte Zuständigkeit abzuleiten. Wäre dies möglich, so behielte die genaue Feststellung der Zuständigkeiten des Reichs in der Verfassung selbst nur noch eine untergeordnete Bedeutung. Jedenfalls bliebe dann der Reichsgewalt kaum eine Grenze gezogen, und die Schranke, welche bisher der Art. 4 der Reichsthätigkeit entgegengestellt, wäre auf die einfachste Weise beseitigt. Beseler erklärt sich zwar für die Erweiterungsfähigkeit des Art. 4 in der Form der Verfassungsänderung nach Art. 78, da letzterer Artikel zwischen den einzelnen Bestimmungen der Verfassung nicht unterscheide. Er erinnert aber Zachariä daran, daß dieser gerade für das Gegentheil mit Wort und Schrift gekämpft habe; und fragt ihn, was er denn, wenn er damit durchgedrungen wäre, seiner jetzigen Ansicht gegenüber gewonnen hätte? Die aus dem Bundeszweck abgeleitete Competenz würde ja jede Erweiterung des Art. 4 überflüssig gemacht haben. Endlich verweist Beseler auf die Analogie der nordamerikanischen Verfassung, wo ähnliche Fragen vorkommen, aber stets im entgegengesetzten Sinne entschieden seien. — Nachdem auch verschiedene Zeitungsblätter über diese Competenzfrage Zweifel erhoben, hat

Zachariä nochmals in der Kreuzzeitung vom 3. Juni Nr. 130 und in der National-Zeitung vom 21. Juni Nr. 283 sich geäußert und namentlich darzulegen gesucht, wie seine jetzige Ansicht mit seiner früheren Bekämpfung der Erweiterungsfähigkeit des Art. 4 der Bundesverfassung sich vereinige. Dem gegenüber hat endlich Beseler (National-Zeitung vom 28. Juni Nr. 295) duplicirt und dabei zu constatiren gesucht, daß Zachariä mit seiner neuesten Vertheidigung die Ableitung der Competenz aus den Bundeszwecken wieder aufgegeben habe.

Bei dieser Meinungsverschiedenheit ausgezeichneter Rechtsgelehrten, welche auch in weiteren Kreisen von Neuem Zweifel zu erwecken geeignet ist, möge auch mir zur Besprechung der Rechtsfrage ein bescheidenes Wort gegönnt sein.

Auf die schwerwiegende Bedeutung des sog. Eingangs der Bundes- jetzt Reichsverfassung für die Frage über die Bundescompetenz ist meines Wissens zuerst von mir mit Bestimmtheit *) hingewiesen worden. Bei den Reichstagsverhandlungen über den Antrag von Miquel und Lasker wegen Ausdehnung der Nr. 13 in Art. 4 der Bundesverfassung auf das gesammte Civilrecht hatte der Abgeordnete Dr. Windthorst seine bekannte Ansicht entwickelt, daß eine Erweiterung der in Art. 4 bestimmten Zwecke des Bundes nicht durch bloßes Bundesgesetz, wenn auch in der erschwerten Form der Verfassungsänderung, sondern nur durch eine neue Vereinbarung sämmtlicher Bundesstaaten erfolgen könne. Dem gegenüber sagte ich in der Reichstagssitzung vom 28. April 1869 Folgendes: „Ich halte diese Ansicht für juristisch unrichtig. Um das Unrichtige zu erkennen, scheint es mir zunächst nöthig, anzuerkennen, was derselben Wahres zu Grunde liegt. Wahr ist, daß ein genossenschaftlicher Verband organisch thätig werden kann nur innerhalb der vereinbarten Zwecke, für welche er geschaffen ist. Wir können auch den Norddeutschen Bund als einen genossenschaftlichen Verband anerkennen, den Sie meinetwegen, wie ich einmal vorläufig zugeben will, mit einer Aktiengesellschaft vergleichen mögen. Aber ist es denn richtig, daß die Formulirung der Zwecke, für welche dieser Bund geschaffen ist, in dem Art. 4 der Verfassung liegt? Ich finde die Formulirung an einer anderen Stelle, und zwar im Eingang der Verfassung, wo es heißt:

Seine Majestät der König von Preußen, Seine Majestät der König von Sachsen u. s. w. schließen einen ewigen Bund zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben gültigen Rechts, sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes.

*) Eine Andeutung in dieser Richtung enthielt schon vorher eine Rede des Abgeordneten Dr. Friedenthal vom 19. April 1869.

Dieses sind die Worte, welche die Zwecke bestimmen, für welche der Bund geschaffen ist, und sie begrenzen hiernach auch die Competenz, innerhalb welcher sich die Bundesgesetzgebung bewegen darf, ohne einer neuen Vereinbarung zu bedürfen. Diese Worte gehen in rechtlicher Beziehung ganz und gar parallel mit den Zwecken, für welche seinerzeit der Deutsche Bund geschaffen wurde; wo es in Art. II der Bundesakte vom 8. Juni 1815 hieß: „Der Zweck des Bundes ist Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten." Wie diese Formel seinerzeit die Grenze bestimmte, innerhalb welcher die Bundesversammlung organisch, d. h. durch Mehrheitsbeschlüsse, thätig werden konnte, so wird auch vorliegend die Grenze der Competenz des Bundes durch die hervorgehobene, rechtlich parallel gehende, thatsächlich freilich himmelweit davon verschiedene Formel begrenzt. Zu dieser Formulirung der vereinbarten Bundeszwecke verhält sich die Verfassung selbst nur als ein Gesetz zur Ausführung; und in diesem Sinne ist es vollkommen richtig, was neulich als Aeußerung eines früheren Mitgliedes dieses Hauses *) vorgelesen wurde: „Wo die Verfassung anfängt, hört der Vertrag auf." In diesem Sinne heißt es dann in Art. 2 der Verfassung:

> Der Bund übt das Recht der Gesetzgebung nach Maßgabe des Inhalts dieser Verfassung;

und in Art. 4 werden dann die Gegenstände aufgezählt, für welche die Bundesgesetzgebung thätig werden soll. Aber dieser Inhalt der Verfassung, welcher maßgebend sein soll für die Bundesgesetzgebung, ist nicht als ein unbeweglicher, sondern als ein entwickelungsfähiger gedacht, welcher nach den Formen des Art. 78 der Abänderung unterliegt. Wenn nun eine Verfassungsänderung vorgeschlagen werden sollte, welche außerhalb derjenigen Zwecke läge, die im Eingang der Verfassung bezeichnet werden, dann wäre es allerdings richtig, daß eine neue Vereinbarung sämmtlicher Bundesstaaten nöthig sei. Glücklicherweise sind aber diese Zwecke so weit gegriffen, daß dieser Fall nicht leicht vorkommen wird. Und wenn deswegen die Herren der Ansicht wären, daß der Bund nicht sowohl einer Aktiengesellschaft, als vielmehr einem wirklichen leibhaftigen Staatswesen zu vergleichen sei, so würden sie nicht wesentlich fehl gehen."

Diese Ansicht muß ich fortwährend aufrecht halten. Der Zweck, für welchen ein vereinbarter genossenschaftlicher Verband geschaffen ist, bildet die feste Grundlage seiner Existenz, den unbeweglichen Angelpunkt, um welchen sich seine Thätigkeit bewegt. Soll dieser Zweck geändert, soll

---

*) Es war Zachariä.

eine andere Basis für den Verband gewonnen werden, so bedarf es hierzu einer neuen Vereinbarung. Demgemäß bestimmt z. B. das königlich sächsische Gesetz vom 15. Juni 1868, die juristischen Personen betreffend, in §. 13: „Der gemeinsame Zweck (einer Genossenschaft) kann, soweit das Statut nicht etwas Anderes bestimmt, nur durch Uebereinstimmung aller Mitglieder geändert werden." Dieser Satz spricht nur aus, was in der Natur der Sache liegt. Wäre daher der Deutsche Bund ausdrücklich nur für die gemeinsame Behandlung der in Art. 4 der Verfassung aufgeführten Angelegenheiten abgeschlossen — und dies würde auch dann anzunehmen sein, wenn nirgends ein anderer vereinbarter Zweck des Bundes erkennbar wäre — so würde es, wie ich glaube, trotz des allgemein lautenden Art. 78 sehr bedenklich sein, anzunehmen, daß Art. 4 durch ein bloßes Verfassungsgesetz erweitert werden könne; gerade so, wie gewiß nicht durch ein solches Verfassungsgesetz verfügt werden könnte, daß ein Bundesstaat fortan weniger Stimmen führen solle, als der Art. 6 ihm zusichert; selbst wenn nicht der zweite Satz des Art. 78 in der deutschen Verfassung hinzugekommen wäre.

Auch das ist nicht zu leugnen, daß die Vorschläge, welche Preußen im Laufe des Jahres 1866 wegen Umgestaltung der Bundesverfassung ergehen ließ, eine Erweiterung der Bundeszuständigkeit nur für bestimmte Zwecke in Aussicht zu stellen schien. Die geschichtlichen Vorgänge finden sich unter andern in einer Rede des Herrn v. Gruner, gehalten im Herrenhause am 17. November 1869, richtig zusammengestellt. Wie aber öfters geschieht, daß unter der Wucht der Ereignisse die Dinge sich anders gestalten, als beabsichtigt war, so auch hier. Unter der Feder des Concipienten der Bundesverfassung — welcher dabei sicherlich die alte Bundesakte vor Augen hatte, deren Artikel I. und II. er im Eingange der neuen Verfassung nachbildete — entstand an der Spitze dieses Verfassungswerks ein Satz, der für den Charakter des Ganzen entscheidend war. Während man gewöhnlich in dem Eingange eines Gesetzes nur etwa Motive ausgedrückt zu finden gewohnt ist, beginnt dieses Aktenstück von vornherein mit einem Satze kategorischen Inhalts: „Seine Majestät rc. schließen einen ewigen Bund zum Schutze des Bundesgebiets und des innerhalb desselben gültigen Rechts, so wie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes." Punktum. Dieser Satz, an welchen sich dann erst, eingeführt durch den nachfolgenden Satz und scharf getrennt durch die fett gedruckte Ueberschrift, die eigentliche „Verfassung" gleichsam als Beilage anschließt, ist nicht eine Einleitung zu dieser Verfassung im gewöhnlichen Sinne, sondern etwas ganz anderes. Es ist der eigentliche Bundesschluß. Die Worte sind nicht enunciativ, sondern dispositiv. Sie

bezeichnen nicht das Motiv, sondern sie formuliren den Zweck des Bundes, der in der That, als Basis der Verfassung, gar nicht in die Verfassung gehört. In ihnen ist daher der Angelpunkt gegeben, um welchen die ganze Bundesverfassung sich dreht.

Neben dieser vorausgegangenen Fixirung des Bundeszwecks verbleibt der in Art. 4 der Verfassung enthaltenen näheren Bestimmung der Bundesangelegenheiten nur die Bedeutung, daß damit die Gegenstände bezeichnet wurden, über welche man sich als der einfachen Bundesgesetzgebung unterliegend bereits geeinigt. Nichts aber hindert, den Art. 78 auch auf diesen Art. 4 anzuwenden. Denn bei einer Ueberschreitung des letzteren verfällt die Bundesthätigkeit nicht in das absolut Unbegrenzte, sondern sie findet in den Eingangsworten der Verfassung ihre definitiv formulirte Begrenzung, so weit diese auch gegriffen ist.

Diese eigenthümliche Doppelbegrenzung klingt auch in den Worten der Thronrede durch, mit welcher am 24. Februar 1867 der berathende Reichstag eröffnet wurde. Dort wurde gesagt: „Wir erkennen die Nothwendigkeit, die Einigung des deutschen Volks an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerthen zu opfern. In diesem Sinne haben die verbündeten Regierungen, im Anschlusse an gewohnte frühere Verhältnisse, sich über eine Anzahl bestimmter und begrenzter, aber praktisch bedeutsamer Einrichtungen verständigt, welche ebenso im Bereiche der unmittelbaren Möglichkeit, wie des zweifellosen Bedürfnisses liegen. Der Ihnen vorzulegende Verfassungsentwurf muthet der Selbständigkeit der Einzelstaaten zu Gunsten der Gesammtheit nur diejenigen Opfer zu, welche unentbehrlich sind, um den Frieden zu schützen, die Sicherheit des Bundesgebiets und die Entwickelung der Wohlfahrt seiner Bewohner zu gewährleisten." Während in den zuerst hervorgehobenen Worten offenbar die in Art. 4 speziell verzeichneten Bundesangelegenheiten gemeint sind, weisen die Schlußworte augenscheinlich auf die allgemeineren Worte des Eingangs hin, als äußerste Grenze der Opfer, die den Einzelstaaten zu Gunsten der Gesammtheit angemuthet werden sollen.

Allerdings aber ist dieser juristische Bau, wenn auch völlig correct, doch so neu und ungewöhnlich, daß man sich leicht über solchen täuschen und namentlich die Bedeutung der Worte im Eingang, wo man eben nichts sucht, übersehen kann. Dieser Täuschung scheinen zunächst die Referenten des Herrenhauses und Abgeordnetenhauses, Dr. Heffter und Twesten, unterlegen zu haben, als sie die Annahme der Bundesverfassung beiden Häusern empfahlen, dabei aber in ihren Reden von der Unterstellung ausgingen, daß eine „Competenzerweiterung" im Wege der

Verfassungsänderung unthunlich sei. Und dieser selben Beirrung verfällt jetzt, wie ich glaube, auch Beseler.*) Es ergiebt sich dies deutlich daraus, daß er den Eingang der deutschen Verfassung mit dem „prachtvollen Eingange“ (preamble) der nordamerikanischen Bundesverfassung von 1787 vergleicht, welcher also lautet:

> Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, in der Absicht (in order) eine vollkommenere Union herzustellen, Recht und Gerechtigkeit zu begründen, die Ruhe im Innern zu befestigen, für die gemeinsame Vertheidigung Vorsorge zu treffen, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern und die Segnungen der Freiheit uns und unsern Nachkommen zu sichern, verordnen und errichten diese Verfassung für die Vereinigten Staaten von Amerika.

Niemals, sagt Beseler, hat man aus den hier bezeichneten Bundeszwecken Rechte der Unionsgewalt abgeleitet, welche die Verfassung selbst in ihrem dispositiven Theil nicht gewährt. Das ist gewiß richtig. Aber Beseler verkennt ganz die Verschiedenheit. Abgesehen davon, daß hier nicht ein Bundesvertrag, sondern ein von dem souveränen „Volk der Vereinigten Staaten“ erlassenes Gesetz vorliegt, treten auch die hier bezeichneten „Bundeszwecke“ ganz in das Verhältniß des Motivs zurück, können also nur soweit Wirksamkeit üben, als sie in dem, allein dispositiv lautenden, Inhalt der Verfassung selbst einen Ausdruck gefunden haben. Der Unterschied liegt eben in der Form. La forme emporte le fond.

Wie dies auch in der deutschen Verfassung anders sein könnte, darüber belehrt uns folgender Zwischenfall. In dem Vertrage vom 23. November 1870, durch welchen Baiern dem Bunde beitrat, war nämlich wirklich eine andere Form gewählt. Derselbe lautete in seinem Eingange:

> Seine Majestät der König von Preußen im Namen des Norddeutschen Bundes und Seine Majestät der König von Baiern haben in der Absicht, die Sicherheit des deutschen Gebietes zu gewährleisten, dem deutschen Rechte eine gedeihliche Entwickelung zu sichern und die Wohlfahrt des deutschen Volkes zu pflegen, beschlossen, über Gründung eines Deutschen Bundes Ver-

*) Eine Ansicht, die solche Autoritäten für sich hat, wird man gewiß, wo sie auch auftritt, gern für entschuldigt halten. Unentschuldigt bleibt aber der wegwerfende Ton, mit welchem die bekannte Parteischrift „Competenz-Competenz“ die Hinweisung auf den Eingang der Bundesverfassung abweisen zu dürfen glaubte. Ihre Argumentation ist die naivste von der Welt. Die Anwendung des Art. 78 auf Art. 4 lehnt sie ab, weil die Bundeszwecke als Competenzbestimmung eigentlich nicht in der Verfassung, sondern außerhalb derselben stehen müßten. Die Verweisung auf die wirklich außerhalb (im Eingange) stehenden Bundeszwecke lehnt sie ab, weil diese nicht in der Verfassung ständen. (Vgl. S. 59. 60. 62.)

handlungen zu eröffnen und zu diesem Behufe zu Bevollmächtigten ernannt: 2c. 2c. Diese Bevollmächtigten — haben sich über nachfolgende Vertragsbestimmungen geeinigt:

I.

Die Staaten des Norddeutschen Bundes und das Königreich Baiern schließen einen ewigen Bund, welchem das Großherzogthum Baden und das Großherzogthum Hessen schon beigetreten sind, und zu welchem der Beitritt des Königreichs Würtemberg in Aussicht steht.

Dieser Bund heißt der Deutsche Bund.

II.

Die Verfassung des Deutschen Bundes ist die des bisherigen Norddeutschen Bundes, jedoch mit folgenden Abänderungen: 2c. 2c. (folgen die Abänderungen zu den einzelnen Artikeln).

Nach dieser Fassung, verglichen mit der Fassung der norddeutschen Bundesverfassung, schien es juristisch kaum für zweifelhaft gelten zu können, daß die Einleitung und der Artikel I. dieses Vertrags den Eingang der norddeutschen Bundesverfassung ersetzen, und mithin unter der in Art II. in Bezug genommenen „Verfassung des Norddeutschen Bundes" nur die Verfassung im engeren Sinne, d. h. dasjenige Schriftstück gemeint sein solle, welches unter der fett gedruckten Ueberschrift „Verfassung" in der norddeutschen Bundesverfassung dem Eingange nachfolgt. Damit wären also die formulirten Zwecke des Bundes aus dem eigentlichen Vertragsschluß ausgeschieden gewesen. Sie würden nur noch in ähnlich klingenden Worten als Motiv für die Eröffnung von Unterhandlungen figurirt haben. Die Analogie der nordamerikanischen Verfassung wäre damit vollständig gegeben gewesen; der ganze Charakter des Bundesschlusses aber auch dadurch, wie ich glaube, wesentlich geändert worden. — Die Abweichung fiel übrigens sowohl im Reichstage, als auch dem Vernehmen nach im Bundesrathe auf. Und als in der Reichstagssitzung vom 8. December 1870 der Abgeordnete Lasker die Frage stellte, ob unter der in Artikel II. des Vertrags aufgeführten „Verfassung des Norddeutschen Bundes" auch deren Eingang mitbegriffen sein solle, war Staatsminister Delbrück in der Lage, zu erklären: „Ich kann konstatiren, daß es die Absicht gewesen ist, unter der Verfassung des Bundes, wie sie hier in Nr. II. im Eingang allegirt ist, nicht blos die einzelnen Verfassungsartikel, sondern auch den Eingang zu begreifen." So ging denn der Eingang der norddeutschen Bundesverfassung unverändert in die „Verfassung des Deutschen Reiches" über.

Gleichzeitig aber mit Schaffung dieser Verfassung wurde über die Befugniß des Bundes, den Art. 4 einfach in der Form der Verfassungs-

änderung zu erweitern, thatsächlich dadurch entschieden, daß in dieser Form für den Nordbund die Aufnahme der „Bestimmungen über die Presse und das Vereinswesen" unter die in Art. 4 aufgezählten Bundesangelegenheiten erfolgte; ein Akt, der in seiner unmittelbaren Verbindung mit dem nämlichen Akt, durch welchen die Südstaaten dem Bunde beitraten, unzweifelhaft einen auch von diesen anzuerkennenden entscheidenden Präcedenzfall abgiebt.

Die rechtliche Sachlage ist hiernach folgende. Es giebt, kann man sagen, eine doppelte Bundes-, jetzt Reichscompetenz: eine engere und eine weitere; die engere, gebunden an die Form einfachen Mehrheitsbeschlusses in Reichstag und Bundesrath, begrenzt durch Art. 4 der Verfassung; die weitere, gebunden im Reichstage wiederum nur an einfache Mehrheit, im Bundesrathe aber an die überwiegende Mehrheit von allen gegen 13 Stimmen (Art. 78), begrenzt durch die im Eingange formulirten Bundeszwecke. Eine „Competenz-Competenz" giebt es allerdings nicht; d. h. keine dieser beiden Competenzen kann in der nämlichen Form, in welcher sie selbst geübt wird, ausgedehnt werden. Wohl aber ist eine Ausdehnung der engeren Competenz möglich in der Form der weiteren; während die letztere zu ihrer Ausdehnung über die Grenzen der im Eingang formulirten Bundeszwecke hinaus allerdings einer neuen Vereinbarung bedürfte.

Eine Ausdehnung der engeren Competenz kann in einer doppelten Weise erfolgen: entweder allgemein, durch Aufnahme des betreffenden Gegenstandes in Art. 4 der Verfassung, wodurch dann dieser Gegenstand ein für allemal in die engere Competenz übergeht; oder nur für den concreten Fall, indem man, ohne die Verfassungsurkunde zu ändern, eine nicht in Art. 4 begriffene Angelegenheit unter Anwendung der Form des Art. 78 ausnahmsweise als Reichsangelegenheit behandelt. Man kann die erstere Kategorie von Fällen Verfassungserweiterungen, die letztere Verfassungsüberschreitungen nennen; beide zulässig dadurch, daß sie in der Form der Verfassungsänderung vor sich gehen. Ein Fall der Verfassungsüberschreitung war die Schaffung des Bundes-Oberhandelsgerichts. Bei der Verhandlung vom 10. April 1869 bemerkte Staatsminister v. Friesen, die Competenz-Bedenken im Bundesrath seien dadurch erledigt, daß mehr als zwei Drittel der Stimmen für den Entwurf sich erklärt haben. Damit war das Princip der Zulässigkeit einer Verfassungsänderung auch in der Form der Verfassungsüberschreitung anerkannt.

Noch fragt es sich, ob dem Reichstage nicht allein auf dem Gebiete der engeren, sondern auch der weiteren Competenz die Initiative zustehe; mit anderen Worten, ob in Art. 23 der Ausdruck „innerhalb der

Competenz des Reichs" auch das weitere Competenzgebiet in sich fasse. Theoretisch läßt sich vielleicht darüber streiten. Praktisch aber ist die Frage längst entschieden. In einer ganzen Reihe von Fällen hat der Reichstag Verfassungsänderungen, und zwar sowohl allgemeine, als auch solche des concreten Falles, kraft eigener Initiative beantragt, ohne daß irgend ein Widerspruch von Seiten des Bundesraths erfolgt wäre. Durch diese Vorgänge ist die Frage gelöst. Fälle der letzteren Art waren namentlich die im Reichstage von 1869 verhandelten und angenommenen Anträge des Abgeordneten v. Hagke wegen Erlaß eines Gesetzes über das Volljährigkeitsalter und des Abgeordneten Schulze wegen Erlaß eines Gesetzes über die privatrechtliche Stellung der Vereine. Beide Anträge waren unter die Angelegenheiten des Art. 4 offenbar nicht subsumirbar. In dem Commissionsberichte über den letzteren Antrag wurde gesagt: „Man einigte sich schließlich darüber, daß es einer Entscheidung, ob der Entwurf unter den Art. 4 der Verfassung falle, nicht bedürfe. Da nämlich die nach Art. 78 zulässigen Verfassungsänderungen ohne Zweifel auch in der Form erfolgen können, daß einzelne über die Kategorien des Art. 4 hinausgreifende Gesetze geschaffen werden, der Reichstag aber für die Beschließung solcher Gesetze an keine andere Form gebunden ist, als an die Form der gewöhnlichen Gesetzgebung, so ergiebt sich hieraus, daß für den Reichstag die Frage, ob ein Gesetz innerhalb oder außerhalb des Rahmens des Art. 4 liege, von keiner praktischen Bedeutung ist, diese Frage vielmehr nur für den Bundesrath, bezüglich der Entscheidung der Frage, ob das betreffende Gesetz nur einfacher Stimmenmehrheit, oder einer Mehrheit nach Art. 78 bedürfe, von Erheblichkeit wird. Darüber, daß das vorliegende Gesetz unter diejenige Competenz falle, welche durch den im Eingange der Bundesverfassung formulirten Zweck ihre Bestimmung findet, war man allseitig einverstanden."

Dieser Bericht bezeichnet die Sachlage, wie ich glaube, ganz richtig. Für den Reichstag hat der Unterschied zwischen engerer und weiterer Competenz unmittelbar keine praktische Bedeutung, da jener auf beiden Gebieten in völlig gleichen Formen sich bewegt. Erst im Bundesrath wird der Unterschied praktisch. Natürlich wird dadurch mittelbar der Unterschied auch für den Reichstag von Bedeutung, da es demselben gewiß nicht gleichgültig sein kann, ob seine Beschlußnahme im Bundesrathe der Zustimmung schon in der leichteren oder nur in der schwereren Form unterliegt und danach mehr oder minder Hoffnung auf Realisirung hat. Hieraus erklärt sich zur Genüge, weshalb man im Reichstage mehrfach bestrebt war, den Art. 4 zu erweitern.

Nach dieser Ausführung würde es keinem Bedenken unterliegen, daß

— wenn man anders die päpstlichen Glaubensdekrete und ihre Bedeutung für Deutschland als in das Bereich der im Eingang der Reichsverfassung bezeichneten Bundeszwecke fallend ansieht — der Reichstag befugt sein würde, die Angelegenheit zur Erörterung und Beschlußnahme zu ziehen. Nur würde er sich sagen müssen, daß, da die fragliche Angelegenheit schwerlich unter den Art. 4 fallen dürfte, die Zustimmung des Bundesraths nur in der Form des Art. 78 erfolgen könne.

Eigenthümlich aber ist es, daß in dem obgedachten Meinungsstreite gerade derjenige Gelehrte, welcher die Erweiterungsfähigkeit des Art. 4 der Verfassung vertritt, die Bedeutsamkeit des Verfassungseingangs, worin das gewichtigste Argument für seine Ansicht liegt, verneint; der andere dagegen, welcher die Erweiterungsfähigkeit des Art. 4 bekämpft hat, jetzt auf jenen Eingang als Grundlage der Reichscompetenz zurückkommt. Es ist fast, als ob beide Streitende die Waffen verwechselt hätten. Beseler scheint mir darin zu fehlen, daß er eben nur die engere Competenz in's Auge faßt, die weitere aber außer Acht läßt. Zachariä aber hat die mißliche Aufgabe über sich nehmen zu müssen geglaubt, neben seiner jetzigen Ansicht auch seine frühere aufrecht zu erhalten. Was er von diesem Standpunkt aus nachträglich geltend gemacht, ist allerdings sehr unbefriedigend und von Beseler, wie ich glaube, mit Glück widerlegt worden. Halten wir uns deshalb lieber daran, daß Zachariä in der ersten seiner neueren Kundgebungen den Eingang der Reichsverfassung als Grundlage der Reichstagszuständigkeit anerkennt; worin er Recht hat. Es wird ihn dies consequent überhaupt auf den diesseitigen Standpunkt überführen.

Selbstverständlich hat durch diese Erörterung der Rechtsfrage über die Frage der Angemessenheit einer Behandlung der Dogmenangelegenheit im Reichstage nicht das geringste Urtheil ausgesprochen werden sollen.

Berlin, 30. Juni 1871. O. Bähr.

Competenz des Reichs" auch das weitere Competenzgebiet in sich fasse. Theoretisch läßt sich vielleicht darüber streiten. Praktisch aber ist die Frage längst entschieden. In einer ganzen Reihe von Fällen hat der Reichstag Verfassungsänderungen, und zwar sowohl allgemeine, als auch solche des concreten Falles, kraft eigener Initiative beantragt, ohne daß irgend ein Widerspruch von Seiten des Bundesraths erfolgt wäre. Durch diese Vorgänge ist die Frage gelöst. Fälle der letzteren Art waren namentlich die im Reichstage von 1869 verhandelten und angenommenen Anträge des Abgeordneten v. Hagke wegen Erlaß eines Gesetzes über das Volljährigkeitsalter und des Abgeordneten Schulze wegen Erlaß eines Gesetzes über die privatrechtliche Stellung der Vereine. Beide Anträge waren unter die Angelegenheiten des Art. 4 offenbar nicht subsumirbar. In dem Commissionsberichte über den letzteren Antrag wurde gesagt: „Man einigte sich schließlich darüber, daß es einer Entscheidung, ob der Entwurf unter den Art. 4 der Verfassung falle, nicht bedürfe. Da nämlich die nach Art. 78 zulässigen Verfassungsänderungen ohne Zweifel auch in der Form erfolgen können, daß einzelne über die Kategorien des Art. 4 hinausgreifende Gesetze geschaffen werden, der Reichstag aber für die Beschließung solcher Gesetze an keine andere Form gebunden ist, als an die Form der gewöhnlichen Gesetzgebung, so ergiebt sich hieraus, daß für den Reichstag die Frage, ob ein Gesetz innerhalb oder außerhalb des Rahmens des Art. 4 liege, von keiner praktischen Bedeutung ist, diese Frage vielmehr nur für den Bundesrath, bezüglich der Entscheidung der Frage, ob das betreffende Gesetz nur einfacher Stimmenmehrheit, oder einer Mehrheit nach Art. 78 bedürfe, von Erheblichkeit wird. Darüber, daß das vorliegende Gesetz unter diejenige Competenz falle, welche durch den im Eingange der Bundesverfassung formulirten Zweck ihre Bestimmung findet, war man allseitig einverstanden."

Dieser Bericht bezeichnet die Sachlage, wie ich glaube, ganz richtig. Für den Reichstag hat der Unterschied zwischen engerer und weiterer Competenz unmittelbar keine praktische Bedeutung, da jener auf beiden Gebieten in völlig gleichen Formen sich bewegt. Erst im Bundesrath wird der Unterschied praktisch. Natürlich wird dadurch mittelbar der Unterschied auch für den Reichstag von Bedeutung, da es demselben gewiß nicht gleichgültig sein kann, ob seine Beschlußnahme im Bundesrathe der Zustimmung schon in der leichteren oder nur in der schwereren Form unterliegt und danach mehr oder minder Hoffnung auf Realisirung hat. Hieraus erklärt sich zur Genüge, weshalb man im Reichstage mehrfach bestrebt war, den Art. 4 zu erweitern.

Nach dieser Ausführung würde es keinem Bedenken unterliegen, daß

— wenn man anders die päpstlichen Glaubensdekrete und ihre Bedeutung für Deutschland als in das Bereich der im Eingang der Reichsverfassung bezeichneten Bundeszwecke fallend ansieht — der Reichstag befugt sein würde, die Angelegenheit zur Erörterung und Beschlußnahme zu ziehen. Nur würde er sich sagen müssen, daß, da die fragliche Angelegenheit schwerlich unter den Art. 4 fallen dürfte, die Zustimmung des Bundesraths nur in der Form des Art. 78 erfolgen könne.

Eigenthümlich aber ist es, daß in dem obgedachten Meinungsstreite gerade derjenige Gelehrte, welcher die Erweiterungsfähigkeit des Art. 4 der Verfassung vertritt, die Bedeutsamkeit des Verfassungseingangs, worin das gewichtigste Argument für seine Ansicht liegt, verneint; der andere dagegen, welcher die Erweiterungsfähigkeit des Art. 4 bekämpft hat, jetzt auf jenen Eingang als Grundlage der Reichscompetenz zurückkommt. Es ist fast, als ob beide Streitende die Waffen verwechselt hätten. Beseler scheint mir darin zu fehlen, daß er eben nur die engere Competenz in's Auge faßt, die weitere aber außer Acht läßt. Zachariä aber hat die mißliche Aufgabe über sich nehmen zu müssen geglaubt, neben seiner jetzigen Ansicht auch seine frühere aufrecht zu erhalten. Was er von diesem Standpunkt aus nachträglich geltend gemacht, ist allerdings sehr unbefriedigend und von Beseler, wie ich glaube, mit Glück widerlegt worden. Halten wir uns deshalb lieber daran, daß Zachariä in der ersten seiner neueren Kundgebungen den Eingang der Reichsverfassung als Grundlage der Reichstagszuständigkeit anerkennt; worin er Recht hat. Es wird ihn dies consequent überhaupt auf den diesseitigen Standpunkt überführen.

Selbstverständlich hat durch diese Erörterung der Rechtsfrage über die Frage der Angemessenheit einer Behandlung der Dogmenangelegenheit im Reichstage nicht das geringste Urtheil ausgesprochen werden sollen.

Berlin, 30. Juni 1871. O. Bähr.

Domenico Tibaldi aus Bologna.

Es ist keine angenehme Erfahrung, plötzlich zu entdecken, daß historisches Material, welches man für unzweifelhaft sicher gehalten hatte, in Nichts zerfließt. Muß endlich eingestanden werden, daß eine für ächt gehaltene Zeichnung oder Handschrift nur eine geschickte Fälschung war (was leider oft genug vorkommt), daß ein mit lange Jahre hindurch anerkannter Bezeichnung dastehendes Gemälde trotz allem einem ganz anderen Meister angehöre, wird der moderne Ursprung einer Anecdote an's Tageslicht gezogen, die als verbürgt und historisch benutzbar recipirt war, so überfällt uns momentan ein Gefühl der Unsicherheit, als könne schließlich das Festeste sich so als eine Fälschung erweisen. Ich glaubte meine Bemerkungen über Domenico Fiorentino auf durchaus zuverlässiger Grundlage gearbeitet zu haben; die beiden von mir als Unica bezeichneten Stiche mit D. F. waren von denen, denen ich den Rang von Autoritäten zugestehen müsse, als Werke Domenico Fiorentino's bezeichnet worden, ohne daß die Frage, ob sie nicht von Jemand anders gestochen sein könnten, überhaupt nur gestellt worden wäre; in London waren die Blätter darauf hin angekauft, hier der versäumte Ankauf bedauert worden; Bartsch und Heinecken hatten den einen der beiden Stiche als Werk Domenico Fiorentino's, sowie als höchste Seltenheit erwähnt, beim andern Blatte (Pace) stimmten Behandlung und Bezeichnung; von keiner Seite, wohin ich meinen Aufsatz geschickt, war Widerspruch erhoben worden: und nun findet sich, daß diese vermeintlichen Unica sehr seltene, aber doch bekannte Arbeiten des Domenico Tibaldi Pellegrini sind. Nicht D. F. durfte gelesen werden, sondern D. T. F., die beiden letzten Buchstaben durch eine kleine Verlängerung des Balkens beim F in einen einzigen zusammengezogen. Bartsch hatte, ohne es gewahr zu werden, das eine Blatt (Flucht nach Aegypten) zweimal angeführt und beschrieben, getäuscht durch Heinecken's Irrthum; heutigen Kennern, soweit mir ihre Autorität zur Seite stand, waren beide niemals in die Hände gekommen. Und so war es möglich gewesen, daß die Stiche als Neuigkeiten betrachtet und als Beweise außerordentlicher Leistungsfähigkeit benutzt worden waren, um Domenico Barbiere Fiorentino zu vorenthaltenem Ruhme zu verhelfen. Wie wenig irgend Jemand bei diesem Irrthum in Schuld war, erklärt sich daraus schon, daß Bartsch, wo er die „Flucht nach Aegypten" bei Tibaldi bespricht, sie extrêmement rare nennt. Natürlicher dagegen hätte sein müssen, daß das Blatt „Pace" in höherem Grade be-

kannt gewesen wäre, welches Füßli als eine besonders geschätzte Arbeit Tibaldi's bezeichnet. Allein auch dies Versehen ist entschuldbar. Erstens sind beide Blätter so selten, daß Malvasia (Felsina Pittrice) sie nicht einmal kennt. Zweitens aber ist keine Epoche der modernen Kunstgeschichte heute in höherem Grade dem allgemeinen Interesse ferngerückt, als es die Zeiten des 16. Jahrhunderts sind, welche den Uebergang der Nachahmer Michelangelo's zu den Caracci's bilden. Die beiden berühmten, vielbeschäftigten, ihrer Tage ruhmbedeckten Meister: Niccolo del Abbate, als Nachahmer Raphael's über diesen selber gestellt, und Pellegrino Tibaldi (der Bruder unseres Domenico Tibaldi), von seinen Verehrern der „verbesserte Buonarroti" genannt, sind heute kein Gegenstand wissenschaftlicher Neigung,*) und was die Kupferstiche anlangt welche ihre Werke reproduciren, so dürfte kaum ein Sammler zu finden sein, dessen Liebhaberei oder auch nur Aufmerksamkeit sich ihnen zugewandt hätte. Das Gebiet der modernen Kunstgeschichte ist ein so umfangreiches, die Zahl derer, welche es ernsthaft bearbeiten, eine so geringe, daß es geboten ist, sich auf die großen Meister zu concentriren, bei denen noch viel zu thun übrig bleibt. Und so war Domenico Fiorentino nur deshalb ein Künstler gewesen, dessen Arbeit wichtig für uns wurde, weil er, bei übrigens unbedeutender Thätigkeit, mit Michelangelo in Berührung tretend, sich plötzlich wie von einem neuen Geiste erfüllt zu zwei Werken aufgeschwungen hatte, welche seine anderen weit hinter sich ließen. Dieser Ruhm muß ihm nun freilich wieder entzogen werden.

Seltsam genug, daß, während in der Person des Mannes dieser Irrthum entstehen konnte, in der Sache, d. h. in Betreff der Arbeiten um die es sich hier handelt, meine Darstellung bestehen bleibt. Es paßt auf Domenico Tibaldi, was ich von Domenico Barbiere gesagt. Ja, die Verhältnisse liegen in solchem Grade gleichartig vor uns, daß ich schon deshalb nicht bedaure, die nun zum Theil in sich zerfallende Arbeit über Barbiere gemacht zu haben.

Dort hatten wir einen Florentiner vor uns, der als Stecher, Holzschnitzer, Stuccateur, Maler, Bildhauer seine Thätigkeit an die des Primaticcio anschließend, bei bedeutenden Leistungen (denn das Lob, welches Vasari seinen Stichen zu Theil werden läßt, wird auch durch die immer noch aufrecht erhalten, welche als seine unbestrittenen Werke übrig bleiben) zu keinem rechten Mittelpunkte seiner Leistungen kommt, und der das merkwürdige Phänomen zu bieten schien, in nur zwei Blättern, dadurch

*) Dr. Jul. Meier's vorzüglicher Artikel über den Meister in seinem neuen Künstlerlexicon (Engelmann) entsprang sicherlich mehr dem Interesse an der endlichen Feststellung der persönlichen Verhältnisse Niccolo's, als dem an seinen Arbeiten.

daß der Geist Michelangelo's ihn berührte, ausnahmsweise Hervorragendes geleistet zu haben. Bei Tibaldi haben wir es mit einem Bologneser Künstler zu thun, dem unbekannten Bruder oder Sohn des berühmten Tibaldi. Als Maler und Baumeister vorzügliches Lob empfangend, sind eigene Malereien von ihm nicht erhalten, während er als Stecher sich an die Werke seines Bruders oder anderer Maler seiner Zeit anschließt, hat er nur die geringe Anzahl von neun heute bekannten Stichen geliefert, alle der Technik nach unter sich verschieden und an Werth den beiden Hauptblättern „Pace" und „Ruhe in Aegypten" in solchem Grade nachstehend, daß der plötzlich sich erhebende Einfluß Michelangelo's bei ihm in derselben Weise wie bei Barbiere als auffallende Erscheinung zu fassen ist. Das Berliner Cabinet besitzt genug von Tibaldi's Stichen, um dies Urtheil zu erlauben. Zum Theil sind die übrigen Blätter so weit zurückstehend, daß man sie ohne den Namen darauf gar nicht demselben Stecher zutheilen würde.

Die Vortrefflichkeit von „Pace" und „Flucht nach Aegypten" aber hat bei der geringen Anzahl der vorhandenen Stiche in Bezug auf Tibaldi nun zu eben der Bemerkung geführt, welche sich bei mir für Barbiere ergab: es könne die Hand, von welcher diese Platten ausgeführt worden sind, sich nicht auf die wenigen Arbeiten beschränkt haben, welche Bartsch verzeichnet, und es sei die Existenz namenloser Platten von Tibaldi's Hand anzunehmen. Da ich nun jene Blätter ohne Namen, die von mir dem Domenico Fiorentino zugeschrieben worden waren, diesem nur auf die Aehnlichkeit mit „Pace" und „Flucht nach Aegypten" zugetheilt hatte, so ergiebt sich, daß meine Ausführungen, was diese anbetrifft, ebenso für Tibaldi gelten wie sie für Barbiere galten, und daß mein Urtheil, derjenige, von dem diese beiden Platten herrührten, würde, wenn er sich Michelangelo's Werken gewidmet wie Marc Anton denen Raphael's, eine ähnliche Stelle neben Buonarroti eingenommen haben wie Marc Anton neben Santi, sich einfach auf Domenico Tibaldi übertragen läßt.

Hierbei müßte ein Umstand allerdings noch zur Sprache kommen. Ich hatte die Stiche als nach Vorbildern von Michelangelo's Hand gearbeitet angenommen. Daß die „Flucht nach Aegypten" eine Composition Michelangelo's, ja daß sie nach einer Zeichnung von ihm gestochen sei, wie ich anfangs nur vermuthet hatte, dies erscheint mir immer sicherer. Der Berliner Abdruck des Blattes läßt noch besser als der frühere Amsler'sche den Charakter der Handzeichnung, welche vorgelegen zu haben scheint, durchleuchten. Dagegen soll „Pace," Bartsch zufolge, nach Pellegrino Tibaldi gestochen sein, und hiergegen ließe sich, obgleich ich Bartsch' Quelle nicht kenne, nichts einwenden, sobald wir uns vergegenwärtigen,

bis zu welcher Meisterschaft einige der Nachahmer Michelangelo's ihre Fähigkeit steigerten, sich seinen Styl anzueignen und gleichsam aus ihm heraus mit seinen eigenen Mitteln zu componiren. Ein im Abguß auf dem hiesigen Museum befindliches Werk eines Bildhauers, den man wie Tibaldi den Buonarroto riformato hätte nennen können, hat mich früher einmal zu einem ähnlichen Irrthume verleitet, in den ich ohne das directe Zeugniß des Vasari heute noch jede Stunde verfallen würde.

Ein Neffe des Lionardo da Vinci, der leider als ganz junger Mann gestorben ist: Pierin da Vinci, hat auf einem Basrelief eine Gruppe Sterbender, männliche Figuren, dargestellt, über denen, als Personification der Krankheit, ein megärenhaftes Weib in der Luft schwebt, während unten im Vordergrunde ein liegender Flußgott mit fließender Urne die Localität anzeigt. Niemand wußte weder über die Bedeutung dieses Werkes, noch über den Verbleib des Originales Auskunft zu geben. Der Abguß stammte aus Basel: auch von dort war nichts weiter zu erlangen. Ich publicirte es mit der Bitte um Nachrichten, und fand hinterher erst im Vasari die Stelle, wo das Basrelief als Arbeit Pierin da Vinci's beschrieben und als Darstellung des Todes des Grafen Ugolino und seiner Söhne gedeutet wird, eine Erklärung und ein Ursprung, auf die dem Werke allein gegenüber Niemand gekommen wäre. In die gleiche Categorie könnte die Composition „Pace" gehören, falls sie in der That von Pellegrino Tibaldi und nicht dennoch von Michelangelo herrührt, dessen sie würdig wäre.

Ueber Domenico Tibaldi's gesammte künstlerische Thätigkeit, die, was die Architectur anlangt, eine bedeutende war, ist hier der Ort nicht, zu reden. Es kam darauf an, constatirt zu haben, daß seine in den beiden entscheidenden Blättern zu Tage tretende Vortrefflichkeit ebenso erstaunlich ist, wie sie bei Domenico Fiorentino gewesen war. Tibaldi's übrige Arbeiten stehen denen Barbiere's bei weitem nach. Er, sammt der Schule seiner Vaterstadt, liegt mir gegenwärtig so weit aus dem Wege, daß er zu weiterer Verfolgung nicht anreizt. Der Schule von Fontainebleau nachzugehen, ist von Interesse; der von Bologna gewinnt sich wenig ab. Eine ungeheure Anzahl Werke sind von den ihr angehörigen Meistern producirt worden. Eins wirkt wie das andere: viel Technik, wenig Gehalt; viel Studium, wenig Natur; betretene Wege, die zu brillant arrangirten Parklandschaften führen, keine einsamen Wege mehr zu unbetretenen neuen Gebieten. —

Da von Irrthümern die Rede ist, sei die Gelegenheit benutzt, einen zu berichtigen, in den alle die verfallen sind, welche sich mit Michelangelo beschäftigt haben.

Michelangelo flüchtete bekanntlich als junger Mensch, vor der Ver-

treibung der Medici im Jahre 1494, aus Florenz nach Venedig und blieb, auf der Rückkehr von da, ein Jahr lang im Hause des Messer Aldovrandi zu Bologna. Arbeitete auf Bestellung dieses Herrn während dieser Zeit einen kleinen Engel, welcher am Grabmale des Heiligen Dominicus in der Kirche San Domenico noch fehlte. Und hat in dieser Arbeit ein Denkmal seiner ersten Anfänge geschaffen, das unberührt an Ort und Stelle vorhanden ist. Jahrhundertelang hat man in Bologna darum gewußt, sich des Besitzes gerühmt, und, da zwei correspondirende kleine Engelgestalten sich auf dem Grabmale finden, diejenige, welche von Michelangelo gearbeitet sein sollte, hervorgehoben. Ich selbst war nicht in Bologna, ließ mir von dort eine Photographie des ganzen Grabmales, sowie des einzelnen, dem Michelangelo zugeschriebenen Engels kommen, und publicirte letztere. Es ist die kleine Gestalt, die, früher nie veröffentlicht, dieser Abbildung zufolge dann weiter abgebildet worden ist.

Auch ist der Engel ein ganz reizendes Stück Arbeit. Bei Michelangelo war nicht auffallend, daß er sich an vielleicht Vorhandenes anschloß, woher die geringe Uebereinstimmung des Engels mit seiner ganzen Richtung wohl erklärlich schien. Allerdings fand sich in einem alten Memorienbuche des Klosters aus dem 16. Jahrhundert, es sei derjenige der beiden Engel Michelangelo's Arbeit, welcher dem Fenster zunächst stehe, und auf einer Photographie zeigte die Lage des Lichtes und Schattens, daß der andere Engel dem Fenster näher sei, als der allgemein für Michelangelo's Werk erklärte. Indeß das Fenster konnte auf der einen Seite vermauert, auf der anderen geöffnet sein, daß mir niemals auch nur ein Zweifel aufstieg. Zufällig nun erblicke ich im vergangenen Winter die im kronprinzlichen Palais stehenden Abgüsse beider Figuren, und da zeigt sich, daß der dem Michelangelo bisher zugeschriebene Engel unter keinen Umständen von ihm herrühren könne, sondern daß der andere sein Werk sein müsse, was, wie ich nun erst erfuhr, auch die Meinung anderer Kenner längst gewesen war. Dieser jetzt als Werk Michelangelo's zu betrachtende Engel hat lange nicht die Schönheit des anderen. Er ist eine Jugendarbeit und trägt die Merkmale einer solchen mit überzeugender Bestimmtheit. Alle die, welche die von mir gegebene Photographie citirt haben, bitte ich von dieser Berichtigung Notiz zu nehmen. H. G.

Politische Correspondenz.

Berlin, 6. Juli 1871.

Am heutigen Tage ist es ein Jahr, als der Herzog von Gramont das Signal zu jenem Kampfe gab, der nach der Ueberzeugung der Franzosen und der zuschauenden Welt mit der Erniedrigung Deutschlands und der Abtretung des linken Rheinufers endigen mußte, und der in Wirklichkeit mit dem Sturze der Bonaparte, der Zertrümmerung der französischen Militärmacht, der Demüthigung der Republik und mit beispiellosen Greueln eines wilden Bürgerkriegs endete. Vor der tragischen Größe und der wunderbar raschen Folge der Ereignisse, welche dieses Jahr umschließt, erlahmt die Kraft der Phantasie, und man hat Mühe sich vorzustellen, daß nur die kurze Spanne von zwölf Monaten und nicht eine Geschichtsperiode hinter uns liegt. Wie fern schien noch vor einem Jahr der Zeitpunkt, wo der norddeutsche Bund sich zum deutschen erweitern werde! Die große Mehrheit der Süddeutschen war der Verbindung abgeneigt, in Baiern und Würtemberg widerstrebten Regierung und Volk zugleich. Wer hatte eine Vorstellung davon, wie das starke Baiern in die deutsche Gemeinschaft gezogen werden könne? Wohl war die Sorge begründet, daß die Mainlinie sich vertiefen, daß noch manches Jahr hingehen könnte, ehe das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit im Süden den Sieg gewönne, und daß wir bei der einstigen Lösung der Frage Frankreich und Oesterreich und vielleicht einen Theil unserer Volksgenossen gegen uns haben würden. Weil dieses letzte und schwierigste Stück Wegs nach dem nationalen Ziel hin noch nicht zurückgelegt war, flößte auch die schon vollendete Arbeit der Welt nicht das Vertrauen ein, welches die Solidität und die Macht der neuen Schöpfung sonst wohl verdient hätte. Die deutschen Verhältnisse erschienen als ein Provisorium, das zu einer abgeschlossenen Gestalt nicht gelangen könne, weil die Eifersucht Europas, vor allem Frankreichs sich drohend entgegenstellte. Vom August 1866 bis zum Frühjahr 1870, von der ersten Benedettischen Forderung Rheinhessens und der Rheinpfalz bis zu den Entwaffnungsvorschlägen des Grafen Daru und den Verhandlungen über die Gotthardbahn schwebte über uns das Damoklesschwert eines großen Kriegs, und ein ungeduldiger Schritt vorwärts über den Main hätte ganz Europa in der Anklage gegen unseren maßlosen Ehrgeiz vereinigt. Jetzt ist der Druck hinweggenommen, der fast unerträglich war, der Schleier ist zerrissen, der unsere Zukunft verhüllte. In gemeinsamer Abwehr des Nationalfeindes haben Nord und Süd sich zusammengefunden, und das Wort Friedrich Wilhelm's IV. hat sich erfüllt, daß die deutsche Kaiserkrone nur auf dem Schlachtfeld erworben werden könne. Es ist wahr, die Stellung Baierns als treuen Alliirten des Nordbundes hat ihm bei den Verhandlungen über den Eintritt in das Reich Zugeständnisse eingetragen, die uns Freunden der Einheit wenig zusagten. Wir forderten nach den gemeinsamen

Waffenthaten eine größere Gemeinsamkeit vor allem im Heerwesen. Wir waren unwillig über all die Reservatrechte und Sondervortheile, die der Particularismus in so großer Zeit sich ausbedang. Aber die weitere Entwicklung hat doch der weisen Nachgiebigkeit des Reichskanzlers Recht gegeben. Die Wiederaufrichtung des Kaiserthums war etwas mehr, als wir nüchterne Leute im Norden meinten. Sie bedeutete für Millionen Deutsche die unbedingte Pflicht der Treue gegen den kaiserlichen Herrn, der nunmehr an erhabener Würde sichtbar über allen Landesfürsten hervorragt. Und es war doch besser, daß ein Land mit 5 Millionen willig und befriedigt in das Reich gezogen wurde, als daß wir, straffer an der Bundesverfassung festhaltend, es vorläufig ausgeschlossen und später durch Kündigung der Zollverträge ihm eine Zwangslage bereitet hätten. Nur auf jenem ersteren Wege konnte der Segen der brüderlichen Gesinnungen bewahrt bleiben, den die glorreiche Waffengemeinschaft zwischen den hellblauen und den dunkelblauen Jungen gestiftet hat, und den die ultramontanen Hetzer in Baiern, so Gott will, nicht wieder austilgen werden.

Der erste deutsche Reichstag hat von den Sonderrechten, den Schranken und Lücken in der Gemeinschaft der Südstaaten mit dem Reich nicht viel empfunden. Wenn Baiern, Würtemberg, Baden und die Nordstaaten sich in sehr verschiedenem Maße an den Mittelpunkt Preußen angenähert haben, so fühlte die Volksvertretung doch wenig von dieser Verschiedenheit; ihre Parteien sonderten sich nach Grundsätzen und nicht nach Staaten. Im Zollparlament gab es noch eine süddeutsche Fraktion, welche die Würtemberger und die große Mehrzahl der Baiern umfaßte; im Reichstag vertheilten sich die Süddeutschen unter die politischen Parteien. Das clericale Centrum nahm zwar die verbissensten welfischen und baierschen Particularisten in seinen Schoß auf; aber es hatte keinen landschaftlichen Charakter, sondern bestand zur Hälfte aus Preußen. Als das Haus über die Veränderungen in dem norddeutschen Budget von 1869 berieth, fand Herr Windthorst nur geringe Unterstützung bei dem Versuch, die süddeutschen Abgeordneten für incompetent zur Beschlußfassung zu erklären. Die große Mehrzahl der Süddeutschen hatte durchaus keine Lust, die traurige Einrichtung der itio in partes, der Sonderabstimmungen, über das gesetzlich schlechthin nothwendige Maß auszudehnen. Sie hielt deshalb an der Thatsache fest, daß das Budget eine gemeinsame Institution des Reichs sei, wenn auch das Budgetgesetz von 1869 nur auf einen Theil des Reichs praktische Anwendung finde. Eine Freude daran, die Unvollkommenheiten der Reichsverfassung herauszukehren, die Verfassungsgemeinschaft des deutschen Volks als eine möglichst brüchige darzustellen, zeigte sich nur bei den Ultramontanen. Die Macht der Ereignisse hatte viele von den alten Particularisten verstummen gemacht oder sie in ihrer Stimmung verwandelt. Und auch auf der nationalen Seite war der unitarische Zug zurückgetreten und die Ueberzeugung allgemein, daß man ehrlich auf die bundesstaatliche Gestaltung des Reichs eingehen müsse. In den Verträgen war nun einmal ein stärkeres föderatives Element, eine größere Selbständigkeit einzelner Bundesglieder zugestanden. An diesen Verträgen sollte

nicht gerüttelt, diese Rechte sollten respectirt werden. So ging das Haus bereitwillig auf die Vereinbarungen ein, welche die Regierungen über das Budget von 1871 getroffen hatten und genehmigte die Grundsätze der Vertheilung der Lasten zwischen Süd und Nord, obwohl hier mancher Punkt zweifelhaft war. Es untersuchte nicht, ob Baiern schon vor dem 1. Januar 1872 an den Kosten der Küstenbefestigung mittragen müsse, und es gewährte ihm den geforderten erheblichen Nachlaß an den Kosten der Bundesgesandtschaften, nachdem die Verträge Baiern das Recht verliehen hatten, die Bundesgesandten in Verhinderungsfällen durch seine Agenten zu vertreten und dafür eine Vergütung in Anspruch zu nehmen.

Als der Reichstag am 21. März eröffnet wurde, war der Kaiser und sein Kanzler erst vor wenigen Tagen vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt. Der Bundesrath stand noch im Anfang seiner Berathungen, es hatte von Gesetzvorlagen wenig vorbereitet werden können. Und nun gab der Communistenaufstand vom 18. März den französischen Zuständen eine Wendung, welche die Aufmerksamkeit von unseren heimischen Aufgaben ablenken mußte. Der kaum gelungene Versuch, in dem zerrütteten Frankreich eine geordnete Regierung sich bilden zu lassen, war wieder in Frage gestellt. Fürst Bismarck hielt die Linie einer beobachtenden Neutralität inne, vermied jeden Schritt, der die Last und den Fluch einer Ordnung der Wirren auf die Schultern Deutschlands wälzen konnte, benutzte aber die steigende Verlegenheit der Versailler Regierung, welche ohne eine Verstärkung der französischen Armee über die Bedingungen des Präliminarfriedens hinaus, ohne die Hülfe der kriegsgefangenen Soldaten und manche andere Vergünstigungen des Aufstandes gar nicht Herr werden konnte, um die Listen und Zögerungen der Unterhändler auf der Brüsseler Friedensconferenz zu durchkreuzen, den Frieden innerhalb fünf Tagen in Frankfurt zum Abschluß zu bringen und in ihm kürzere Fristen und stärkere Garantien für die Zahlung der Kriegscontribution durchzusetzen, als es in dem Präliminarvertrag hatte geschehen können. Welche Hebel er ansetzen mußte, wurde zuweilen in den Reichstagsreden sichtbar, die nicht ausschließlich an die Mitglieder des Hauses gerichtet waren. Es war nothwendig, den alten Fuchs Thiers bis zum Tode zu ängstigen, denn nur in der Todesangst ließ sich von ihm erpressen, was den deutschen Interessen entsprach. Es war aber ebenso nothwendig zu verhüten, daß die einzige geordnete Gewalt, welche Frankreich besaß, wieder umgestürzt wurde und das Chaos an die Stelle trat. Und es war endlich gewiß, daß eine directe Parteinahme die Versailler Regierung entwurzelt und die sich zerfleischenden Parteien gegen den Fremdling vereinigt hätte. Zwischen diesen Klippen ist der deutsche Staatsmann mit festem Curs hindurchgesteuert, und der Gewinn dieser Politik beschränkt sich nicht auf die Sicherung der Milliarden. Wir mußten den Wahnsinn in Paris sich frei entwickeln lassen, wenn nicht zur Besserung Frankreichs, so doch zur Aufklärung Europas. Die Bestialität in der heiligen Stadt, in der es nach J. Favre keinen Pöbel gab, das schonungslose Bombardement der Versailler gegen das Centrum der Civilisation, die Verwünschungen

und Anklagen, die irokesische Grausamkeit von Franzosen gegen Franzosen — sie waren die Sühne, welche den Deutschen noch gebührte für die Unmenschlichkeit der französischen Kriegsführung und die Verläumdung unserer Waffen.

Für den Reichstag war es indeß nicht günstig, daß seine Berathungen neben jenen inneren französischen Kämpfen herliefen. Die Reichsregierung hat die frühe Berufung durch das Bedürfniß nach einem neuen Credit für die Armee gerechtfertigt. Dann wäre es besser gewesen, nach Bewilligung des Credits und der Annahme der Redaction der Reichsverfassung eine Pause zu machen, und die Hülfe der Volksvertretung erst wieder in Anspruch zu nehmen, nachdem der Friede geschlossen und damit die Grundlage für die finanziellen Vorlagen gesichert war. Statt dessen wurden die Sitzungen ohne ausreichenden Berathungsstoff fortgesetzt und die Uebelstäude, die sich daraus ergaben, wurden durch den Eifer des Hauses vermehrt, das, in dem Wunsche zu Ende zu kommen, seine Ferien zu Ostern und Pfingsten auf das äußerste verkürzte. Die Widerwärtigkeiten, welche diese drei Monate mit sich führten, die Anträge aus der Initiative der Abgeordneten, die ohne Schaden auf eine ruhigere Zeit warten konnten, die Verstimmung und Unbehaglichkeit, welche durch die Breite und Ziellosigkeit mancher Verhandlungen erregt wurden und die im grellen Contrast zu der großen und wunderbaren Gegenwart standen, würden wahrscheinlich vermieden sein, wenn der Reichstag rechtzeitig volle Arbeit erhalten hätte. Eine so große Körperschaft muß ihre Geschäfte überblicken, einen Plan in ihre Thätigkeit bringen können; wird ihre Zeit durch die vorgelegten Arbeiten nicht ernsthaft ausgefüllt, so tritt Zerfahrenheit ein. Allgemein wird zugestanden, daß der Bundesrath inskünftige zeitiger zusammentreten und mit den Hauptaufgaben der Session vor der Eröffnung im Reinen sein müsse. Zu diesem größten Uebel kamen noch andere. In uns Preußen steckt eine büreaukratische Steifheit, welche die parlamentarische Verständigung sehr erschwert. Etwas mehr Biegsamkeit in der Form, eine bessere Orientirung über die Anschauungen und Absichten der Parteien, eine größere Bemühung denselben gerecht zu werden, so weit sie unzweifelhaft im Rechte sind — dadurch würde manche Schwierigkeit, die viel Staub aufwirft, im ersten Entstehen gehoben werden. Die Hamburger Postsecretäre z. B. verdanken ihre Berühmtheit nur der trocknen, naßkalten Art, mit welcher auch der berechtigte Theil der Anfragen über ihre Versetzung zurückgewiesen wurde. Das Parlament wollte weder in die Verwaltung eingreifen, noch übersah es, daß Petitioniren und Agitiren zwei verschiedene Dinge sind, und daß das Petitionsrecht des deutschen Reichsbürgers nicht in eine ruhelose Massenwühlerei der Beamten der verschiedenen Dienstzweige für Gehaltserhöhung ausarten darf. Hätten die Bundesregierungen auf diese Unterschiede hingewiesen, hätte die Verwaltung in ihren Circularen sich bemüht, die Rücksichten der Disciplin mit dem Petitionsrecht der Einzelnen zu vermitteln, so würden die Hamburger Postsecretäre keine Rolle im ersten Reichstag gespielt haben. Und der Bunsen'sche Antrag auf Unterstützung hülfsbedürftiger Reservisten und Landwehrmänner bei Wieder-

aufnahme ihres bürgerlichen Berufs würde niemals einen so gefährlichen Schein gewonnen haben, wenn man sich über die Motive der Unterzeichner unterrichtet hätte. Den Abgeordneten der verschiedensten Parteien, die ihn unterstützten, lag gar nichts daran, ob das Reich oder ob die Einzelstaaten die Ausführung übernahmen, wenn nur die Hülfe selbst gewährt wurde. Von der Correspondenz zwischen dem Kanzler und dem Antragsteller hatten die Wenigsten eine Kenntniß, und auch sie bezogen die ablehnende Antwort des Kanzlers nur auf die Form, nicht auf den Zweck des Vorschlags. Und wäre es nicht wirklich besser gewesen, wenn der Bundesrath erklärt hätte, er wolle die Hülfe gewähren, nur nicht durch eine Reichsdarlehnskasse und überhaupt nicht durch Organe des Reichs, sondern durch Ueberweisung einer Summe an die Einzelstaaten? Dann wurde der Antrag zurückgezogen, den Regierungen blieb die Initiative und die spätere Vorlage hätte nicht den Schein gewonnen, als wäre sie nur wegen des Dotationsgesetzes noch eingebracht worden.

Ohne diese und andere vorausgehende Irrungen hätte wohl das Elsaß-Gesetz nicht zu den Stürmen geführt, welche plötzlich bei der dritten Lesung ausbrachen. Die Commission des Reichstags hatte den Gesetzentwurf nur in zwei Punkten verbessert. Sie beseitigte einen im Bundesrath beschlossenen Zusatz, wonach es schien, als ob Veränderungen der Reichsverfassung, welche in Folge des Anschlusses des Elsaß an das Reich nothwendig würden, nach Art. 78 behandelt, also von dem Veto von 14 Stimmen abhängig gemacht werden sollten; und sie hob die alleinige Staatsgewalt des Kaisers in dem Reichsland schärfer hervor. Weitergehende Forderungen, welche die Mitwirkung des Bundesraths bei der Elsasser Landesgesetzgebung ausschließen oder doch dem Kaiser als Landesherrn das monarchische Veto auch nach Ablauf der Dictatur sichern wollten, scheiterten an dem Widerspruch der Vertreter des Bundesraths und der ungünstigen Zusammensetzung der Commission. Ebenso fiel der Vorschlag, die Aufnahme von Anleihen und Schulden für Elsaß-Lothringen an die Zustimmung des Reichstags zu binden. Auch dieser Vorschlag hatte einen antiparticularistischen Hintergrund. Man wünschte nicht, daß Elsaß-Lothringen allzu früh gleichsam als ein eigenes Staatswesen mit gemeinsamer Vertretung und Haushaltung constituirt werde; man wollte insbesondere verhüten, daß die werthvollen französischen Eisenbahnen auf die neuen Provinzen, gegen die Uebernahme der Kaufsumme als Provinzialschuld, übertragen würden. Von einem Mißtrauen gegen die Finanzverwaltung des Kanzlers war selbstverständlich nicht die Rede; man hatte nur die Sorge, daß er als Advocat der neuen Reichslande in der Begünstigung ihres Particularismus etwas zu weit gehen werde. Nach dem Fall dieser Anträge, die sämmtlich auf die Stärkung der kaiserlichen Gewalt und der Reichseinheit gerichtet waren, stimmte dann die Mehrheit der Commission für die Verkürzung der Dictatur um ein Jahr, was bei einer besseren Würdigung jener Absichten wahrscheinlich nicht geschehen wäre. Jetzt kam der Entwurf zur zweiten Berathung in das Haus und zwar in Abwesenheit des in Frankfurt weilenden Reichskanzlers, der auf die Anfrage

des Präsidiums einen Aufschub der Verhandlungen nicht verlangt hatte, weil er glaubte, auch die zweite Lesung werde gleich der ersten rein geschäftlich und ohne neue Anträge verlaufen. Der Reichstag aber gewann zu seinem Bedauern die Ansicht, daß der Kanzler sich von den Verhandlungen absichtlich fern halte, und nahm den Antrag, die Schuldenbelastung von Elsaß-Lothringen betreffend, in dem Sinn an, daß davon natürlich nur Anleihen seitens der Gesammtheit, nicht Geldaufnahmen seitens der einzelnen, dazu bereits berechtigten Departements berührt werden sollten. Die Vertreter des Bundesraths erhoben keinen energischen Widerspruch gegen den Antrag; sie konnten dies auch nicht, denn in den Verhandlungen der Commission waren sie einverstanden gewesen, daß die künftige Landesverfassung, also auch die Landesvertretung für Elsaß-Lothringen, durch Reichsgesetz geordnet werden müsse. Da nun dem Lande ohne Zustimmung seiner Vertretung keine Schulden aufgelegt werden konnten, so verstand es sich von selbst, daß Anleihen für die Gesammtheit bis zum Erlaß jenes Reichsgesetzes ausgeschlossen waren. Man konnte also dem Antrag vielleicht den Vorwurf machen, daß er überflüssig sei, aber man konnte ihm keine feindselige Tendenz beimessen. Aber der Knoten war einmal geschürzt, der Kanzler kam aus Frankfurt mit der Meinung zurück, daß der Reichstag täglich aggressiver werde, und so erfolgte jene Scene, bei deren Schilderung wir nicht weiter verweilen. Hat das Haus, indem es — zum Kummer der Clericalen und der Extreme rechts und links — die Discussion des Gesetzentwurfs hierauf abbrach, ihn an die Commission zurückverwies und so den erhitzten Kämpfern Zeit zur Abkühlung gab, keineswegs Schwäche sondern Besonnenheit bewiesen, so hat später der Reichskanzler seinerseits sich in der liebenswürdigsten Weise wegen seiner Reizbarkeit entschuldigt und es sich ruhig gefallen lassen, daß seine Wünsche wegen Wiederherstellung des ursprünglichen Zeitraums der Dictatur nicht erfüllt wurden. Diesem Act der Selbstüberwindung seitens eines Ministers, der eine so unermeßliche Macht und Popularität besitzt, ist es wesentlich zuzuschreiben, daß die parlamentarischen Geschäfte nun einen besseren Verlauf nahmen.

Möchten die Irrungen über das „Reichsland" keine böse Vorbedeutung für diese neue staatsrechtliche Schöpfung sein. Daß unsere Vorstellungen von dem, was ein Reichsland ist und wie es organisirt werden soll, durch Commission und Reichstag, ja selbst durch die Reden des Kanzlers an Klarheit gewonnen hätten, wird man kaum behaupten können. Zwischen den beiden Endpunkten eines selbständigen Staatswesens, dessen Landesvertretung auf gleicher Stufe mit der badischen und würtembergischen steht, und einer Gruppe von zwei oder drei getrennten Departements, die nicht einmal ihren administrativen Einheitspunkt im Lande selbst finden, schwankten die Anschauungen hin und her; ja es kam vor, daß derselbe Redner, und zwar der Redner, dem das Haus am gespanntesten folgte, zu verschiedenen Zeiten auf den verschiedenen Endpunkten zu stehen schien. Die Frage nach der Landesverfassung und Landesvertretung in Elsaß-Lothringen wird nun, wie uns däucht, noch für längere

Zeit nicht praktisch werden. Man wird vorläufig an den Gemeindewahlen und Departementswahlen gerade genug haben. Die einzig praktische Frage ist: Wie gewöhnt man die Elsässer an den Unterschied einer deutschen und einer französischen Verwaltung? Wie macht man es, daß sie das Wohlwollen nicht für Schwäche, die Mäßigung und Schonung, das Bestreben, die Bewohner selbstthätig handeln zu lassen, nicht für Furchtsamkeit halten? Die französische Verwaltung war lediglich eine politische Verwaltung. Der Präfect ließ seine Schreiber wirthschaften, trieb hohe Politik und kümmerte sich um die Interessen des Departements sehr wenig. Seine Beamten waren von ihm ebenso abhängig, wie er vom Minister; denn es ist keine Fabel, daß jeder französische Beamte, ehe er angestellt wurde, seinen Vorgesetzten ein von ihm unterzeichnetes Entlassungsgesuch einreichen mußte; in diesem Gesuch fehlte nur das Datum und dasselbe wurde ausgefüllt, sobald man ihn los sein wollte. So war jeder Beamte ohne Ausnahme der absoluten Tyrannei des herrschenden Regierungssystems unterworfen, und in natürlicher Folge war jeder ein Tyrann gegenüber der Bevölkerung, die er regierte. Der Präfect oder auf seinen Bericht der Minister setzte die Höhe der Zuschlagscentimes zu den Staatssteuern fest, welche das Departement zu leisten hatte; die Generalräthe wurden nur der Form wegen gefragt, sie hatten kein ernsthaftes Recht der Controlle oder der Verweigerung. So ging es herunter bis zur Gemeinde. Und diese in ihren lokalen Angelegenheiten schlechthin despotisch regierte Bevölkerung entschädigte sich dann durch möglichst radicale Anschauungen von der Regierungsform, die im Centrum des Staats eingerichtet werden müßte. Man war dem Herrn Maire und dem Herrn Präfecten unbedingt folgsam, aber dabei ein Republikaner oder gar ein Freund der Pariser Commune. Wie soll eine so gewöhnte Bevölkerung deutsche Beamte verstehen, die wirklich verwalten, das Gemeinwohl fördern wollen, und von denen selbst der strammste Büreaukrat noch ein Muster von Zurückhaltung und Gesetzlichkeit gegenüber seinem französischen Vorgänger ist? Wie soll eine so gewöhnte Bevölkerung sich in die deutschen Vorstellungen von bürgerlicher Selbstthätigkeit umdenken? Wie soll sie zu der gänzlich verlorenen Einsicht gelangen, daß in der Theilnahme an den lokalen Angelegenheiten und nicht in der allgemeinen politischen Phrase die Grundlage der Freiheit ruhe? Jener Umdenkung aus dem Französischen in das Deutsche steht in den Städten der oberflächliche Republikanismus, auf dem Lande der Clerus entgegen. Der Clerus scheint den Radicalen gegen das Deutschthum die Hand zu reichen und er beherrscht die Mehrheit des Landvolks, da die Protestanten, zumal im Oberelsaß, nur dünn gesät sind. So stehen uns bei der Nationalisirung des Elsaß all die Schwierigkeiten entgegen, welche in Frankreich die Gründung eines verständigen Regierungssystems verhindern — der Clerus auf dem Lande, die radicale Phrase in den Städten, die Gewöhnung an Bevormundung überall. Die Hoffnung, daß der Umwandlungsprozeß rasch vor sich gehen werde, wird wohl kaum erfüllt werden. Seitdem Paris nicht mehr brennt, die Franzosen sich für einige Zeit nicht mehr gegenseitig todtschießen und auf

ihre Anleihe 4½ Milliarden gezeichnet sind, scheint die große Nation gegen uns arme Barbaren wieder im Werth zu steigen. Unsere Aufgabe ist außerordentlich schwierig, und wird durch Freigebigkeit und Zuvorkommenheit allein kaum gelöst werden. —

Der erste Reichstag hat den ehrenvollen Beruf gehabt, den Dank des Vaterlandes den gefallenen und verwundeten Kriegern zu bethätigen; und er ist in der Erfüllung dieses Berufs mehrfach über die Vorschläge der Regierungen hinausgegangen, besonders zu Gunsten der unteren Klassen der Armee. Mit dem Invalidengesetz tauchte zum ersten Mal die Militärfrage wieder auf, nachdem sie durch die Verständigung über den eisernen Militäretat vier Jahre geruht hatte. Im Januar 1872 läuft diese Periode ab und schon im Herbst des laufenden Jahres wird der Reichstag — nunmehr für die ganze deutsche Armee — das Militärbudget festzustellen haben. Die Schwierigkeit einer solchen Vereinbarung ist an sich groß genug, um es wünschenswerth zu machen, daß sie nicht durch Nebenaufgaben erhöht werde. Das Militärpensionswesen bedurfte einer Reform; es mußte statt der sehr verschiedenen Pensionssysteme der deutschen Contingente eine Einheit hergestellt werden. Auch diese Einheit ist ein wichtiges Element zur Verschmelzung des deutschen Heers, die neuerdings durch die badische, mecklenburgische und hessendarmstädtische Convention so wesentlich gefördert ist. Von diesem Gesichtspunkt aus war es nicht zu beklagen, daß die Reichsregierung mit den Pensionen für die Kriegsinvaliden die Regelung des Pensionswesens überhaupt verband. Es ist keineswegs wahr, daß der Reichstag unter dem Druck der Waffenerfolge in diesem Frühjahr Zugeständnisse gemacht habe, die er im Herbst nicht gemacht haben würde. Er hat anerkannt, daß die Pensionsberechtigung, statt mit dem 15ten, schon mit dem 10ten Dienstjahr beginnen und daß das ¼ des Diensteinkommens, welches dann als Pension gewährt wird, in jedem einzelnen Jahr um 1/80, statt früher in jedem Jahrzehnt um ⅛ steigen soll. In diesen beiden neuen Grundsätzen, die wegen ihrer Vernünftigkeit nicht zurückgewiesen werden konnten und die auch den Civilbeamten zu Gute kommen werden, liegt die wesentliche Ursache der Steigerung der Ausgaben. Der Reichstag hat ferner zugestanden, daß bei den unteren Officierschargen der Werth der freien Bedienung und einige andere kleine Vortheile dem pensionsfähigen Diensteinkommen zugerechnet werden, um diese dürftigen Pensionssätze etwas zu verbessern; und er hat bei den obersten Chargen kein Maximum der Pension festgesetzt, weil es für die Finanzen des Reichs unerheblich ist, ob die wenigen commandirenden Generale noch über die Grenze von 4000 Thlr. hinauskommen. Dagegen hat er den kostspieligsten Grundsatz, welchen der Regierungsentwurf enthielt, die jährliche Steigerung um 1/60, die Erreichung der höchsten Pension von ¾ des Einkommens schon im 40sten Dienstjahr, zurückgewiesen und dadurch die Mehrlast der neuen Regulirung um etwa die Hälfte vermindert. Auch in der heutigen Gestalt wird das Pensionsgesetz für Norddeutschland eine Mehrausgabe von etwa 650,000 Thlr. veranlassen. Aber diese Wirkung wird für lange Jahre noch nicht heraustreten. Denn der

blutige Krieg hat die Reihen der Officiere gelichtet und jüngere Männer emporrücken lassen; die Kriegsinvaliden aber werden ihre Pension aus einem besonderen Fonds beziehen, der den 5 Milliarden entnommen wird. Die Militärverwaltung hat diesen Fonds vorläufig auf 240 Millionen Thaler berechnet, eine ungeheure Summe, deren Zinsen allein fast ausreichen würden, um den Betrag von 13½ Millionen jährlicher Kriegspensionen und Unterstützungen zu decken. Nun mindert sich aber der Betrag Jahr für Jahr durch den Tod der Pensionäre. Der Bundesrath hat daher weislich beschlossen, die Höhe jenes Fonds als offene Frage zu betrachten; an den Reichstag ist die Sache überhaupt noch nicht gekommen. Wenn die Militärverwaltung etwa auch die Friedenspensionen aus jenem Fonds bestreiten möchte, weil sie mit den 225 Thalern pro Kopf der Armee nicht mehr auszureichen meint, so ist es besser, dies offen zu sagen, als Berechnungen aufzustellen, die jeder Agent einer Lebensversicherungsgesellschaft als unrichtig nachweisen kann.

Das Wohlwollen der deutschen Natur hat sich in den mancherlei Entschädigungen gezeigt, die wir auf Conto der 5 Milliarden bereits bewilligt haben, ohne daß ein Rechtsanspruch uns zwang, und ehe wir für die großen Kriegsanleihen, deren Zinsen aus den Steuern des Volks bezahlt werden, eine Deckung hatten, oder den Kreisen und Gemeinden für ihre schweren Opfer während der Kriegszeit einen ausreichenden Ersatz bieten konnten. Wir haben den aus Frankreich vertriebenen Deutschen außer den 7 Millionen Francs, die zu ihren Gunsten in Feindesland erhoben wurden, noch 2 Millionen Thaler gewährt, und Fürst Bismarck hat selbst diese Summe nur als eine Abschlagszahlung bezeichnet, zu der die einzelnen Staaten später nach Bedürfniß zulegen könnten. Wir erstatten den Rhedern, außer dem Ersatz für die genommenen Schiffe und Ladungen, die Unkosten des gezwungenen Aufenthalts der Schiffe in fremden Häfen. Wir bauen den Bewohnern von Straßburg, Thionville, Neu-Breisach, Pfalzburg u. s. w. ihre zerschossenen Häuser wieder auf, entschädigen sie für den Verlust ihrer beweglichen Habe und vergüten den Elsaß-Lothringern die Kriegsleistungen, als ob sie schon während des Krieges deutsche Bürger gewesen wären. Ob diese Freigiebigkeit im Elsaß überall anerkannt wird? Der Erlaß des Straßburger Präfecten spricht nicht dafür. Man sagt, mancher Straßburger freue sich über die Entschädigung vorzugsweise deshalb, weil nun auch die Franzosen, wenn sie Straßburg bombardirt und wiedergenommen hätten, den angerichteten Schaden ersetzen würden. Das ist ein gewagter Schluß, denn der civilisirte Franzose pflegt dem Beispiel des barbarischen Deutschen selten zu folgen; er theilt lieber Proklamationen „mit Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit" aus, als Geld. — Aber Zeit wird es nun, daß wir an die Nation, ihre Lasten und ihre lange vernachlässigten Culturzwecke denken. Der Bundesrath hat für die erwähnten Entschädigungen, ferner für die Unterstützung der Landwehrmänner und Reservisten, für die Dotationen und die Vermehrung der Betriebsmittel der elsasser Bahnen zusammen 125 Millionen Francs reservirt, der Rest der ersten halben Milliarde der Kriegscontri-

ihre Anleihe $4^1/_2$ Milliarden gezeichnet sind, scheint die große Nation gegen uns arme Barbaren wieder im Werth zu steigen. Unsere Aufgabe ist außerordentlich schwierig, und wird durch Freigebigkeit und Zuvorkommenheit allein kaum gelöst werden. —

Der erste Reichstag hat den ehrenvollen Beruf gehabt, den Dank des Vaterlandes den gefallenen und verwundeten Kriegern zu bethätigen; und er ist in der Erfüllung dieses Berufs mehrfach über die Vorschläge der Regierungen hinausgegangen, besonders zu Gunsten der unteren Klassen der Armee. Mit dem Invalidengesetz tauchte zum ersten Mal die Militärfrage wieder auf, nachdem sie durch die Verständigung über den eisernen Militäretat vier Jahre geruht hatte. Im Januar 1872 läuft diese Periode ab und schon im Herbst des laufenden Jahres wird der Reichstag — nunmehr für die ganze deutsche Armee — das Militärbudget festzustellen haben. Die Schwierigkeit einer solchen Vereinbarung ist an sich groß genug, um es wünschenswerth zu machen, daß sie nicht durch Nebenaufgaben erhöht werde. Das Militärpensionswesen bedurfte einer Reform; es mußte statt der sehr verschiedenen Pensionssysteme der deutschen Contingente eine Einheit hergestellt werden. Auch diese Einheit ist ein wichtiges Element zur Verschmelzung des deutschen Heers, die neuerdings durch die badische, mecklenburgische und hessendarmstädtische Convention so wesentlich gefördert ist. Von diesem Gesichtspunkt aus war es nicht zu beklagen, daß die Reichsregierung mit den Pensionen für die Kriegsinvaliden die Regelung des Pensionswesens überhaupt verband. Es ist keineswegs wahr, daß der Reichstag unter dem Druck der Waffenerfolge in diesem Frühjahr Zugeständnisse gemacht habe, die er im Herbst nicht gemacht haben würde. Er hat anerkannt, daß die Pensionsberechtigung, statt mit dem 15ten, schon mit dem 10ten Dienstjahr beginnen und daß das $^1/_4$ des Diensteinkommens, welches dann als Pension gewährt wird, in jedem einzelnen Jahr um $^1/_{80}$, statt früher in jedem Jahrzehnt um $^1/_8$ steigen soll. In diesen beiden neuen Grundsätzen, die wegen ihrer Vernünftigkeit nicht zurückgewiesen werden konnten und die auch den Civilbeamten zu Gute kommen werden, liegt die wesentliche Ursache der Steigerung der Ausgaben. Der Reichstag hat ferner zugestanden, daß bei den unteren Officierschargen der Werth der freien Bedienung und einige andere kleine Vortheile dem pensionsfähigen Diensteinkommen zugerechnet werden, um diese dürftigen Pensionssätze etwas zu verbessern; und er hat bei den obersten Chargen kein Maximum der Pension festgesetzt, weil es für die Finanzen des Reichs unerheblich ist, ob die wenigen commandirenden Generale noch über die Grenze von 4000 Thlr. hinauskommen. Dagegen hat er den kostspieligsten Grundsatz, welchen der Regierungsentwurf enthielt, die jährliche Steigerung um $^1/_{60}$, die Erreichung der höchsten Pension von $^3/_4$ des Einkommens schon im 40sten Dienstjahr, zurückgewiesen und dadurch die Mehrlast der neuen Regulirung um etwa die Hälfte vermindert. Auch in der heutigen Gestalt wird das Pensionsgesetz für Norddeutschland eine Mehrausgabe von etwa 650,000 Thlr. veranlassen. Aber diese Wirkung wird für lange Jahre noch nicht heraustreten. Denn der

blutige Krieg hat die Reihen der Officiere gelichtet und jüngere Männer emporrücken lassen; die Kriegsinvaliden aber werden ihre Pension aus einem besonderen Fonds beziehen, der den 5 Milliarden entnommen wird. Die Militärverwaltung hat diesen Fonds vorläufig auf 240 Millionen Thaler berechnet, eine ungeheure Summe, deren Zinsen allein fast ausreichen würden, um den Betrag von 13½ Millionen jährlicher Kriegspensionen und Unterstützungen zu decken. Nun mindert sich aber der Betrag Jahr für Jahr durch den Tod der Pensionäre. Der Bundesrath hat daher weislich beschlossen, die Höhe jenes Fonds als offene Frage zu betrachten; an den Reichstag ist die Sache überhaupt noch nicht gekommen. Wenn die Militärverwaltung etwa auch die Friedenspensionen aus jenem Fonds bestreiten möchte, weil sie mit den 225 Thalern pro Kopf der Armee nicht mehr auszureichen meint, so ist es besser, dies offen zu sagen, als Berechnungen aufzustellen, die jeder Agent einer Lebensversicherungsgesellschaft als unrichtig nachweisen kann.

Das Wohlwollen der deutschen Natur hat sich in den mancherlei Entschädigungen gezeigt, die wir auf Conto der 5 Milliarden bereits bewilligt haben, ohne daß ein Rechtsanspruch uns zwang, und ehe wir für die großen Kriegsanleihen, deren Zinsen aus den Steuern des Volks bezahlt werden, eine Deckung hatten, oder den Kreisen und Gemeinden für ihre schweren Opfer während der Kriegszeit einen ausreichenden Ersatz bieten konnten. Wir haben den aus Frankreich vertriebenen Deutschen außer den 7 Millionen Francs, die zu ihren Gunsten in Feindesland erhoben wurden, noch 2 Millionen Thaler gewährt, und Fürst Bismarck hat selbst diese Summe nur als eine Abschlagszahlung bezeichnet, zu der die einzelnen Staaten später nach Bedürfniß zulegen könnten. Wir erstatten den Rhedern, außer dem Ersatz für die genommenen Schiffe und Ladungen, die Unkosten des gezwungenen Aufenthalts der Schiffe in fremden Häfen. Wir bauen den Bewohnern von Straßburg, Thionville, Neu-Breisach, Pfalzburg u. s. w. ihre zerschossenen Häuser wieder auf, entschädigen sie für den Verlust ihrer beweglichen Habe und vergüten den Elsaß-Lothringern die Kriegsleistungen, als ob sie schon während des Krieges deutsche Bürger gewesen wären. Ob diese Freigiebigkeit im Elsaß überall anerkannt wird? Der Erlaß des Straßburger Präfecten spricht nicht dafür. Man sagt, mancher Straßburger freue sich über die Entschädigung vorzugsweise deshalb, weil nun auch die Franzosen, wenn sie Straßburg bombardirt und wiedergenommen hätten, den angerichteten Schaden ersetzen würden. Das ist ein gewagter Schluß, denn der civilisirte Franzose pflegt dem Beispiel des barbarischen Deutschen selten zu folgen; er theilt lieber Proklamationen „mit Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit“ aus, als Geld. — Aber Zeit wird es nun, daß wir an die Nation, ihre Lasten und ihre lange vernachlässigten Culturzwecke denken. Der Bundesrath hat für die erwähnten Entschädigungen, ferner für die Unterstützung der Landwehrmänner und Reservisten, für die Dotationen und die Vermehrung der Betriebsmittel der elsasser Bahnen zusammen 125 Millionen Francs reservirt, der Rest der ersten halben Milliarde der Kriegscontri-

bution soll zwischen dem norddeutschen Bund und den süddeutschen Staaten vorläufig vertheilt werden. Es hat einen günstigen Eindruck gemacht, daß der Reichskanzler von der Kriegsschuld des Nordens zum 1. Januar 51 Millionen Schatzanweisungen gekündigt hat. Sorgen wir jetzt dafür, unsere Anleihen zu tilgen, die Armee zu retabliren und der kläglichen Dürftigkeit ein Ende zu machen, in welcher wir unsere Bildungsinstitute, von den Universitäten herab bis zu den Seminaren und Elementarschulen, in welcher wir unsere Strafanstalten, unsere Richter, unsere Beamten überhaupt halten mußten. Wir werden mit dem Rest der 5 Milliarden sehr sparsam sein müssen, wenn wir auch nur den dringendsten Bedürfnissen gerecht werden wollen. —

Mit dem Frankfurter Frieden vom 10. Mai hat eine Periode verhältnißmäßiger Beruhigung in Europa begonnen. Zwei große Nationen, die italienische und die deutsche, haben ihre Einheit errungen und damit den Anreiz zur Erneuerung der zahllosen Kriege hinweggeschafft, welche unseren Continent seit Jahrhunderten erschütterten. Die Waffengewalt des deutschen Reichs ist so überwältigend hervorgetreten, daß der französische Rachedurst es nicht so leicht zu feindlichen Coalitionen gegen die große und friedliebende Centralmacht Europa's bringen wird. Die Staaten unseres Welttheils werben um seine Freundschaft. Oesterreich hat seine hinterhaltigen Entwürfe von sich gethan; sein Kaiser, sein Kanzler bemühen sich um gute Beziehungen zu dem mächtigen Nachbar, der seinerseits nicht daran denkt, sich nach Südosten zu erweitern und durch Zersetzung des Donaustaates in seine Nationalitäten das Chaos in dem östlichen Europa hervorzurufen. Italien hat durch die deutschen Siege Rom und die Befreiung aus der französischen Vasallenschaft erlangt. Die klägliche Politik der Nachfolger des großen Cavour wird jetzt wohl einer selbständigeren Haltung und dem Bestreben weichen, an Deutschland eine Stütze gegen das ultramontane Frankreich zu gewinnen. In Rußland haben die Verbrechen der Pariser Commune einen tiefen Eindruck gemacht; man fürchtet dort mit Recht, daß die internationale Gesellschaft nirgend einen so günstigen Boden finden werde, als in einem Land, dessen Bauern bis vor kurzem den Gemeindeacker gemeinschaftlich besaßen, das einen Mittelstand kaum besitzt, und dessen höhere Stände bis in die Armee hinein durch den Panslavismus im radical-socialistischen Sinn bearbeitet sind. Selbst der russische Thronfolger soll an den Ideen von Katkow und Fadejew irre geworden sein, seitdem er ihre Consequenzen in dem brennenden Paris erblickte. Für den Kaiser aber, dessen freundschaftliche Haltung während der gefährlichen ersten Wochen des Krieges und bei den späteren Versuchen der Neutralen eine Ligue der Vermittelung zu bilden, jeder verständige Deutsche anerkennen muß, ist durch jene Erfahrungen der Wunsch, mit Preußen zusammenzuhalten, nur noch gesteigert. Für uns hat diese russische Freundschaft bei der Friedensliebe Alexander's II. und seiner maßhaltenden Politik im Orient und gegenüber Oesterreich, gar kein Bedenken. Unsere Vettern jenseits des Kanals sind jetzt durch das böse Gewissen gequält. Weil sie gleich den Amerikanern ihre Neutralität zu dem Waffenhandel mit Frankreich mißbrauchten,

weil ihre Agenten sehr ungeschickt gegen die Erwerbung von Elsaß-Lothringen arbeiteten und ihre Minister noch im Augenblick des Abschlusses der Friedenspräliminarien sich um die Herabsetzung der französischen Kriegscontribution vergebliche Mühe gaben, so äußern sie jetzt die wunderliche Besorgniß, daß Kaiser Wilhelm demnächst, ohne Flotte, über den Kanal marschiren werde. Das Ernsthafte an dieser Phantasterei liegt wohl in der Furcht, daß wir sie im Orient für ihr zweideutiges Benehmen bestrafen könnten. Die vermittelnde Haltung des Fürsten Bismarck in der Pontusfrage sollte sie hierüber beruhigen. Indeß der Kern des englischen Volkes freut sich der deutschen Siege.

Die große europäische Umgestaltung wird von Niemandem weniger begriffen, als von den Franzosen. Sie müßten sich selbst aufgeben, wollten sie ihren Anspruch auf den Vorrang in Europa aufgeben. Ihre Selbstüberhebung ist so erfinderisch, daß sie aus ihrer tiefsten Schmach noch ein Verdienst um Europa herauszuschlagen wissen. Jedes ernste Volk würde sein Haupt verhüllen, wenn es ihm begegnete, daß unter den Augen des siegreichen Feindes verbrecherisches Gesindel Herr in seiner Hauptstadt würde, daß die Truppen fahnenflüchtig zu den Aufrührern übergingen oder feige vor ihnen davonliefen, und daß die Regierung zehn Wochen gebrauchte, ehe sie mit ihrer gesammten, durch die Gunst des Feindes verstärkten Militärmacht die Insurgenten bewältigen könnte. Aber statt in Scham zu versinken, rühmen sich die Wortführer dieses Volkes, daß sie die „Civilisation“ gerettet und mit den Waffen die Stadt erobert hätten, welche die Deutschen nur durch Hunger bezwingen konnten. Niemand übernimmt seinen Antheil an der Schuld des Zusammensturzes. Es sind nur Zufälligkeiten, die all das Unheil verursacht haben. Man war nicht vorbereitet und griff in einem falschen Augenblick an — sagt Thiers; man folgte nicht dem Kriegsplan, den ich vorschlug und der Frankreich gerettet hätte — sagt Trochu. Am meisten Selbsterkenntniß zeigt noch Gambetta, er gesteht offen „die geistige und körperliche Inferiorität“ seines Volkes zu; er will die allgemeine Wehrpflicht, die allgemeine Schulpflicht einführen, jeden Franzosen zum Soldaten und unterrichteten Mann machen. Er sieht ein, daß zehn, ja zwanzig Jahre hingehen würden, ehe Frankreich das Werk seiner nationalen Wiedergeburt vollendet habe. Aber in dem Augenblick, wo er warnt vor der „krankhaften Eitelkeit,“ die ihm so schweres Unglück zugezogen, versichert er, daß Frankreich trotz alles Mißgeschicks noch der Führer der Welt bleibe, und er bildet sich ein, seine Landsleute sorgten für die wissenschaftlichen Bedürfnisse aller Völker und es gebe keine Bücher mehr, seit man in Frankreich, von der Vertheidigung in Anspruch genommen, keine mehr schreibe. Die Geschmacklosigkeit oder die Lüge geht so weit, daß Trochu die Communisten-Aufstände in Paris auf Bismarck zurückführt. Wir Deutschen also haben eigentlich die Tuilerien und das Stadthaus angesteckt, die Petroleusen engagirt, Mord und Plünderung getrieben, und gegen uns hat die glorreiche Mac Mahon'sche Armee, der wir freilich die Soldaten und den freien Raum zwischen unseren Linien schaffen mußten, die europäische

Civilisation gerettet. Der vergleichungsweise verständige J. Favre schildert in seinem Circular vom 6. Juni das Kaiserthum als die Ursache der socialistischen Greuel. Es habe die fieberhafte Speculation, die übertriebenen Bauten hervorgerufen, eine unstäte Bevölkerung von 300,000 Arbeitern im Umkreis von Paris angehäuft und so einen Heerd des Verderbens und der Unordnung geschaffen. J. Favre vergießt nur, daß schon die große Revolution innerhalb zweier Jahre einen socialistischen Charakter annahm und daß im Juni 1848 Cavaignac die Communisten in einem dreitägigen blutigen Kampf niederschlagen mußte. Nicht eine europäische Secte hat sich von irgend einem Punkt aus des Elends in Paris bemächtigt, sondern eine echt französische, aus den Revolutionen erwachsene, wenn auch durch das Kaiserthum verschlimmerte Krankheit ist zu einem ihrer gefährlichsten Ausbrüche gekommen. Nicht Frankreich ist das Opfer einer europäischen Verschwörung geworden, sondern Europa wird bedroht durch die sittliche Fäulniß Frankreichs. Wer die letzten Ursachen des Socialismus untersucht, wird sehr bald von der Ungleichheit der Gütervertheilung und der blos ökonomischen Verhältnisse auf den moralischen und religiösen Gesammtzustand eines Volkes und vor allem auf die Selbstsucht seiner herrschenden Klassen verwiesen. Die Haupturheber des Socialismus in Frankreich sind die Beichtväter Karl's IX. und Ludwig's XIV. —

Der unerwartete Erfolg der neuen Anleihe hat das Selbstgefühl der französischen Regierung mächtig gehoben. Er beweist jedenfalls, welcher Reichthum an Capital in dem Lande steckt, wobei indeß in Betracht gezogen werden muß, daß der französische Capitalist bis zum kleinsten Rentner herab sein Geld fast ausschließlich in Staatsrente anlegt, daß die Bedingungen der Verzinsung und Ratenzahlung sehr günstige waren und daß sämmtliche Banquiers in die Lage versetzt wurden, das Unglück ihres Vaterlandes zu einem glänzenden Profit auszubeuten. Der Erfolg wird den Leichtsinn in der Aufstellung des Budgets und die Hoffnung auf baldige Revanche verstärken. Thiers war schon vorher der Meinung, daß Frankreich an Heer und Flotte nichts sparen dürfe. „Für unsere Marine, für unsere Armee und für unsere öffentliche Gewalt," sagte er, „kann ich nichts nachlassen, und indem ich so handle, glaube ich für die gegenwärtige Sicherheit Frankreichs und für seine zukünftige Größe zu sorgen." Nun kostete die Armee jährlich 376, die Flotte 173 Millionen Francs, ungerechnet die Ueberschreitungen der Voranschläge und die mitten im Frieden aufgenommenen Anleihen, von denen die von 1868 411 Millionen betrug und größtentheils für die Bewaffnung und Verstärkung der Armee verbraucht wurde. Deutschland verwandte bisher 67 (norddeutscher Bund) + 16½ (süddeutsche Staaten), im Ganzen 83½ Millionen Thaler auf sein Heer; 8 Millionen, mit Einschluß der außerordentlichen Credite, auf seine Flotte. Frankreich gab also für sein Landheer 17 Millionen Thaler, für die gesammte Landesvertheidigung 53 Mill. Thlr. jährlich mehr aus, als Deutschland. Daran kann nach Thiers nichts geändert werden, obwohl der Verlust von Elsaß-Lothringen einen Steuerausfall von mindestens 100 Millionen Francs mit

sich führt, und obwohl die Zinsen der 8 Milliarden, um welche die Staatsschuld in Folge des Kriegs vermehrt wird, zu 5 oder 6 Procent gerechnet, 400 bis 480 Millionen betragen. Diese Mehrbelastung des Budgets um 500—580 Millionen Francs, d. h. um ein Drittheil sämmtlicher Einkünfte, läßt sich nicht wegräsonniren, wie Thiers versucht hat; und die Ersparnisse in der Verwaltung gegenüber dieser ungeheuren Summe fallen nicht in's Gewicht, so lange man den großen Posten des Kriegsetats nicht angreift. Leichtfertig und bornirt wie die Aufstellung der Ausgaben, ist auch das Project, durch hohe Besteuerung der Rohstoffe und Halbfabrikate sowie der wichtigsten Verbrauchsartikel das riesenhaft anschwellende Budget zu decken, um so mehr, da die entgegenstehenden Verträge mit England und Belgien noch mindestens Ein Jahr in Kraft bleiben. Und wo wird in einem Jahr Herr Thiers und sein Finanzminister sein? Seine augenblickliche Gewalt bedeutet nur einen kurzen Waffenstillstand der Parteien. Die große Mehrheit der Versammlung will die Monarchie — aber welche Monarchie? Heinrich V., der ein Diener der Jesuiten ist, oder den Grafen von Paris, den Niemand kennt, oder noch einmal die Bonapartes, die ihre zwanzigjährige Verbindung mit dem Lande jetzt wieder ausbeuten und in England schon wegen des Freihandels populär sind? Das ist die Frage, welche die Mehrheit in Versailles spaltet, die Armee unterwühlt und der republikanischen Minderheit noch einmal die Berufung an die Waffen gestattet. Nur so lange man die Frage umgeht, ist Friede in Frankreich. In dem Augenblick, wo man sie lösen will, ist der Bürgerkrieg, der Staatsstreich, das militärische Pronunciamento gekommen. Wir wollen zufrieden sein, wenn die Stille vor dem Gewitter so lange währt, bis wir unsere ersten 2 Milliarden eingezogen haben.

Die Monarchie, mit oder ohne Fusion, königlich oder kaiserlich, bedeutet in Frankreich heute die Einsetzung einer militärisch-clericalen Gewalt. Frankreich wird die deutsche und die italienische Einheit im Bunde mit dem Ultramontanismus bekämpfen, wie es jetzt bereits im Elsaß agitirt durch die vereinigten Radicalen und Clericalen. Das hohe Maß von Freiheit, welches der katholischen Kirche in Deutschland gewährt ist, wird den römischen Jesuitismus nicht abhalten, das Reich zu bekämpfen, dessen Kaiser und dessen Bevölkerung in ihrer Mehrheit evangelisch ist. Er hat seit drei Jahren alle Mittel aufgeboten, um Deutschland in Zerrissenheit zu erhalten und den Süden zum Treubruch gegen den Norden zu verführen. Da ihm dies nicht gelungen ist, sucht er die wachsende Einheit des Reichs durch äußerste Schärfung der confessionellen Gegensätze zu vergiften. Diese systematische Verhetzung der katholischen Volkstheile zu politischen Zwecken scheint nun doch die Sorge und Energie des Reichskanzlers geweckt zu haben. Auf die vorläufigen Warnungen in der Presse werden weitere Maßregeln folgen müssen; denn dem großen Staatsmann kann es nicht verborgen sein, daß man die zäheste und rücksichtsloseste Macht der Welt nur niederbeugen kann, wenn man alle Mittel des Angriffs bereit hält und anwendet. Das erste und dringlichste dieser Mittel ist die Herstellung eines einheitlichen Staatswillens in der preußischen Verwaltung. So lange

z. B. die katholische Abtheilung im Cultusministerium aus Personen besteht, die neben Hrn. v. Ketteler im Reichstage sitzen oder, wenn sie gewählt würden, sich neben ihn sitzen würden, wird die römische Partei nicht glauben, daß man ihr ernsthaft zu Leibe geht. Seitdem der päpstliche Stuhl die Ansprüche Bonifaz' VIII. erneuert hat, kann der Staat die Wahrung seiner Interessen Niemandem anvertrauen, von dem er nicht zuverlässig weiß, daß Vaterland und Reich ihm höher stehen als der römische Bischof. Hat man jenen nothwendigsten Schritt gethan, so läßt sich erst übersehen, wie weit die Verwaltung allein das Unwesen austreiben kann, wie weit die Gesetzgebung ihr zu Hülfe kommen muß. Die Energie der Verwaltung wird unendlich viel thun können, zumal wenn man den Clerus thatsächlich darüber aufklärt, daß die Verpflichtungen, die der Staat übernommen hat, die materielle Hülfe, die er reichlich gewährt, sich nicht auf unbotmäßige Priester beziehen, welche die Grundlage des bürgerlichen Friedens, die Parität und Verträglichkeit der Confessionen untergraben.

W.

Notizen.

Unter dem Titel „Der Frieden von 1871" hat Heinrich von Sybel zwei Abhandlungen in deutscher Sprache erscheinen lassen, von denen die erste „das neue deutsche Reich" ursprünglich in der Fortnightly Review, die zweite „Deutschlands Rechte auf Elsaß und Lothringen" als französische Flugschrift veröffentlicht wurde. Die Aufgabe, auf grobe Vorurtheile des Auslands einzugehen, sich zu ihnen herabzulassen, ohne doch die Herablassung zu zeigen, ist grade für einen bedeutenden Mann sehr schwierig. Sybel hat sie mit seltener Feinheit und Sicherheit gelöst und sicherlich Einiges dazu beigetragen, jenem kleinen Theile des englischen Publicums, dessen Urtheil nicht blos durch plumpen Materialismus bestimmt wird, die Augen zu öffnen. Für deutsche Leser ist namentlich die zweite Abhandlung lehrreich. Das schlechte Pamphlet von Alfred Michiels, les droits de la France sur l'Alsace et la Lorraine, hat freilich bei uns nur die verdiente Verachtung gefunden; doch wird es auch den Deutschen erfreuen, hier an der Hand eines kundigen Führers im Einzelnen die lange Reihe schamloser Rechtsverletzungen zu verfolgen, welche uns einst unsere Westmarken entrissen hat.

Der gegenwärtige Krieg hat auch in Kunst und Literatur manches Schätzenswerthe hervorgerufen. Das Nationalgefühl ist aufgewacht und hat für die früher nur latente Empfindung sprechende Worte und Bilder gefunden. Das Meiste davon wird wohl seine Arbeit gethan haben, sobald das Jahr vorüber ist, aber Einiges wird bleiben. Zu diesem rechne ich in erster Reihe die beiden Werke, mit denen der Meister unserer Geschichtschreibung, Leopold Ranke,

die deutsche Nation beschenkt hat: „die deutschen Mächte und der Fürstenbund“ und „der Ursprung des siebenjährigen Krieges.“

Es versteht sich von selbst, daß die Arbeit an diesen Werken nicht durch den Krieg hervorgerufen ist, aber der Abschluß ist, wie Ranke in der Vorrede bekennt, durch ihn gefördert worden. Und der Zusammenhang stellt sich bei einigem Nachdenken deutlich heraus.

Es ist doch nur ein sehr unbestimmtes, schwankendes Bild, was uns auch der beste Geschichtschreiber von einem Helden giebt, von dessen Thätigkeit wir in unserer unmittelbaren Erfahrung und im eigenen Leben gar keine Analogie finden. Was war für uns, die Generation der großen Friedenszeit von 1815 bis 1859, der siebenjährige Krieg anderes als ein Mythus, oder wenn man will, ein episches Gedicht, dem man mit Bewunderung und Behagen lauschte, ungefähr wie die Spießbürger in den Zeitungen die Kriegsberichte lesen, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen.“ Weit ab lag uns jene gewaltige Zeit, eigene Sorge und Noth hatte uns nicht gelehrt, gleichsam mit allen Sinnen, mit unserem ganzen Sein den Gegenstand zu fassen. Selbst Friedrich der Große, wie unbestimmt war doch das Bild, das in unserer Phantasie ausgeprägt war! wie wenig körperlich, wie ganz aus dem Handgelenk gemeißelt! Ein König, dessen langes Leben in unablässiger geistiger Anspannung hingegangen war, der in jedem Augenblick an die Möglichkeit denken mußte, wieder seine ganze Existenz auf's Spiel zu setzen, das Höchste in die Wagschaale zu werfen, um das Höchste zu gewinnen. Wie sollten wir uns so etwas sinnlich vorstellen? Wir waren regiert worden bald zu unserer Zufriedenheit, bald zu unserm Verdruß, aber daß es große Mühe koste, hatten wir nicht wahrgenommen. Wir Preußen namentlich hatten ein recht stolzes Gefühl unserer Stellung in der Geschichte, aber mehr und mehr nahm dieses Gefühl die Physiognomie des deutschen Nationalgefühls an, welches sich an Hermann, Thusnelda und dem Teutoburgerwald erbaute.

Das ist nun anders geworden; wir wissen wieder lebendig, was Krieg heißt, wir wissen, was Preußen, wir wissen, was ein großer Mann bedeutet. Mit einem ganz anderen Blick sehen wir nun in unsere Vergangenheit, sie hört auf, uns Vergangenheit zu sein. Der Krieg ist uns kein bloßes blutiges Schauspiel mehr. Wer nicht selber mit in der Arbeit war, der hat Angehörige verloren, oder er hat ihren siegreichen Rückzug freudig begrüßt. Großartig gedacht ist das eherne Standbild des alten Fritz unter den Linden, aber die endlose Reihe eroberter Kanonen, die zu ihm führten, war seiner werth, mit stolzem Selbstgefühl konnten die heimkehrenden Krieger, voran die erbeuteten Fahnen und Adler, sich sagen: der alte Fritz war von unserm Fleisch und Blut! Und das konnte im höchsten Grade der Mann von sich sagen, der im breiten Kürassierhelm dem König voranritt; lebhafter als ein anderer konnte er dem alten Fritz nachfühlen, was es heißt, jeden Augenblick im angespanntesten Denken zu leben, in jedem Augenblick von dem Bewußtsein erfüllt, daß es gelte, die ganze Existenz einzusetzen.

Wie prachtvoll tritt ein so großes Dasein bei Ranke heraus! Er zeigt uns den König nicht im Feldlager, aber im Cabinet, tief von Sorgen und Entwürfen erfüllt, nach allen Seiten ausspähend, mit seinem Herrscherblick Europa umfassend. Er führt uns in die entlegensten Orte, wo die Verschwörung gegen den großen König ausgebrütet wird, und er zeigt uns den Helden kalt, gelassen, aber wie der Löwe in jedem Augenblick sprungfertig. Jetzt verstehen wir das Alles wieder, wir haben es ja miterlebt, unsere Phantasie hat kühnere Schwingen erlangt. Es ist ein wahrer Genuß, der Analyse des Forschers zu folgen, der uns das Nervengeflecht der großen Handlung bloßlegt.

Durch eine gründliche Forschung ist nun endgültig entschieden, daß die Anklagen der modernen Preußenfeinde gegen die ehrgeizigen Pläne Friedrich's auf leerer Erfindung beruhen. Er hat im Jahr 1756 wie im Jahr 1778 den Kampf nothwendig aufnehmen müssen, weil die Existenz seines Staats in Frage gestellt wurde; sein Sturz war beschlossen und mit geschickter Hand vorbereitet. Was man neuerdings von den wohlwollenden Intentionen Maria Theresia's gefabelt hat, verschwindet vor den urkundlichen Zeugnissen, und unsere alte Geschichtschreibung, die im Wesentlichen, wenn auch zuweilen nur aus Instinkt, das Richtige traf, tritt wieder in ihre Rechte ein. Es ist ein gewaltiger Kampf, der Kampf zwischen Oesterreich und Preußen, der 1740 begann, im Grunde aber schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts vorbereitet wurde, und der im Jahr 1866 oder vielmehr 1870 hoffentlich seinen Abschluß gefunden; ein Kampf zwischen ebenbürtigen Mächten, die nicht durch zufällige Launen und Stimmungen, sondern durch die Nothwendigkeit ihrer Lage dazu getrieben wurden. Denn diese Wahrheit tritt gerade bei Ranke kräftig hervor: auf den Einzelnen wirken zufällige Momente, und diese fesseln fast ausschließlich seine Aufmerksamkeit; aber ohne daß er sich dessen bewußt wird, leiten ihn verborgene leitende Mächte. Diese Mächte aufzuspüren und ihren Gang in den Thatsachen zu erkennen, ist wohl die höchste Aufgabe, welche die Philosophie der Geschichte, d. h. die Geschichte selbst sich stellen darf. J. S.

Auf den 21. Mai fiel der 400jährige Geburtstag Dürer's, welcher in einer Anzahl deutscher Städte festlich begangen worden ist. Im Berliner Museum war eine Reihe Dürer'scher Werke zu einer besonderen Ausstellung vereinigt worden, welche viel Schönes enthielt, die eigentliche Bedeutung des Mannes aber doch nicht zeigte. Das Kupferstichcabinet besitzt vorzügliche Exemplare seiner Stiche und Holzschnitte, aber um Dürer zu begreifen, bedarf es einer vollständigen Sammlung seiner Arbeiten. Die Fülle seiner Gedanken, der Reichthum seiner Wendungen, die niemals nachlassende sich auf das Kleinste erstreckende schöpferische Liebe, mit der er seine Sachen ausführte, lassen sich nur dann würdigen, wenn ein Ueberblick der gesammten Thätigkeit dem einzelnen Werke vollen Rang anweist. Eine solche Sammlung wäre, bei Zuhülfenahme der Photographie,

die bei Braun's Kohlendruckverfahren durchaus haltbare Blätter liefert, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln ausführbar. Es wäre Berlins und Dürer's würdig, ein solches Unternehmen auszuführen.

Vielleicht war Dürer's Geburtstag Anlaß für die Arundelsociety, zur diesjährigen Publication die vier Apostelgestalten der Münchener Gallerie in farbiger Reproduction zu wählen. Beide Tafeln, 1526 gemalt, gehören zu den letzten und großartigsten Werken des Meisters, welcher zwei Jahre nach ihrer Vollendung gestorben ist. Dürer wollte diese Arbeit nicht verkaufen, sondern schenkte sie seiner Vaterstadt, worauf sie im Rathhause eine Stelle erhielten, bis sie später nach München gekommen sind. Diese Figuren, colossal gedacht und in einfachen Massen ausgeführt, zeigen, was Dürer hätte leisten können, wenn ihm ein einzigesmal nur Aufträge zu Theil geworden wären, wie Raphael und Michelangelo ihrer von allen Seiten und in größerem Maße empfingen, als sie sie auszuführen im Stande waren.

Außer Dürer's Aposteln bringt das letzte Heft der Arundelgesellschaft noch an der Spitze einer empfehlenden besonderen Anzeige die Miniaturphotographie eines Stiches nach einem Gemälde von Luini, den Friedrich Weber in Basel kürzlich vollendet hat. Während die Gesellschaft für gewöhnlich nämlich nur solche Blätter bringt, welche sie selber unternommen und in Auftrag gegeben hat, pflegt sie bei außerordentlichen Gelegenheiten Werke, die ihr von besonderem Werth erscheinen, dadurch auszuzeichnen, daß sie sie gleichsam adoptirt und ihren Mitgliedern empfiehlt. Dies nun ist bei Weber's „Madonna von Lugano" der Fall, und es wird die Ehre, welche dem Stiche durch diese Anerkennung widerfährt, aufgewogen durch den Vorzug, welcher der Gesellschaft aus der Ehre erwächst, eine Arbeit von solcher Bedeutung unter die Zahl ihrer Publicationen rechnen zu dürfen.

Luini ist bekannt als derjenige Schüler Lionardo da Vinci's, welcher nach einer gewissen Richtung hin sich am tiefsten die Anschauungen seines Meisters zu eigen gemacht hatte. Die Lombardei, Mailand besonders, ist voll von seinen Arbeiten, welche sämmtlich untereinander große Familienähnlichkeit haben. Luini muß sehr leicht producirt haben, und Vieles von seinen Malereien geht über das Angenehme, Gefällige nicht hinaus; Einiges dagegen, und zwar die Arbeiten, an welchen er persönlich das Meiste gethan zu haben scheint, kommen Werken Lionardo's so nahe, als seien sie unter dessen Augen und geistiger Einwirkung entstanden. Zu diesen rechne ich die „Madonna von Lugano," obgleich sie länger als zehn Jahre nach Lionardo's Tode gemalt worden ist. Die Composition bewegt sich, zumal was den kleinen Johannes und das Christkind mit dem Schäfchen zur Rechten und Linken der Mutter anlangt, durchaus in Lionardo's Formen; die Madonna selber dagegen, die uns zugewandt, mit leise geneigtem Haupte und nach beiden Seiten ausgestreckten Armen, mit denen sie die Kinder umfängt, dasteht, hat bei Allem, was die Erinnerung an Lionardo wach ruft, ihren eigenthümlichen Typus und erscheint als Luini's eigne Schöpfung. Etwas

unbeschreiblich Sanftes, Anziehendes spricht uns aus ihr an, ein Reiz, der auch wohl daran Schuld war, daß Weber das an Ort und Stelle in der Kirche Sta Maria degli Angeli ungünstig angebrachte Gemälde bei wiederholtem Aufenthalte dort zu zeichnen und die fertige Platte in Lugano zu retouchiren unternahm. Die Arbeit ist die Frucht besonderer Zuneigung zum Werke selber, wie ohne diese Liebe zum Originale kein Stich von wirklichem Werthe zu Stande kommen kann. Was die Technik anlangt, ist noch hervorzuheben, daß die eigenthümliche Helligkeit gut wiedergegeben ist, welche der Darstellung als Frescogemälde einheitliche Ruhe verleiht.

Max Allihn in Halle hat eine Reihe Aufsätze über Dürer zu einem kleinen Bande vereinigt, in denen Untersuchungen über die Bedeutung des „großen Glückes," der „vier nackten Frauen" und verwandten Darstellungen, des „Liebesanerbieten," der „Eifersucht," sowie über die „Bauern bei Dürer" und die „Melancholie" gegeben sind. Eine Einleitung dieser „Dürerstudien" (Leipzig, Rudolph Weigel) bespricht die Methode, nach welcher der Verfasser verfahren ist. Er will die Arbeiten aus dem gesammten Culturgehalte der Zeit erklären, in der sie entstanden sind, eine Auffassung, welche gewiß nirgends Widerspruch erwecken wird.

Auch von Crowe und Cavalcaselle's großer Arbeit sind zwei neue Bände erschienen, welche unter dem besonderen Titel „History of Painting in North Italy" die Schulen Venedigs, der Lombardei und der Romagna bis Bologna hinauf behandeln. Lionardo, Tizian und Correggio fehlen noch, so daß Mantegna, Gian Bellin, Sebastian del Piombo und Francia die hervorragendsten etwa unter den behandelten Meistern sind. Die Art und Weise, in welcher die Verfasser, deren Thätigkeit auf ununterbrochene Vermehrung des vorhandenen Materials abzielt, ihr Thema behandeln, ist bekannt. Im Fortschritt ihrer Arbeit mußte sich ergeben, daß die Dinge zuweilen etwas zusammengefaßter gesagt werden könnten, und dieser strafferen Behandlung begegnen wir jetzt in der That. Die beiden Bände sind, wie die früheren, jedem der sich mit moderner Kunstgeschichte beschäftigt, unentbehrlich. Die Ausstattung ist vorzüglich. Leider läßt sich nicht zu gleicher Zeit über gleichfalls neue Bände der Jordan'schen deutschen Bearbeitung des Crowe'schen Werkes berichten. Jordan hat das Directorat des Leipziger städtischen Museums übernommen und wird sich, wie bei einer Universität vom Range der Leipziger vorauszusehen ist, zu akademischer Lehrthätigkeit gedrängt sehen, allein es wäre schade, wenn die Fortsetzung des Buches darunter leiden sollte, das er so glücklich begonnen hat und das mit soviel Anerkennung aufgenommen wurde.

Crowe und Cavalcaselle besprechen im Leben Gian Bellin's Dürer's Aufenthalt in Venedig während der Jahre 1506 und 7. Unter die zu dieser Zeit von Dürer ausgeführten Werke rechnen sie den Dresdner Christus am Kreuze, dessen Jahreszahl, gewöhnlich 1500 gelesen, für 1506 erklärt wird. Bestätigt

sich diese Annahme, so wäre für Dürer's venetianische Thätigkeit ein wichtiges Datum mehr gewonnen. Crowe und Cavalcaselle gehen so weit, von diesem Crucifixe zu behaupten, es habe auf die gleichzeitigen Künstler Venedigs bedeutenden Eindruck machen müssen, so daß es für sie ein Anstoß geworden sei, die Behandlung des Fleisches in engerem Anschlusse an die Natur zu studiren: aus diesem erneuten Studium sei dann bei Tizian die Fähigkeit erwachsen, ein Werk wie seinen Christus mit dem Zinsgroschen hervorzubringen. Dieser Meinung zufolge würde Albrecht Dürer allerdings fast epochemachenden Einfluß auf die italiänische Kunst gehabt haben.

Gewidmet sind Crowe und Cavalcaselle's beide Bände der Kronprinzessin, und es empfängt die hohe Frau in der Zueignung, außer dem Titel Crown Princess of Germany and Prussia, Princess Royal of Great Britain and Ireland, den Charakter „Painter and Critic."

Es ist erfreulich zu sehen, daß die von vielen Seiten in den letzten Jahren gemachten Anstrengungen, das Studium der modernen Kunst zu einem öffentlichen Lehrgegenstande zu erheben, allmählich Frucht zu tragen beginnen. In Wien ist unter der Aegide des Herrn Director von Eitelberger etwas nach dieser Richtung hin unternommen und kürzlich mit einem ersten Schritte glücklich begonnen worden, das gut fortgeführt ein wichtiges Element für die moderne Kunstgeschichte zu werden verspricht. Es wird beabsichtigt „Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance" herauszugeben. Als zur Aufnahme vorläufig bestimmt, ist eine Liste gegeben, welche mit Theophilus' Schedula diversarum artium beginnend, unter andern Lionardo's Trattato, Rubens' Briefe, Ludovico Dolce's Dialogo della Pittura, Ghiberti's Commentarien nennt. Wo es nöthig erscheint, soll Text und Uebersetzung, wo nicht, nur die Uebersetzung gegeben werden, Einleitung und Anmerkungen hinzutreten und so eine Bibliothek geschaffen werden, deren Wichtigkeit jeder begreifen wird. Der Anfang ist gemacht worden mit Cennino Cennini's „Buch von der Kunst," der Arbeit eines Florentiners des Quattrocento, welcher in seiner Kunst, die zugleich Handwerk war, mit Leib und Seele drinsteckend, in 188 Capiteln seine Erfahrungen niedergelegt hat. Wir haben die Praxis seines Jahrhunderts ganz vor uns, dessen Sinn darauf gerichtet war, mit bürgerlicher Sorgfalt das Schöne nur da für möglich zu halten, wo es zugleich das Haltbare, Dauernde, Preiswerthe war. Die Bearbeitung hat Albert Ilg zum Verfasser, der in der Einleitung eine Geschichte des Autors sowie seiner Handschrift, in den Anmerkungen Capitel für Capitel sehr ausgiebige erklärende Hinweise auf die Praxis der antiken Meister sowohl, wie derer des Mittelalters, zugleich werthvolle technische Erklärungen giebt, während die Hauptarbeit, die Uebersetzung selbst, die einfache, zuweilen im besten Sinne einfältige Ausdrucksweise Cennini's richtig wiedergiebt.

Zu wünschen ist, daß das Unternehmen rasch und tüchtig weitergeführt werde.

Unter dem, was die Aufzählung der künftigen Publicationen verspricht, sind „Dürer's Fachschriften und Briefe“ mit das Wichtigste. Da sich in der Liste der Mitarbeiter Dr. von Zahn und Dr. Thausing genannt finden, so ist die Vermuthung erlaubt, einer der beiden Herren habe Dürer übernommen, und da die betreffende Notiz mit einem Sternchen versehen ist, welches beigegebener Erklärung zufolge das Erscheinen noch in diesem Jahre verspricht, so erfahren wir, dies alles zusammen genommen, daß man im Laufe von 1870 noch mit einer Herausgabe des Dürer'schen schriftlichen Nachlasses hervortreten wird. Allen Dürerfreunden wird dies Versprechen ein erfreuliches sein. Dürer's Briefe aus Venedig, besonders aber sein Tagebuch während der Reise in den Niederlanden, gehören zu den wichtigsten litterarischen Denkmälern der deutschen Kunstgeschichte. Dies war längst bekannt. Nun aber wird sich zeigen, daß außerdem noch eine Fülle von Gedanken schriftlich von Dürer niedergelegt worden sind, die seinen persönlichen Charakter auf's schönste erläutern und ihn als speculirenden Kopf gedankenreich und erfüllt von Anschauungen erscheinen lassen, welche für die Geschichte seiner Zeit werthvoll sind.

Dürer's Geburtstag ist auch für Herrn von Retberg in München Ursache gewesen, seinen beschreibenden Katalog sämmtlicher Dürer'schen Stiche und Holzschnitte herauszugeben. In den Anmerkungen hat der Verfasser seine eigenen Ansichten über manche Blätter dargelegt, deren chronologische Anordnung mit der bisherigen nicht überall stimmt. Aus der beigegebenen, freilich äußerst knappen Lebensskizze des Meisters ist ersichtlich, daß Herr von Retberg die Ansicht theilt, Dürer sei auf seiner ersten Studienreise, während der 90er Jahre, bereits in Venedig gewesen.

Um hier für Dürer's Anfangszeit auch unsererseits etwas Neues zu geben, sei erwähnt, daß sich ein weiteres Indicium für die Vermuthung gefunden hat, Dürer's Probearbeit „der von den Bacchantinnen mißhandelte Orpheus,“ mit der er, 1494, nach seiner Rückkehr von der Wanderschaft, den Eintritt in die Nürnberger Malerzunft erlangte, sei die Copie einer Composition von Mantegna gewesen, wie es zwei erhalten gebliebene andere Federzeichnungen Dürer's aus demselben Jahre offenbar sind.

„Der von den Bacchantinnen mißhandelte Orpheus,“ den seiner Zeit noch Sandrart selbst besessen hat, ist heute verschwunden. Sandrart lobt das Blatt als eine Federzeichnung von vorzüglicher Feinheit, auf der Landschaft habe man das Laub der Eichen und Feigenbäume genau unterscheiden können (v. Eye, I, 98). Die Scene hatte also landschaftlichen Hintergrund. Dies ist alles was wir darüber erfahren. Stiche oder Handzeichnungen Mantegna's haben eine ähnliche Scene nicht überliefert.

Nun findet sich auf dem Museum von Lille eine merkwürdige Folge von Federzeichnungen, klein und kleinlich, fast miniaturartig genau mit der Feder durchgeführt und in ganz reducirter Form auf demselben Blatte oft viele und sehr verschiedenartige Darstellungen gebend. Auf einem dieser Blätter, die alle offenbar von der gleichen Hand herrühren, lesen wir unter einer Reihe von acht friesartigen Compositionen, welche Tritonenkämpfe darstellen: questi sono l'inventioni de' mostri marini de mano mia Jac^{o} pictore de antonio .... bologna povero pellegrino dalla mia infelice adolescentia facto nell' anno 1516. Zu deutsch: Dies sind Compositionen von Meeresungeheuern von meiner Hand, Jacopo Maler von Bologna, armer Auswanderer seit meiner unglückseligen Jugend, gemacht im Jahre 1516. Wer dieser Jacob gewesen sei, ist nicht herauszubringen gewesen, auch läßt die ängstliche, gequälte Manier auf ein nur secundäres Talent schließen; sicher dagegen ist, daß alles, was von diesen kleinen Zeichnungen hier vorliegt, so sehr unter Mantegna's Einfluß entstanden ist, daß es als mehr oder weniger getreue Nachahmung von Arbeiten seiner Hand aufzufassen ist.

Am auffallendsten zeigt sich dies bei einigen Darstellungen mythologischen Inhalts, und unter diesen begegnen wir der „tavola di Orfeo matto dalle ninfe" „Orpheus, wie er von den Nymphen geschlagen wird."

Orpheus liegt ausgestreckt auf dem Boden. Drei Nymphen, halbnackt, bei abfliegenden Gewändern und durchaus an die Gestalt der zuschlagenden Frau auf Dürer's berühmtem Stiche „Eifersucht" erinnernd, schlagen mit Keulen auf ihn los, wobei zwei von ihnen ihn zugleich mit Füßen treten. Zwei andere, mit Schilden bewaffnete, weibliche Gestalten sind im Begriff ihre Speere auf ihn abzuschleudern. Im Hintergrund Felsen mit Bäumen darauf. Die Verwandtschaft mit bekannten Arbeiten Mantegna's und seiner Nachahmer, sowie mit jenem erwähnten Stiche Dürer's: „die Eifersucht," der zu seinen frühesten gehört, ist so groß, daß die Vermuthung, es sei uns in Jacopo di Bologna's kleiner Nachahmung ein Werk Mantegna's aufbewahrt, und zweitens es sei dies die Composition, auf deren Nachzeichnung Dürer sein Nürnberger Meisterrecht erwarb, sich aufdrängt. H. G.

Daß ein Werk von George Henry Lewes, dem Verfasser von „Goethe's Leben," durch eleganten Vortrag sich auszeichnen werde, ließ sich erwarten, und so wird man denn allerdings nach dieser Seite von Lewes soeben erschienener „Geschichte der alten Philosophie" nicht enttäuscht werden, was aber die weitere Eigenthümlichkeit des Buches betrifft, so erklärt der Verfasser einerseits mehr für das große Publicum als für Gelehrte zu schreiben, andererseits charakterisirt sich seine Darstellung als eine tendenziöse, die „die englische Jugend vor der Verschwendung ihrer Kraft an unlösbare Probleme und vor dem Vertrauen auf eine falsche Methode warnen will." Lewes will den Geist von der Metaphysik auf die „positive Philosophie" lenken. So berechtigt aber an sich dieser moderne Standpunkt auch ist, so anregend die frische, zuversichtliche Art und Weise, mit der Lewes denselben durchführt, wirken mag, so wenig kann doch den an die scharfe Sachkenntniß der deutschen Kritiker, besonders Zeller's, Ueberweg's und Schwegler's gewöhnten Leser die Darstellungsart von Lewes befriedigen. Der Verfasser kennt entschieden wenig von dem, was seit 1845 (seit dem ersten Erscheinen von Lewes' Werke) in Deutschland über griechische Philosophie geschrieben ist: und so citirt er Zeller kaum, geht in seiner Darstellung noch weniger auf ihn zurück, während er die durch Zeller's monumentales Meisterwerk gänzlich veralteten Schriften über alte Philosophie von Ritter und Brandis benutzt und im Einzelnen anführt. Bei diesem Ignoriren der neuesten deutschen Forschung mußte es dem Buche von Lewes zum Vortheil gereichen, daß er namentlich bei Plato sich auf Grote's history of Greece stützt. Wenn wir aber diesen Mängeln gegenüber die anschauliche Lebendigkeit in den biographischen Partien gern hervorheben, so müssen wir doch, von wenigen Bestandtheilen des Buches abgesehen, das Ganze mehr für ein interessantes Curiosum als für ein dem Forscher oder Laien zu empfehlendes Werk halten. Für eine gelungene Partie sehen wir Lewes' Darstellung der Sophisten an; hier wird die Erkenntniß der Sache durch das Heranziehen des Modernen weniger beeinträchtigt: es ist ein geschicktes Plaidoyer zu Gunsten der Sophisten, die bei Plato nur als Karikatur erscheinen. Was aber Plato selbst betrifft, so entwirft Lewes ein Bild von seinem philosophischen Charakter, das etwa an die Art, wie Shakespeare in Troilus und Cressida die homerischen Helden betrachtet, erinnert. Es heißt von Plato (p. 337): „Er widerspricht heute dem was er gestern gesagt," „er widerspricht sich beständig." die Frage nach Anordnung und Reihenfolge der Platonischen Schriften, deren Lectüre für eine „äußerst langweilige Arbeit" erklärt wird, erledigt der Verfasser, nachdem er bekannt hat,

keinen Anspruch auf die besondere Gelehrsamkeit zu machen, welche zur Erforschung einer so verwickelten Frage nöthig sei, damit „daß, wenn irgend eine Lehre durch die Dialoge liefe, eine Ordnung dieser Dialoge unerläßlich wäre: da dies jedoch nicht der Fall, so wird die Frage nach der Anordnung unerheblich.“ „Plato hatte nicht die Fähigkeit, ein System geduldig fertig zu denken; und die schwankenden Lichter, die vor seinen Augen beständig hin- und herfuhren u. s. w., ließen ihn gewahr werden, daß jede Versicherung durch Streiflichter verwirrt oder durch unwiderlegliche Einwürfe in Frage gestellt werden könnte.“

Diese Citate werden es rechtfertigen, wenn wir Lewes' „Geschichte der alten Philosophie“ in keiner Weise als ungetrübte Quelle der Belehrung gelten lassen können. Das Werk, das die Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte zu führen verspricht, ist nach der dritten Ausgabe von 1867 übersetzt und wird im zweiten Theile die sogenannte christliche Philosophie behandeln.

Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die Gründung des deutschen Kaiserreichs — so lautet der Titel einer Sammlung von Actenstücken, amtlichen und halbamtlichen Aeußerungen, welche Dr. L. Hahn herausgegeben hat. Den Mittelpunkt des sehr umfassenden Werkes bildet der militärische und politische Verlauf des Krieges gegen Frankreich. Es wird uns durch die amtlichen Depeschen, die Kundgebungen der Heerführer und sonstige thatsächliche Mittheilungen ein Bild von den fortschreitenden Operationen auf den verschiedenen Kriegstheatern gegeben, und dieses Bild, das sich vor anderen blos chronologischen Sammlungen durch wohlgeordnete und klare Züge auszeichnet, wird in seinen Farben und Umrissen gehoben durch den Contrast mit den daneben gestellten französischen Berichten. Ferner schickt der Herausgeber der Darstellung des großen Nationalkampfes einen Rückblick auf die Geschichte des deutschen Einheitswerks seit 1866 voraus, und giebt uns in diesem Abschnitt das wichtigste Material aus den Parlamentssessionen, aus den Reden des Reichskanzlers, aus den Beziehungen der süddeutschen Staaten zum Nordbunde und den politischen Actionen Frankreichs bis zur hohenzollernschen Candidatur und dem Ausbruch des Conflicts. Endlich faßt er in einem Schlußabschnitt die Berathungen über die innere Neugestaltung Deutschlands, die Verträge mit den Südstaaten, das Wiedererstehen von Kaiser und Reich und die Friedensverhandlungen zusammen. Die Sichtung und Ordnung des massenhaften Stoffs ist überall mit geschickter Hand vollzogen, das ganze Buch das weitaus beste Hülfsmittel zum Nachschlagen und zur Orientirung, welches bisjetzt erschienen ist. Es darf allen politischen Kreisen als höchst nützlich empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Raphael Mengs.

1.

Wer in den ersten vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Quartier des Borgo und den vaticanischen Palast besuchte — der seit vielen Jahren nicht mehr päpstliche Residenz und wie das Louvre nur noch ein Heiligthum der Kunst war, — der sah und hörte oft von einer kleinen Künstlerfamilie, die dort lebte und studirte. Es waren drei Geschwister, ein Knabe und zwei Mädchen, die für Wunder von Geschicklichkeit galten, selbst dort, wo das Talent so früh und leicht gezeitigt wird. Die Schwestern zwar erschienen selten in den öffentlichen Sälen, desto regelmäßiger der Bruder. Von Morgen bis Abend sah man ihn, erst im Hof des Belvedere, dann in der sistinischen Capelle und in Raphael's Zimmern vor seiner Staffelei; ein schöner Knabe von dunklem Teint, lange Haare fielen über die Schultern herab, ein melancholischer Schatten lag über seinen weichen Formen und über seinen großen, braunen, offenen, arglosen Augen, die sich nie auf die Vorübergehenden oder Zusehenden ablenkten. Die Sauberkeit, die Accuratesse und Vollendung, mit der diese Geschwister malten, erinnerte die Römer an Manieren, die seit dem Anfang des Cinquecento verlassen worden waren; sie würden, meinten sie, allein schon beweisen, daß diese bescheidenen stillen Kinder Deutsche sein müßten. Ein hoher fünfzigjähriger Mann von finsterem Wesen erschien frühmorgens, um dem Knaben seine Aufgabe anzuweisen, und Abends, um ihn abzuholen und ihm seine Censur zu ertheilen. Dieser Mann mischte sich nie in die Gesellschaft seiner Kunstgenossen; und seine mürrische Einsilbigkeit schreckte die Frager ab. Man hörte ihn in seiner Wohnung im Borgo täglich Flöte blasen, und der chursächsische Botschafter, Graf Lagnasco, wußte, daß er im Dienst Churfürst August III. stand. Die am Dresdener Hof gelebt hatten, erinnerten sich, seine charakteristische Figur im Parterre der Oper, in der Gallerie und in musikalischen Abenden gesehen zu haben.

Der Mann hieß Ismael Mengs und war zu Copenhagen geboren; seine Familie aber kam aus der Lausitz. Bei einer Epidemie war er von dreiundzwanzig Geschwistern allein übrig geblieben. Er galt für den besten

Emailmaler seiner Zeit; er hatte Schmelzfarben selbst erfunden; wo anders hätte er seine Hütte aufschlagen können, als in Dresden (1715)! August hatte ihm jetzt einen dreijährigen Urlaub bewilligt. Gegen Ende 1744 kehrte er nach Sachsen zurück; drei zarte Miniaturcopien nach Raphael brachte er mit, die er in Email ausführen zu dürfen bat. Von den drei Kindern aber zeigte sich nach der Rückkehr in Dresden keine Spur. Von Rom aus fand ihr Gerücht den Weg dahin. Der Sänger Domenico Annibali aus Macerata, ein liebenswürdiger, feingebildeter Mann, der mit Hasse das dortige Musikleben beherrschte, erfuhr von den Kindern und nahm sich vor, hinter das Geheimniß zu kommen. Eines Abends, im Salon des Hofmalers Louis Silvestre, wo die beste Gesellschaft sich versammelte, war auch Ismael, ein Schwärmer für Musik, erschienen. Der Zufall wollte, daß ihn eine von Annibali gesungene Arie so aufregte, daß er zum allgemeinen Erstaunen aus seiner Ecke auf den Italiener zutrat und ihn um eine Wiederholung bat. Gern, erwiderte dieser, zur Belohnung aber müssen Sie mir erlauben, Ihnen morgen meinen Besuch zu machen, und mir Ihre unbekannte brave Familie zeigen. Die Umstehenden lachten, und Ismael erwiderte halb verbindlich halb verdrossen: Singen Sie heute Abend nur gut, und ich erwarte Sie morgen früh; aber kommen Sie allein, ohne die galonnirte Canaille da!

Der chursächsische Leibarzt Giovan Lodovico Bianconi aus Bologna hat uns die Scene aufbehalten, die sich Annibali am folgenden Morgen eröffnete, als er, der erste Fremde, das Mengs'sche Haus betrat. Eine Kinderakademie nennt er es, wo der Vater als Präsident und Frohnvogt mit dem Röthel in der einen Hand, mit der Peitsche in der anderen waltete. Er fand die zwei Mädchen, Therese Concordia und Julie, an einem Tisch, miniirend; den Knaben an einem andern. Keins dieser schweigsamen Akademiker wagte die Augen aufzuschlagen, um zu sehen, wer so ungewöhnlicher Weise in's Zimmer trat, um das ewige Schweigen zu brechen; keins erwiderte den gebotenen Gruß, denn auch dazu gehörte die väterliche Erlaubniß. Der Blick des Besuches fiel auf Pastellbilder an der Wand, darunter zwei Bildnisse, die ein scherzhaftes Gespräch mit dem Knaben veranlaßten und den gern erfüllten Wunsch des Gastes, sogleich aufgenommen zu werden. Nach Verlauf einer Stunde stand eine schöne ähnliche Pastellskizze da. Der Alte, der, während sein Knabe an der Arbeit war, stets verschwand, trat nun ein mit einer Bibel in der Hand (die neben einigen Peitschen, einem Krug Bier, einer Theekanne und einer Pfeife auf dem Tisch im Vorzimmer lag), um den eingedrungenen Orpheus schwören zu lassen, sein Geheimniß heilig zu halten; der glatte Italiener wußte ihm natürlich auszuweichen.

Die Geschichte wurde vielmehr alsbald dem Jesuiten Guerini, dem churfürstlichen Beichtvater, und durch ihn August III. hinterbracht, der, angenehm überrascht durch die Aussicht auf eine Kunstunterhaltung so neuer Art, alsbald seinen Kammerjäger abschickte und das Porträt entführen ließ, wobei es zu einer ebenso lärmenden wie komischen Scene kam. Dann erhielt Annibali eine Ordre des Grafen Brühl, die ganze Familie dem Könige vorzuführen. Bis dahin hatten die Kinder nicht gewußt, in welcher Stadt und unter welchem Fürsten sie lebten; sie hatten keine Kirche je betreten und waren nie bei Tage ausgegangen; sie besaßen nur Hauskleider. Nur Nachts durften sie in den Straßen der Neustadt und an den Ufern der Elbe umherschleichen; eine Mondnacht war für sie ein Carneval. —

Dieses System der Erziehung zu einer schönen Kunst war gewiß neu; auch in den Klöstern mittlerer Zeiten, als man Jahrhunderte lang unwandelbar dieselben sanctionirten Typen wiederholte, ist man nie auf ähnliches verfallen. Schon das Spielzeug der Kinder mußte auf ihre künftige Bestimmung Bezug haben; als sie grade die Reißfeder mit ihren kleinen Fingern halten konnten, begann der Zeichenunterricht. Erholung war ausgeschlossen. Gerade Linien, geometrische Figuren machten den ersten Cursus, von dem nicht eher weitergegangen wurde, als bis die freie Hand die strengste Richtigkeit und Sicherheit erworben hatte. Dann ging man zu den Linien des menschlichen Körpers fort, denen ebenfalls geometrische Formen zu Grunde gelegt wurden, die man durch Ab- und Zuthun der Naturwahrheit annäherte. Als das Talent des Knaben hervortrat, entwarf der Vater einen umfassenden Plan: Anatomie, Perspective, Chemie der Farben, Zeichnen nach Gypsen bei Tag, nach Modellfiguren bei Licht, täglich eine Figur nach Raphael und den Caracci. Die Lebhaftigkeit des Knaben wurde gewaltsam unter die unerbittliche Ordnung gebeugt, unbedingte Genauigkeit und Nettigkeit gefordert; er mußte mit Tusche zeichnen, um Correcturen unmöglich zu machen. Kam der Vater Abends nach Hause und fand das Pensum nicht vollendet, oder war z. B. bei der Copie eines Van Dyk der Pastellstift aus dem Contour gefahren, so erfolgte eine Züchtigung mit der Peitsche auf den bloßen Rücken.

Hört man dies alles, so kommt man auf den Gedanken, daß der väterliche Wütherich seine Kinder blos zu Werkzeugen seiner Gewinnsucht abrichten wollte. Dies war allerdings seine Nebenabsicht, die er später auch zum Schaden der Weiterbildung seines Sohnes verfolgte. Allein das Sonderbare ist, daß ihm doch zugleich die höchsten Ziele vorschwebten, wie er denn einer wahren Schwärmerei für die von ihm vergötterten Kunst-

heroen fähig war. Er hat ihn auf die Namen Raphael und Antonio taufen lassen (1728), wie er sagte aus Verehrung für die Meister von Urbino und Correggio; doch soll er sich schon damals im Stillen vorgenommen haben, daß dieser Knabe einst zeichnen solle wie Raphael und malen wie Allegri. Als ihm Jemand an der Ausführbarkeit Zweifel äußerte, hatte er ausgerufen: Er wird und muß! Der wunderliche Mann scheint wirklich geglaubt zu haben, man könne durch ein richtig erdachtes und consequent aufrechterhaltenes System der Natur solche höchsten Erfolge abtrotzen. Er dachte vor allen seine Kinder von allen störenden Einwirkungen der Außenwelt und von die Kräfte zertheilenden Zerstreuungen hermetisch abzusondern. Da die Schönheit Raphael's doch in räumlich bestimmten Formen, Linien beschlossen war, warum sollte es nicht möglich sein, die Causalität solcher Linien in Gehirn und Finger eines empfänglichen Knaben zu verpflanzen? Wir befinden uns im Jahrhundert pädagogischer Utopien. Hoffte man Gesellschaft, Staat, Sitten von Grund aus neuzubauen, warum nicht auch die Kunst? Was man bei Rousseau's System so schwer fand, einen Erzieher für jedes Kind zu bekommen, der sich ihm ganz opfere, dieses Opfer gedachte Ismael zu bringen. Er sagte, Niemand vermöge bessere Schüler zu bilden als ein fauler Künstler (der er war), weil dieser Zeit habe, seine Zöglinge zu überwachen. Daß die schaffende Kraft, welche jene Werke, die er anbetete, hervorgebracht, außer der fleißigen Uebung und dem Geschmack auch Freiheit und Freude nöthig habe und sonst gelähmt werden müsse, begriff er nicht: er wollte seinen Sohn zum Doppelgänger der beiden anmuthigsten Maler der Welt prügeln. Jene Reise nach Rom sollte nun seine Erziehung bekrönen, „den Begriffen des Sohnes Größe geben," ihm „den Geschmack einflößen, der nur in Italien zu lernen sei." Gewiß ist es ein Beweis, daß Mengs doch nicht ohne allen Beruf zur Kunst war, wenn trotz alledem kein Haß gegen die Muse sich in ihm entwickelte, die ihm als solche Megäre entgegentrat. Ein älterer Bruder, Carl Moriz, konnte es nicht aushalten, entfloh nach Böhmen und kam nie wieder. Ja, er scheint den Widersinn einer solchen Methode auch später nicht eingesehen zu haben. Raphael's Jugend (bemerkt er anspielend auf sich selbst) beweist den Vortheil der Schule eines Vaters, der die Kunst mit mehr Liebe und Sorgsamkeit lehrt als ein Fremder. Noch als Mann und Familienhaupt ertrug er die väterlichen Scheußlichkeiten, weil er ihm seine mühsame Erziehung nie ganz vergelten könne. Vielleicht dankte er es ihm, daß er ihn vor der Ansteckung des verderbten Zeitgeschmacks bewahrt; „der Schüler," lehrte er, „soll mit der reinsten Milch der Kunst genährt werden, nämlich mit den vollendetsten Werken der großen Meister." Die Erziehung hatte

einen so vollständigen Erfolg gehabt, daß ihm nicht einmal mehr die Fähigkeit zu einer nachträglichen Rebellion übrigblieb. Als er ein freier Mann geworden, fuhr er fort, wie er unter Vater Ismaels Ochsenziemer begonnen. Er nahm die Ruthe selbst in die Hand und blieb bis zum Tod sein eigener Frohnvogt.

2.

Also, Ismael mit seinen drei Kindern, die Mädchen zum erstenmale im Leben frisirt und gepudert, erschienen am Hofe: ihr erster Ausgang aus ihrem Gefängniß in die Welt war eine Audienz bei dem reichen und glänzenden Churfürsten von Sachsen, der sie voller Interesse ausfragte und gleich eine Probe sehen wollte. Sie fiel so gut aus, daß Raphael bei der nächsten Audienz mit dem Befehl überrascht wurde, die Majestät selbst aufzunehmen; die Staffelei stand schon da. Er zeigte sich gar nicht blöde und wirthschaftete so munter mit seinen Stiften, daß schon nach zwei Stunden des Churfürsten volles und glückliches Gesicht unverkennbar auf dem blauen Papier hervortrat. Jetzt öffnete sich die Thür und es trat ein eine glänzende Gesellschaft, die häßliche Churfürstin, der lahme Churprinz, der Graf Brühl, der Pater Guerini; im Halbkreis standen sie umher und hatten nichts als Worte des Erstaunens. Auch noch uns scheint es erstaunlich, wie ein achtzehnjähriger Knabe ein solches Bildniß improvisiren konnte. August III. konnte nun an solchen Porträts nicht genug bekommen: er erhielt nach und nach des Malers Familie und seine eigene. Diese Porträts vergegenwärtigen uns die Gesellschaft, in deren Nähe wir uns hier befinden, mit seltener Lebendigkeit. Sie erhielten ihren Platz im Cabinet der Rosalba, einem grünen Saal, dessen breite Wand gegenüber den Fenstern hundert Pastelle dieser berühmten Venezianerin schmückten; an den Seitenwänden sah man Liotard, Latour und Mengs. Jede eigenthümliche Zeit schafft sich selbst, wenn die Umstände es gestatten, ihre Chronisten, Poeten und Porträtisten; die Pastelle des Latour und der Rosalba sind der Spiegel der gepuderten Welt Ludwig XV. und der beiden Auguste. Mengs' Porträts sind Geschichte, die der Rosalba Feenmährchen. „Jene reden, diese lachen," sagt Bianconi; „diese sind Pastell, jene Oel." Die Franzosen erkannten selbst Mengs' Ueberlegenheit an. „Die Kenner," heißt es in der Correspondance de Grimm vom Juni 1756, „bewundern in Mengs' Blättern eine Schönheit des Colorits und eine Kraft der Farbe, die bis jetzt im Pastell unbekannt war. Die Sachen der Rosalba und unserer gerühmtesten Maler bleiben hunderttausend Meilen dahinter zurück."

Am 1. October 1745 wurde Raphael Hofmaler, seit dem 6. April

1746 mit 600 Thalern, die Schwestern jede mit 300 Thalern jährlichem Tractament. Welch ein Triumph für das draconische Erziehungssystem des Alten! Er gedachte nun die Frucht seiner Mühen zu ernten und strich das ganze Geld seiner Kinder als schuldigen Lohn ein. Es gab manche, welche das Pastellbildniß für die Spezialität des jungen Malers erklärten und ihm riethen, ja nicht das sichere Lob durch Trachten nach höheren Dingen auf's Spiel zu setzen. Aber Mengs erkannte in diesen Rathschlägen die Sprache verlarvten Neids; er sah seine Bestimmung bereits mit großer Klarheit: zur Oelmalerei wollte er nun übergehen und unter Roms Vorbildern ein großer Historienmaler werden. Die Wunder der Dresdener Gemäldegallerie öffneten ihm eine neue Welt; und nach der in diesen Dingen nicht seltenen Anziehung der Gegensätze kam es, daß er, der die Kunst nur als harte Regel kennen gelernt hatte, denjenigen zu seinem Liebling erkor, der alle jene malerischen Reize erfunden hat, welche die äußerste Entfernung vom Strengen, Herben, Trocknen bezeichnen, den bis zur Willkür freien Liebling der Grazien. Als er alle gemustert, so erzählte er, habe er zu Correggio hingehen und ihm einen Kuß geben und zuflüstern mögen: Tu solo mi piaci. Nun zog es ihn nach der Heimath dieser in den Norden exilirten Gestalten; die Güte und Einsicht des Monarchen gewährte ihm schon nach einem Jahre einen vierjährigen Urlaub (1746—50), und so ging das ganze Haus zum zweitenmale über die Alpen, über Venedig, Ferrara, Parma, Bologna nach Rom.

Hier eröffnete sich Mengs nun zum erstenmal das Leben des Künstlers. Nach zwei Versuchen in Oel wagte er sich gleich an eine Erfindung höchsten Ranges, eine Madonna im Stil Raphael's. Lange suchte er vergebens nach einem Modell für das Antlitz; da begegnete ihm eines Tags ein wunderschönes armes Mädchen, bei dessen Anblick er zu sich sagt: Ecco la Madonna che tanto cerco. Es war Margarita Guazzi, wie es heißt die Tochter eines Scopatore der sistinischen Capelle. — Zwei Heroen der Malerei waren seine Namenspatrone gewesen, die Kinderstube eine Zeichenschule, der Eintritt in die Säle der Gemälde sein Eintritt in die Welt; Freiheit, Ehre, Theilnahme am Leben hatte er sich ermalt; so war auch das erste Frauenzimmer, das er kennen lernte, ein Modell für sein erstes Historienbild, für eine Madonna, und dies erste Modell ward seine erste und letzte Liebe, seine Frau (1749). Bei der Gelegenheit wurde er auch katholisch, und die Schwestern ihm nach; der Vater ließ ihnen in der Religion freie Hand, der einzige Punkt, in dem er liberal war. Ja er folgte seinen Kindern, weil er keine Schismen in seinem Hause haben wollte. In jenen Tagen wurde im Mengs'schen Hause zum erstenmale offen und herzlich gelacht.

Es gab große Herren, die ihn in Rom zu halten suchten, sie garantirten ihm die nöthige Zahl Aufträge und versprachen ihm, die Erlaubniß seines Fürsten auszuwirken. Aber der Vater wollte davon nichts hören; der Sohn konnte die Gewohnheit des Gehorchens noch nicht ablegen, und man kehrte zurück. Die Madonna fand in Dresden solche Anerkennung, daß Mengs nun schon für den ersten Maler Sachsens, ja Deutschlands galt; der bisherige erste Hofmaler Silvestre fand es passend, nach Paris zurückzukehren, und Mengs erhielt dessen Stelle mit tausend Thalern Gehalt. Jetzt kam es endlich zum Bruch mit dem väterlichen Tyrannen, dessen Sucht Geld zu machen schon in Rom seine Studien gehemmt hatte; die Geschwister erkauften ihre Freiheit mit dem Opfer aller ihrer Habe. Die Vorwürfe, die sich der scrupulöse Sohn dennoch hierüber machte, die Erinnerung an Roms sympathische Umgebung, das nordische Klima, versenkten ihn in eine Melancholie, aus der ihn eine günstige Gelegenheit rettete. Die neue katholische Kirche war 1751 eingeweiht worden. Silvestre und Hutin, der Schlesier Palco und der Bolognese Torelli hatten die Gemälde der Seitencapellen geliefert; der Ehrenplatz über dem Hochaltar und zwei Nebenaltäre wurden Mengs bestimmt. Unter den von ihm vorgelegten Skizzen erhielt die Himmelfahrt den Beifall des Churfürsten. Jeder der eine Ahnung hat von den Bedingungen eines Kirchenbildes dieser Ordnung, wird Mengs Recht geben, daß es nur in Rom gemalt werden könne. Wo sollte dem Maler des achtzehnten Jahrhunderts der Stil einer Himmelfahrt aufgehen, als im Vatican? Der König vermochte dies einzusehen, er erlaubte ihm, sein eigenes und der Churfürstin Bildniß, bis auf die Köpfe erst skizzirt, aufgerollt miteinzupacken; und im September 1752 zogen die Geschwister Mengs zum Jammer der jungen Ehepaare, deren angefangene Bildnisse mitaufgeladen wurden, nach Italien ab. Sie sollten Dresden und Deutschland nie wiedersehen.

3.

Die nächsten Jahre in Rom waren die reichsten und glücklichsten in Mengs' Leben. Es ist wohl kein Beispiel vorhanden in dem „Leben der Maler" von einem, der so jung, sogleich nach den ersten Versuchen, solche allgemeine höchste Anerkennung ohne Einschränkung gefunden, und nicht blos da, wo er geworden und gewachsen war und man für ihn als den „Unsrigen" fühlte, sondern von allen Punkten der Peripherie des Auslands her. Im 24. Jahr wurde er Mitglied der Akademie von S. Luca in Rom. Die Stellung der Stadt Rom als allwinterlicher Versammlungsplatz der Fremden aus aller Welt gehört allerdings zu den Bedingungen dieses Erfolgs. In ganz Europa war man bald einverstanden, daß, wer

etwas vom Rang Nr. Eins haben wolle, sich an Niemand anders als an Monsieur Meins, sächsischen Hofmaler in Rom, zu wenden habe. Er schien allem, dem kleinsten wie dem größten, gewachsen, in allem überraschend: während Altarbilder geschaffen wurden, die längstverklungene Erinnerungen an Raphael's Formen und an norditalienischen Farbenzauber wiedererweckten, erstand unter seiner Hand die fast verlorene Kunst des großen Fresco, und dabei fand er noch Zeit, den delicaten Geschmack der Liebhaber durch artige Pastelle zu entzücken. Ein solches Pastell, „Vergnügen und Unschuld" genannt, im Holbach'schen Hause zu Paris, veranlaßte den Marquis von Croixmare, Mengs brieflich ein Sujet zu zwei analogen Pendants vorzuschlagen. Ein Philosoph, noch jugendlich, auf eine Himmelskugel gestützt und von seinem Epiktet aufsehend, erblickt eine verführerische Griechin, noblement coquette, die ihm scherzend in einer Seifenblase den Gehalt seiner Meditationen, wie es scheint, nicht ohne Erfolg zeigt. Als die beiden Stücke im Frühjahr 1756 in Paris ankamen, fanden die Liebhaber „schwer, die ihnen gebührende Art der Bewunderung auszudrücken," in solchem Grad übertrafen sie alle Erwartung. „Das Genie des Malers, die Schönheit und unschätzbare Grazie seiner Zeichnung und Farbe, die Finesse seiner Ideen, der große Geschmack bis in's geringste Detail herab, dies alles macht sie zu Meisterstücken. Besonders die Noblesse, welche er mit der Coquetterie der Courtisane zu verschmelzen wußte, ist etwas ganz unfaßbares.... Kurz, diese Gemälde können allem, was uns Italien schönes und bewundernswürdiges in dieser Art hinterlassen hat, an die Seite gestellt werden. Und doch arbeitet Mengs im Pastell nur aus Gefälligkeit."

Wenn von Paris aus in solchen Ausdrücken an die nordischen Höfe geschrieben wurde, so war es kein Wunder, daß Mengs bald mehr Aufträge erhielt, als er abthun konnte; einmal hatte er 26 von Fürsten zu gleicher Zeit. Allein schon die Engländer hätten ihn hinreichend beschäftigen können; sie zahlten ihm für jede lebensgroße Figur in einem Gemälde hundert Zechinen. So viel brauchte er freilich monatlich zum Leben. Schon im Anfang 1756 hatte Friedrich II. zwei Tafeln bestellt, den Kampf der Lapithen und Centauren und das Urtheil des Paris. Lord Percy hatte den Plan gehabt, die vier größten Frescocompositionen römischer Paläste in der großen Halle von Northumberland House vereinigt zu sehen. Es waren das Gastmahl der Götter in der Farnesina, der Triumph des Bacchus und der Ariadne von Annibal Caracci im Palast Farnese, die Aurora des Guido; aber das höchste, was die Kunst in der Composition offenbart hat, die Schule von Athen, war für Mengs bestimmt. Dieser wurde mit Lust zum Copisten, wenn er wieder in das Schönheits-

meer Raphael's eintauchen konnte. Seit jenen Jahren, wo er auf des Vaters Befehl lange Tage mit Raphael allein in jenen Zimmern zubringen mußte, hatte er sich so in die Bilderschrift dieser Wände vertieft, daß er die Geschichte aller Gedanken (wie er meinte) erzählen konnte, die dem Meister bei der Ausführung durch den Kopf gegangen waren.

Nur der Dresdener Hof war nicht sehr zufrieden mit ihm. Brühl hielt ihm vor, der Churfürst habe seit vier Jahren von ihm und seiner Familie, die er theuer besolde, nicht mehr als ein Bild, die Magdalene, zu sehen bekommen. Er befahl ihm nach Neapel zu gehen, um des Churfürsten Schwiegersohn, den König Carl, zu malen. Während über Honorar, Vorschuß &c. hin und hergeschrieben wurde, kam Ende September wie ein Donnerschlag die Nachricht vom Einrücken der preußischen Armee unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig in Leipzig. Mitte October erfuhr man die Eroberung Dresdens und die Verabschiedung der Minister, Mitte November die Gefangennahme der sächsischen Armee und die Uebersiedelung des Hofes nach Warschau. Mengs, der die Verbindung mit der Heimath aufgehoben sah und vielleicht die deutschen Bande am liebsten ganz gelöst hätte, stellte sich nun dem König beider Sicilien ganz zur Verfügung. Er glaubte es seiner Stellung zu Sachsen schuldig zu sein, die Gemälde für Friedrich II. aufzugeben. Da der Hof auf den Herbstjagden war, so konnte er erst im Frühjahr 1757 kommen; vor der Hand erhielt er auf seinen Wunsch ein Altarbild für die Schloßcapelle zu Caserta, eine Darstellung im Tempel.

Um diese Zeit wurde Mengs in eine ihm ganz neue Manier geworfen, und auch hier war sein erster Versuch ein Triumph.

Wenn man von dem malerisch wirkungsvollen Werke Fuga's, dem Porticus von S. Maria Maggiore nach der Campagna zu wandert, an S. Antonio Abate vorbei, so trifft man auf das Castell der Julischen Wasserleitung, deren Bogen einst die „Trophäen des Marius" umrahmte. Hier, wo der Weg sich in drei Strahlen zerlegt, nach S. Bibiena, nach Porta Maggiore und nach Santa Croce zu, öffnet sich links ein tiefer Vorhof, den eine Barockfaçade abschließt. Es ist die alte Basilica des römischen Presbyters Eusebius, Confessors unter Constantius. Sie war kurz vorher von ihrem Titularcardinal Enriquez von Grund auf erneut worden, ohne daß er die Vollendung erlebte. Die Mönche mußten noch eine Glorie haben für die Decke; da sie aber nur wenig geben konnten oder wollten, so richtete sich der gelehrte Abt del Giudice — um einen billigen römischen Dutzendmaler abzuwenden — an Mengs, der sich mit der Ehre und der Gelegenheit, sich in einem so stattlichen Raum in Fresco zu zeigen, fast schon bezahlt hielt. „Er müsse sich bequemen, für ein Al-

mosen zu arbeiten, 200 Scudi außer den Kosten für Gerüst, Maurerarbeit; Wohnung, Tisch im Kloster und ein Geschenk."

Das Fresco von S. Eusebio, ausgeführt mit Hülfe seines Schwagers, des Gatten seiner Schwester Therese, des Wiener Malers Maron, war das erste Denkmal neuerer deutscher Kunst in Rom. Ein flüchtiger Blick würde hier nicht mehr sehen, als einen der nie gezählten, und zwar der matteren Reflexe der Glorien, mit denen vor zweihundert Jahren Correggio die ganze Welt verführt hatte. Es ist noch einmal, zum hundertsten und tausendsten Mal ein Heiliger, der in der Luft hängt, und uns vornehmlich Kinn, Nasenspitze, Augenkasten und Backen zu sehen giebt, und dessen Bestreben, Entzücken zu zeigen, aufrichtige Theilnahme erweckt. Aber so lautete freilich der Auftrag. Der Reformator, der zum Geschmack Raphael's zurückrief, sollte in den hyperbolischen Redefiguren sprechen, die so verbraucht waren, wie der Marinismus in der Dichtung. Allein da man damals von nichts anderem wußte, so sah man nur das Neue, — das kräftige, in Fresco unerhörte Colorit, die Mäßigung in den Verkürzungen, die Beruhigung des himmlischen Tumults, die schönen jugendfrischen Engelsköpfe, die einmal von der Schminke und den Grimassen des Ballets noch unverdorben waren, überhaupt die gehaltvoll solide Behandlung, nachdem der Manierismus zuletzt zu einer ganz gespenstischen Unwirklichkeit ausgehöhlt war. Man sieht die Scene nicht lothrecht aus der Brunnenperspective wie sonst, sondern in einer Diagonale, von dem Eingang aus. Es ist ein einfacher Rahmen von Engelsköpfen, in dem der Selige schwebt, kein aufgeregtes Gewühl; nur hinten sieht man in die lichte Schale des offenen Himmels, ausgeschlagen mit Jubelchören. — Aber soll man den damaligen Italienern Unrecht geben, die für solche Scenen den brio eines P. Pozzi oder Tiepolo passender hielten? Doch zu unserm Glück haben sich seitdem diese Himmel für immer geschlossen; sie öffnen sich nur noch in der Oper. Mengs Freunde hielten sich an die herrliche Farbe und an die lieben Engelsgesichter. „Der Plafond des Herrn Mengs," heißt es in einem Briefe vom 14. Juni 1760, „setzt alle die ihn sehen in Erstaunen: man hält es für Schöpfung der Zauberkunst."

Im Frühling 1759 ging Mengs nach Neapel. Es war das Jahr, wo Carl III. die Krone beider Sicilien seinem Sohne Ferdinand unter einer Regentschaft übertrug und nach Spanien abging, um dessen ererbten Thron zu besteigen. Mengs nahm sich so die Zeit, daß er dem König sein Bild erst bringen konnte, als dieser im Begriff stand, sich einzuschiffen. Als die Königin ihm seine Langsamkeit vorwarf, da auch sie ihr Porträt gewollt habe, rief der König: „Sie können es in Madrid machen lassen, denn Mengs wird nicht säumen, uns dahin zu folgen."

Mengs hatte die Neapeler Reise dazu benutzt, die seit zwanzig Jahren zum Vorschein gekommenen antiken Gemälde sich anzusehen: wie gründlich er dabei zu Werke gegangen war, beweist folgende Geschichte. Kurz nach seiner Rückkehr tauchte in Rom ein Gemälde auf, das nur äußerst wenige unter dem Siegel des Geheimnisses zu sehen bekamen. Wo es gefunden worden, war nicht zu erfahren. Aber selbst Winckelmann, der eben auch in Portici gewesen war, erkannte darin das schönste Gemälde, das je aus dem Alterthum das Licht unserer Zeiten erblickt habe; es übertreffe alles, was zu Portici sei. Er möchte es Friedrich II. zum Ankauf vorschlagen; 2000 Zechinen werde es kosten. Der Gegenstand war bisher auf alten Werken noch nicht vorgekommen; es ist Ganymed, den Jupiter küßt. — Wie sich nach Jahren herausstellte, zu spät um Winckelmann's Beschreibung in der Kunstgeschichte zu beseitigen, war es eine Mystification unseres Malers, die ihm sein Freund sehr übel nahm; ein Spiel seines gewandten Pinsels, vielleicht gereizt durch ungeschicktere Nachahmungen Casanova's u. A.; eine Frucht seiner Vertiefung in Stil, Geschmack und Technik der herkulaneischen Frescobilder. Auf den Gegenstand war er wahrscheinlich gekommen durch die zwei Pendants aus der Basilica von Herculaneum, Achill und Chiron, Pan und Olympos, in Verbindung mit einer Notiz in Marcello Venuti's Beschreibung (1749) von einem Bilde Jupiter mit Ganymed, nach dem er sich vielleicht in Portici vergebens umgesehen hatte, und das eben nichts anderes als jener Olympos war.

Nun hatte zu jener Zeit der Cardinal Alexander Albani das Casino seiner Villa und dessen Galleria nobile vollendet. In diesem Prachtsaal erhielten die beiden kostbarsten Statuen griechischer Abkunft, die der Cardinal besaß, ihren Platz; die Wände glänzten von den edelsten Marmorn, die zum Theil nur in wenigen Exemplaren übrig waren; nun sollte für den Plafond womöglich ein Gemälde geschaffen werden, jener alten Werke nicht unwürdig. Das Haus Albani wollte ein Casino haben wie die Rospigliosi mit ihrer Aurora, die Boncompagni mit ihrem Guercino; einen Plafond mit dem Parnaß, Apollo und die Musen.

Für Mengs konnte es keinen Auftrag geben, der so zu seinen Wünschen, Studien, Begriffen vom Schönen gestimmt hätte. Wohl mochte ihm das Herz schlagen, als er vernahm, daß er in der Gallerie, wo der gebildetste Geschmack des neuen Rom aus Juwelen alter Kunstreste ein wundervolles Ganze zusammengefügt, im Heiligthum der geharnischten Göttin Athens, der Weisheit und der Kunst, sein Werk hinsetzen solle, ersetzen was dem Cardinal kein Scavo liefern konnte; wie wenn Jemand zu einem griechischen Trauerspiel einen verlorenen Chorgesang hätte suppliren sollen. Aber dieses Herzklopfen war für ihn ein Antrieb, seinem Genius das

höchste abzuringen, was Geschmack, Studium und Begeisterung gewähren konnten.

Im Sommer 1760 zog Mengs mit seiner ganzen Familie in die Villa vor Porta Salara ein. „Ich wünschte," schreibt Winckelmann am 14. Juni, „Sie wären hier, um diesen Künstler an seinem großen Carton arbeiten zu sehen. Raphael hat nichts hervorgebracht, was dem könnte verglichen werden; man kann sagen, daß jener Künstler seinen Werken nicht diese hohe Vollendung gab." Im Juli stand er bereits auf dem Gerüst; am 27. März 1761 war der Parnaß vollendet.

Höher ist Mengs nicht gestiegen; der Parnaß bezeichnet wohl die Grenze, die er mit der Gunst aller äußeren und inneren Umstände erreichen konnte. Damals übertraf er weit alles Erwarten und Ahnen. „Ihr Parnaß," schreibt ihm sein Freund, „fängt an, die ganze Anlage und alles hier aufgeklebte Gold zu verdunkeln; der maßlos gespendete Beifall wird den Herrn noch eifersüchtig machen. Noi non siamo venuti che per vedere il parnasso di Mengs, habe ich ihn mehrmals sagen hören.... Ein schöneres Werk ist in allen neuen Zeiten nicht in der Malerei erschienen; selbst Raphael würde den Kopf neigen."

Wenn wir jetzt etwas anders empfinden, so sollten wir nicht vergessen, daß der Parnaß im Jahre 1761 erschien. Die Augen waren müde der Larven des Manierismus, seines falschen Lebens, seines leeren Lärms, seiner gemachten Lichter und Farben, Niemand mochte diese geschminkte, grinsende, verlebte Buhlerin mehr sehen. Wie wohl that nun das lange verlorene echte Gold wahrer Formenschönheit, stilvoller Würde, gediegener Farbe.

Dem Muthigen gehört die Welt; und Mengs hatte den Muth gehabt, dem seit zwei Jahrhunderten Kirchen und Säle erfüllenden Decken- und Kuppelstil abzusagen. Er hatte gewagt, zu dem lange für trocken und frostig geltenden Verfahren zurückzukehren, welches Malereien auf waagerechten Flächen ganz wie die auf lothrechten behandelte; ohne Streben nach dem perspectivischen Schein einer Untenansicht. Man hatte die unerhörte Erscheinung eines Malers, der ganz unbetretene Pfade gegangen war, eine neue Sprache redete; aber diese Sprache war, man mußte es widerstrebend gestehen, verständlicher, sympathischer, als das allein gelten gelassene Rothwälsch. Woher war er gekommen? Die Freunde antworteten: Aus den Zimmern Raphael's. Ein Maler hatte es gewagt, mit der Ueberlieferung oder Routine ganz zu brechen und an einen Punkt der Vorzeit anzuknüpfen, mit dem die Zeit jede Fühlung verloren hatte.

Aber wie in der damaligen Oper wälsche Ohren nur noch durch Verzierungen und Schnörkel und durch die starken angehaltenen Castraten-

töne gereizt wurden, so war in der Malerei die Verehrung der bravura und ihrer schwierigen Künste so eingewurzelt, daß Mengs in zwei Ovalstücken zur Seite des Hauptbildes diesem Aberglauben ein Opfer bringen mußte. Das Schwierige war der Maßstab des Verdiensts. „Er wollte," sagt sein Freund, „auch in Verkürzungen und im Wurfe der Gewänder nach Art des neuen und des Kirchenstils dem gröberen Sinn Nahrung und Winke geben." —

Es schien, als ob die Sprache, welche in den Sälen des Capitols und des Vatican den verbildeten Ohren etwas wie Latein zu klingen angefangen hatte, im Munde eines Zeitgenossen lebendig werde. Erinnerungen der größten Namen grüßten den Beschauer aus dem reichen Bilde. Hier sah ein lächelndes correggeskes Gesicht hervor; dort schwebte ein Paar von Tänzerinnen im Reigen, die ihre Verwandtschaft mit den beiden Pompejanerinnen verriethen, die vor zwölf Jahren in der „Villa des Cicero" an's Licht gekommen waren.

Und in diesen Kranz unverwelklicher Blüten vergangener Zeiten schlangen sich einige duftige lebensfrische von den Ufern des Tiber. Zur Linken des Gottes steht die schöne Margarita, eine majestätische, reiche Römerin, welche die Grenzlinie des Schönheitsalters noch nicht überschritten hat. Sie hält einen Zettel mit des Meisters Namen; denn er will ihr seinen Namen verdanken; ihre Schönheit war für ihn Inspiration wie Modell. Jünger, zierlicher, reizender ist die auf der anderen Seite, auf dem Thron mit dem figurirten Fußschemel. Legt sie einen Ohrring an? rüstet sie sich zu einem Parisurtheil? Nein, sie berührt nur das Ohr, als Zeichen der Erinnerung; denn es ist Mnemosyne, oder vielmehr Vittoria, die gefeierte Schönheit, Tochter der Gräfin Cheroffini, der Freundin des Cardinals. Es sind auch gleichgültigere Figuren darin, ein blondes Dämchen, das in Astronomie dilettirt; eine Primadonna, die eine tragische Rolle einübt; ein schüchternes Kind, das die Flöte lernen soll. Aber alle sind tadellos in den Verhältnissen, schön in den Formen, wundervoll und nie wieder erreicht im Frescocolorit. Was sind in letzterer Beziehung die bald nachher erstehenden gräcisirenden, raphaelitischen und präraphaelitischen Maler gegen Mengs! Welcher Schmelz in der Carnation, welche Morbidezza, welches Helldunkel, welches Relief! Welche Arme; und wie kommen sie aus dem Bilde hervor!

Solche Figuren, solche correcte, aus der Antike und Raphael herausstudirte Formen, vorgetragen mit etwas venezianischem Farbenreiz, waren den damaligen Kennern das höchste, was sich die Kunst vorsetzen konnte. „Der Inbegriff aller beschriebenen Schönheit in den Figuren der Alten," so schloß Winckelmann das Buch von der Schönheit in seiner

Kunstgeschichte (1764) „findet sich in den unsterblichen Werken Herrn Anton Raphael Mengs, des größten Künstlers seiner und vielleicht auch der folgenden Zeit. Er ist als ein Phönix gleichsam aus der Asche des ersten Raphael erweckt worden, um der Welt in der Kunst die Schönheit zu lehren und den höchsten Flug menschlicher Kräfte in derselben zu erreichen. Nachdem die deutsche Nation stolz sein konnte über einen Mann, der zu unserer Väter Zeiten die Weisen erleuchtet und Samen von allgemeiner Wissenschaft unter allen Völkern ausgestreut, so fehlte noch an dem Ruhm der Deutschen, einen Wiederhersteller der Kunst aus ihrem Mittel aufzuzeigen, und den deutschen Raphael in Rom selbst, dem Sitz der Künste, dafür erkannt und bewundert zu sehen."

Mengs stand damals im Zenith seines Ruhms. Sein Haus war ein Sammelplatz der ultramontanen Jugend, die seine Rathschläge verlangte. Er verweigerte sie nie, denn er war nicht eifersüchtig auf sein Eigenthum. Viel ältere sah man an seinem Munde hängen und sein Gefolge vermehren, wenn er zum Capitol hinaufzog, wo damals auch die Accademia del nudo war. Alle Fürsten Europas bewarben sich um Gemälde seiner Hand; die Gewährung war eine Gunst. Der König von Spanien aber wollte ihn ganz für sich haben. Kaum war der Parnaß fertig, so wurde mit dem spanischen Geschäftsträger ein Vertrag abgeschlossen, wonach Mengs mit 2000 Dublonen Gehalt und 3000 Reisegeld als erster Hofmaler nach Madrid ging.

4.

Von einem solchen Erfolg mit dreißig Jahren hat die Geschichte der Künste wenig Beispiele. Dieser Erfolg war errungen unter den erschwerendsten Umständen. Denken wir an die großen Meister früherer Zeit: sie konnten sich vom Strom forttragen lassen, sie pflückten die mählig gereifte Frucht der Zeiten. Mengs kam in eine Zeit, wo es mit der Malerei so schlimm bestellt war wie noch nie; seine Lehrmeister mußte er bei den Todten suchen; dabei entstanden seine Werke an einem Ort, wo sie neben dem höchsten gesehen, mit dem unerreichbaren verglichen wurden.

Wie hatte er das erreicht? War es Genie? War es Geschmack? War es wirklich die Frucht jener seltsamen Erziehung, deren Disciplin allerdings von der Routine italienischer Ateliers sehr verschieden war? Aber während seine Zeitgenossen danach forschten, wie Mengs ein so großer Maler geworden war, stellte die nächste Generation die Frage so: wie man ihn dafür halten konnte? Sie wollte seinen ganzen Ruhm auf die Rechnung seines Jahrhunderts setzen, des siècle de la sécheresse, wie es Voltaire selbst nannte; wo man in der Kunst eben keinen anderen

Maßstab kannte, als die überwundene Schwierigkeit, die Eleganz der Form, das kleine Feuerwerk des esprit, und vom „Geschmack" Heil erwartete, der doch nicht erfinden kann, der der Phantasie ihre Freiheiten nicht nachsehen will und dafür die Leere der Correctheit nicht bemerkt. Jemand hatte gesagt, die Religion sei jetzt nur noch Kirchenparade; und für diese seien Mengs'sche Altarstücke freilich noch gut genug. Wahr ist, Mengs kam es zu statten, daß er alles das im höchsten Maße sich erworben, was die letzte Zeit verschleudert hatte, Kenntniß, Ernst, Gründlichkeit, gebildeten Formensinn, und daß das, was ihm gänzlich abging, nämlich Leben, Phantasie, Feuer und Geist, in den letzten Zeiten nur noch in Zerrbildern übrig gewesen war.

Den Schlüssel des Geheimnisses schien der Meister selbst geben zu wollen. Als er schon in Madrid war, erschien in Zürich ein Büchlein aus seiner Feder, „Gedanken über das Schöne und den Geschmack in der Malerei." Er kündigte darin ausdrücklich an, daß er hier die Denkart, den Weg mittheilen wolle, „auf dem er die Malerei höher gebracht als viele andere seiner Zeit." Diese Schrift war veranlaßt durch die Unterhaltungen über Kunst, welche er mit dem seit dem Jahre 1755 in Rom anwesenden und bald ihm eng befreundeten Winckelmann gepflogen. Beide hatten eine gemeinschaftliche Schrift „vom Geschmack der griechischen Künstler" ausgedacht, in welcher der Keim von Winckelmann's Kunstgeschichte zu suchen ist. Mengs war sehr mittheilsam; er dictirte zuweilen Gedanken während er vor der Staffelei saß, „mit göttlichem Enthusiasmus;" und ebenso ergoß sich anhaltend vor Antiken (wie dem Laokoon) der Strom seiner Betrachtungen. Der Zug nach Erweiterung ihres Gesichtskreises führte beide Männer aus ihrer Sphäre heraus; der Alterthumskundige, der Platoniker, der Künstler und der Kenner trafen nun von entfernten Punkten der Peripherie, von der Malerei und von der Literatur aus, an einem Centralpunkt zusammen: der griechischen Plastik. Ein merkwürdiger Gedankenaustausch fand zwischen beiden statt, also daß es schwer, doch nicht unmöglich ist anzugeben, was der eine vom anderen entnommen hat. Der Maler fing an ex cathedra zu dociren und in metaphysischen Deductionen seinen anschaulichen Gegenstand aus dem Gesicht zu verlieren; der Gelehrte reinigte sich vom Schulstaub, strebte sich von der Kunst die Worte inspiriren zu lassen, und seine Theorien kamen dem Künstler „etwas visionär" vor.

Nicht alle seine Verehrer waren von Mengs' Schrift erbaut; wirklich war ihre Form in hohem Grade abstoßend. Seine Sätze folgen sich in ununterbrochener eintöniger logischer Verkettung; seine Ausdrücke und Bemerkungen schweben in nebliger Höhe über Anschauung und Beispiel,

er spricht in Räthseln, und das nennt er „schreiben wie ein Meister mit seinen Schülern redet;" für die „welche nachdenken wollen, nicht für Nachlässige." Er zergliedert die Methode der Muster mit einer Gründlichkeit, als habe er ihre innerste Geisteswerkstatt belauscht, Raphael und Tizian begründen uns ihre Verfahrungsweise, wie Ingenieure eine neue Maschine vor einer Commission erklären würden. Dabei schreibt er deutsch wie ein Fremder, der die Worte im Wörterbuch aufsuchen muß. Keine von den Sprachen, die er redete, stand ihm correct und fließend zu Gebote.

Aus dieser Schrift ergab sich nun, daß Mengs auf demselben Wege groß geworden war, auf dem vor fast zweihundert Jahren die Caracci in Bologna der in Manier verfallenen Malerei einen neuen Impuls gegeben hatten. Die Nachahmung der Natur sei zwar das erste, das Nothwendige, aber noch lange nicht das Schöne. Sie ist der Leib, nicht die Seele. Schönheit hielt Mengs mit Winckelmann und Lessing für die höchste Aufgabe der Malerei. An der Spitze seiner Lehren stand eine Metaphysik des Schönen. Er hatte sich mancherlei in Italien stets im Cours gebliebene neuplatonische Gedanken angeeignet. „Die Vollkommenheit zwar könne mit der Menschheit nicht bestehen und sei allein bei Gott; aber einen sichtlichen Begriff der Vollkommenheit habe der Allmächtige den Menschen eingeprägt, eine Vollkommenheit nach unseren Begriffen. Das ist die Schönheit. Sie ist in jedem erschaffenen Ding, wenn es seinen (Gattungs-) Begriff ausdrückt. Die Schönheit ist die Seele der Materie und jeder Gestalt; was keine Schönheit hat, ist todt für uns. Sie ist das Licht der Materie und das Gleichniß der Gottheit selbst. Könnte nun die Seele des Menschen in seiner Gestaltung frei wirken, so würde er vollkommen schön sein. Aber die Natur ist vielen Zufällen unterworfen in ihren Hervorbringungen; und da kann ihr denn die Kunst vorankommen, die freier wirkt, weil sie widerstandslosere Werkzeuge gebraucht und aus dem ganzen Schauplatz der Natur die Theile auswählt, welche die schönsten sind. Dies ist das Idealische, die „Ursache," die Seele der Kunst. Wahl ist also die Ursache des Kunstschönen. Nun giebt es zwei Wege zum guten Geschmack. Der schwerere ist aus der Natur selbst zu wählen, auf ihm haben die Alten Vollkommenheit gefunden. Der leichtere ist aus Werken, wo die Wahl schon geschehen ist, zu lernen. Denn wir begreifen die Werke der Menschen leichter als die Werke der Natur."

Gar mancher hatte seit Augustin Caracci die Palme gehofft auf dem Wege, den Zeuxis gezeigt haben sollte, als er seine Helena aus sechs schönen Crotoniatinnen zusammensetzte. Jedesmal wenn dieser Recurs auf die Texte der Kunstoffenbarung des Cinquecento dem Manierismus entgegen-

trat, schien die alte Herrlichkeit wiederaufzuleuchten, aber immer bleicher war der Wiederschein, immer welker die Nachblüte: die Kunst ging langsam aber unaufhaltsam abwärts. Carlo Maratta nannte man den letzten römischen Maler, er war der letzte dieser Eklektiker gewesen und dürfte Mengs am geistesverwandtesten sein, doch ist die Tradition der großen Jahrhunderte in ihm noch nicht ganz verklungen.

Mengs hatte von der Malerei eine mechanische Vorstellung; er betrachtet sie als zusammengesetzt aus mancherlei Bestandtheilen, Zeichnung, Colorit, Composition, Ausdruck, Beleuchtung, also daß man die Muster für diese Bestandtheile auch in einem und demselben Gemälde bei ganz verschiedenen Meistern finden kann. Der in dem einen groß, ideal, mustergültig ist, bleibt gewöhnlich, naturalistisch in dem anderen, mangelhaft freilich nur am Maßstab der eigenen Größe. In allen den genannten Stücken nämlich soll man nicht blos die Natur nachahmen sondern wählen, und wählen heißt eben idealistisch malen. Das Ideal ist ein vollkommenes, welches nicht wahrgenommen, nicht durch die Sinne uns zugekommen ist; Formen, Farbenzusammenstellungen, Gruppen, zu denen es keine Originale giebt, wenngleich ihre Elementarbestandtheile sämmtlich von der Natur geliefert werden müssen.

Mengs' System war einfacher als das des Maratta und des Agostino Caracci. Er beschränkte die mustergültigen Meister auf drei, Raphael, Correggio, Tizian. In diesem Senat fand Michelangelo keinen Platz. Er habe zwar, gesteht Mengs, wie eine starke Arznei, den Raphael von seiner anfänglichen meschinen Manier befreit; aber er warnt vor seinem „schrecklichen" Stil, mit den gewaltsamen, ungewöhnlichen Stellungen, den äußersten Enden im Ausdruck, der Abwesenheit der Ruhe in seiner stets gespannten Muskelaction.

Die genannte Reihe bezeichnet zugleich eine Stufenfolge der Dignität, nach Maßgabe der Theile, in welchen das Verdienst eines jeden liegt. Raphael ist der erste unter den Koryphäen, weil er die edelsten Theile der Kunst vollständig besaß, die Erfindung, die Composition, den Ausdruck, als in welchen sich die Kraft des Geistes, der Adel, die Poesie der Malerei offenbart; in der Seelensprache war er größer als selbst die Alten. Correggio war der Maler der zärtlichen, süßen Empfindung; der Meister des Sinnenberückenden. Seine Mittel waren die Beleuchtung und ihre Harmonie, d. h. das Mittlere zwischen zwei Gegensätzen; die Grazie, welche entsteht durch die Verbannung der graden Linien und Winkel und durch ein Gleichgewicht concaver und convexer Contouren; und die Luftperspective, welche die hinschwindenden Umrisse hervorbringt. Endlich Tizian und Giorgione, die Schöpfer der Farbenharmonie.

In dieser Gruppe fehlt noch Eines, das Muster für die schöne Form, für das Ideal der Gestalt. Manche werden meinen, daß wir mit der Schönheit, die uns Raphael darbietet, zufrieden sein könnten. Weit gefehlt! Raphael ist das Idealschöne unbekannt geblieben. Er würde unendlich göttlichere Madonnen gemalt haben, wenn er statt römischer Landmädchen Gestalten wie die Niobe durch die Magie seines Pinsels belebt hätte. Er ging nur mit Großmuth auf dem Erdboden, aber er hat die Menschlichkeit nicht gar verlassen können; dagegen der Geist der Griechen gleichsam als „in der Hälfte schwebte zwischen der Welt und dem Himmel.“ Die Griechen allein sind den Weg der Vollkommenheit gegangen; nie haben sie nach einzelnen Vorzügen getrachtet, einen Theil, er heiße die Grazie oder das Gewaltige oder die Farbe, auf Kosten des Ganzen erstrebt, sondern die mannichfaltigen Absichten behielten sie im Auge, welche die Natur hat.

Deshalb vertiefte sich Mengs immer mehr in das Studium der Antike. Alles was uns von seinen Ideen, seinen fast nur posthumen Aeußerungen hierüber erhalten ist, beweist, daß er wirklich eine Einsicht in das Künstlerische der antiken Werke erlangt hat, wie sie in der neueren Zeit wohl Niemand vor ihm und kaum Einer nach ihm besessen hat. Er wollte über das Sehen der Antiken schreiben. Er hatte die bestimmte, damals für eine Grille geltende Ueberzeugung gewonnen, daß die sämmtlichen gelobten Meisterstücke wie die Niobe nicht Originale der berühmten griechischen Bildhauer sein könnten. Er erkannte den Werth der sogenannten hetrurischen Vasen als der einzigen Denkmäler echtgriechischer Zeichnung und erwarb in Neapel jene Sammlung, die jetzt einen Theil der vaticanischen bildet. In solchen Dingen scheute er keine Kosten; er kaufte ein Camee, Perseus und Andromeda, für tausend Zecchinen (was dem König von Spanien zu stark gewesen war) und schenkte sie seiner Frau in ein Armband gefaßt. Seine Zeitbestimmungen plastischer Stücke wurden zuweilen nachträglich durch Inschriften bestätigt. Auch die Gypssammlung des Dresdener Museums rührt ihrem Kern nach von Mengs her. Aus den herculanensischen Gemälden glaubte er schließen zu können, daß die Malerei der Alten nicht nur unsere Malerei, sondern selbst ihre eigene Plastik übertroffen habe.

Mengs hat die Wissenschaft der Kunst allerdings einen großen Schritt weiter gebracht. Jene wundersamen Wirkungen, die man seit Jahrhunderten empfunden und deren Ursachen allen außer den Schöpfern ein Geheimniß geblieben waren, Mengs hat die Möglichkeit gezeigt, ihre Mechanik aufzudecken. Die, welche seine Zergliederungen trocken finden, und lieber von Ideen und Eindrücken unterhalten sein wollen, können das letztere Vergnügen behalten, sollen aber wissen, daß sich das Genie ebenso wie die

Natur mechanischer Mittel bedient, um das zu schaffen, was sie dann unseren Sinnen, dem Gefühle und der mit Ideen getränkten Phantasie übergiebt, und daß diese analytische Erklärung nicht anders sein kann als das was sie trocken nennen.

Mengs' Kenntniß war ohne Zweifel eine außerordentliche. Wie dürftig ist alles dagegen, was die Rüstkammer bisheriger Kunstkritik aufweist! Aber der Kenner ist nicht immer dem Künstler förderlich gewesen, zumal in derselben Person. Zwar kann man nicht sagen, daß die höchste Entwickelung der Erkenntniß der Thatkraft schade, aber der Wille muß das gehörige Verhältniß zur Erkenntniß haben. Dies normale Verhältniß war bei Mengs nicht vorhanden. In so hohem Grade er die analytische Fähigkeit besaß, ein Phänomen in seine Elemente zu zerlegen, so schwach war bei ihm die synthetische Kraft, welche das Viele zu einem Ganzen vereinigt, das fortan seinen Platz erhält in dem Reiche der Lebendigen. Ihm fehlte dieser Prometheusfunke, den alles was Geschmack, Wahl, Wissenschaft heißt, ganz ungeschickt ist zu ersetzen. Er wußte weder Figuren zu einer Gruppe, noch Glieder zu einer handelnden Gestalt, noch die Züge zum beseelten Blick, noch die Muskeln zu einem Körper zusammenzubringen.

„Eklekticismus“ ist ein Behälter, in den man verschiedene Dinge hineinlegen kann, und dann über Worte streiten. Es giebt eine Wahl, der die größten nicht entrathen konnten; Raphael hat sich stets den mächtigsten Einflüssen ganz verschiedenartiger Meister überlassen; wie mannichfache fremde Elemente haben bei dem Stil des nationalsten aller Maler, des Rubens, zusammengewirkt. Ohne wählende Assimilation gäbe es keinen Fortschritt, keinen Zusammenhang in der Kunst. Wo sich etwas bedeutungsvoll Eigenes im Reich des Seienden aufgepflanzt hat, da streben die Kräfte der Mit- und Nachwelt, es an sich zu ziehen; ist eine Erscheinung wie Michelangelo einmal über die Bühne gegangen, so wird man jedem anmerken, daß er dagewesen ist. Und am Genie entzündet sich, sagt Lessing, das Genie. Es sieht alles als sein Eigenthum an, was vortrefflich ist, wie Molière meinte. Es lernt mit eigenen Augen sehen, indem es eine Zeitlang mit fremden sieht.

Aber freilich —

> ut sibi quivis
> speret idem, sudet multum frustraque laboret
> ausus idem —

Niemand soll wagen dem Michelangelo seine Riesengeschlechter nachzuzeichnen, der nicht mit ähnlichen geistigen Gliedmaßen wie er aus seiner Mutter Leibe hervorgegangen ist; Niemand mit Correggio in den Lüften schweben und uns anlächeln, dessen Empfindungsvermögen nicht so besaitet ist

wie das seinige. Man kann die Wirkung nicht haben ohne die Ursache. Aus ihrer Natur kommen nicht nur die Gaben her, welche uns bezaubern und beglücken; sondern auch die Indulgenzen für das was sie gesündigt. So gültig uns alles scheint als Selbstdarstellung, als Selbstbekenntniß betrachtet, so ist es doch nicht in dem Sinn allgemeingültig, daß wir es nach Belieben versetzen und verknüpfen könnten. Eine heilige Nacht ging dem Maler auf als dieser Lichtgedanke, die Figuren kamen in zweiter Linie, und man würde ihr Chiaroscuro nicht als Beleuchtungsapparat für eine Raphael'sche Gruppe benutzen können. Eine sixtinische Madonna würde durch den Schimmer venezianischer Farben nur verdunkelt werden. Das Halbe ist mehr als das Ganze.

Und nach welcher Regel sollen wir in diesen schwankenden Betrachtungen den Punkt des Gleichgewichts finden? Nur der Takt des wahren Genius vermag ihn zu geben, und im Assimilirungsproceß die Kraft der Erfindung und die Eigenart zu bewahren. Hieran fehlte es Mengs. Jene Welt von Formen, in welcher der wahre Künstler wie in einem selbstgeschaffenen Reiche waltet, sucht man bei ihm vergebens. Man hat gefragt, ob es die Folge seiner Erziehung, oder ein ursprünglicher Mangel seines Talentes war. Waren es die Peitschenhiebe der väterlichen Akademie, oder war es die Zaghaftigkeit der Schwäche, die ihm nie verstattete sich von Vorbildern loszumachen, die wie ein Druck auf die Chrysalide die leichten Schmetterlingsflügel der Psyche knickten? Vielleicht war es beides. Carstens meinte, man sehe es allen seinen Werken an, daß er zur Kunst geprügelt worden. Andere waren überzeugt, daß ihm die göttliche Gabe des Genies gänzlich versagt gewesen, daß er weniger Einbildungskraft besessen als vielleicht Einer unter den namhaft gewordenen Künstlern. Er muß selbst gefühlt haben, daß seinen Werken etwas fehle, aber er meinte, durch unendliche Ausführung könne man sich der Vollendung, die er vermißte, nur immer annähern. „Einst," erzählt Casanova, „malte er eine büßende Magdalena, und kündigte einen Monat lang täglich an, morgen werde sie fertig sein. Und doch wollte er nicht zugeben, daß er sich geirrt habe." „Denn das Bild," sagte er, „kann 99 Liebhabern unter hunderten fertig vorkommen, aber ich gebe nur auf des hundertsten Urtheil etwas, den ich nie finden werde. Diese Magdalena wird also nie fertig werden, es sei denn de facto, d. h. wenn ich aufhöre daran zu arbeiten. Keines Menschen Werke können als vollendet betrachtet werden, weil keins vollkommen ist." Man könnte ebensogut die Sache umkehren: das Vollkommene liegt im Anfang, in den schöpferischen Linien einer raphaelschen Skizze z. B.: das spätere soll nur darauf bedacht sein, in den hinzutretenden Darstellungsmitteln jene Skizze unbeschädigt zu conserviren.

Daher das eigene Schicksal der Mengs'schen Gemälde. Andere Werke, je öfter wir zu ihnen zurückkehren, führen uns immer tiefer ein in ihre unerschöpflichen Beziehungen und erzeugen den Wunsch dauernder Gegenwart, Liebe. Bei Mengs wird sich das Bild nach dem ersten vielleicht günstigen Eindruck (in Folge der gründlichen Impastirung, der Verschmelzung der Tinten, der vollendeten Ausführung) immer mehr in ein Aggregat von Einzelheiten auflösen, die keine Seele vereinigt und erwärmt. Ueberall schimmert der Apparat durch, der ihm bei der Arbeit geholfen. Die Composition verwandelt sich in ein Tableau, wir sehen, wie er hier dem Modell die Arme und Hände zurechtgerückt, dort dem Thonmodell seine Lappen zurechtgelegt hat; wie er dann an dem abgemalten Modell im Interesse dessen, was er Grazie, Idealschönes, Noblesse nannte, fortwährend gemodelt und gepudert hat; wie ihn hier Correggio, dort Pompeji nicht loslassen will. Endlich will er zum Himmel fahren, aber er bleibt am unsichtbaren Seil in der Luft hängen. „Er vermag," sagt Cumberland, „seinen Gestalten weder Leben noch Tod zu geben, er schreckt nicht und begeistert nicht, er verführt zu keinem Wagen und zu keinem Flug; indem er jeden Fehler zu meiden sucht, verfällt er in alle; seine Schönheit erwärmt nicht, sein Trauern erweckt kein Mitleid."

Wir erinnern uns noch einmal seines besten Bildes, des Parnaß. Wir haben Gutes von ihm gesagt; denn es ist manches Schöne in ihm versammelt. Aber Eines fehlt. Raphael in seinem Parnaß stellt die Musen dar als gefühlvolle Frauen, die andächtig lauschend, hinschmelzend, in gemeinsam empfundenem Entzücken sich aneinanderschmiegend, in die Töne des göttlich-schöpferischen Meisters verloren sind. Er ist der unergründliche Urquell ihrer Kunst. Die Musen des Mengs sind jede sich selbst genug; jede ist mit sich und ihrer Specialkunst beschäftigt. Sein Apollo hat keine moderne Geige, aber ist er deshalb mehr Grieche? „Nicht Jedermann erscheint Apollo; wer ihn geschaut, der ist groß!" Es ist nichts in ihm weder von der strahlenden siegreichen Eleganz des belvederischen, noch von der grandios gelassenen Ruhe des capitolinischen, noch von dem wie ein vielstimmiger Chorgesang dahinrauschenden Schritt des Citharöden. Er ist ein blonder Träumer; etwas trunken von Lyrik und Liebe, und langweilig wie ein Verliebter. Und wie dieser Apollo nicht im Stande ist, den Neunschwesternverein zu inspiriren, in die Bahn um sein Centrum hineinzureißen: so fehlte Mengs die Kraft, welche in der Kunst die Theile zum Ganzen fügt. Wenn man Figuren oder Gruppen aus der Schule von Athen abgesondert sieht, so fordert und ergänzt das Auge den Zusammenhang, in dem sie im Ganzen stehen; es ist ein Tact aus einem Satz, eine Welle aus einem Strom. Steht man bei Mengs vor

dem Ganzen, so meint man immer Zusammenstellungen von isolirten Figuren zu sehen; Allegorien auf Monumenten, geschmackvoll arrangirt wie in einem plastischen Waarendepot. Dort fühlt man das Zusammenklingen der Geister; es ist die Ideenfülle, der Ideenverkehr des geistreichsten Volkes der Welt in Linien, Gruppen, Bewegungen körperlich geworden; hier haben wir ein Tableau, von zum Theil wunderschönen römischen Damen gestellt, dazwischen einige Puppen. —

Die Geschichte der Kunst kennt kein zweites Beispiel eines so glänzenden, so ausgebreiteten und so kurzlebigen Ruhms. Dem Rausch europäischer Bewunderung folgte der Frost absoluter Gleichgültigkeit. Woran seine Bilder kranken, das ist der Mangel an jeglichem Interesse; nicht die leiseste Regung einer Empfindung für den Gegenstand vermögen sie zu erwecken. Von aller Ungunst giebt es eine Rettung; aber es giebt keine Apologetik der Langweiligkeit. Langeweile ist der schlimme Dämon, der über Mengs' Bildern lagert. Der einzige Ruhm, der ihm geblieben, ist als Beispiel angeführt zu werden für die Kluft, welche zwischen Geschmack und Genie, zwischen Angelerntem und Angeborenem, zwischen Wissen und Können in der Kunst ewig befestigt bleibt.

Höchst achtungswerth war Mengs durch den Ernst und die Gewissenhaftigkeit in der Ausübung seines Berufs, durch sein Bewußtsein von der Hoheit und Würde der Kunst, von dem Ideal, nach dem er bis an's Ende rang, auch als ihm sein Erfolg wohl hätte zu Kopf steigen können; durch seinen Heroencultus, durch das bei ihm wirklich zur Wahrheit gewordene Treiben der Kunst um der Kunst willen. Aber die Wirkung eines so edlen Beispiels geht verloren, weil ihn doch Niemand um die Werke beneidete, die er mit aller seiner Gewissenhaftigkeit und Wissenschaft fertig gebracht hat. Nicht einmal als Mensch können wir für ihn recht warm werden. Zwar schrieb Winckelmann nach zehnjähriger Bekanntschaft, daß er in ihm „mehr das edle Herz, welches schwerlich einer unserer heutigen Menschen habe, den geometrischen und metaphysischen ursprünglichen Kopf, als den größten Künstler seiner Art und Zeit schätze." Pedantisch gewissenhaft war er; es soll schwer gewesen sein, mit ihm zu leben: er sei wenig liebenswürdig gewesen und unbeholfen im Verkehr mit Menschen. Wenn man hört, daß ihm die Musica buffa ebenso ein Greuel war wie die Bambocciaten, die sogenannten Grotesken und die Landschaft, daß ihm die Anecdoten und Aussprüche bei Vasari albern vorkamen, daß er alles metaphysisch behandelte, so gewinnt man das Bild eines ziemlich trockenen Menschen.

Wir verließen ihn, als er den Gipfel der Fürstengunst, der Ehre erreicht hatte. Nicht auch des Glücks, denn sein Leben in der hispanischen Hauptstadt war ein glänzendes Elend. Groß ist die Zahl der Werke, die er dort dem Könige lieferte; die Anstrengungen untergruben seine Gesundheit, und er mußte Urlaub nach Italien nehmen. In Rom erhielt er noch ein Werk, das ihn glücklicher machte als alle anderen und das er als den Höhepunkt seiner Künstlerwallfahrt ansah. Es war ein Fresco in dem der Kunst Raphael's heiligen Palast; das Deckengemälde in der Stanza de' papiri der Bibliothek des Vatican. Er bestand darauf, es ohne Lohn zu malen. Ueber den allegorischen Inhalt wäre jedes Wort Verschwendung; betrachtet man es blos als Gemälde, so begreift man das Urtheil der Zeitgenossen, welche es wegen der Wärme, des Glanzes und der Harmonie der Farbe das erste Fresco der Welt nannten. Er konnte sich nicht entschließen, nach Spanien zurückzukehren, drei Jahre blieb er in Rom, und als er mußte, zögerte er ein Jahr lang auf dem Rückwege. Bald unterlag er auf's neue den Anstrengungen. Noch einmal kam er in sein wahres Vaterland zurück, wurde aber nun, da er auch seine Frau verloren, eine beständige Geißel für sich und die mit ihm lebten. Denen die ihm riethen sich zu schonen, entgegnete er, gegen den König von Spanien könne er seine Dankespflicht nur lösen, indem er mit dem Pinsel in der Hand für ihn sterbe. Und so geschah es. Er brach plötzlich zusammen, den 29. Juni 1779, ein Opfer völliger Erschöpfung durch Arbeit, Kummer und Nachtwachen, erst 51 Jahre alt.

Mengs besaß dem deutschen Wesen eigenthümliche Schwächen und Tugenden in einer lehrreichen Mischung, — zu der sich leicht Parallelen auch aus anderen Sphären des Lebens auffinden ließen; diese Mischung ergiebt einen Typus, der schwerlich bei anderen Nationen vorkommen dürfte, indeß auch bei uns immer mehr verschwindet. Seine Erscheinung zeigt uns wie ein Spiegel unser Wesen in einer nicht eben schmeichelhaften Verschiebung; und darin liegt das Interesse, ihn noch einmal aus seinem Schattenreich hervorzurufen. Wenn man sich das vergegenwärtigt, was seine Nation und die Welt einst von ihm dachten, und wie er nun vergessen ist, so ist die Peripetie so ungeheuer, daß wir sie fast wie ein tragisches Geschick empfinden, obwohl der leidende Held, als sie sich vollzieht, längst

weg ist über Wunsch und Furcht,
gehört nicht mehr dem trüglich wankenden Planeten.

Doch auch sonst hätte er sich ja trösten müssen mit den Palmen, die bei Lebzeiten über seinem Haupte gerauscht; wenn einer, so hatte er „seinen Lohn dahin.“

K. Justi.

Die preußisch-italienische Allianz von 1866.

1.

Wieviel reichere Frucht für Italien würde das Jahr 1866 getragen haben, wenn Graf Cavour noch gelebt und in seiner großen Weise die italienische Politik geleitet hätte! Auf seinem Sterbebett hatte der Schöpfer des neuen Italiens mit sicherem Blick die nothwendige Entwicklung der deutschen Dinge vorausgeschaut: „Dieser deutsche Bund ist eine Anomalie; er wird aufgelöst werden und eine deutsche Union wird entstehen; aber das Haus Habsburg ändert sich nimmermehr. Was werden die Preußen thun? Ihnen gehen die Augen so langsam auf. Sie werden fünfzig Jahre brauchen, um zu thun, was wir in drei gethan haben.“ Graf Cavour konnte nicht ahnen, daß schon so bald nach seinem Tod ein Staatsmann seinesgleichen mit gewaltiger Hand die Augen der Preußen entsiegeln würde. Wäre er noch am Leben gewesen, unbeirrt durch alle die Verschiedenheit, welche den schnell schaffenden Süden von dem in schweren Wehen gebärenden Norden trennt, hätte er, der die italienische Bewegung leitete, in dem Andern, der die deutsche erst in Fluß brachte, sofort den wahlverwandten Genossen erkannt, und das gleiche Ziel hätte schnell zu sicherem Bunde die Beiden geeint.

Und in welch hohem Sinn würde er die Geichheit des Zieles gefaßt haben. Die Bedeutung des Bündnisses wäre für ihn nicht in dem gemeinsamen Feldzug gegen Oesterreich aufgegangen. Nicht blos weil es sich eben traf, daß sowohl Italien als Preußen ein Interesse hatten, dem Doppeladler die weitreichenden Fänge zu beschneiden, nicht blos weil Italien in Venedig einziehen und Preußen sich in Norddeutschland abrunden wollte, nicht allein um solcher zufälligen Uebereinstimmung einmaliger Zwecke willen wäre Graf Cavour in die Waffengemeinschaft mit Preußen getreten. Es hätte gewußt, so dürfen wir glauben, d[illegible] nördlich und südlich der Alpen um ein und dasselbe weltgeschi[illegible]blem handelte — ein Problem, welches im Westen und Oster[illegible] in Spanien, Frankreich, England, Rußland längst gelöst, im[illegible]och zu lösen blieb — um [illegible]tellung moderner, auf sich [illegible] Nation[illegible] staaten an [illegible]ttelalterlich zerschnitten [illegible]rschaf[illegible] Daß die [illegible]ilitärmonarchie in I[illegible] [illegible]reuß[illegible] in Deutsch[illegible] dieses Problems üb[illegible] [illegible]

Jahrhunderten mit zäher Ausdauer verfolgten, war ja einzelnen mit historischem Blick begabten Italienern schon mehr oder minder deutlich zum Bewußtsein gekommen. Schon in den dreißiger Jahren nannte Cesare Balbo sein piemontesisches Vaterland bedeutsam das italienische Macedonien oder Preußen. Und sein Landsmann Collegno schrieb 1847: „Was wird aus unserem Primat, wenn wir nicht in Italien zu sein verstehen, was die Preußen in Deutschland sind?" Und in der That, es wäre ein Wunder gewesen, wenn der merkwürdige Parallelismus in der Geschichte des Emporkommens der beiden Dynastien, der Hohenzollern und der Savoyer, und die ebenso merkwürdige Analogie in der Lage und Natur ihrer Staaten sich der Wahrnehmung und dem Nachdenken entzogen hätten. Doch lange ehe die innere Verwandtschaft der beiden Militärmonarchien und ihrer Vergrößerungspolitik einzelnen Beobachtern zur Erkenntniß gelangte, hatte die Gleichartigkeit der Umstände und Ziele ein sympathetisches Band zwischen ihnen gewirkt, das, wenn es nicht bereits zur Zeit des siebenjährigen Kriegs in die Erscheinung trat als eine preußisch-piemontesische Allianz, wie Friedrich der Große sie vorschlug, doch sich in der durch König Victor Amadeus III. mit grotesker Uebertreibung begonnenen und seitdem traditionell gewordenen Nachahmung der preußischen Militäreinrichtungen bezeichnend offenbarte. Auch wenn die Identität des in Deutschland wie in Italien sich vollziehenden historischen Gesetzes dem Auge eines Mannes wie Cavour hätte verborgen bleiben können, die Evidenz der Thatsachen würde ihm gezeigt haben, daß die beiden Staaten auf enges und dauerndes Miteinandergehen hingewiesen waren.

Allerdings als das Königreich Sardinien sich mit wundervoller Schnelligkeit in das Königreich Italien verwandelte, da konnte es in der That meinen, Preußen um fünfzig Jahre überholt zu haben; aber Sardinien hatte sein rasches Glück in gefährlichem Spiel gewonnen. Satan durch Beelzebub austreibend, hatte es, um die Fremden los zu werden, andere Fremde zu Hülfe gerufen. Wohl waren die Herzöge von Savoyen Könige von Sardinien geworden durch kluge Ausnutzung bald der österreichischen bald der französischen Allianz; aber ein nationaler Großstaat konnte nicht durch dieselben Mittel gegründet und erhalten werden wie ein kleines Königreich. Graf Cavour erkannte das Bedenkliche der französischen [Al]lianz vollkommen. Allein 1848 hatte dargethan, daß die hochherzige [Ph]rase „Italia farà da sè" keine Zauberformel war von länderschaffen[der] Kraft. [illegible] vermochte nun einmal nicht allein mit den Oester[rei]chern fe[illegible] [we]rden. Cavour's ursprünglicher Gedanke war, die [Alli]anz, [illegible] Italien befreit werden sollte, nicht mit Frankreich [illegible], s[illegible] [Fr]ankreich und England abzuschließen; darauf zielte

seine Theilnahme am Krimkriege, dahin arbeitete er bei dem Pariser Congreß. Erst als er sich überzeugt hatte, wie vergeblich es sei, von England mehr als Worte und Wünsche zu hoffen, wagte er den kühnen Schritt, welcher den piemontesischen Staatsmännern von 1848 selbst im Augenblick der größten Bedrängniß widerstrebt hatte. Er rief die Franzosen in's Land. Aber er war von vorn herein darauf bedacht, Italien, da es nicht allein zu thun vermochte, wenigstens soviel mitthun zu lassen als es nur immer im Stande war. Darum spannte er die militärische Kraft Piemonts auf's Höchste an, darum suchte er die anderen italienischen Staaten zur Theilnahme am Krieg gegen Oesterreich zu bewegen, darum übertrug er dem Freischaarenführer Garibaldi ein Commando und ließ den revolutionären Elementen freiere Bahn, als es dem monarchischen Interesse entsprach. Doch alles dies genügte nicht, um die vorwiegende Rolle, welche Frankreich bei der Herstellung der italienischen Unabhängigkeit gespielt, zu einer bloßen Episode herabzudrücken. Cavour empfand es schmerzlich und wünschte nichts eifriger, als sich vor einer allzu nahen Anlehnung an Frankreich bewahren zu können. Er streckte die Hand aus nach anderen Stützen, die ihm das Aufrechtstehen erleichtern sollten. Aber weder England noch Preußen kamen dem italienischen Staatsmann zu Hülfe, als er die savoyischen und nizzardischen Grenzmarken, die strategisch wichtigen Alpenthore, vor Frankreichs Habsucht zu retten suchte. Zum Glück hatte Kaiser Napoleon sein Programm der Unabhängigkeit Italiens bei Villafranca halbfertig im Stich gelassen. Im ersten Augenblick war Cavour niedergeschmettert worden vom Ingrimm über den Wortbruch, vom Schmerz über das Scheitern seiner Hoffnungen. Bald aber hatte sein tapferer und fruchtbarer Geist in der Enttäuschung nur Anlaß und Antrieb zu einer größeren stolzeren Politik gefunden. Weil der fremde Verbündete nicht die Unabhängigkeit Italiens hatte vollenden wollen, schuf er, der Italiener, die Einheit. Er hätte sich begnügt gehabt mit einem oberitalienischen Königreich von den Alpen bis zur Adria; nun aber reifte schnell in ihm der Gedanke eines italienischen Königreichs von den Alpen bis zum äußersten Lilybaion. Und diesen Gedanken führte er aus mit lediglich italienischen Mitteln, gegen die Absicht, gegen den Rath, unbeirrt durch die Drohungen der Tuilerien. Allerdings ließ Kaiser Napoleon es bei Tadel und Drohung bewenden und fügte sich in die italienische Einheit wie in eine Nothwendigkeit, welche er für seine Person nicht einmal mit Ungunst sah. Doch diese nicht ungünstige Stimmung war eben nur ihm eigen; die Franzosen betrachteten die Einigung der Halbinsel mit Eifersucht, Mißgunst und Angst, und wenn Kaiser Napoleon Dank verdient, daß er den häßlichen Leidenschaften seines Volkes keinen die itali-

nische Entwicklung störenden Einfluß verstattete, so war doch die Einheit Italiens Cavour's eigenstes Werk, ausgerichtet in offenbarem Gegensatz gegen die eigentliche und dauernde Tendenz der französischen Politik — in einem Gegensatz, der nur darum weniger deutlich zu Tage trat, weil die Regierung Frankreichs zur Zeit in den Händen eines Mannes lag, der die französischen nationalen Leidenschaften nicht theilte und der überdies sich der bestimmenden Einwirkung einer wahrhaft überlegenen Natur wie der Cavour's nicht zu entziehen wußte.

Allein der große Minister starb und mit ihm die Politik, welche sich des französischen Bündnisses zu bedienen verstanden hatte, ohne selbst dienstbar zu werden. Noch in seinen letzten Lebenstagen hatte Cavour über die Räumung Roms von den französischen Truppen verhandelt und ein naher Erfolg schien gewiß. Sofort nach Cavour's Tod begann Frankreich auf das Hartnäckigste in Rom jenes nationale Recht Italiens zu bestreiten, welches die französischen Waffen auf den lombardischen Schlachtfeldern hatten erstreiten helfen, und überhaupt nahm Frankreich fortan die gefügige Ergebenheit Italiens als eine unablösbare Schuld in Anspruch.

Daß die Obervormundschaft, deren sich der mächtige Verbündete über das junge Königreich als eine ihm von Rechtswegen schutzbefohlene Creatur anmaßte, daß die Aufrechterhaltung des weltlichen Papstthums auch eine Fremdherrschaft war, und eine um so gefährlichere, als dieselbe Freundesmaske trug, — diese Wahrheit, von der republikanischen Opposition mit rücksichtsloser Aufrichtigkeit verkündet und mit factiöser Leidenschaft ausgebeutet, hätte sich, scheint es, ebenso gut den monarchischen Politikern aufdrängen müssen. Doch ihnen wurde die wahre Sachlage verdeckt durch mehrere Dinge. Vor Allem durch die Fortdauer der österreichischen Herrschaft in Venetien. Und es war in der That begreiflich genug, daß, so lange die österreichischen Kanonen von den Wällen Mantuas und Veronas aus die Existenz des neuen Reiches bedrohten, die Partei der verständigen Leute in den Siegern von Solferino nur ihre natürlichen Freunde und Beschützer erblicken mochte. Zu der Angst vor dem äußeren Feind kam aber die vor dem inneren. Den Königlichen, den Constitutionellen, den Gemäßigten war es noch mehr um die Befestigung der neuen Monarchie zu thun, als um deren Ausbau; sie lebten in steter Angst vor der Wühlerei Mazzini's und seiner Republikaner, vor den tollen Streichen Garibaldi's und seiner Actionsmänner. Ihnen galt der Kaiser Napoleon, welcher dem Legitimismus gegenüber die modernen demokratischen Ideen vertrat, zugleich aber die französischen Revolutionäre mit starker Hand niederhielt, als der natürliche Hort ihrer eigenen conservativen wie nationalen Interessen. So kam es, daß die leitenden Politiker eines liberalen

und nationalen Staatswesens sich nicht eng genug an einen ausländischen Autokraten anschließen zu können glaubten. In diesem Glauben wurden sie vollends bestärkt durch die Sympathien, welche der Kaiser Napoleon persönlich für Italien hegte. Sie betrachteten den Kaiser als den besten Freund Italiens, als dessen zuverlässigsten und erleuchtetsten Rathgeber, und es schien ihnen Pflicht zugleich und Weisheit, sich nie mit den Interessen, Wünschen und Meinungen dieses trefflichen Freundes in Widerspruch zu setzen.

In dem jüngst erschienenen 7. Bande von Bianchi's „Storia della Diplomazia Europea in Italia“ lesen wir, mit welchem Muth und Stolze Graf Cavour die Würde und Selbständigkeit des kleinen Sardinien gegen unberechtigte Zumuthungen des Kaisers Napoleon vertrat. Seine Nachfolger, die Staatsmänner des großen Italien, trugen die Köpfe minder hoch. Sie waren zum geringeren Theil Piemontesen; und die Piemontesen, welche neben ihnen die meiste Geltung und Einfluß besaßen, gehörten mit wenigen Ausnahmen nicht mehr jener charaktervollen Aristokratie an, welche sonst ausschließlich die Staatsgeschäfte geleitet hatte, sondern der neu emporgekommenen demokratischen Mittelklasse. Die alten sardinischen Traditionen verloren sich rasch. Die bürgerlichen neuen Leute, in den radicalen Anschauungen der dreißiger und vierziger Jahre aufgewachsen, besaßen nichts von dem alten Staats- und Stammesbewußtsein, welches in den bevorrechteten Geburtsständen lebte, und vollends die die große Ueberzahl bildenden Männer aus den annectirten Provinzen hatten unter der österreichischen Fremdherrschaft, unter dem Regiment der Priester, der kleinen Herzöge, der neapolitanischen Bourbonen nicht die Schule durchgemacht, in der sie sich das Selbstgefühl freier Bürger aneignen konnten.

Es ist bekanntlich der Fluch großer Männer, kleine Nachfolger zu haben. Was in jenen lebendige Entfaltung war, wird bei diesen zum dürren todten System; eine einzelne Phase der schöpferischen Entwicklung des Meisters wollen die Schüler festhalten als ein Petrefact und meinen darin den Stein der Weisen für alle Fälle, für alle Zukunft zu besitzen. Gewiß haben wir in der Allianz mit Frankreich das Hauptmoment der Cavour'schen Politik zu erkennen, aber sie diente ihm doch nur als der wichtigste Hebel, den er ansetzte, um Italien aus seinem vielhundertjährigen Grabe emporzuheben. Die Politiker, welche nach ihm kamen, ersahen in der französischen Allianz die Lebensluft, welche Italien fort und fort athmen mußte. Was nur eine wenn auch noch so schöpferische Idee der Cavour'schen Politik gewesen, das wurde bei seinen Hintermännern zum Princip und dabei bildeten sie sich treuherzig ein, die Cavour'sche Politik

fortzusetzen. Kaum ein paar Jahre waren verflossen, seitdem Graf Cavour an den sardinischen Gesandten in Paris Worte geschrieben hatte wie diese: „Muth! und mit hoher Stirne fahren Sie fort, einen hochherzigen König und eine loyale Regierung zu vertreten, welche in keinem Falle sich wird einschüchtern lassen durch die Drohungen ihrer mächtigen Nachbaren. Dauern Sie aus in dem diplomatischen Kampfe mit Würde, mit Mäßigung, aber ohne einen Schritt zurückzuweichen. Sobald Sie die Hoffnung verloren haben, daß uns die gebührende Gerechtigkeit geschehe, so werden Sie hierher eilen und Ihre Oberstenuniform anziehen, um im Gefolge des Königs die Ehre und die Würde des Landes zu vertheidigen. Seine Majestät hat dem Kaiser geantwortet, wie es sich ziemt für einen Abkommen des Conte Verde, Emmanuel Philibert's und Amadeo II., zwar in Ausdrücken wohlwollender Freundschaft für Napoleon III., doch dabei als ein König, der auf seine Unabhängigkeit stolz ist.“ *) So sprach der Staatsmann, welcher in der französischen Allianz sich das unentbehrliche Werkzeug seiner Pläne zu schaffen suchte. Wenige Jahre später ließen seine Nachfolger, die ein Reich von 22 Millionen regierten, zu, daß die französischen Gesandten, die Benedetti, die Sartiges, die Malaret, in Turin sich als Protectoren aufspielten, sich in alle inneren Angelegenheiten Italiens mischten, immer und überall mit ihren Winken, Rathschlägen, Drohungen bei der Hand waren; und der Diplomat, welcher Italien in Paris vertrat, gefiel sich seinerseits in der Rolle eines Hausfreundes in den Tuilerien, eines Günstlings der Kaiserin Eugenie. Nichts geschah, ohne daß die Zustimmung des Kaisers eingeholt wurde; in den Turiner Kreisen, in welchen noch das Gedächtniß lebte an die frühere so ganz andere Haltung, empfand man den Wechsel als tief demüthigend.

Während diese Beziehungen zu dem französischen Kaiserthum das Ansehen des neuen Staates schädigten, vermochte die regierende Partei daraus nicht einmal für die moralische Einbuße einigermaßen entschädigende materielle Vortheile zu ziehen. Im Innern gewann die Opposition an Bedeutung und Einfluß trotz ihrer Hohlheit, ihres factiösen Treibens, ihres Mangels an Männern und Mitteln. Doch natürlich gelangten die paar beschränkten Biedermänner und die vielen demagogischen Schreier, aus welchen sich die Linke zusammensetzte, wohlfeil genug zu dem Ruhme, für die Partei der italienischen Ehre und Unabhängigkeit zu gelten, da der Regierung an keinem anderen Lobe gelegen schien als dem der staatsklugen Geschicklichkeit. Unglücklicher Weise blieb die einzige Rechtfertigung bloßer Geschicklichkeit, der Erfolg, aus. Weder die venetianische noch die

*) Brief Cavour's an Villamarina vom 9. Februar 1858. N. Bianchi, Stor. della Dipl. Eur. in It. VII, S. 399.

römische Frage wurde gelöst, und die Opposition, welche der Monarchie noch nicht verziehen hatte, ein anderes Italien geschaffen zu haben als es in den Statuten der geheimen Gesellschaften geschrieben gestanden, konnte die Backen voll nehmen und verkünden, daß die Monarchie lieber die Hauptstadt Rom und die Schirmvesten des Landes in der Macht der Fremden sehe, als daß sie den Riesenkräften der italienischen Revolution freie Bahn lasse. Diese Vorwürfe der radicalen Phraseologen waren abgeschmackt. Sie selbst konnten nicht im Ernste glauben, daß ein paar tausend Garibaldiner die Franzosen aus Rom und die Oesterreicher aus dem Festungsviereck jagen würden. Und der italienischen Regierung war um ihrer eigenen Sicherheit willen jede mit den Wegen und Zielen ihrer monarchischen Politik vereinbare Lösung der venetianischen und römischen Frage willkommen — je früher, um so besser. Aber darum blieb es doch eine Thatsache, daß mittelst der französischen Allianz, indessen sich um sie die italienische Regierungspolitik wie um ihre Achse zu drehen fortfuhr, nicht einmal die Räumung Roms erlangt wurde. Vollends war keine Aussicht vorhanden, daß Frankreich für Italien Venetien erobern werde wie es die Lombardei erobert hatte. Selbst wenn der Kaiser geneigt gewesen wäre, einen neuen Krieg gegen Oesterreich zu führen, die Stimmung Frankreichs hätte es ihm nicht erlaubt. Aber die italienischen Staatsmänner selbst erkannten die Bedenklichkeit einer neuen Hülfleistung der französischen Waffen zum Zwecke der Befreiung Venedigs; sie wußten, Cavour hatte nicht gewollt, daß Frankreich, nachdem es die Einheit Italiens gegründet, sie auch vollende; es schien ihnen nichts übrig zu bleiben, als sich bereit zu halten für die kluge Benutzung der ersten besten europäischen Verwicklung. Mehrmals glaubten sie nach der ersehnten Gelegenheit schon die Hand ausstrecken zu können. So richtete sich, als die polnische Erhebung ausbrach, das Bemühen der italienischen Minister darauf, eine Allianz mit Frankreich und England gegen Rußland zu Stande zu bringen und Oesterreich entweder zum Eintritt in diesen Bund oder zur Parteinahme für Rußland zu nöthigen, indem man sich versprach, daß im ersten Falle Oesterreich für die gütliche Abtretung Venetiens an der unteren Donau entschädigt, im andern Venetien ihm durch die vereinigten Waffen Frankreichs, Englands, Italiens entrissen würde. Später hoffte man an einer kriegerischen Intervention der Westmächte zu Gunsten Dänemarks Theil nehmen zu können. Alle diese Entwürfe blieben ergebnißlos.

Wenn Italien zum Zwecke des Erwerbs Venetiens seine Hoffnung auf irgend einen europäischen Zwischenfall setzte, so hing die Räumung Roms lediglich von dem guten Willen Frankreichs ab. Als Cavour im April 1861 das Parlament feierlich aussprechen ließ, daß die römische

Frage nur im Einverständniß mit Frankreich gelöst werden solle, vertraute er auf die Abmachungen, welche mit dem Kaiser im Werke waren und welche die Räumung Roms in nicht ferner Zeit in Aussicht stellten. Aber Cavour starb, ehe diese Abmachungen zum förmlichen Abschluß gelangt waren, und der Kaiser wollte die folgenden Jahre hindurch nichts von der Räumung Roms wissen. Vergebens wurde dieselbe von Rattazzi im Herbste 1862 begehrt als sein Lohn für die Bewältigung der Revolution bei Aspromonte; die Antwort, welche ihm die Tuilerien ertheilten, benahm der italienischen Regierung für geraume Zeit die Lust, diesen Punkt auf's Neue zur Sprache zu bringen. Erst im Jahre 1864 kam nach langen Unterhandlungen die Convention vom 15. September zu Stande, welche in der Hauptsache jenem noch von dem Grafen Cavour in seinen letzten Tagen betriebenen Abkommen entsprach. Frankreich verpflichtete sich, seine Truppen aus Rom zurückzuziehen; Italien versprach, keinen Angriff gegen das päpstliche Gebiet zuzulassen noch zu unternehmen. Aber gemäß dem Cavour'schen Entwurfe hätte Frankreich seine Truppen sofort zurückgezogen, während die Septemberconvention eine Frist von zwei Jahren festsetzte. Zumal aber hatte sich in dem Entwurfe Cavour's nichts gefunden, was der Clausel ähnlich gesehen hätte, welche, wenn auch durch ein besonderes Protokoll der Septemberconvention beigefügt, doch einen untrennbaren Bestandtheil derselben vorstellte. Das Protokoll machte die Räumung Roms abhängig von der Verlegung des italienischen Regierungssitzes von Turin nach Florenz. Kaiser Napoleon hatte den Wechsel der Hauptstadt gefordert als eine Bürgschaft, daß Italien seine bezüglich des Papstes eingegangenen Verpflichtungen erfüllen werde.

Mehr denn einmal war von dem Grafen Cavour der Abzug der Franzosen aus Rom für dringlicher erklärt worden als die Befreiung Venetiens; er ahnte, daß Italien sich in einer bösen Lage befinden würde, wenn, nachdem die österreichischen Feinde Venedig verlassen, die französischen Freunde noch den Mittelpunkt der Halbinsel besetzt hielten. Aber es läßt sich mit gutem Fug bezweifeln, daß Graf Cavour, um den Abzug der Franzosen zu erlangen, sich ihnen gegenüber zur Verlegung des Regierungssitzes verstanden haben würde. Zwar an und für sich konnten für die Verlegung gute Gründe angeführt werden. Turin, welches zur Grenzstadt geworden, vermochte nicht auf die Dauer Italiens Hauptstadt zu bleiben; Alt-Piemont war zu klein, um eine Hegemonie beanspruchen zu können, welche bereits des Widerwillens und des Widerspruchs genug erregte; und die savoyische Dynastie folgte nur ihrem traditionellen Zug nach Süden, indem sie nach der Mitte der Halbinsel vorrückte. Allein diese Auswanderung aus dem sicheren Hort der Alpen, in deren Granit

Dynastie und Regierung so fest gewurzelt, nach einem neuen lockeren Erdreich, wo es erst Wurzel zu schlagen galt, war schon bedenklich genug, und nun kam hinzu, daß die Auswanderung nicht als die freiwillige That Italiens erschien, sondern als auferlegt durch fremde Begehr. Daß italienische Staatsmänner sich zur Stellung einer Bürgschaft, eines Pfandes herbeigelassen hatten für die redliche Erfüllung eines von ihnen abgeschlossenen Vertrags, beleidigte den Stolz des alten Massimo d'Azeglio, der selbst ein paar Jahre früher die Wahl von Florenz zur Hauptstadt empfohlen hatte. „Es sei mir gestattet," so rief er im Senate aus, „an eine Zeit zu erinnern, wo wir, wir auch, eine Bürgschaft stellten, aber diese Bürgschaft war unsere Unterschrift, und sie wurde für gut gehalten. In jener Zeit machte ein Ausspruch des Fürsten Schwarzenberg die Runde: „„Wenn der sardinische Minister es behauptet, so kann man es glauben."" Man sprach damals nicht von Unterpfändern."

Und gerade daß Napoleon die Verlegung der italienischen Hauptstadt als eine Sicherheit für die Erfüllung der Convention forderte, hinderte, daß die Convention die guten Früchte trug, die sie hätte tragen können. Es war im Grunde ganz verständig, in der römischen Angelegenheit vorderhand nichts anderes zu erstreben als die Beseitigung der französischen und damit jeder anderen Intervention. Wenn die weltliche Herrschaft des Papstes nicht länger durch fremde Waffen aufrecht erhalten wurde, so konnte Italien sie füglich ihrem eigenen Verfalle überlassen und geduldig abwarten, bis der Auflösungsprozeß sich von selbst vollzogen haben würde. Die sofortige Einverleibung Roms war nicht nöthig und nicht einmal sonderlich wünschenswerth. Aber die Clausel über die Verlegung der Hauptstadt wurde dahin gedeutet, daß Italien nicht nur auf die gewaltthätige Besitzergreifung von Rom verzichtet habe, sondern auf jede Besitzergreifung und für alle Zukunft. Und in der That lag es nahe genug anzunehmen, daß Frankreich nicht auf der Verlegung der italienischen Hauptstadt nach Florenz bestanden haben würde, wenn es darin nicht einen Verzicht auf „die Hauptstadt Rom" gesehen hätte. Gewiß, die italienischen Minister waren berechtigt zu behaupten, daß das nicht in der Convention gesagt sei; sie konnten zu verstehen geben, daß das Protokoll nur den Zweck habe, den französischen Katholiken den bitteren Bissen der Abberufung der französischen Truppen aus Rom etwas mundgerechter zu machen. Aber in jedem Falle ließ der Vertrag, wenn er der gegenwärtigen Intervention ein Ende setzte, ein Thor offen für neue künftige Interventionen, was sofort klar wurde, als unmittelbar nach dem Abschluß der Convention die beiden Cabinete schon eine Reihe von Noten und Erklärungen wechselten über deren Bedeutung. Ließ aber der Vertrag eine

doppelte Auslegung zu, wie wollte Italien dem mächtigen Frankreich gegenüber die eigene Auslegung zur Geltung bringen?

Der widerspruchsvolle selbstzerstörerische Charakter der Politik Napoleon's III. zeigte sich so recht in diesem Falle. Er ging einen Vertrag mit Italien ein, zufolge dessen dieses die Verpflichtung übernahm, nichts Feindseliges gegen den Papst zu unternehmen noch zuzulassen. Nur eine starke Regierung konnte diesen Vertrag erfüllen. Aber durch die Bedingung, welche der Kaiser dem Vertrage beifügte, erschütterte er die Kraft und Autorität eben der Regierung, von deren Kraft und Autorität er sich so Großes versah. Die unmittelbarste Folge des Septembervertrags war die Verdoppelung der Macht der Opposition im italienischen Parlamente und im Lande. Die Piemontesen, welche sich immer bereit erklärt hatten, zu Gunsten Roms dem Vortheil der Hauptstadt zu entsagen, fanden diese Entsagung unerträglich, da sie zu Gunsten von Florenz statthaben sollte. Die blutigen Ereignisse, die das Bekanntwerden des Vertrags in Turin hervorrief, zwangen das Ministerium, welches denselben geschlossen hatte, zur Abdankung. Der Vertrag wurde dann zwar von dem Parlamente genehmigt, aber nicht nur die Radicalen, sondern bei weitem die meisten Vertreter der piemontesischen Provinzen stimmten dagegen. Im Frühjahr 1865 kam die Verlegung der Hauptstadt zur Ausführung: die Monarchie, aus ihrem heimatlichen Boden gerissen, hörte auf sardinisch zu sein, ohne ihrer italienischen Zukunft sicherer zu werden. Die einzige wahre conservative Grundlage, keine bloße Stütze von außen, sondern der tüchtige Unterbau, der bisher, während ringsum Alles gewankt hatte, unerschütterlich festgestanden, war aufgegeben und zerschob und zerbröckelte sich: die Anhänglichkeit der Stammlande verwandelte sich in Groll und Unzufriedenheit; die piemontesische Bureaukratie, in ihren Interessen beeinträchtigt, ihrer Hegemonie beraubt, trotzte, und die piemontesischen Politiker, welche vor den anderen Italienern die Kenntniß der Geschäfte, die längere parlamentarische Uebung voraus hatten, waren mit wenigen Ausnahmen unter dem Parteinamen der „Permanenten“ in das Lager der Opposition übergegangen.

Zu gleicher Zeit machten sich andere Schwierigkeiten, Folgen der Revolution und der überstürzten Unification, immer fühlbarer. Während bisher der Streit der Parteien sich vornehmlich um Fragen der äußeren Politik, um Rom und Venedig, gedreht hatte, fand nun die Opposition in der administrativen Verwirrung, in der finanziellen Noth neuen reichlichen Stoff zu Klagen und Anklagen, welche von den Massen gehört und wiederholt wurden. Die Neuwahlen im Herbste 1865 trugen den Charakter eines Straf- und Rachegerichts gegen die „Consorteria,“ das ist

gegen diejenigen Männer der gemäßigten Partei, welche dem in Folge der Turiner Septemberereignisse gefallenen Ministerium Minghetti am nächsten gestanden hatten; sogar das regierende Ministerium Lamarmora, vornehmlich aus den wenigen nichts in's oppositionelle Lager gewanderten piemontesischen Elementen zusammengesetzt, verleugnete und bekämpfte seine Vorgänger; viele der bedeutsamsten Mitglieder des ersten italienischen Parlamentes wurden nicht wieder gewählt; eine Kammer trat zusammen, in welcher die Radicalen und Permanenten zwar nicht überwogen, aber die Rechte völlig paralysirten. Die dringend erforderten finanziellen Maßnahmen wurden nicht votirt; der Staat trieb mit jedem Tage einem Abgrund näher, dessen Tiefe Niemand zu ermessen wagte. Italien war bedroht „von der Unmöglichkeit, eine legale Regierung zu haben," so schildert die damalige Lage ein Mann, der sie genau zu kennen vermochte — Jacini, der Bautenminister im Cabinet Lamarmora, und, so fügt er bezeichnend hinzu: „es blieb, Anfangs 1866, nur eine wahrhaft wirksame Kur zu versuchen übrig, falls man dabei nicht Alles auf's Spiel setzte: und das war ein möglichst schleuniger Feldzug zur Befreiung Venetiens."

Da, in so „fürchterlichen Nöthen" stellte sich das Glück, welches Italien bisher so seltsam begünstigt hatte, wieder ein und gestattete die einzig heilversprechende Kur zu versuchen unter Umständen, welche vortheilhafter nicht gedacht werden konnten. Hätte die preußische Allianz von 1866 Italien auch gar keinen anderen Nutzen geboten, als ihm in einer inneren Krisis, an welcher es elendiglich umzukommen drohte, Luft zu schaffen — Italien hätte Ursache, den Tag zu segnen, da der preußische Minister es zum Bündniß gegen Oesterreich einlud.

Aber es stand in der Hand der italienischen Staatsmänner, das Bündniß mit Preußen nicht nur zu einem Heilmittel in der Noth, sondern zu einer Quelle der Kraft und Gesundheit für alle Zukunft zu machen.

2.

Nicht ausgetragen im eigenen mütterlichen Schooß, war das neue Italien nicht in normaler Geburt, reif und lebensvoll, zur Welt gekommen; sondern ein fremder Geburtshelfer hatte gewaltsam eingreifen müssen in den Entwicklungsprozeß, hatte mit Zange und Messer das halbreife Kind vor der Zeit an's Licht befördert. Es ging wohl nicht anders; die italienische Muttererde war zu schwach und schlaff, um in gesunden Wehen, ohne fremdes Zuthun, das neue Staatswesen zu gebären. Aber dafür bestand nun die Gefahr, daß das Kind durch den Kaiserschnitt, dem es das Dasein verdankte, für immer in seiner rechten Bildung, in seinem kräftigen Wachsthum gestört sein möchte. Sollte Italien die Spur und

Nachwirkung seiner Entstehungsweise nicht als eine ewige Erbsünde mit sich tragen, so mußte es mit um so größerer Energie sich aus sich selbst fortzuentwickeln suchen; es mußte das Gängelband abstreifen, womit der fremde Helfer seine Glieder einschnürte unter dem Vorgeben, daß es nicht auf eigenen Füßen zu stehen vermöge, es mußte zeigen, daß es auf eigenen Füßen stehe, mit eigener Lunge athme und daß sein Leben ihm selbst und nur ihm selbst gehöre.

Und selbständig genug war seine Entwicklung gewesen in jener ersten Lebensperiode, da noch Graf Cavour über ihr wachte. Der große Minister ließ die mittelst der französischen Hülfe entbundenen Kräfte sich ohne und gegen den Willen Frankreichs entfalten und wachsen.

Als aber nach Cavour's Tod Napoleon der zwar persönlich wohlwollende, aber doch Gefügigkeit heischende Vormund Italiens wurde, da offenbarte es sich, daß durch die Entwicklung zur Einheit Italien noch nicht das von seiner Geburt ihm anhaftende Gebrechen ausgewachsen hatte. Das Gebrechen saß eben tief in Mark und Bein und konnte durch das äußerliche Wachsthum nicht heilen. Wohl war die Einheit durch lediglich italienische Initiative und Kraft zu Stande gekommen; aber sie hatte nur geringen Widerstand zu überwinden gehabt, und die Anstrengung hatte wenig bewiesen für die innere Gesundheit und Stärke des neuen Staats, für seine Tüchtigkeit zu selbständiger Existenz. Diesen Beweis zu erbringen gab es nur ein Mittel. Wie das Recht junger Völker die volle bürgerliche Selbständigkeit nur dem wehrhaften Mann zuerkennt, der seine Freiheit und sein Haus mit seiner Hand zu vertheidigen vermag, so erwirken auch die Nationen das Recht der Existenz nur, indem sie zeigen, daß sie dafür zu kämpfen vermögen. Im Jahre 1859 hatten Frankreichs Soldaten für Italien gekämpft; so tapfer sich auch das kleine piemontesische Heer geschlagen hatte, seine Thaten zählten wenig neben denen des so viel mächtigeren Verbündeten; Magenta und Solferino waren französische Siege. Im Jahre 1860 erfocht Garibaldi seine leichten sicilianischen und neapolitanischen Triumphe über Italiener, und es waren Triumphe nicht der Monarchie sondern einer Partei, welche ihr Einvernehmen mit der Monarchie als einen Vertrag auf Kündigung betrachtete. Seitdem das Königreich Italien bestand, hatte das italienische Heer keine anderen Thaten vollbracht als die Niedermetzelung einiger elender Banditen und den Schuß, der den Helden der Volkslegende bei Aspromonte traf. Solche Traditionen schaffen kein nationales Heer. Italien brauchte einen Krieg, einen ernsthaften Krieg gegen einen ernsthaften Feind; erst wenn es daraus ehrenvoll hervorging, konnte es mit Selbstgefühl von sich denken, konnte es mit Vertrauen der Zukunft entgegengehen. Und

die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines solchen Krieges lebte in den Herzen; die Nation hatte ihre Finanzen zerrüttet, um Soldaten und Schiffe zu haben; die schwere Last einer übergroßen Armee war von Jahr zu Jahr unerträglicher geworden; mit Ungeduld wurde der Augenblick herbeigewünscht, da dieses kostbare Werkzeug endlich gebraucht werden konnte.

Warum es nicht gebraucht worden war, das hatte der Kriegsminister General Della Rovere im Jahre 1864 offen vor der Kammer ausgesprochen: ohne die Hülfe von Verbündeten, so hatte er gesagt, sei das italienische Heer nicht im Stande Venedig zu befreien. Das war also die seltsam widerspruchsvolle Lage Italiens, daß es einen Feldzug brauchte, in welchem seine junge Armee sich in selbständigem Kampf ihre Sporen zu verdienen vermochte, und daß es doch nicht im Stande war ohne Verbündete den Kampf gegen den Landesfeind aufzunehmen. Und das war die wunderbare Gunst des Jahres 1866, daß Italien mit einem Male einen Weg vor sich offen sah, den einzig denkbaren Weg, der aus dieser unleidlichen Lage hinaus führte und Ziel und Mittel versöhnte.

Nur des rechten Mannes am rechten Orte bedurfte es damals und Italien wäre alsbald aus dem Mündel Frankreichs eine volljährige persona sui juris geworden — eines Mannes, der verstand, daß die Befreiung Venetiens von der österreichischen Herrschaft nur der geringere Theil der Aufgabe war, daß es sich um viel Größeres als um die Erwerbung einer Provinz, daß es sich zumal um die moralische Emancipation des Staates handelte. Ein Minister, der das verstand, hätte womöglich selbst die Allianz mit Preußen anzubahnen gesucht; er hätte zum mindesten, wenn sie ohne sein Zuthun sich ihm darbot, dem Gott Italiens gedankt für seine Gnade. Dieses Bündniß, welches vor Allem die wesentliche Bedingung erfüllte, keine Allianz mit Frankreich zu sein, welches, wie die Allianz von 1859, den schwächeren italienischen Kräften die Theilnahme an den Thaten einer ungleich stärkeren und festeren Militärmacht verstattete, aber, zum Unterschied von dem Bündniß mit Frankreich, der italienischen Armee eine selbständige Kriegführung und also auch die volle Frucht des Erfolges ließ, dieses Bündniß, welches nicht der persönlichen Stimmung eines einzelnen Mannes gedankt wurde, sondern einer gegebenen historischen Situation als nothwendiges Postulat entsprang, dieses Bündniß endlich, welches Italien keine Opfer, keine Zahlung, keine dauernde Lehnsfolge auferlegte, — es entsprach so in Allem und Jedem den wesentlichen Bedürfnissen der italienischen Lage, daß man, auch wenn es nicht ausdrücklich berichtet würde,*) gern zu dem Glauben neigte, Graf Cavour

*) Bonghi, L'Alleanza Prussiana e l'Acquisto della Venezia. S. 14. Die

habe bereits einen Krieg im Bunde mit Preußen als die beste und wünschenswertheste Combination zum Zwecke der Erwerbung Venetiens in Aussicht genommen.

Allein kein Graf Cavour leitete die italienische Politik im Jahre 1866. Der große Moment fand einen kleinen Minister.

Der General Alfonso La Marmora hatte sich wirkliche und bedeutende Verdienste erworben in den fünfziger Jahren, da er als Kriegsminister in den Cabineten Azeglio und Cavour die durch die unglücklichen Feldzüge von 1848 und 1849 zerrüttete sardinische Armee neu organisirte. Er nahm damals in mehreren Stücken preußische Einrichtungen zum Vorbild, namentlich indem er nur den kleineren Theil der activen Armee in Friedenszeiten bei den Fahnen ließ. Aber nicht die äußerliche Nachahmung einzelner Theile und nicht der wichtigsten des preußischen Systems machte den Werth seiner Leistung aus, obwohl seine Lobredner späterhin darin den Beweis finden wollten, daß er für die Allianz mit Preußen prädestinirt gewesen sei. Nicht sowohl in der Organisation, welche er der sardinischen Armee gab, als in dem Eifer und der Energie, womit er die Organisation in's Werk setzte, bestand sein Verdienst. Nach den Revolutionsjahren bedurfte es eines fleißigen, mit Zähigkeit an seinen Ideen hängenden, mit emsiger Genauigkeit über deren Durchführung bis in's Kleinste wachenden Mannes, und ein solcher war La Marmora. Er verfuhr zumal mit großem Nachdruck, indem er die Armee von manch verrottetem Element reinigte, und hinwiederum stand er damals nicht an, guten Kräften von nicht piemontesischer Herkunft Aufnahme und Förderung zu schaffen. Im Krimkrieg commandirte er das sardinische Hülfscorps, konnte aber in dieser Stellung selbstverständlich nur die Eigenschaften eines tüchtigen Divisionsgenerals bewähren, und ebenso war es 1859, wo zudem die allumfassende Thätigkeit Cavour's, der das Kriegsministerium für die Dauer des Feldzugs übernommen hatte, keinen geringen Antheil an der guten Haltung der sardinischen Truppen hatte. Den Besitz höherer taktischer, strategischer, politischer Talente erwies La Marmora bei keiner Gelegenheit; wohl aber zeigte er in den wichtigsten Momenten einen engen befangenen Geist. Die Betheiligung Sardiniens am Krimkrieg — diesen ersten schöpferischen Gedanken der auswärtigen Politik Cavour's — billigte er anfangs so wenig, daß er seinen Rücktritt nehmen wollte. Im Jahre 1859 vermochte er nicht die Gründe zu begreifen, welche Cavour bestimmten, einem Garibaldi die Bildung und den Befehl eines eigenen Corps

übereinstimmenden Versicherungen, welche ich aus dem Munde mehrerer in den Gedankengang des großen Ministers eingeweihter Personen vernommen habe, beseitigen für mich jeden Zweifel hinsichtlich dieses Punktes.

anzuvertrauen. Nach Villafranca wurde er Ministerpräsident an Cavour's Stelle, der sich grollend zurückzog, und der Staat gerieth in jenes unerquickliche und gefährliche Hangen und Bangen zwischen Mögen und Nichtvermögen, zwischen Anneхiren und Nichtanneхiren, daraus ihn erst die Rückkehr Cavour's im Januar 1860 befreite. In dem neuen Ministerium übertrug Cavour das Portefeuille des Krieges dem Modenesen Fanti, dem fähigsten Offizier Italiens. Die Fanti'schen Reorganisationspläne, welche ein neues italienisches Heer der Bedeutung des neuen Staates entsprechend schaffen wollten, fanden den hartnäckigsten Widerstand bei der altpiemontesischen Militärcoterie und vor Allem bei deren Haupt La Marmora, dessen Eigensinn und Eitelkeit von keiner Neuerung wissen wollte. Cavour machte kein Hehl daraus, wie er über diese Opposition seines ehemaligen Collegen dachte; das Verhältniß zwischen beiden wurde nicht wieder gut. Nach Cavour's Tod mußte Fanti den offenen und versteckten Angriffen der Piemontesen weichen, welche, um sich seiner zu entledigen, es sogar nicht verschmähten, mit den sonst so verpönten Garibaldinern gemeinsame Sache zu machen. La Marmora aber war nun trotz seiner bescheidenen Fähigkeiten schier die erste politische Persönlichkeit Piemonts. Inmitten einer Schaar von Advocaten, Professoren, Literaten gab es außer ihm nur sehr wenige Politiker von vornehmer Herkunft; er hatte seit dem Beginn der constitutionellen Aera die höchsten Aemter bekleidet; er nahm noch die erste Stellung in der Armee ein; seine Königstreue ließ keinen Zweifel zu. Er besaß keine hervorragenden Talente; dafür rühmten die Freunde seine Biederkeit, und wie es die sektenartige Gestaltung des italienischen Parteiwesens mit sich zu bringen pflegt, die Loyalität des Generals La Marmora wurde in gewissen Kreisen legendarisch wie in einem Nonnenkloster die Keuschheit der Klosterheiligen. Allein das italienische Sprichwort sagt: Mente intera, virtù vera. Und ein enger Kopf ist kein ganzer Kopf.

Wie jene Nachahmung einiger preußischer Militäreinrichtungen hinterher als Beweis hat dienen müssen, daß kein anderer Italiener sich für ein Zusammengehen mit Preußen so wohl eignete, so hat La Marmora selbst sich viel darauf zu gut thun wollen, daß er bereits im Jahr 1861, als er den König Wilhelm zu seiner Thronbesteigung in Berlin beglückwünschte, sich über die Möglichkeit einer italienisch-preußischen Allianz zu verlässigen gesucht habe. Es ist wahrscheinlich genug, daß Cavour ihm damals eine Weisung in diesem Sinn ertheilte. Aber nichts spricht dafür, daß er von jenem Aufenthalt in Berlin einen Einblick in die preußischen und deutschen Zustände, einen Begriff von der Natur der deutschen Einheitsbewegung, von den Gründen der bisherigen Unfruchtbarkeit der preu-

ßischen Politik und von der Bedeutung der Kräfte, worüber sie verfügte, mit heimgebracht habe. In Wahrheit beschränkte sich die „Prussomanie" des Generals auf ein sympathisches Wohlgefallen an der strengen Disciplin und Ordnung des preußischen Militärwesens und an dem würdigen Ton des preußischen Hofes, dem guten Familienleben der Hohenzollern. Weit entfernt der rechte Mann zu sein für die Situation, war La Marmora unter allen italienischen Politikern der ungeeignetste.

Seine Advocaten selbst haben es uns gesagt: es gab keinen wärmeren Anhänger der französischen Allianz in Italien als den General La Marmora. Es stand für ihn fest, daß unter keinen Umständen Italien sich in eine Politik einlassen dürfte, durch welche es möglicher Weise mit dem Kaiser Napoleon in Widerspruch gerathen konnte. Aber nicht nur, daß La Marmora so den wahren Sinn und Werth einer Allianz mit Preußen nicht würdigte, so ersehnte er so wenig den Krieg gegen Oesterreich als die unentbehrliche Feuertaufe der Nation, daß er denselben vielmehr als eine höchst bedenkliche, höchst schmerzliche Operation betrachtete, welche nur im äußersten Nothfall unternommen werden durfte. Er theilte nicht das Vertrauen ganz Italiens in seine junge Armee, und lieber als der Gewalt der Waffen hätte er die Befreiung Venetiens einem gütlichen Kaufhandel verdankt. Erst wenige Wochen zur Regierung gelangt, unternahm er einen Versuch in diesem Sinn. In der Kammer sprach er am 12. November 1864 die Hoffnung aus, daß Oesterreich sich freiwillig bereit finden möchte, Venetien abzutreten; allein Frankreich und England, welche für Italien damals in Wien auf den Busch klopften, erhielten zur Antwort, daß Oesterreichs militärische Ehre ihm nicht erlaube, Venetien anders als nach einem Kriege abzutreten. Diese Antwort beirrte den General La Marmora nicht. Wie er überhaupt von einem einmal gefaßten Gedanken nicht leicht abließ, so kam er immer wieder auf sein Lieblingsproject eines Kaufs Venetiens zurück. Im Herbst 1865, nachdem bereits Unterhandlungen mit Preußen im Gang gewesen, schickte er einen Unterhändler nach Wien, der das Geschäft betreiben sollte, ja, noch Anfangs des März 1866 hätte er gern, da es auf dem Weg des Kaufs für baares Geld nicht gehen wollte, Venetien eingehandelt für Rumänien, das, so schien ihm damals nach Cusa's Sturz, an Oesterreich gegeben werden konnte. Warum der friedensseligen englischen Regierung, warum dem Kaiser Napoleon, welchem die moralische Kräftigung Italiens nicht am Herzen liegen konnte, eine Lösung der venetianischen Frage auf solchem Wege erwünscht scheinen mochte, versteht sich leicht. Aber desgleichen versteht sich, daß ein italienischer Staatsmann, welcher diese Lösung erstrebte und bevorzugte, nicht eben berufen war für eine Politik des kriegerischen

Wagemuthes, wie die Allianz mit Preußen sie bedingte. Cavour hatte an eine friedliche Abmachung bezüglich Venetiens nie geglaubt — sicherlich weil er eine solche niemals wünschte.

Aengstlichkeit war die Seele der La Marmora'schen Politik. Das Gefühl der Sicherheit, welches eine aus dem Vollen schöpfende Kraft besitzt, welches auch das mäßige Talent aus dem Glauben an eine große Sache zu gewinnen vermag, lebte nicht in dem dürren Exerciermeister, der den Boden unter sich schwanken fühlte, sobald es einen Schritt zu thun galt, dessen Spannweite nicht in den von ihm selbst gegebenen Reglements vorgeschrieben war. Und gerade diesen Mann des Argwohns und der pedantischen Regelmäßigkeit drängte die Ironie des Schicksals in neue unbekannte Bahnen, welche mit Muth und Zuversicht betreten sein wollten. Was Wunder, daß La Marmora in seiner Seelenangst sich fest an die Leine klammerte, welche allein durch die unheimliche Irrniß zu leiten vermochte. Diese Leine war das napoleonische Gängelband. Außer auf den Kaiser Napoleon, „den besten Freund Italiens," verließ La Marmora sich nur auf sein eigenes Mißtrauen, welches ihn bewahren sollte vor den unzähligen Schlingen und Fallen des dunklen Weges.

Denn freilich, dunkel genug mußte ihm der Weg erscheinen. Ihm fehlte der helle Seherblick, vermöge dessen ein Graf Cavour schon in den Jahren 1860 und 1861 den nothwendigen Werdegang Deutschlands vorausverkündigt hatte. Und selbst wenn der General La Marmora gewohnt gewesen wäre, sich über Dinge, die er selbst nicht wahrnahm, von Anderen belehren zu lassen, so fehlten die Andern, welche ihn hätten belehren können. Außer einem oder dem andern jüngeren Diplomaten, welcher in Cavour's Privatcabinet seine Schule durchgemacht hatte, merkten die italienischen Politiker noch 1865, ja noch 1866 bis zum Tage der Kriegserklärung nicht, um was es sich handelte. Doch seien wir billig! wie viele unserer deutschen Politiker, welche seit Jahrzehnten den deutschen Beruf Preußens im Munde führten, haben es gemerkt?

Erinnern wir uns, daß bis 1866 die deutschen Angelegenheiten kaum die Neugier und vollends nicht die Theilnahme der fremden Völker zu erwecken vermochten. Die deutsche Politik erschien dem Ausland als ein Tohuwabohu, daraus Niemand klug zu werden vermochte und daraus klug zu werden nicht verlohnte. Und gewiß die entschuldbarsten in ihrer Gleichgültigkeit, in ihrer Abneigung gegen die deutsche Wirrsal waren die Italiener. Sie nannten die Oesterreicher Tedeschi und wir Deutsche „im Reich" thaten wenig, ihnen den Unterschied zwischen uns und den vielstämmigen, vielsprachigen Unterthanen des Hauses Habsburg deutlich zu machen. Geduldig ertrugen wir selbst die Oberherrlichkeit dieses Hauses, und als im

Jahre 1848 zum ersten Male einem deutschen Parlamente Gelegenheit geboten ward, die Gesinnungen der Nation zu offenbaren, da ergriff die Mehrheit der Paulskirche Partei für die österreichische Zwingherrschaft in Italien. Der böse Eindruck, den dieser Jugendirrthum des deutschen Liberalismus zurückließ, hinderte die Italiener sich zu interessiren für die deutsche Einheitsbewegung, deren Unklarheit und Ungelenkheit ihrem formliebenden Auge ohnehin gar räthselhaft und ungefällig erscheinen mußte. Von dem Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen, wie er in den fünfziger Jahren immer tiefer und unversöhnlicher wurde, nahmen sie kaum etwas wahr, und im Jahre 1859 überhörten sie über dem Toben und Tosen der Ultramontanen und Großdeutschen des Südens die Stimme des deutschen Nordens, welche bereits mit großer Entschiedenheit jedes Eintreten Deutschlands zu Gunsten der österreichischen Herrschaft in Italien verwarf. War ja doch Preußen trotz des Widerstrebens der Bevölkerungen nahe daran, das Schwert zu ziehen der Radowitz'schen Doctrin zu lieb, daß der Rhein am Mincio vertheidigt werde. Wir Deutschen wissen, daß nicht Mißwollen gegen Italien, nicht die Erinnerung an Ottonen und Hohenstaufen, sondern die Erinnerung an Napoleon I., die Besorgniß vor Frankreichs Uebermacht die Männer der liberalen Aera irre zu führen drohte.*) Zu unserem Glück schloß Oesterreich lieber einen voreiligen Frieden mit Frankreich, als daß es Preußen die Führung des deutschen Bundesheeres zugestand. Daraus hätten die Italiener lernen können, einen wie viel größeren Werth das Wiener Cabinet auf die Behauptung seiner Stellung in Deutschland als auf seinen italienischen Besitz legte. Doch diese Lehre ging ihnen verloren. Napoleon erklärte, daß er den Frieden in Villafranca habe abschließen müssen, um sich nicht zugleich einen Krieg mit Preußen aufzuladen, und in den Italienern blieb die Anschauung, daß die Berliner Regierung der Sache Italiens ungünstig gesinnt sei. Und die preußische Politik, welche sich zwischen alten Scrupeln und neuen Velleitäten ängstlich hin und her wand, that wahrhaftig nichts, diese Anschauung zu berichtigen. Schon im Jahre 1860 hätte sich eine treffliche Gelegenheit geboten, Italien zu Hülfe zu kommen, und zwar nicht gegen Oesterreich, sondern gegen Frankreich. Vergebens gab Cavour zu verstehen, man möge ihm nur einen Finger reichen, damit er sich der französischen Begehrlichkeit erwehren könne. Von den übrigen Mächten im Stich gelassen, mußte er Savoyen und Nizza preisgeben. Das Ver-

*) Wie, um nachträglich noch der preußischen Politik von 1859 eine Rechtfertigung zu schaffen, haben italienische Publicisten im jüngsten Sommer der Betheiligung Italiens am Kriege Frankreichs gegen Deutschland das Wort geredet durch Berufung darauf, daß seit 1859 Italien und Frankreich „ein einziges politisches System" bildeten!

liner Cabinet zog damals vor, über das den edeln Dynastien von Modena und Neapel geschehene Unrecht zu jammern. Im October 1860 hielt der Minister Schleinitz der Turiner Regierung eine wohlgemeinte Predigt über die Unsittlichkeit ihrer Politik. Cavour begnügte sich lächelnd zu antworten, daß Preußen dereinst für das ihm von Piemont gegebene Beispiel Dank wissen werde. Obwohl bereits im Februar 1861 das preußische Abgeordnetenhaus ein Vincke'sches Amendement zur Adresse annahm, worin es seine Sympathien mit der Einheit Italiens aussprach, so zögerte doch die preußische Regierung, das neue Königreich anzuerkennen. Sie wollte, daß ihr das Turiner Cabinet erst allerlei Zusicherungen gebe, wie: daß Italien sich niemals mit Frankreich zu einem Krieg gegen Deutschland verbünden oder gar, daß es nie einen Angriff auf Venetien unternehmen würde. In Turin mochte man sich zu diesen Zusicherungen nicht verstehen, was sehr begreiflich war. Die Anerkennung erfolgte endlich im Juli 1862, weil andernfalls Preußen hinter Rußland zurückgeblieben wäre. Aber Herr von Bernstorff ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, selbst noch in der Note, welche die Anerkennung aussprach, dem Turiner Cabinet das sittliche Mißfallen Preußens mit der unregelmäßigen Aufführung Italiens kundzuthun.

Natürlich genug konnten diese preußischen Naivetäten den Italienern nicht die Verwandtschaft der deutschen Einheitsbewegung mit ihrer eigenen klar machen, und vollends mußten sie es für höchst unwahrscheinlich halten, daß die Berliner Regierung, deren Gewissen so vernehmlich schlug, als es sich blos um die Anerkennung Italiens handelte, dieses übelgeborene Kind der Revolution demnächst beim Arm fassen werde zum gemeinsamen Kriegszug gegen das alte vornehme Haus Oesterreich. Und dennoch fehlten die Zeichen nicht, welche hätten können ahnen lassen, daß sich unter der so wunderlich gekräuselten Oberfläche der preußischen Politik eine Unterströmung verberge, deren Richtung demselben Ziel zutrieb wie die Wildwasser der italienischen Revolution. Jahre bevor es ein Königreich Italien gab, 1856, bei Gelegenheit des Pariser Congresses, hatte einer der dabei bevollmächtigten preußischen Diplomaten, Graf Hatzfeldt, sich bereits mit dem Grafen Cavour offen ausgesprochen über die Identität des Verhältnisses Piemonts und Preußens zu Oesterreich, über die Gleichheit ihrer Beschwerden.*) Der preußische Gesandte, welcher dann in Turin der Geburt des neuen Königreichs beiwohnte, Graf Brassier de Saint Simon, unterhielt den Grafen Cavour in manch vertrautem Gespräch von dem Zwist, der zwischen Preußen und Oesterreich jetzt noch

*) Nicomede Bianchi, Storia della Diplomazia Europea in Italia, VII. S. 288.

im Stillen grollend einst auf offener Wahlstatt werde ausgekämpft werden. Graf Brassier war tief überzeugt, daß Preußen für diesen Kampf in dem neuen Italien einen sehr nützlichen Verbündeten finden könnte. Darum galt er der Kreuzzeitungspartei für zu italienisch und wurde von dem Turiner Posten abberufen. Doch seltsamer Weise erfolgte die Abberufung Brassier's gerade in einem Augenblicke, da das italienische Cabinet veranlaßt worden war, den Gedanken einer preußisch-italienischen Allianz für etwas mehr als den Einfall dieses oder jenes phantasiereichen Diplomaten zu betrachten.

Es war in den letzten Tagen des Jahres 1862 — an der Spitze des preußischen Cabinets stand seit einigen Monaten ein neuer Ministerpräsident, Herr von Bismarck, und in Turin hatte sich eben das Ministerium Farini gebildet — da langte plötzlich im Turiner Ministerium des Auswärtigen ein Telegramm des bei dem Berliner Hofe beglaubigten Gesandten de Launay an, worin dieser seine Regierung um die Ermächtigung anging, nach Turin kommen zu dürfen, da er höchst wichtige Eröffnungen vorzutragen habe. Die Ermächtigung wurde gegeben, de Launay eilte nach Turin und theilte den Ministern mit, daß der neue preußische Premier von der italienischen Regierung zu erfahren wünsche, welches ihre Haltung sein würde im Fall eines preußisch-österreichischen Kriegs. Die italienischen Minister antworteten, wie es sich von selbst verstand, daß Italien mit jedem Feinde Oesterreichs zusammenstehen würde.

Allein hierbei blieb es für diesmal. Wohl war der italienischen Regierung ein Wink gegeben. Sie hatte Grund zu vermuthen, daß ein neuer Zug in die preußische Politik gekommen sei, daß der Ruf, welcher dem Herrn von Bismarck vorangegangen war und ihn als einen kühnen Mann der That angekündigt hatte, nicht betrogen habe. Besser als irgendwo konnte man in Turin belehrt sein, daß der preußische Minister, welcher, kaum zur Regierung gelangt, die Oesterreicher bedeutete, nicht länger Preußens Wege in Deutschland zu kreuzen, auch zugleich an die Mittel dachte, wie er diesen so offenherzigen Rath nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen vermöchte. Doch eben die Offenheit, mit welcher Herr von Bismarck das Ziel seiner Politik ankündigte, mußte Mißtrauen erregen bei Leuten, welche immer unter dem gesprochenen Wort den stummen Hintergedanken suchen. Wenn die seltsame Aufrichtigkeit des neuen preußischen Ministers nicht die Maske einer tiefen Verschmitztheit war, so mochten wohl die in Paris Recht haben, welche den Mann zu kennen versicherten und ihn für einen luftigen Springinsfeld erklärten. Die eine oder die andere Auffassung mußte die Turiner bestimmen, auf ihrer Hut zu sein. Jene so überraschende, so wichtige Anfrage hatte man so prompt, so entgegenkommend beantwortet, — und nun ließ der preußische Premier nichts mehr von

sich hören. Warum? die Sache war verdächtig. Allerdings die Kluft zwischen Preußen und Oesterreich erweiterte sich mehr und mehr in jenem Jahre 1863, in welchem der Habsburger den König von Preußen zu der Posse des Fürstentags nach Frankfurt laden zu können glaubte. Das Turiner Cabinet bekundete damals in einer vertraulichen Circularnote vom 17. August 1863, welche den Zweck hatte, gegen die von Oesterreich vorgeschlagene Reform des deutschen Bundes zu protestiren, seine Sympathien mit der nationalen Bewegung in Deutschland, indem es ganz richtig hervorhob, daß diese Bewegung in dem österreichischen Project nicht ihr Ziel zu erkennen vermöge. Aber zu irgend einer Initiative, welche an jenen ersten Gedankenaustausch zwischen Berlin und Turin anknüpfend Preußen zum Bruche mit Oesterreich zu drängen gesucht hätte, fehlte den Italienern das Zeug. Sie fuhren fort, ihre Blicke und Botschaften nach Paris zu richten und von dort Rath und That für die Lösung der venetianischen Frage zu erhoffen. Die That blieb aus. Der polnische Aufstand entzündete nicht jenen europäischen Brand, in welchem Italien so gerne Venetien für sich geborgen hätte. Aber an Rath ließen es die Tuilerien nicht fehlen. Als jede Aussicht, daß die Westmächte gemeinsam die Befreiung Polens unternehmen würden, geschwunden war, da vertröstete Napoleon die italienischen Unterhändler, Nigra und Pasolini, auf den Streit, der zwischen Oesterreich und Preußen ausbrechen müsse. „Nous amènerons les puissances allemandes à se tirer des coups de canon,“ sagte er. Ein vielsagendes Wort, dessen Erfüllung aber durch die nächsten Ereignisse nicht eben wahrscheinlich gemacht wurde. Preußen und Oesterreich vergaßen plötzlich alle Zerwürfnisse und verbanden sich zu gemeinsamem Handeln in der Frage der Elbherzogthümer; ja, es kam den Italienern zu Ohren, daß Preußen für die Dauer des dänischen Feldzugs den österreichischen Besitzstand in Italien gewährleistet habe. Wie hätten sie jetzt noch etwas von Preußen hoffen mögen! Immer auf der Lauer, eine ihnen günstige Gelegenheit zu erspähen, wünschten sie, daß die Westmächte zu Gunsten Dänemarks die Waffen ergreifen möchten, wie sie im Vorjahre den Krieg für Polen gewünscht hatten. Jeden Krieg konnten sie brauchen, und wer immer die Großmacht sein würde, an deren Seite sie sich Venetien heimzuholen vermöchten, sie war ihnen als Verbündete willkommen. Aber der König von Preußen dünkte ihnen im Jahre 1864 der wenigst wahrscheinliche aller möglichen Verbündeten. Zwar schrieb der Gesandte de Launay von Berlin aus, daß Herr von Bismarck das Zusammengehen mit Oesterreich zur Befreiung Schleswig-Holsteins nur als eine Episode bezeichne. Und Graf Usedom, der Nachfolger des Grafen Brassier de Saint Simon, hörte nicht auf, den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich für unvermeidlich zu erklären. Aber die ita-

lienischen Politiker waren die letzten, an Nothwendigkeiten zu glauben, die sich nicht mit Händen greifen ließen. Sie konnten allenfalls bewundernd staunen vor der unergründlichen Tiefe der napoleonischen Politik, welche verhieß, einen Krieg zwischen den beiden Mächten herbeiführen zu wollen. Allein derartige weitausschauende Speculationen waren eben nur einem so weisen und so mächtigen Fürsten gestattet. Daß seine geheimnißvollen Entwürfe in Erfüllung gehen möchten — Italien konnte sich nichts Besseres wünschen. Ein Krieg in Deutschland war eine so günstige Gelegenheit als irgend eine andere zum Erwerb Venetiens, und Italien hätte sie nicht verpaßt. Aber wo stand geschrieben, daß der Krieg ausbrechen müsse, daß er bald ausbrechen müsse? Kleine Leute leben klug und bescheiden am Tag den Tag und können nicht ihre Pläne auf lang hinaus entwerfen. Und die maßgebenden italienischen Politiker besaßen das Bewußtsein der Kleinheit Italiens in vollem Maße.

Preußen und Oesterreich hatten schon einmal, in Olmütz, ihren Frieden geschlossen, ehe der Krieg ausgebrochen war. Wer wollte verbürgen, daß es nicht immer wieder so käme? Wenn die Eifersucht groß war, welche die beiden Mächte trennte, wieviel stärker erschienen nicht die Bande, wodurch sie zusammengehalten wurden: Bande des Blutes, der Freundschaft, der Bundesgenossenschaft, verwandte Dynastien, gemeinsame Traditionen, Uebereinstimmung der ihre Politik tragenden conservativen Grundsätze. Man muß sich vergegenwärtigen, wie schwer es der ungeheuren Mehrheit der Deutschen, der Preußen fiel, sich in den Gedanken des blutigen Austrags mit Oesterreich zu finden, und man wird den Italienern es nicht als Sünde anrechnen dürfen, daß sie die Nothwendigkeit des Krieges nicht sahen. Graf Cavour hatte sie gesehen, weil er ein wirklicher Staatsmann war, welcher wußte, daß Machtfragen ihre Lösung von der Macht des Schwertes empfangen, weil er begriff, daß der nationale deutsche Staat nicht auf anderem Weg, nicht durch andere Mittel hergestellt würde als durch welche Italien hergestellt worden. Aber wie unsere deutschen Liberalen hofften, eines schönen Tages die deutsche Einheit mit dem Hauch ihres Mundes, mit Reden und Singen zusammenkitten zu können, so gefiel es den Italienern nicht, des Antheils zu denken, welchen die gezogenen Kanonen genommen bei der Befreiung Italiens. Es dünkte ihnen würdiger, großherziger, freisinniger, Italien als eine Schöpfung der Idee, jener plötzlich in der Welt erschienenen modernen Idee der Nationalität und der Selbstbestimmung der Völker zu betrachten. Diese unserem demokratischen Sentimentalismus so geläufige Geringschätzung der schnöden materiellen Gewalt liegt eigentlich keiner Weltanschauung ferner als der realistischen der Italiener, welche am allerwenigsten der Versuchung ausgesetzt ist, die Macht der Idee zu über-

schätzen. Allein einmal hatte sich die liberale Phrase in Italien wirklich als ein nützliches Instrument bewährt, und zweitens fühlte man sich an realer Macht gar schlecht bestellt. So bildete man sich denn ein oder betheuerte doch, Italien sei in Kraft eines neuen Rechtes entstanden, und vergaß ganz, daß auch das alte Recht der Kraft mitgethan hatte. Von den neuen staatenschaffenden Ideen der Nationalität und der Freiheit meinten nun die Italiener in Deutschland nichts zu gewahren. Sie sahen nicht, daß im Wesen die Dinge nördlich der Alpen gerade so lagen wie in Italien, daß der hemmende Einfluß Oesterreichs auf die deutschen Dinge so gut eine Fremdherrschaft war, als seine Stellung auf der Halbinsel, daß Preußen dieselbe Veranlassung und dasselbe Recht hatte Oesterreich zu bekriegen wie Sardinien. Der Unterschied der deutschen und der österreichischen Culturzustände war ihnen unbekannt; sie hätten sehr verwundert aufgehorcht, wenn Jemand ihnen erzählt hätte, daß, was die geistige und moralische Atmosphäre angeht, Wien und Neapel eher als Städte eines und desselben Landes gelten durften, denn Wien und Berlin; vollends der Gegensatz zwischen der staatlichen Gesundheit Preußens und dem Siechthum Oesterreichs entging ihnen. Der liberale Zeitungsleser las alltäglich, daß in Preußen so wenig als in Oesterreich der Liberalismus gute Tage habe; das genügte, die beiden derselben Verachtung werth zu halten. Daß die neuen freisinnigen Institutionen Sardiniens ungleich mehr für Italien geleistet als seine alte Monarchie und Armee, wurde nicht bezweifelt. Wie hätte man nun in dem preußischen Staat den Doppelgänger Piemonts erkennen mögen, in Preußen, wo der König eine widerspenstige Kammer nach der anderen auflöste, wo ein verhaßter Minister den heiligsten Sätzen des freiheitlichen Katechismus Hohn sprach, wo die Abgeordneten wegen ihrer in der Kammer gehaltenen Reden verfolgt und verurtheilt wurden! In Sardinien hatten sich König und Hof, Verwaltung und Heer, Parlament und Volk um dieselbe Fahne der Freiheit und des Fortschritts geschaart. In Preußen kämpften die liberalen Mittelklassen einen vergeblichen Kampf gegen den Absolutismus des Hofs, gegen den gewaltthätigen Uebermuth der Minister, gegen den reactionären Geist der Verwaltung, gegen die Macht der bevorrechteten Stände, des Adels, der Armee. Und diese preußische Regierung, während sie so im Innern jedem freiheitlichen Streben feindlich gegenüberstand, leistete den Russen Vorschub bei der Bewältigung des polnischen Aufstandes und zertrat dann in Gemeinschaft mit Oesterreich das kleine heldenmüthige Dänemark. Die Italiener, gewohnt an die Anschauung, daß der Mächtige im Streit mit dem Schwachen Unrecht haben müsse, vermochten natürlich in dem Krieg für die Herzogthümer keinen nationalen Befreiungskampf zu sehen. Und als dann zwischen den Siegern der Streit ausbrach um den Besitz der

befreiten Provinzen, da herrschte die in ganz Europa gäng und gäbe Auffassung auch in Italien vor: zwei Räuber zankten sich um die ungerechte Beute.

Diese Auffassung hat die Italiener freilich nicht gehindert, sich schließlich mit dem einen der beiden Räuber gegen den andern zu verbünden. Sie hätten sich mit dem Teufel selbst verbunden, so pflegten sie damals zu sagen, und zudem empfahl ihnen ihr Schutzengel Napoleon das Bündniß. Aber es leuchtet ein, welchen Sinn sie von vorn herein der Allianz mit Preußen beilegten — den Sinn einer gemeinschaftlichen Speculation zweier Geschäftsleute, deren jeder die Gunst einer augenblicklichen Conjunctur zu benutzen sucht, um für sich den größtmöglichen Gewinn heimzutragen, ohne sich viel darum zu kümmern, ob und wie der Partner zu seinem Theile kommt. In den Augen der Italiener verband sie kein höherer Zweck, kein dauerndes Interesse, kein tieferer Bezug mit Preußen. Zwischen der Sache Italiens und dem Abenteuer, in welches Herr von Bismarck das preußische Volk gegen dessen Willen hineintrieb, sahen sie keine innere Verwandtschaft. Nicht mit einer Nation, sondern mit einem Manne meinten sie sich zu verbünden, mit einem Manne, dessen Willkürgewalt jeden Tag unter dem allgemeinen Hasse zusammenbrechen konnte, und auf dessen Treue und Glauben nicht mehr Verlaß war, als auf das Wort eines Spielers und Ränkeschmieds. Diese Anschauung herrschte ganz allgemein vor, bei den Radicalen so gut als bei den Gemäßigten. Ja, die Radicalen, welche nach der Hand so zärtlich für Preußen wurden, sie gerade, treu ihrer Gewohnheit, aus jedem Holz sich ihre oppositionellen Pfeifen zu schneiden, zeterten wider irgend welche Gemeinschaft mit dem Unhold Bismarck und verklagten die Regierung, unter der preußischen Allianz der Himmel weiß welche freiheitsfeindlichen Anschläge zu verbergen. Die Bedenken der gemäßigten Partei waren anderer Art; sie fürchtete, daß das gutmüthige Italien von dem unzuverlässigen Associé im Stich gelassen, betrogen, preisgegeben werden möchte. Selbst die in den Gang der diplomatischen Verhandlungen Eingeweihtesten wollten nicht an den Ausbruch des Krieges glauben, solange er nicht in der That ausgebrochen war. Unfähig, in dem deutschen Streit etwas Anderes zu sehen als den Zank um die dänische Beute, meinten sie immer, der Einsatz wäre zu gering, als daß die Zankenden darum das gefährliche Spiel des Krieges wagen würden. Der erste Publicist Italiens, Ruggiero Bonghi, nicht sowohl das Sprachrohr als das Orakel der wichtigsten Gruppe der gemäßigten Partei, der Consorteria, schrieb zu Ende Februar 1866 in dem politischen Monatsbericht der „Nuova Antologia:“ „Wo findet sich in der Frage der Herzogthümer ein so überwiegendes Interesse für Oesterreich, daß es darum sich den äußersten Gefahren aussetzen und sein Leben zu

die Schanze schlagen möchte?" Und wie die Italiener nicht begriffen, daß Oesterreich in Schleswig-Holstein die Kleinstaaterei und so die eigene Fremdherrschaft in Deutschland vertheidigte, so sahen sie nicht, daß der Hader über das Loos der Herzogthümer nur eben den Anlaß vorstellte, wobei der längst glosende Streit zwischen Preußen und Oesterreich zu lichter Lohe entbrannte, daß aber, selbst wenn Oesterreich in dieser Frage hätte nachgeben wollen und können, der Streit damit nicht aus der Welt geschafft war. Bis zuletzt argwohnten die Italiener, daß Preußen sich Italiens nur bedienen wolle, um Oesterreich zu schrecken, bis zuletzt hielten sie es für möglich, die beiden Mächte könnten sich auf Italiens Kosten vergleichen. Der Stimmung, welche durch die politischen Kreise von Florenz ging, gab Bonghi Ende März 1866 einen charakteristischen Ausdruck, — und diese Stimmung hielt noch an, als der Allianzvertrag schon längst unterzeichnet war. „Sicherlich," so schrieb Bonghi im Aprilheft der „Nuova Antologia," „die europäische Macht, wer immer sie sei, irrt nicht, die da glaubt, daß sie in einem Krieg gegen Oesterreich an uns Freunde und Beistände finden würde. Doch bis zur Stunde sehen wir nicht auf Seiten Italiens und noch viel weniger auf Seiten Preußens die Geneigtheit zu einer wahren Allianz, zu einer Allianz, welche sich nicht zu lösen hätte, als wenn jede der beiden Mächte ihren Zweck erreicht hätte: wir glauben auch nicht, daß eine der beiden Regierungen in die andere das Vertrauen setzt, dieselbe werde nach dem Abschluß der Allianz den Vertrag bis zuletzt halten. Vielmehr nehmen sich die beiden aus wie zwei Personen, welche sich zuäugeln und mit den Ellenbogen anstoßen; jede der beiden meint eben, die andere könnte ihr recht gut die Kastanie aus dem Feuer holen, ohne daß sie selbst sich die Finger verbrennte. Aber wenn sie erst die eigene Kastanie herausgekriegt, würde sie sich darum kümmern, ob die der anderen noch drin bliebe? Keine der beiden möchte wohl schwören, daß sie sich darum Gedanken machen würde. Nun ist aber die Kastanie Preußens viel leichter aus dem Feuer zu holen als die unsere; und eine allzugroße Beflissenheit, welche wir zeigten, den Preußen zu Hülfe zu kommen, könnte ihnen mehr nützen als uns."

Allerdings finden sich auch hie und da und zumal gerade in den Schriftstücken, welche aus dem Florentiner auswärtigen Amte hervorgingen, einzelne Aeußerungen, aus denen ein anderer Geist spricht, welche glauben lassen könnten, daß die italienische Regierung die tiefere Bedeutung, die innere Nothwendigkeit des deutschen Krieges gewürdigt habe. In der Depesche, worin der General La Marmora am 3. April 1866 seine Unterhändler in Berlin zur Unterzeichnung des Vertrages mit Preußen ermächtigt, spricht er von dem bevorstehenden Unabhängigkeitskrieg, den *Italien zu* kämpfen hoffe an der Seite der Macht, welche die Zukunft

des deutschen Volkes vorstelle. „Wir werden gerne," heißt es in der Depesche, „Preußen helfen, den Anschlägen Oesterreichs Widerstand zu leisten, dadurch, daß es sich entschlossen an die Spitze der deutschen Nationalpartei stellt, daß es das von der Nation seit so langer Zeit ersehnte Parlament zusammenberuft, und in Deutschland nach dem Beispiel Italiens den Fortschritt der liberalen Einrichtungen mittelst des Ausschlusses Oesterreichs sichert."

Man hat diese Sprache Italiens später tadeln wollen als Selbstüberhebung.*) Mit Unrecht! So in der That ziemte es sich zu reden für die Nachfolger Cavour's. Leider aber lebte der Gedanke Cavour's nur fort in dem jungen Diplomaten (Albert Blanc), welcher während des Jahres 1866, als Vorstand des La Marmora'schen Gabinetto particolare, die diplomatischen Correspondenzen redigirte. Dem Minister, welcher die Correspondenzen unterzeichnete, kam es nur allzuwenig in den Sinn, für Italien einen Antheil an der Gründung des deutschen Staates zu beanspruchen. Eine so weite Auffassung des Wechselverhältnisses zwischen Italien und Preußen paßte nicht in die engspurigen Geleise des Generals La Marmora. Ihm mußte die hochstrebende Denkweise seines Cabinetssecretärs als eitel Poesie erscheinen. Er lief keine Gefahr, sich durch solch einen jugendlichen Schwarmgeist beeinflussen zu lassen. Er wollte überhaupt jeden Einfluß fern halten und nur dem eigenen soliden Kopfe folgen, welcher, dessen war er sicher, ihn zu keinen unbesonnenen Streichen verleiten würde. Wohl aber mußte, eben weil Uebervorsicht das Wesen des Ministers ausmachte, er sich durch das Mißtrauen, welches die ganze ihn umgebende politische Welt der Allianz mit Preußen entgegenbrachte, zu doppelter Vorsicht, zu doppeltem Mißtrauen gemahnt fühlen. Bezichtigten ihn doch schon die Radicalen, daß er wohl gar im Einverständniß mit Bismarck einen verwegenen Staatsstreich gegen die italienische Verfassung führen wolle. La Marmora prüfte sich gewissenhaft Herz und Nieren und fand, daß er keinerlei derartige finstere Absichten hegte. Allein die grundlose Beschuldigung lehrte ihn, in welch schlimmen Verdacht ein verfassungstreuer Ehrenmann durch den Verkehr mit einem Bismarck gerathen konnte. Auf der anderen Seite die Männer der Rechten, die „Consorten," welche ihm, dem Piemontesen, nicht gar grün waren, ließen's nicht an Achselzucken und Kopfschütteln fehlen; sie murmelten: das Schönthun mit diesem Preußen, welches offenbar Italien doch blos bei der Nase herumführe, werde nur den einen Erfolg haben, das gute

*) In einem, wie es scheint, preußische Anschauungen spiegelnden Aufsatze von Calonne in der Revue Contemporaine: „Les Affaires d'Allemagne et d'Italie en 1866." October und November 1868.

Verhältniß zu Frankreich zu lockern. Diese Unterstellung war so thöricht als die andere, mußte aber den General noch viel tiefer kränken — ihn, der sich unfähig wußte, auch nur in Gedanken der französischen Freundschaft Abbruch zu thun, ihn, der mit solcher Ergebenheit und Inbrunst in dem Kaiser die Vorsehung Italiens verehrte! Nein, die Herren Consorten durften ruhig sein! In ihren Händen wäre die französische Allianz nicht besser geborgen gewesen. General La Marmora war der letzte, der für eine zeitweilige Beziehung zu Preußen das dauernde Verhältniß Italiens zu seinem natürlichen Verbündeten, die Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft seiner auswärtigen Politik, die Bürgschaft seines inneren Friedens und Gedeihens auf's Spiel setzte. Doch La Marmora wußte, daß der Kaiser Napoleon, weit entfernt, die Verhandlungen mit dem Berliner Cabinet ungern zu sehen, dieselben vielmehr billigte, wünschte, ermuthigte. Und einem so großmüthigen Freund, der so zu sagen selbst die Hände Italiens in die Preußens legte, dem hätte La Marmora mit Undank lohnen, hätte ihm, dem alten, den neuen Freund vorziehen können!

Zu all diesen Gründen kam aber noch ein anderer und wahrhaftig kein kleiner, welcher es dem italienischen Ministerpräsidenten zum Gebote machte, die italienischen Geschicke mit den preußischen nicht inniger zu verknüpfen, als es eben schlechterdings nothwendig war. Er selbst wäre vielleicht geneigt gewesen, mit ziemlicher Achtung von einer Armee zu denken wie der preußischen, welche ein so schönes Beispiel militärischer Zucht und Ordnung vorstellte. Aber in Paris, wo doch die berufensten Richter saßen, spottete man über die preußische Linie, lauter junge ungeübte Rekruten, und nun vollends über jene „Nationalgarde," die Landwehr. Solch ein Heer, so war man dort, an dem maßgebendsten Orte, überzeugt, solch ein Heer könne nimmer den Oesterreichern Stand halten, jenen Oesterreichern, welche bei Magenta und Solferino den ersten Soldaten der Welt zu schaffen gemacht. Mit den Rathschlägen, welche von Paris nach Florenz gingen und welche den Italienern empfahlen, die Gelegenheit des Streites zwischen Preußen und Oesterreich für ihre eigenen Zwecke zu benutzen, langten zugleich ernsthafte Warnungen an, man möge kein blindes Vertrauen in die Erfolge der preußischen Waffen setzen. Diese Warnungen gingen nicht verloren. Die Italiener hielten sich von vorneherein überzeugt, daß ohne sie, ohne Verbündete, die Preußen es keinenfalls wagen könnten, den Oesterreichern den Krieg zu erklären. Wenn man in Florenz die Geschichte hätte befragen wollen, so würde Friedrich der Große freilich eines Besseren belehrt haben. Aber es war so viel einfacher, sich die Begriffe von der Macht Preußens fertig, klar und unumstößlich aus Paris zu verschreiben. Die abfällige Meinung von der Bedeutung der preußischen

Kriegsmacht*) hatte aber nicht nur zur Folge, daß man in Florenz sich einredete, Preußen bedürfe Italiens in jedem Fall und sei also diesem schon zu großem Danke verpflichtet, wenn dasselbe sich überhaupt zu einem Bündniß hergebe — eine Auffassung, welche dem Selbstgefühl der Italiener wohlthat —, sondern man fand es auch zugleich ganz natürlich, daß Italien seine eigene gute Sache nicht im Interesse eines Verbündeten von so zweifelhaftem Werthe und so zweifelhaften Aussichten bloßstellen dürfe — eine Anschauung, wie sie der Behutsamkeit des Generals La Marmora und der maßgebenden Partei nahe lag.

In diesem Geiste verhandelte der italienische Minister über die Allianz, bereitete der General den Feldzug vor. Doch noch ehe wir in das Einzelne der Verhandlungen hineinschauen, ahnen wir, daß eine derartige Politik nicht angethan war, den Segen zu ernten, den das Bündniß mit Preußen im Schooße trug. Der publicistische Stimmführer der herrschenden Partei schrieb in einem bereits erwähnten Aufsatz, zu Ende März: „Der Krieg ist Balsam für Italien. Der Krieg wird den Strom des italienischen Lebens, der zu versumpfen droht, wieder bewegen und beleben. Der Sieg, der unsere Waffen begleitete, wäre Anfang und Anzeichen einer neuen unerhörten Lebenskraft.“ Aber der Sieg ist ausgeblieben nach dem alten Satz, daß das Glück den Muthigen gehört: die Staatsmänner der Seelenangst, welche Italiens Geschicke leiteten, die Politiker, welche Rathschläge schwachmüthiger Berechnung flüsterten, dürfen sich nicht wundern, daß die erhoffte Lebenskraft nicht die von ihnen ängstlich eingeschnürten, eingewickelten Gliedmaßen der Nation durchdrang.

Heinrich Homberger.

---

*) Wie völlig diese Meinung auch zumal die militärischen Kreise Italiens beherrschte, bezeugt Oberst Corsi in seinem vor Kurzem erschienenen politisch-militärischen Buche: „1844—1869 — Venticinque Anni in Italia.“ Im zweiten Bande S. 82, wo er die Stimmung der italienischen Armee vor Beginn des Krieges schildert, heißt es: „Die Nachrichten aus Deutschland lauteten wirr und wenig versprechend. Es schien, daß unsere preußischen Freunde keine große Lust hatten, von den Worten zu den Thaten zu schreiten. Hoffentlich hatte sich unsere Regierung nicht fortreißen lassen, irgend welche nicht wieder gut zu machende Unklugheit zu begeben, in Folge deren wir uns allein aus der Klemme hätten ziehen müssen wider die gesammte Macht Oesterreichs. Kam es aber wirklich in Deutschland zum Klappen, so wünschten wir, daß Preußen mindestens so lange zu widerstehen vermöchte, bis wir einen gehörigen Sieg in Venetien erlangt und das Festungsviereck ein bißchen anzubohren vermocht hätten. Ein guter Anfang thut uns sehr Noth. Daß die Preußen in wenigen Tagen bis zu den Thoren Wiens gelangen würden, dachte Niemand, während wir im Gegentheil nicht durch die Nachricht überrascht worden wären, daß die Oesterreicher in Berlin eingezogen seien. Der General La Marmora war schier der einzige, welcher Vertrauen hatte in die militärische Macht Preußens gegenüber Oesterreich. Die öffentliche Meinung hatte bei uns die Allianz sich gefallen lassen als eine Diversion und nichts weiter, in Ermanglung von etwas Besserem. Wenn Preußen sich opfern will, so sagten wir, gut! uns ist's ganz recht: vorausgesetzt nur, daß es uns dann nicht mittendrinnen im Stich läßt.“

Die Anfänge der Hansa in ihrem historischen Zusammenhange.

Wir sind doch ziemlich weit von den Zeiten entfernt, wo ein Goethe, unter Sprüchen voller Lebensweisheit, notiren konnte: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.“ In allen Jahrhunderten freilich ist die Erinnerung an die einstige Größe des Vaterlandes von nicht geringer Bedeutung für das Leben und den Aufschwung der Völker gewesen. Allein es sind nicht selten einzelne Momente, die gar nicht einmal im geschichtlichen Zusammenhang aufgefaßt zu werden pflegen, ja die oft sogar ganz unhistorisch sind, welche alsdann in Betracht kommen. Es ist keine Geschichte, sondern ein Mythus, in dem das wackere Ringen vieler Menschenalter personificirt wird, wenn die Schweizer sich durch die aus dem Norden eingetragene Tellsage begeistern lassen. Die Volksthümlichkeit prägt sich auch in einer derartigen geschichtlichen Tradition und ihrer Verwerthung aus. Sich selbst haben die Franzosen, in gänzlicher Verkennung der gegebenen Verhältnisse, die Geschichte des Aufgebots in Masse im Jahr 1792 zurechtgelegt: und jetzt ist diese längst als ganz unrichtig erwiesene Auffassung ein Theil ihres nationalen Lebens geworden. Die eigenthümliche Selbstüberhebung des französischen Volkes hat hier ein historisches Ereigniß in eine Form eingekleidet, die das ganze Volk wieder und wieder mit Enthusiasmus erfüllt, während von Geschichte, als der einfachen Darlegung und Entwicklung der bezüglichen Verhältnisse, dabei gar keine Rede sein darf: sie würde sonst das ganze Schaumgebäude über den Haufen werfen.

Wäre es richtig, daß in jener moralischen Wirkung der Hauptwerth der Geschichte bestände, so könnte eine wissenschaftliche Beschäftigung mit letzterer in den überwiegend meisten Fällen geradezu gegen ihren Zweck und ihr eigenes Interesse sein. Indem der Historiker die Einzelheiten feststellt und ihre Bedeutung durch Darlegung des causalen Zusammenhanges erklärt, muß er nur zu häufig Illusionen vernichten, welche einem unklaren Patriotismus zur Stütze dienen. In der That könnten wir, wenn der Hauptwerth der Geschichte darin bestände, Enthusiasmus zu erwecken, kaum wünschen, daß ein allgemeiner Eindruck durch sorgfältige Einzelforschungen begründet oder gereift würde. Doch weiß heute ein Jeder, und jedes Zeitungsblatt legt Zeugniß davon ab, daß der Nutzen der Geschichte für die Gegenwart ein weit tiefer greifender ist. Das Verständniß des Wesens der gegenwärtigen Dinge kann allein aus ihrem

Werden, durch die Geschichte, gewonnen werden. Der Geschichte hohe Aufgabe ist es, den Besitz und die Entwicklung der intellectuellen und moralischen Kraft eines Volkes darzulegen; und darin ist die nationale Bedeutung jeder Erforschung der Vergangenheit, sowol der Licht- als der Schattenseiten, begründet. Wäre es anders, würde es kaum begreiflich sein, wie ein so wichtiges, aber doch so trockenes historisches Werk, als das wovon wir reden wollen, gerade jetzt erscheinen und seit langen Jahren die Arbeitskraft einer ganzen Reihe von Männern in Anspruch nehmen konnte.

Der erste Band der Hanserecesse ist „auf Veranlassung und mit Unterstützung des Königs von Baiern durch die historische Commission bei der Akademie der Wissenschaften in München" herausgegeben. Seit vielen Jahren ist in wissenschaftlichen Kreisen dieser Publication entgegen gesehen. Aber es waltete, während sie mit Eifer betrieben wurde, ein eigener Unstern über dem wichtigen Unternehmen. Nicht etwa daß, wie bei der nahe verwandten Herausgabe der Reichstagsacten, kein Abschluß der Vorarbeiten gefunden werden konnte: der Tod entriß die rüstigsten Förderer der Sache. Angeregt wurde dieselbe schon im September 1859 durch Lappenberg, der, gleichsam ein Nachfolger von Historikern des 11. und 16. Jahrhunderts, von Adam von Bremen und Albert Kranz, epochemachend für die Geschichte des deutschen Nordens, und, von ihr ausgehend, für den Norden Europas überhaupt wirkte. Er überwachte und leitete sodann auch die ersten weitläufigen Vorarbeiten, welche Junghans ausführte, um sie bald selbständig und in größerem Umfange weiter fortzusetzen. Mit unermüdlichem Eifer und nicht geringem Erfolg wurden von ihm die Archive der großen und zahlreicher kleiner Städte im gesammten Norddeutschland, in Holstein, Pommern, Preußen, in Brandenburg, Niedersachsen, Westphalen, auch über Deutschland hinaus in Holland, Dänemark, in England und bis nach Schweden hin durchsucht, um die noch lebendigen Zeugen des großen deutschen Städtebundes dem Staub und der Vergessenheit zu entreißen.

Schon konnte Junghans an den Beginn der Publication denken, als ihn im Januar 1865 ein frühzeitiger Tod seiner großen Arbeit und einer vielversprechenden Thätigkeit entzog. Nun beruhte wieder auf Lappenberg's Förderung die Hoffnung, das Unternehmen fortgeführt zu sehen. Aber auch ihn entriß uns, schon im November desselben Jahres, der Tod. Kein Ersatz bot sich zunächst für seine Fülle von umfangreichen Kenntnissen so verwickelter Verhältnisse mannigfacher Art dar, wie die Hansageschichte sie aufzuweisen hat. Vorübergehend nur arbeitete sich Frensdorff in die Sache ein. Dann aber konnte sie endlich, durch Vermittlung von

Waitz, der großen Antheil an der Ausführung des Unternehmens hat, im Herbst 1868 in die Hand von Karl Koppmann gelegt werden. Ihm verdanken wir nun diese hochwichtige Publication: die lesenswerthe Einleitung mit dem Rechenschaftsbericht über Textkritik und die Beschaffenheit des Materials; die klare sachliche Darlegung über die Anfänge der Hansa, ein Schlüssel zum Verständniß und ein Hinweis auf den reichen Inhalt der Acten; endlich die saubere Vorlegung dieser selbst, wobei auch sorgsam Maß gehalten wurde, sowol in der Wiedergabe orthographischer oder stylistischer Willkürlichkeiten der Schreiber, als auch in der Häufung der Noten, in welche Herausgeber von Urkunden nur gar zu gern, — wieder dürfen hier die Reichstagsacten genannt werden, — allerlei Ballast, oft besonders kleine Nachrichten aufspeichern, in deren Besitz ein jeder ist, der die von ihnen dargebotenen Materialien zu verwerthen weiß.

Es ist merkwürdig, wie gleichsam ein Hauch großer, gleichzeitiger politischer Bestrebungen auch in solche wissenschaftliche Arbeiten dringt. Bei anderen Nationen pflegen umfangreichere Quelleneditionen überwiegend von Staats wegen ausgeführt zu werden. Ihre Art und Weise ist dann oft ohne weiteres die Vorlage für alle ähnlichen Arbeiten geworden. Und man kann nicht sagen, daß diese dadurch, wie zuweilen z. B. in England geschehen, durchweg an Werth verloren: der École des Chartes verdankt Frankreich nicht nur seine ausgezeichnetsten Urkundenbücher, sondern auch die Gleichmäßigkeit mit der dieselben sehr zweckmäßig gearbeitet sind. In Deutschland ist bisher, — und der Himmel mag geben, daß es so bleibt, — die Herausgabe geschichtlicher Quellen ganz überwiegend der Fürsorge Privater oder einzelner Corporationen überlassen. Manche Städte und Landschaften gaben Zuschüsse: aber sie waren hier dann nicht weniger Private als einzelne Fürsten, — allen voran, mit Dank sei es erwähnt, der König von Baiern, — welche Geld zur Verfügung stellten und es auch an Aufmunterung nicht fehlen ließen. Die Arbeiten selbst aber wurden durchweg, sogar wenn Staaten, wie bei den Monumenta Germaniae Historica, Mittel dazu beisteuerten, keineswegs von Staats wegen nach bureaukratischer Schablone ausgeführt: vielmehr blieb das Einzelne immer dem Gelehrten überlassen, der die Sache zu leiten hatte. Nun stellte sich aber bei dem immer größeren Umfange der Quellenpublicationen eine schlimme Folge solcher Einzelunternehmungen heraus. Wenn auch die Monumenta in vielfacher Weise auf Gleichartigkeit der Editionen hinwirkten, so traten dieselben doch bald so, bald so an's Licht: bis die Sache vor einigen Jahren zur Sprache kam. „Wie soll man Urkunden ediren?" hieß es da: und bald bekannten sich die Herausgeber vieler der wichtigsten Urkunden-

bücher zu den Grundsätzen, die in dieser Erörterung von verschiedenen Seiten Beifall erhalten. Auch die vorliegende Publication legt ein erfreuliches Zeugniß für diese Verständigung über eine wünschenswerthe Einheit in wissenschaftlichen Bestrebungen der vaterländischen Geschichtsforschung ab.

Ein, auch durch die äußere Ausstattung stattlicher Band des im Verlag von Duncker und Humblot in Leipzig erscheinenden Werkes liegt nun vor uns. Er enthält die Acten der bekannten Hansatage bis zum Frieden von Stralsund im Jahr 1370. Von je war bei der Publication immer strenge Beschränkung auf das rein urkundliche Material beabsichtigt. Und auch bei diesem findet noch eine Aussonderung statt. Nur insoweit es sich auf die allgemeinen Verhältnisse bezieht, findet es Berücksichtigung. Zahlreiche Urkundenbücher, vor allem die Lübecker und das Mecklenburger, behalten daher, trotz dieser „Hansarecesse," auch für die Hansageschichte ihren vollen Werth, obwol dieser erste Band mit der von Waitz verfaßten Vorrede, sowie der Einleitung und dem sorgsamen Register von Koppmann, fünfundsiebzig Bogen stark ist. Eine unermeßliche Fülle von Material liegt eben für diese denkwürdige Zeit deutscher Geschichte vor. Was würde K. F. Eichhorn sagen, der bereits über das hansische Urkundenbuch von Sartorius bemerkte: „Daß sich dieser reiche Vorrath zusammenbringen lasse, hätte niemand gehofft!"

Wir verdanken aber die Fülle des Materials denselben Kräften und Erscheinungen, die die Hansa ermöglicht, sie in's Leben gerufen, und sie auf die Höhe der Macht gehoben haben.

Im 12. und 13. Jahrhundert vollzog sich innerhalb unseres Culturkreises eine so gewaltige Veränderung, daß sie nur in unseren Zeiten ihres Gleichen hat. Indem sich die abendländische Cultur weit nach Osten und Norden ausdehnte, gingen ihre großen Besitzthümer aus der alten Welt jetzt erst, nach vielen Jahrhunderten, als ein volles, freies Eigen auf die neuen Nationen über. Die sind damit zu einem Abschluß ihrer Bildungen gekommen. Der wirthschaftliche, ja der gesammte politische und sociale Zustand aller Länder und Staaten wurde verändert, indem endlich in dem Verkehr ein längst aus dem Alterthum gekannter allgemeiner Werthmesser zur anerkannten und durchgreifenden Geltung kam. Jetzt erst konnte die Arbeit des Einzelnen absehen von der unmittelbaren Erwerbung der Bedürfnisse des Lebens: sie konnte sich hinfort frei bewegen, da der Umsatz in das allenthalben verwendbare Tauschmittel des Geldes sie von der Gebundenheit an die Scholle befreite. Es löste sich die Schroffheit der alten

schätzen. Allein einmal hatte sich die liberale Phrase in Italien wirklich als ein nützliches Instrument bewährt, und zweitens fühlte man sich an realer Macht gar schlecht bestellt. So bildete man sich denn ein oder betheuerte doch, Italien sei in Kraft eines neuen Rechtes entstanden, und vergaß ganz, daß auch das alte Recht der Kraft mitgethan hatte. Von den neuen staatenschaffenden Ideen der Nationalität und der Freiheit meinten nun die Italiener in Deutschland nichts zu gewahren. Sie sahen nicht, daß im Wesen die Dinge nördlich der Alpen gerade so lagen wie in Italien, daß der hemmende Einfluß Oesterreichs auf die deutschen Dinge so gut eine Fremdherrschaft war, als seine Stellung auf der Halbinsel, daß Preußen dieselbe Veranlassung und dasselbe Recht hatte Oesterreich zu bekriegen wie Sardinien. Der Unterschied der deutschen und der österreichischen Culturzustände war ihnen unbekannt; sie hätten sehr verwundert aufgehorcht, wenn Jemand ihnen erzählt hätte, daß, was die geistige und moralische Atmosphäre angeht, Wien und Neapel eher als Städte eines und desselben Landes gelten durften, denn Wien und Berlin; vollends der Gegensatz zwischen der staatlichen Gesundheit Preußens und dem Siechthum Oesterreichs entging ihnen. Der liberale Zeitungsleser las alltäglich, daß in Preußen so wenig als in Oesterreich der Liberalismus gute Tage habe; das genügte, die beiden derselben Verachtung werth zu halten. Daß die neuen freisinnigen Institutionen Sardiniens ungleich mehr für Italien geleistet als seine alte Monarchie und Armee, wurde nicht bezweifelt. Wie hätte man nun in dem preußischen Staat den Doppelgänger Piemonts erkennen mögen, in Preußen, wo der König eine widerspenstige Kammer nach der anderen auflöste, wo ein verhaßter Minister den heiligsten Sätzen des freiheitlichen Katechismus Hohn sprach, wo die Abgeordneten wegen ihrer in der Kammer gehaltenen Reden verfolgt und verurtheilt wurden! In Sardinien hatten sich König und Hof, Verwaltung und Heer, Parlament und Volk um dieselbe Fahne der Freiheit und des Fortschritts geschaart. In Preußen kämpften die liberalen Mittelklassen einen vergeblichen Kampf gegen den Absolutismus des Hofs, gegen den gewaltthätigen Uebermuth der Minister, gegen den reactionären Geist der Verwaltung, gegen die Macht der bevorrechteten Stände, des Adels, der Armee. Und diese preußische Regierung, während sie so im Innern jedem freiheitlichen Streben feindlich gegenüberstand, leistete den Russen Vorschub bei der Bewältigung des polnischen Aufstandes und zertrat dann in Gemeinschaft mit Oesterreich das kleine heldenmüthige Dänemark. Die Italiener, gewohnt an die Anschauung, daß der Mächtige im Streit mit dem Schwachen Unrecht haben müsse, vermochten natürlich in dem Krieg für die Herzogthümer keinen nationalen Befreiungskampf zu sehen. Und als dann zwischen den Siegern der Streit ausbrach um den Besitz der

befreiten Provinzen, da herrschte die in ganz Europa gäng und gäbe Auffassung auch in Italien vor: zwei Räuber zankten sich um die ungerechte Beute.

Diese Auffassung hat die Italiener freilich nicht gehindert, sich schließlich mit dem einen der beiden Räuber gegen den andern zu verbünden. Sie hätten sich mit dem Teufel selbst verbunden, so pflegten sie damals zu sagen, und zudem empfahl ihnen ihr Schutzengel Napoleon das Bündniß. Aber es leuchtet ein, welchen Sinn sie von vorn herein der Allianz mit Preußen beilegten — den Sinn einer gemeinschaftlichen Speculation zweier Geschäftsleute, deren jeder die Gunst einer augenblicklichen Conjunctur zu benutzen sucht, um für sich den größtmöglichen Gewinn heimzutragen, ohne sich viel darum zu kümmern, ob und wie der Partner zu seinem Theile kommt. In den Augen der Italiener verband sie kein höherer Zweck, kein dauerndes Interesse, kein tieferer Bezug mit Preußen. Zwischen der Sache Italiens und dem Abenteuer, in welches Herr von Bismarck das preußische Volk gegen dessen Willen hineintrieb, sahen sie keine innere Verwandtschaft. Nicht mit einer Nation, sondern mit einem Manne meinten sie sich zu verbünden, mit einem Manne, dessen Willkürgewalt jeden Tag unter dem allgemeinen Hasse zusammenbrechen konnte, und auf dessen Treue und Glauben nicht mehr Verlaß war, als auf das Wort eines Spielers und Ränkeschmieds. Diese Anschauung herrschte ganz allgemein vor, bei den Radicalen so gut als bei den Gemäßigten. Ja, die Radicalen, welche nach der Hand so zärtlich für Preußen wurden, sie gerade, treu ihrer Gewohnheit, aus jedem Holz sich ihre oppositionellen Pfeifen zu schneiden, zeterten wider irgend welche Gemeinschaft mit dem Unhold Bismarck und verklagten die Regierung, unter der preußischen Allianz der Himmel weiß welche freiheitsfeindlichen Anschläge zu verbergen. Die Bedenken der gemäßigten Partei waren anderer Art; sie fürchtete, daß das gutmüthige Italien von dem unzuverlässigen Associé im Stich gelassen, betrogen, preisgegeben werden möchte. Selbst die in den Gang der diplomatischen Verhandlungen Eingeweihtesten wollten nicht an den Ausbruch des Krieges glauben, solange er nicht in der That ausgebrochen war. Unfähig, in dem deutschen Streit etwas Anderes zu sehen als den Zank um die dänische Beute, meinten sie immer, der Einsatz wäre zu gering, als daß die Zankenden darum das gefährliche Spiel des Krieges wagen würden. Der erste Publicist Italiens, Ruggiero Bonghi, nicht sowohl das Sprachrohr als das Orakel der wichtigsten Gruppe der gemäßigten Partei, der Consorteria, schrieb zu Ende Februar 1866 in dem politischen Monatsbericht der „Nuova Antologia:“ „Wo findet sich in der Frage der Herzogthümer ein so überwiegendes Interesse für Oesterreich, daß es darum sich den äußersten Gefahren aussetzen und sein Leben zu

die Schanze schlagen möchte?" Und wie die Italiener nicht begriffen, daß Oesterreich in Schleswig-Holstein die Kleinstaaterei und so die eigene Fremdherrschaft in Deutschland vertheidigte, so sahen sie nicht, daß der Hader über das Loos der Herzogthümer nur eben den Anlaß vorstellte, wobei der längst glosende Streit zwischen Preußen und Oesterreich zu lichter Lohe entbrannte, daß aber, selbst wenn Oesterreich in dieser Frage hätte nachgeben wollen und können, der Streit damit nicht aus der Welt geschafft war. Bis zuletzt argwohnten die Italiener, daß Preußen sich Italiens nur bedienen wolle, um Oesterreich zu schrecken, bis zuletzt hielten sie es für möglich, die beiden Mächte könnten sich auf Italiens Kosten vergleichen. Der Stimmung, welche durch die politischen Kreise von Florenz ging, gab Bonghi Ende März 1866 einen charakteristischen Ausdruck, — und diese Stimmung hielt noch an, als der Allianzvertrag schon längst unterzeichnet war. „Sicherlich," so schrieb Bonghi im Aprilheft der „Nuova Antologia," „die europäische Macht, wer immer sie sei, irrt nicht, die da glaubt, daß sie in einem Krieg gegen Oesterreich an uns Freunde und Beistände finden würde. Doch bis zur Stunde sehen wir nicht auf Seiten Italiens und noch viel weniger auf Seiten Preußens die Geneigtheit zu einer wahren Allianz, zu einer Allianz, welche sich nicht zu lösen hätte, als wenn jede der beiden Mächte ihren Zweck erreicht hätte: wir glauben auch nicht, daß eine der beiden Regierungen in die andere das Vertrauen setzt, dieselbe werde nach dem Abschluß der Allianz den Vertrag bis zuletzt halten. Vielmehr nehmen sich die beiden aus wie zwei Personen, welche sich zuäugeln und mit den Ellenbogen anstoßen; jede der beiden meint eben, die andere könnte ihr recht gut die Kastanie aus dem Feuer holen, ohne daß sie selbst sich die Finger verbrennte. Aber wenn sie erst die eigene Kastanie herausgekriegt, würde sie sich darum kümmern, ob die der anderen noch drin bliebe? Keine der beiden möchte wohl schwören, daß sie sich darum Gedanken machen würde. Nun ist aber die Kastanie Preußens viel leichter aus dem Feuer zu holen als die unsere; und eine allzugroße Beflissenheit, welche wir zeigten, den Preußen zu Hülfe zu kommen, könnte ihnen mehr nützen als uns."

Allerdings finden sich auch hie und da und zumal gerade in den Schriftstücken, welche aus dem Florentiner auswärtigen Amte hervorgingen, einzelne Aeußerungen, aus denen ein anderer Geist spricht, welche glauben lassen könnten, daß die italienische Regierung die tiefere Bedeutung, die innere Nothwendigkeit des deutschen Krieges gewürdigt habe. In der Depesche, worin der General La Marmora am 3. April 1866 seine Unterhändler in Berlin zur Unterzeichnung des Vertrages mit Preußen ermächtigt, spricht er von dem bevorstehenden Unabhängigkeitskrieg, den *Italien zu kämpfen* hoffe an der Seite der Macht, welche die Zukunft

des deutschen Volkes vorstelle. „Wir werden gerne," heißt es in der Depesche, „Preußen helfen, den Anschlägen Oesterreichs Widerstand zu leisten, dadurch, daß es sich entschlossen an die Spitze der deutschen Nationalpartei stellt, daß es das von der Nation seit so langer Zeit ersehnte Parlament zusammenberuft, und in Deutschland nach dem Beispiel Italiens den Fortschritt der liberalen Einrichtungen mittelst des Ausschlusses Oesterreichs sichert."

Man hat diese Sprache Italiens später tadeln wollen als Selbstüberhebung. *) Mit Unrecht! So in der That ziemte es sich zu reden für die Nachfolger Cavour's. Leider aber lebte der Gedanke Cavour's nur fort in dem jungen Diplomaten (Albert Blanc), welcher während des Jahres 1866, als Vorstand des La Marmora'schen Gabinetto particolare, die diplomatischen Correspondenzen redigirte. Dem Minister, welcher die Correspondenzen unterzeichnete, kam es nur allzuwenig in den Sinn, für Italien einen Antheil an der Gründung des deutschen Staates zu beanspruchen. Eine so weite Auffassung des Wechselverhältnisses zwischen Italien und Preußen paßte nicht in die engspurigen Geleise des Generals La Marmora. Ihm mußte die hochstrebende Denkweise seines Cabinetssecretärs als eitel Poesie erscheinen. Er lief keine Gefahr, sich durch solch einen jugendlichen Schwarmgeist beeinflussen zu lassen. Er wollte überhaupt jeden Einfluß fern halten und nur dem eigenen soliden Kopfe folgen, welcher, dessen war er sicher, ihn zu keinen unbesonnenen Streichen verleiten würde. Wohl aber mußte, eben weil Ueberverorsicht das Wesen des Ministers ausmachte, er sich durch das Mißtrauen, welches die ganze ihn umgebende politische Welt der Allianz mit Preußen entgegenbrachte, zu doppelter Vorsicht, zu doppeltem Mißtrauen gemahnt fühlen. Bezichtigten ihn doch schon die Radicalen, daß er wohl gar im Einverständniß mit Bismarck einen verwegenen Staatsstreich gegen die italienische Verfassung führen wolle. La Marmora prüfte sich gewissenhaft Herz und Nieren und fand, daß er keinerlei derartige finstere Absichten hegte. Allein die grundlose Beschuldigung lehrte ihn, in welch schlimmen Verdacht ein verfassungstreuer Ehrenmann durch den Verkehr mit einem Bismarck gerathen konnte. Auf der anderen Seite die Männer der Rechten, die „Consorten," welche ihm, dem Piemontesen, nicht gar grün waren, ließen's nicht an Achselzucken und Kopfschütteln fehlen; sie murmelten: das Schönthun mit diesem Preußen, welches offenbar Italien doch blos bei der Nase herumführe, werde nur den einen Erfolg haben, das gute

* In einem, wie es scheint, preußische Anschauungen spiegelnden Aufsatze von Calenne in der Revue Contemporaine: „Les Affaires d'Allemagne et d'Italie en 1866." October und November 1868.

Verhältniß zu Frankreich zu lockern. Diese Unterstellung war so thöricht als die andere, mußte aber den General noch viel tiefer kränken — ihn, der sich unfähig wußte, auch nur in Gedanken der französischen Freundschaft Abbruch zu thun, ihn, der mit solcher Ergebenheit und Inbrunst in dem Kaiser die Vorsehung Italiens verehrte! Nein, die Herren Consorten durften ruhig sein! In ihren Händen wäre die französische Allianz nicht besser geborgen gewesen. General La Marmora war der letzte, der für eine zeitweilige Beziehung zu Preußen das dauernde Verhältniß Italiens zu seinem natürlichen Verbündeten, die Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft seiner auswärtigen Politik, die Bürgschaft seines inneren Friedens und Gedeihens auf's Spiel setzte. Doch La Marmora wußte, daß der Kaiser Napoleon, weit entfernt, die Verhandlungen mit dem Berliner Cabinet ungern zu sehen, dieselben vielmehr billigte, wünschte, ermuthigte. Und einem so großmüthigen Freund, der so zu sagen selbst die Hände Italiens in die Preußens legte, dem hätte La Marmora mit Undank lohnen, hätte ihm, dem alten, den neuen Freund vorziehen können!

Zu all diesen Gründen kam aber noch ein anderer und wahrhaftig kein kleiner, welcher es dem italienischen Ministerpräsidenten zum Gebote machte, die italienischen Geschicke mit den preußischen nicht inniger zu verknüpfen, als es eben schlechterdings nothwendig war. Er selbst wäre vielleicht geneigt gewesen, mit ziemlicher Achtung von einer Armee zu denken wie der preußischen, welche ein so schönes Beispiel militärischer Zucht und Ordnung vorstellte. Aber in Paris, wo doch die berufensten Richter saßen, spottete man über die preußische Linie, lauter junge ungeübte Rekruten, und nun vollends über jene „Nationalgarde," die Landwehr. Solch ein Heer, so war man dort, an dem maßgebendsten Orte, überzeugt, solch ein Heer könne nimmer den Oesterreichern Stand halten, jenen Oesterreichern, welche bei Magenta und Solferino den ersten Soldaten der Welt zu schaffen gemacht. Mit den Rathschlägen, welche von Paris nach Florenz gingen und welche den Italienern empfahlen, die Gelegenheit des Streites zwischen Preußen und Oesterreich für ihre eigenen Zwecke zu benutzen, langten zugleich ernsthafte Warnungen an, man möge kein blindes Vertrauen in die Erfolge der preußischen Waffen setzen. Diese Warnungen gingen nicht verloren. Die Italiener hielten sich von vorneherein überzeugt, daß ohne sie, ohne Verbündete, die Preußen es keinenfalls wagen könnten, den Oesterreichern den Krieg zu erklären. Wenn man in Florenz die Geschichte hätte befragen wollen, so würde Friedrich der Große freilich eines Besseren belehrt haben. Aber es war so viel einfacher, sich die Begriffe von der Macht Preußens fertig, klar und unumstößlich aus Paris zu verschreiben. Die abfällige Meinung von der Bedeutung der preußischen

Kriegsmacht*) hatte aber nicht nur zur Folge, daß man in Florenz sich einredete, Preußen bedürfe Italiens in jedem Fall und sei also diesem schon zu großem Danke verpflichtet, wenn dasselbe sich überhaupt zu einem Bündniß hergebe — eine Auffassung, welche dem Selbstgefühl der Italiener wohlthat —, sondern man fand es auch zugleich ganz natürlich, daß Italien seine eigene gute Sache nicht im Interesse eines Verbündeten von so zweifelhaftem Werthe und so zweifelhaften Aussichten bloßstellen dürfe — eine Anschauung, wie sie der Behutsamkeit des Generals La Marmora und der maßgebenden Partei nahe lag.

In diesem Geiste verhandelte der italienische Minister über die Allianz, bereitete der General den Feldzug vor. Doch noch ehe wir in das Einzelne der Verhandlungen hineinschauen, ahnen wir, daß eine derartige Politik nicht angethan war, den Segen zu ernten, den das Bündniß mit Preußen im Schooße trug. Der publicistische Stimmführer der herrschenden Partei schrieb in einem bereits erwähnten Aufsatz, zu Ende März: „Der Krieg ist Balsam für Italien. Der Krieg wird den Strom des italienischen Lebens, der zu versumpfen droht, wieder bewegen und beleben. Der Sieg, der unsere Waffen begleitete, wäre Anfang und Anzeichen einer neuen unerhörten Lebenskraft.“ Aber der Sieg ist ausgeblieben nach dem alten Satz, daß das Glück den Muthigen gehört: die Staatsmänner der Seelenangst, welche Italiens Geschicke leiteten, die Politiker, welche Rathschläge schwachmüthiger Berechnung flüsterten, dürfen sich nicht wundern, daß die erhoffte Lebenskraft nicht die von ihnen ängstlich eingeschnürten, eingewickelten Gliedmaßen der Nation durchdrang.

Heinrich Homberger.

*) Wie völlig diese Meinung auch zumal die militärischen Kreise Italiens beherrschte, bezeugt Oberst Corsi in seinem vor Kurzem erschienenen politisch-militärischen Buche: „1844—1869 — Venticinque Anni in Italia.“ Im zweiten Bande S. 82, wo er die Stimmung der italienischen Armee vor Beginn des Krieges schildert, heißt es: „Die Nachrichten aus Deutschland lauteten wirr und wenig versprechend. Es schien, daß unsere preußischen Freunde keine große Lust hatten, von den Worten zu den Thaten zu schreiten. Hoffentlich hatte sich unsere Regierung nicht fortreißen lassen, irgend welche nicht wieder gut zu machende Unklugheit zu begehen, in Folge deren wir uns allein aus der Klemme hätten ziehen müssen wider die gesammte Macht Oesterreichs. Kam es aber wirklich in Deutschland zum Klappen, so wünschten wir, daß Preußen mindestens so lange zu widerstehen vermöchte, bis wir einen gehörigen Sieg in Venetien erlangt und das Festungsviereck ein bißchen anzubohren vermocht hätten. Ein guter Anfang thut uns sehr Noth. Daß die Preußen in wenigen Tagen bis zu den Thoren Wiens gelangen würden, dachte Niemand, während wir im Gegentheil nicht durch die Nachricht überrascht worden wären, daß die Oesterreicher in Berlin eingezogen seien. Der General La Marmora war schier der einzige, welcher Vertrauen hatte in die militärische Macht Preußens gegenüber Oesterreich. Die öffentliche Meinung hatte bei uns die Allianz sich gefallen lassen als eine Diversion und nichts weiter, in Ermanglung von etwas Besserem. Wenn Preußen sich opfern will, so sagten wir, gut! uns ist's ganz recht: vorausgesetzt nur, daß es uns dann nicht mittendrinnen im Stich läßt.“

Die Anfänge der Hansa in ihrem historischen Zusammenhange.

Wir sind doch ziemlich weit von den Zeiten entfernt, wo ein Goethe, unter Sprüchen voller Lebensweisheit, notiren konnte: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt." In allen Jahrhunderten freilich ist die Erinnerung an die einstige Größe des Vaterlandes von nicht geringer Bedeutung für das Leben und den Aufschwung der Völker gewesen. Allein es sind nicht selten einzelne Momente, die gar nicht einmal im geschichtlichen Zusammenhang aufgefaßt zu werden pflegen, ja die oft sogar ganz unhistorisch sind, welche alsdann in Betracht kommen. Es ist keine Geschichte, sondern ein Mythus, in dem das wackere Ringen vieler Menschenalter personificirt wird, wenn die Schweizer sich durch die aus dem Norden eingetragene Tellsage begeistern lassen. Die Volksthümlichkeit prägt sich auch in einer derartigen geschichtlichen Tradition und ihrer Verwerthung aus. Sich selbst haben die Franzosen, in gänzlicher Verkennung der gegebenen Verhältnisse, die Geschichte des Aufgebots in Masse im Jahr 1792 zurechtgelegt: und jetzt ist diese längst als ganz unrichtig erwiesene Auffassung ein Theil ihres nationalen Lebens geworden. Die eigenthümliche Selbstüberhebung des französischen Volkes hat hier ein historisches Ereigniß in eine Form eingekleidet, die das ganze Volk wieder und wieder mit Enthusiasmus erfüllt, während von Geschichte, als der einfachen Darlegung und Entwicklung der bezüglichen Verhältnisse, dabei gar keine Rede sein darf: sie würde sonst das ganze Schaumgebäude über den Haufen werfen.

Wäre es richtig, daß in jener moralischen Wirkung der Hauptwerth der Geschichte bestände, so könnte eine wissenschaftliche Beschäftigung mit letzterer in den überwiegend meisten Fällen geradezu gegen ihren Zweck und ihr eigenes Interesse sein. Indem der Historiker die Einzelheiten feststellt und ihre Bedeutung durch Darlegung des causalen Zusammenhanges erklärt, muß er nur zu häufig Illusionen vernichten, welche einem unklaren Patriotismus zur Stütze dienen. In der That könnten wir, wenn der Hauptwerth der Geschichte darin bestände, Enthusiasmus zu erwecken, kaum wünschen, daß ein allgemeiner Eindruck durch sorgfältige Einzelforschungen begründet oder gereift würde. Doch weiß heute ein Jeder, und jedes Zeitungsblatt legt Zeugniß davon ab, daß der Nutzen der Geschichte für die Gegenwart ein weit tiefer greifender ist. Das Verständniß des Wesens der gegenwärtigen Dinge kann allein aus ihrem

Werden, durch die Geschichte, gewonnen werden. Der Geschichte hohe Aufgabe ist es, den Besitz und die Entwicklung der intellectuellen und moralischen Kraft eines Volkes darzulegen; und darin ist die nationale Bedeutung jeder Erforschung der Vergangenheit, sowol der Licht- als der Schattenseiten, begründet. Wäre es anders, würde es kaum begreiflich sein, wie ein so wichtiges, aber doch so trockenes historisches Werk, als das wovon wir reden wollen, gerade jetzt erscheinen und seit langen Jahren die Arbeitskraft einer ganzen Reihe von Männern in Anspruch nehmen konnte.

Der erste Band der Hansarecesse ist „auf Veranlassung und mit Unterstützung des Königs von Baiern durch die historische Commission bei der Akademie der Wissenschaften in München" herausgegeben. Seit vielen Jahren ist in wissenschaftlichen Kreisen dieser Publication entgegen gesehen. Aber es waltete, während sie mit Eifer betrieben wurde, ein eigener Unstern über dem wichtigen Unternehmen. Nicht etwa daß, wie bei der nahe verwandten Herausgabe der Reichstagsacten, kein Abschluß der Vorarbeiten gefunden werden konnte: der Tod entriß die rüstigsten Förderer der Sache. Angeregt wurde dieselbe schon im September 1859 durch Lappenberg, der, gleichsam ein Nachfolger von Historikern des 11. und 16. Jahrhunderts, von Adam von Bremen und Albert Kranz, epochemachend für die Geschichte des deutschen Nordens, und, von ihr ausgehend, für den Norden Europas überhaupt wirkte. Er überwachte und leitete sodann auch die ersten weitläufigen Vorarbeiten, welche Junghans ausführte, um sie bald selbständig und in größerem Umfange weiter fortzusetzen. Mit unermüdlichem Eifer und nicht geringem Erfolg wurden von ihm die Archive der großen und zahlreicher kleiner Städte im gesammten Norddeutschland, in Holstein, Pommern, Preußen, in Brandenburg, Niedersachsen, Westphalen, auch über Deutschland hinaus in Holland, Dänemark, in England und bis nach Schweden hin durchsucht, um die noch lebendigen Zeugen des großen deutschen Städtebundes dem Staub und der Vergessenheit zu entreißen.

Schon konnte Junghans an den Beginn der Publication denken, als ihn im Januar 1865 ein frühzeitiger Tod seiner großen Arbeit und einer vielversprechenden Thätigkeit entzog. Nun beruhte wieder auf Lappenberg's Förderung die Hoffnung, das Unternehmen fortgeführt zu sehen. Aber auch ihn entriß uns, schon im November desselben Jahres, der Tod. Kein Ersatz bot sich zunächst für seine Fülle von umfangreichen Kenntnissen so verwickelter Verhältnisse mannigfacher Art dar, wie die Hansageschichte sie aufzuweisen hat. Vorübergehend nur arbeitete sich Frensdorff in die Sache ein. Dann aber konnte sie endlich, durch Vermittlung von

Waitz, der großen Antheil an der Ausführung des Unternehmens hat, im Herbst 1868 in die Hand von Karl Koppmann gelegt werden. Ihm verdanken wir nun diese hochwichtige Publication: die lesenswerthe Einleitung mit dem Rechenschaftsbericht über Textkritik und die Beschaffenheit des Materials; die klare sachliche Darlegung über die Anfänge der Hansa, ein Schlüssel zum Verständniß und ein Hinweis auf den reichen Inhalt der Acten; endlich die saubere Vorlegung dieser selbst, wobei auch sorgsam Maß gehalten wurde, sowol in der Wiedergabe orthographischer oder stylistischer Willkürlichkeiten der Schreiber, als auch in der Häufung der Noten, in welche Herausgeber von Urkunden nur gar zu gern, — wieder dürfen hier die Reichstagsacten genannt werden, — allerlei Ballast, oft besonders kleine Nachrichten aufspeichern, in deren Besitz ein jeder ist, der die von ihnen dargebotenen Materialien zu verwerthen weiß.

Es ist merkwürdig, wie gleichsam ein Hauch großer, gleichzeitiger politischer Bestrebungen auch in solche wissenschaftliche Arbeiten dringt. Bei anderen Nationen pflegen umfangreichere Quelleneditionen überwiegend von Staats wegen ausgeführt zu werden. Ihre Art und Weise ist dann oft ohne weiteres die Vorlage für alle ähnlichen Arbeiten geworden. Und man kann nicht sagen, daß diese dadurch, wie zuweilen z. B. in England geschehen, durchweg an Werth verloren: der École des Chartes verdankt Frankreich nicht nur seine ausgezeichnetsten Urkundenbücher, sondern auch die Gleichmäßigkeit mit der dieselben sehr zweckmäßig gearbeitet sind. In Deutschland ist bisher, — und der Himmel mag geben, daß es so bleibt, — die Herausgabe geschichtlicher Quellen ganz überwiegend der Fürsorge Privater oder einzelner Corporationen überlassen. Manche Städte und Landschaften gaben Zuschüsse: aber sie waren hier dann nicht weniger Private als einzelne Fürsten, — allen voran, mit Dank sei es erwähnt, der König von Baiern, — welche Geld zur Verfügung stellten und es auch an Aufmunterung nicht fehlen ließen. Die Arbeiten selbst aber wurden durchweg, sogar wenn Staaten, wie bei den Monumenta Germaniae Historica, Mittel dazu beisteuerten, keineswegs von Staats wegen nach bureaukratischer Schablone ausgeführt: vielmehr blieb das Einzelne immer dem Gelehrten überlassen, der die Sache zu leiten hatte. Nun stellte sich aber bei dem immer größeren Umfange der Quellenpublicationen eine schlimme Folge solcher Einzelunternehmungen heraus. Wenn auch die Monumenta in vielfacher Weise auf Gleichartigkeit der Editionen hinwirkten, so traten dieselben doch bald so, bald so an's Licht: bis die Sache vor einigen Jahren zur Sprache kam. „Wie soll man Urkunden ediren?" hieß es da: und bald bekannten sich die Herausgeber vieler der wichtigsten Urkunden-

bücher zu den Grundsätzen, die in dieser Erörterung von verschiedenen Seiten Beifall erhalten. Auch die vorliegende Publication legt ein erfreuliches Zeugniß für diese Verständigung über eine wünschenswerthe Einheit in wissenschaftlichen Bestrebungen der vaterländischen Geschichtsforschung ab.

Ein, auch durch die äußere Ausstattung stattlicher Band des im Verlag von Duncker und Humblot in Leipzig erscheinenden Werkes liegt nun vor uns. Er enthält die Acten der bekannten Hansatage bis zum Frieden von Stralsund im Jahr 1370. Von je war bei der Publication immer strenge Beschränkung auf das rein urkundliche Material beabsichtigt. Und auch bei diesem findet noch eine Aussonderung statt. Nur insoweit es sich auf die allgemeinen Verhältnisse bezieht, findet es Berücksichtigung. Zahlreiche Urkundenbücher, vor allem die Lübecker und das Mecklenburger, behalten daher, trotz dieser „Hansarecesse," auch für die Hansageschichte ihren vollen Werth, obwol dieser erste Band mit der von Waitz verfaßten Vorrede, sowie der Einleitung und dem sorgsamen Register von Koppmann, fünfundsiebzig Bogen stark ist. Eine unermeßliche Fülle von Material liegt eben für diese denkwürdige Zeit deutscher Geschichte vor. Was würde K. F. Eichhorn sagen, der bereits über das hansische Urkundenbuch von Sartorius bemerkte: „Daß sich dieser reiche Vorrath zusammenbringen lasse, hätte niemand gehofft!"

Wir verdanken aber die Fülle des Materials denselben Kräften und Erscheinungen, die die Hansa ermöglicht, sie in's Leben gerufen, und sie auf die Höhe der Macht gehoben haben.

Im 12. und 13. Jahrhundert vollzog sich innerhalb unseres Culturkreises eine so gewaltige Veränderung, daß sie nur in unseren Zeiten ihres Gleichen hat. Indem sich die abendländische Cultur weit nach Osten und Norden ausdehnte, gingen ihre großen Besitzthümer aus der alten Welt jetzt erst, nach vielen Jahrhunderten, als ein volles, freies Eigen auf die neuen Nationen über. Sie sind damit zu einem Abschluß ihrer Bildungen gekommen. Der wirthschaftliche, ja der gesammte politische und sociale Zustand aller Länder und Staaten wurde verändert, indem endlich in dem Verkehr ein längst aus dem Alterthum gekannter allgemeiner Werthmesser zur anerkannten und durchgreifenden Geltung kam. Jetzt erst konnte die Arbeit des Einzelnen absehen von der unmittelbaren Erwerbung der Bedürfnisse des Lebens: sie k[illegible] ort frei bewegen, da der Umsatz in das allenthalben verb[illegible] r Gebundenheit an die G[illegible] alten

Stände, welche in dem Verhältniß zum Grund und Boden wurzelten. Es entstand der Handwerker-, der Bürgerstand; und selbst wo die Unfreiheit auch ferner noch erhalten blieb, hatte sie in gesitteten Gegenden fast nicht mehr als den Namen und das alte Zeichen der Unfreiheit, die Leistung von Diensten oder Naturalabgaben, mit dem früheren Zustande gemein. Jetzt schon bereitete die beginnende Entwicklung des Verkehrs den Untergang der Geburtsstände und das Emporkommen der Berufsstände vor.

Wie alle Klassen der Gesellschaft von der gewaltigen Umänderung ergriffen wurden, so konnte sich ihr auch das Rechtsleben nicht entziehen. Es gab in unserer Culturwelt keinen Staat, wo das alte Recht nicht gewankt hätte. Allenthalben suchte man das langbewährte, sowol öffentliche, als auch private Recht festzuhalten: man sammelte es, man schrieb es auf, man verbreitete die Rechtssätze in vielen Hunderten von Abschriften, von Umarbeitungen, von Uebertragungen, selbst in bildlicher Darstellung. Man berief sich dabei auf das unvordenkliche Herkommen, auf Karl den Großen, auf Gesetze, die man kannte oder zu kennen glaubte. Wie aber in Italien das neu belebte römische Recht nur mit gewissen Beschränkungen und Aenderungen zur Geltung kam, so verzeichneten auch die Eike von Repgow, die Beaumanoir, die Granvella und Bracton, die zahllosen Stadt- und Landschaftsrechte weit überwiegend neues, den neuen Verhältnissen entsprechendes Recht; und wenn der Staat die Aufzeichnung übernahm, wie in Jütland, so trat das neue Recht nicht weniger hervor, besonders wenn, wie in Spanien, hier durch Einfluß des römischen Rechtes, bereits eine reichgegliederte Rechtsordnung in's Leben geführt, an die nun, sie umgestaltend und erweiternd, angeknüpft werden konnte. Das alte Recht, das bewahrt werden sollte, war gutentheils schon veraltet, da es aufgezeichnet wurde, und es blieb für zahllose Verhältnisse des Lebens nur das neue, gar oft unbewußt mit verzeichnete Recht in Kraft und Gültigkeit.

So viel bewirkte dies neue Leben, das alle Fibern der Völker durchdrang. Die Macht des Geldes ließ es am meisten erkennen. Das Geld war auch der mächtigste Hebel der neuen Bewegung.

Wie aber jetzt erst der Begriff des Geldes zur vollen Macht wurde, so ist jetzt auch die Schrift erst in das volle geistige Eigenthum der europäischen Völker übergegangen. Zwar waren die Buchstaben der Römer bereits seit länger als einem halben Jahrtausend Gemeingut aller Völker des westlichen Europas geworden: doch nur in engem Bunde mit der lateinischen Sprache, die im Privat-, Staats- und Kirchenleben, insoweit als es sich um schriftliche Aufzeichnung handelte, fast ausschließliche Anwendung fand. Freilich wurde hierbei die todte Sprache mannigfach dem

lebendigen Denken accommodirt: aber eine weitreichende Wirkung auf das Leben der Völker und der Einzelnen konnte trotzdem die Schrift doch erst gewinnen, als sie seit jener gewaltigen Zeit der Umwälzung gebraucht wurde, um die Gedanken des lebenden Wortes wiederzugeben. Fortan erst konnte die Schrift im Haus und in der Gemeinde, dem Handel und Verkehr ersprießlich dienen. Wir verdanken der unermeßlich weitreichenden Thatsache, wie die schwachen Anfänge eines selbständigen wissenschaftlichen Denkens, so auch jene, von jetzt an in steter Anschwellung begriffene Häufung des historischen Materials: ein Zeichen des reicher gegliederten Lebens, und ein sicherer Grundstein für die Erforschung der Vergangenheit, deren noch lebender Zeuge es ist.

Ein heftiger Kampf zwischen dem Alten und Neuen war eine unabwendbare Folge dieser Zustände. Er wurde auf dem Boden des Staates ausgefochten.

Wie der Privatmann, so hatte einst auch der Staat die ihm geleisteten Dienste nur mit Naturalproducten zu vergüten vermocht. Die Folge war, daß sein Einkommen und damit seine Rechte allmählich in feste Hände geriethen. In den bei weitem meisten Staaten gingen die Hoheitsrechte auf einzelne Territorien über, deren Herren nun, — es wurde erleichtert durch alte, zuweilen ständischen Verhältnissen entlehnte Traditionen, — der umfassenden Staatsgewalt beschränkend zur Seite traten. Sie vermeinten das alte, meistens ihr altes Recht zu schützen, wenn sie auf Vertragswege eine Reihe von Rechtssätzen als eine gesetzliche Grundlage des Staatslebens zur Anerkennung brachten. Sie verbanden sich zu diesem Zwecke mit den Städten: Elementen des neuen Lebens. Aber diese amtlichen Aufzeichnungen des öffentlichen Rechts, die den Bearbeitungen von Privaten zur Seite traten, enthielten wiederum, wie die letzteren, vorzugsweise neues Recht, denn die alten Staatsgewalten, und damit das alte Recht des Staates, waren zu Gunsten derer zu Grunde gegangen, welche die staatlichen, seit langer Zeit überwiegend als Finanzquellen betrachteten Rechte besessen, behauptet, erworben hatten, oder sie noch, oft meist nach mehrfachen Zwischenhandel, zu erwerben wußten.

Es erhob sich von ganz kleinen Anfängen der neue, der moderne Staat, der, — nur das sei hier hervorgehoben, — seine Rechte, soweit sie zum Nutzen aller sind, selbst behauptet und in seiner Hand behält, dahingegen die ihm geleisteten Dienste mit einer allgemein umsetzbaren Tauschwaare, mit Geld, belohnt. Nur auf solche Weise, durch Beamte, die von ihm, der Gebrauch der Schrift machte es möglich, geleitet wurden und von ihm abhingen, konnte der Staat jetzt den hohen Ansprüchen genügen, die das reicher und reicher entfaltete Leben an ihn stellte.

So schlossen sich die verschiedensten Glieder einer Kette an einander, um eine ganz neue Zeit, neue Zustände herbeizuführen. Wer könnte sagen, wo die Ursachen aufhörten und die Wirkungen begannen! Wer möchte so verwegen sein und einen Anfang bezeichnen, wo das Geheimniß des Werdens in dem Zusammenwirken vieltausendfacher Verhältnisse und Thatsachen liegt! Nicht die größere Bedeutung des Geldes und nicht die allgemeinere Bekanntschaft mit der Schrift bezeichnen den Beginn der neuen Zeit; auch nicht die Aenderung der Staatsgewalten oder das Sinken des Ansehens der Kirche. Aber wie dem alten Bestande der letztern die Schrift, die sie aus dem Alterthum den modernen Völkern übermittelt, durch die Anregung zu selbständigem Denken der gefährlichste Gegner wurde, so erwuchs dem Staat in der Geldwirthschaft eine ganz neue Grundlage seines Seins. Noch Jahrhunderte lang haben die alte und die neue Zeit mit einander gerungen. Rechte des Staates wurden noch lange, neben seinen Beamten, durch Inhaber gehandhabt, die sie, als einen überkommenen Rest der früheren Naturalwirthschaft, kraft eigenen Rechtes beanspruchten. Noch lange Zeit verfolgte auch das wissenschaftliche Denken, wie in früherer Zeit, obwol die Blüthe der Scholastik längst dahin, als Hauptziel die Aussöhnung mit der Lehre der Kirche. Noch lange Zeit gehen auch, bei der Ausbreitung der europäischen Gesittigung, die alten verbündeten Mächte: Kirche, Handel und Ackerbau, in gewohnter Weise Hand in Hand. Allein alle diese Richtungen sind im Weichen begriffen. Sie erlahmen bald und erliegen bald und suchen sich vergebens durch abgelebte Theorien zu behaupten: während die Richtungen des neuen Lebens sich mehr und mehr kräftigen, um nach drei oder vier Jahrhunderten in voller Kraft dazustehen.

Viele der großartigsten Erscheinungen in der Entwicklung der modernen Welt verdanken dieser Zeit des Uebergangs ihr Dasein. Sie finden in ihren einerseits verfallenen, andererseits noch unfertigen Zuständen ihre Erklärung.

Auch die deutsche Hansa gehört, das kann kein Zweifel sein, diesen Erscheinungen an.

In der großen französisch-normannischen Bewegung, welche zu den Kreuzzügen führte, machen sich neben den religiösen auch sehr vernehmbar politische und namentlich mercantile Motive geltend. Sie waren es, welche die erschlossene Verbindung mit dem Orient auch dann noch unterhielten, als das Abendland bereits in dem Streben ermattete, das Morgenland mit in den Bereich seiner Cultur zu ziehen. Es waren aber Romanen, fast ausschließlich Italiener, welche im Süden die Pflege und Ausdehnung der europäischen Cultur übernahmen. Denn leichter als andere wirken verwandte Elemente auf einander ein.

Im Norden Europas hatte die Kirche schon seit langer Zeit über die deutschen Grenzen hinaus Ansprüche, doch ohne wesentlichen Erfolg, geltend gemacht. Bisthümer waren in slavischem und skandinavischem Lande gegründet worden, deren Vorsteher oft Menschenalter hinter einander vertrieben waren oder nur mit Lebensgefahr zwischen denen wohnten, die sie als ihre Heerde betrachteten. Mit der Elbe hörten so ziemlich Christenthum und geordnete staatliche Zustände auf. Das deutsche Reich freilich machte hier noch bis über Polen hin Ansprüche auf Oberherrlichkeit. Allein es hatte seine Befugnisse, nach altem staatsrechtlichen Herkommen, in sehr weitem Umfange auf die Fürsten der Grenze übertragen, deren Macht dann aber Jahrhunderte lang auf slavischem Boden nur wenig zu bedeuten hatte, und oft genug nicht einmal über einzelnen Häuptlingen der Slaven ihr Ansehen zu behaupten vermochte.

In diesen Zuständen lag jedoch später gerade ein Hauptgrund für einen raschen Aufschwung des heutigen östlichen Deutschlands. Für die Gründung neuen Lebens, das in einzelnen Theilen bald zu hoher Blüthe gedieh, brauchte keine Auseinandersetzung mit alten Rechten und Vorrechten stattzufinden. Und doch war es wichtig, daß wenigstens alte Ansprüche da waren.

Politische Verhältnisse sind es zunächst gewesen, welche den benachbarten deutschen Fürsten verstärkten Einfluß im Slavenlande gaben. Bald mischten sich jene religiösen Motive, die das Zeitalter bewegten, mit hinein. Auch hier gab es Kreuzzüge. Und auch hier machten sich bald die Folgen geltend. Dem Kreuzheer folgte der Kaufmann und, es war zunächst noch wichtiger, der Landwirth. Die große, durch den Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft bewirkte Bewegung erleichterte solches. Sie löste zum Vortheil des Herrn und des Abhängigen in vielen dicht bevölkerten Gegenden alte, Jahrhunderte lange Verbindungen. Deutsche Colonien erstreckten sich bald weit hin im Süden der Ostsee; vielfach wurden deutsche Städte gegründet oder slavische Ortschaften zu solchen erweitert. Und über das ganze, für unser Volk so wichtige Werk erstreckten sich schützend, selbst in den Landen slavischer Fürsten, die Ansprüche des deutschen Reiches, die hier, wegen des Untergangs des Königthums war es ein Glück, auf jene einzelnen deutschen Fürsten übergegangen waren. Doch lag auch eine große Gefahr in diesem Schutze. Er konnte leicht dazu dienen, den jungen Pflanzungen die für ihr Gedeihen und Aufblühen so nothwendige Selbständigkeit zu nehmen. Die unfertigen staatlichen Zustände und die noch fortdauernde Auffassung der wichtigsten Hoheitsrechte als reine Finanzquellen haben es aber auch hier, wie anderswo, möglich gemacht, daß die Städte ihren durch den Handel gewonnenen Reichthum

So schlossen sich die verschiedensten Glieder einer Kette an einander, um eine ganz neue Zeit, neue Zustände herbeizuführen. Wer könnte sagen, wo die Ursachen aufhörten und die Wirkungen begannen! Wer möchte so verwegen sein und einen Anfang bezeichnen, wo das Geheimniß des Werdens in dem Zusammenwirken vieltausendfacher Verhältnisse und Thatsachen liegt! Nicht die größere Bedeutung des Geldes und nicht die allgemeinere Bekanntschaft mit der Schrift bezeichnen den Beginn der neuen Zeit; auch nicht die Aenderung der Staatsgewalten oder das Sinken des Ansehens der Kirche. Aber wie dem alten Bestande der letztern die Schrift, die sie aus dem Alterthum den modernen Völkern übermittelt, durch die Anregung zu selbständigem Denken der gefährlichste Gegner wurde, so erwuchs dem Staat in der Geldwirthschaft eine ganz neue Grundlage seines Seins. Noch Jahrhunderte lang haben die alte und die neue Zeit mit einander gerungen. Rechte des Staates wurden noch lange, neben seinen Beamten, durch Inhaber gehandhabt, die sie, als einen überkommenen Rest der früheren Naturalwirthschaft, kraft eigenen Rechtes beanspruchten. Noch lange Zeit verfolgte auch das wissenschaftliche Denken, wie in früherer Zeit, obwol die Blüthe der Scholastik längst dahin, als Hauptziel die Aussöhnung mit der Lehre der Kirche. Noch lange Zeit gehen auch, bei der Ausbreitung der europäischen Gesittigung, die alten verbündeten Mächte: Kirche, Handel und Ackerbau, in gewohnter Weise Hand in Hand. Allein alle diese Richtungen sind im Weichen begriffen. Sie erlahmen bald und erliegen bald und suchen sich vergebens durch abgelebte Theorien zu behaupten: während die Richtungen des neuen Lebens sich mehr und mehr kräftigen, um nach drei oder vier Jahrhunderten in voller Kraft dazustehen.

Viele der großartigsten Erscheinungen in der Entwicklung der modernen Welt verdanken dieser Zeit des Uebergangs ihr Dasein. Sie finden in ihren einerseits verfallenen, andererseits noch unfertigen Zuständen ihre Erklärung.

Auch die deutsche Hansa gehört, das kann kein Zweifel sein, diesen Erscheinungen an.

In der großen französisch-normannischen Bewegung, welche zu den Kreuzzügen führte, machen sich neben den religiösen auch sehr vernehmbar politische und namentlich mercantile Motive geltend. Sie waren es, welche die erschlossene Verbindung mit dem Orient auch dann noch unterhielten, als das Abendland bereits in dem Streben ermattete, das Morgenland mit in den Bereich seiner Cultur zu ziehen. Es waren aber Romanen, fast ausschließlich Italiener, welche im Süden die Pflege und Ausdehnung der europäischen Cultur übernahmen. Denn leichter als andere wirken verwandte Elemente auf einander ein.

Im Norden Europas hatte die Kirche schon seit langer Zeit über die deutschen Grenzen hinaus Ansprüche, doch ohne wesentlichen Erfolg, geltend gemacht. Bisthümer waren in slavischem und skandinavischem Lande gegründet worden, deren Vorsteher oft Menschenalter hinter einander vertrieben waren oder nur mit Lebensgefahr zwischen denen wohnten, die sie als ihre Heerde betrachteten. Mit der Elbe hörten so ziemlich Christenthum und geordnete staatliche Zustände auf. Das deutsche Reich freilich machte hier noch bis über Polen hin Ansprüche auf Oberherrlichkeit. Allein es hatte seine Befugnisse, nach altem staatsrechtlichen Herkommen, in sehr weitem Umfange auf die Fürsten der Grenze übertragen, deren Macht dann aber Jahrhunderte lang auf slavischem Boden nur wenig zu bedeuten hatte, und oft genug nicht einmal über einzelnen Häuptlingen der Slaven ihr Ansehen zu behaupten vermochte.

In diesen Zuständen lag jedoch später gerade ein Hauptgrund für einen raschen Aufschwung des heutigen östlichen Deutschlands. Für die Gründung neuen Lebens, das in einzelnen Theilen bald zu hoher Blüthe gedieh, brauchte keine Auseinandersetzung mit alten Rechten und Vorrechten stattzufinden. Und doch war es wichtig, daß wenigstens alte Ansprüche da waren.

Politische Verhältnisse sind es zunächst gewesen, welche den benachbarten deutschen Fürsten verstärkten Einfluß im Slavenlande gaben. Bald mischten sich jene religiösen Motive, die das Zeitalter bewegten, mit hinein. Auch hier gab es Kreuzzüge. Und auch hier machten sich bald die Folgen geltend. Dem Kreuzheer folgte der Kaufmann und, es war zunächst noch wichtiger, der Landwirth. Die große, durch den Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft bewirkte Bewegung erleichterte solches. Sie löste zum Vortheil des Herrn und des Abhängigen in vielen dicht bevölkerten Gegenden alte, Jahrhunderte lange Verbindungen. Deutsche Colonien erstreckten sich bald weit hin im Süden der Ostsee; vielfach wurden deutsche Städte gegründet oder slavische Ortschaften zu solchen erweitert. Und über das ganze, für unser Volk so wichtige Werk erstreckten sich schützend, selbst in den Landen slavischer Fürsten, die Ansprüche des deutschen Reiches, die hier, wegen des Untergangs des Königthums war es ein Glück, auf jene einzelnen deutschen Fürsten übergegangen waren. Doch lag auch eine große Gefahr in diesem Schutze. Er konnte leicht dazu dienen, den jungen Pflanzungen die für ihr Gedeihen und Aufblühen so nothwendige Selbständigkeit zu nehmen. Die unfertigen staatlichen Zustände und die noch fortdauernde Auffassung der wichtigsten Hoheitsrechte als reine Finanzquellen haben es aber auch hier, wie anderswo, möglich gemacht, daß die Städte ihren durch den Handel gewonnenen Reichthum

benutzten, um eine weitreichende Unabhängigkeit von der landesherrlichen Gewalt und damit die Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten zu erlangen. Das war eine der wichtigsten Grundlagen, von der aus sich hier im Norden Deutschlands eine Macht zu großem Ansehen erhob, die für lange Zeit den deutschen Interessen ein mächtiger Schutz war, und auf deren Wirken sich, nachdem sie längst zerfallen, ein erneuertes Aufblühen der deutschen Nation stützte.

Mit der Welt des Alterthums ging auch ihr Handel zu Grunde. Nur einzelne Nachblüthen erhielten sich in Italien. Sie erlangten später wol größere Bedeutung durch die Verbindung mit den Normannen: aber dann selbst haben sie keinen hervorstehenden Einfluß auf die neue Entwicklung des Welthandels geübt.

Ein regerer Handel war überhaupt erst möglich, nachdem die Geldwirthschaft, die im Süden Italiens wie im Orient nie ganz erloschen, überall an durchgreifender Kraft und Bedeutung zugenommen. Er fiel dann aber von selbst, wie gleichsam einem Gesetze folgend zu allen Zeiten, in den Landen geringerer Cultur den Nationen zu, welche eine höhere Bildungsstufe erreicht. Es zeigte sich auch hier, wie an der Entfaltung der Literatur und des reicher entwickelten Lebens, daß die Italiener und die Deutschen allen anderen Nationen Europas an Cultur überlegen waren. Jenen fiel der Handel im Süden unseres Erdtheils: diesen, von denen die Niederländer nur ein Theil, der im Norden zu. Auch England, die heutige Großhandelsmacht, gehörte zu dem deutschen Gebiet, denn der eigene Handel des Landes war damals noch ganz unbeträchtlich.

Gerade hier, in England, hat sich die deutsche Hansa in gewisser Weise zuerst entwickelt. Alte politische, mehr wol noch kirchliche Verbindungen werden es deutschen Kaufleuten schon in dem ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung erleichtert haben, nach England hin Handel zu treiben. Deutlicher traten unter ihnen bald Kaufherren aus den rheinischen und westfälischen Städten, vor allem aus dem mächtigen Köln hervor, dessen Bürger früh schon durch wichtige Privilegien in der Fremde, wo sie sonst rechtlos waren, geschützt wurden. An die Kölner schlossen sich die anderen deutschen Kaufleute; sie bildeten eine Gilde, Vereinigung, eine Hansa, um gemeinsam die verliehenen Rechte zu genießen, sich zu schützen und zu unterstützen. Und was so in dem fremden Lande begründet wurde, hat durch Verbindungen in der Heimath und durch politische Verhältnisse, die sich bald hinüber und herüber spannen, eine festere, dauernde Grundlage erhalten.

Es war wol schon die frische Zuversicht zu der Einträglichkeit des Handels in fernen Gegenden, welche gegen Ausgang des 12. Jahrhunderts

Bürger vornehmlich westfälischer Städte bewog, dem Rufe zu folgen und sich in neu gegründeten Städten an der Ostsee anzusiedeln. Sie brachten mindestens die Kenntniß der alten mercantilen Verbindungen ihrer Heimath, vielleicht auch jene selbst mit. Auch Hamburg, das um die gleiche Zeit, besonders auch wol durch die Vernichtung Bardewik's, eine größere Bedeutung gewonnen, mag hierdurch Handelsbeziehungen über's Meer, nach England hin, erlangt haben. Doch eröffneten sich dem deutschen Handel gleichzeitig nach anderer Seite hin weitere, und für die Folgezeit wichtigere Aussichten.

Hand in Hand mit der politischen und besonders kirchlichen Bewegung, und längere Zeit, wenn ihr auch, wie in Livland, voran eilend, durch sie beschützt und von ihr zehrend, dehnte sich der deutsche Handel über die Gestade der Ostsee, über den Norden Europas aus, der damals ganz allmählich mit in den Bereich unserer Cultur gezogen wurde. Die neu gegründeten Städte, vor allem Lübeck in Wagrien, blühten infolge dessen rasch, selbst zu politischer Macht auf. Nicht am wenigsten hat, fast zum Zeichen daß es sich um ein Interesse allgemeiner Cultur, nicht um eine Angelegenheit handelte, die nur für die deutsche Nation Wichtigkeit hatte, der gewaltige Aufschwung, den Dänemark nach dem Sturz Heinrich des Löwen unter seinem thatkräftigen König Waldemar nahm, die Entwicklung jenes Ostseehandels und vor allem das rasche Emporkommen Lübecks befördert. Doch erst als Waldemar's Macht gebrochen, nahmen hier die Dinge eine festere dauernde Gestalt an. In den Kämpfen um des Dänenkönigs Stellung im Norden Deutschlands und an der Ostsee zeigt sich Lübeck zuerst als selbständige politische Macht. Es hatte den nationalen Boden wieder gewonnen.

Damals und bald darauf war es auch, daß Lübeck für seinen Handel nach England eine selbständige, von Köln und seinen Genossen unabhängige Stellung zu erlangen wußte. In wiederholten wichtigen Privilegien ließ es sich eigene Rechte und Freiheiten in dem Inselreiche, darunter namentlich die Befugniß ertheilen, selbst für seine Kaufleute eine Hansa in London, mit gleichen Berechtigungen wie die der Kölner, zu bilden. Gleichzeitig wurde ein gleiches Privileg den Hamburgern ertheilt. Es zeigt sich da eine enge Verbindung der beiden Städte: sie war nicht auf dem fremden Boden gewachsen; sie war in der Heimath geschlossen. Und andere Schwesterstädte hatten sich da auch bereits angeschlossen.

Eine lange Reihe der verschiedenartigsten Interessen, die nur hier oder dort eine schriftliche Spur hinterlassen haben, knüpften Lübeck und Hamburg, bald auch viele andere Städte an einander. Längs des südlichen Ostseestrandes, besonders aber in Mecklenburg, Pommern, Rügen

(zu dem auch ein Theil des Festlandes mit Stralsund gehörte), Estland und Livland gewann Lübeck während der dänischen Zeit und der folgenden Jahrzehnte einen großen Einfluß, der sich namentlich bei den von den slavischen Fürsten betriebenen Städtegründungen bekundete. Später ist Lübecks Handel durch Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald eine, wenn auch mehr fördernde als hemmende Concurrenz erwachsen; in ihren Anfängen waren diese und andere Städte aber wol mehr Factoreien, die unter dem Schutz der Landesherren freilich bald zu Selbständigkeit aufblühten. Gewiß bestanden zwischen den Städten, seitdem sie als deutsche Handelsplätze gelten konnten, und Lübeck, vom ersten Tage an wichtige commercielle Beziehungen, die auch in der Gleichheit mindestens des privaten, vielfach auch des öffentlichen Rechtes eine breite Grundlage zu dauernder Gewähr fanden. Daß Lübeck seit 1226 eine freie Reichsstadt war, wollte, bei dem Zerfall des Reiches einerseits und der geringen Bedeutung der landesherrlichen Gewalt in Mecklenburg, Rügen und Pommern andererseits, für die Verschiedenheit der staatsrechtlichen Stellung wenig bedeuten. Jedenfalls war die politische Lage der fünf Städte auf altslavischem oder wendischem Grunde, wie man sagte, eine sehr gleichartige: und darin liegt die wichtigste Ursache für viele der mannigfachen und wechselnden Erscheinungen in der folgenden Zeit.

Die Lage von Hamburg war in vielfacher Hinsicht verschieden. Während der dänischen Zeit hatte die Stadt, gehindert durch Kriege und eine kräftige Landesherrschaft, sich wenig entfalten können. Auch im Innern waren ihre Verhältnisse unklar und verworren. Dann aber kam ihr der Aufschwung Lübecks, der für Hamburg einen einträglichen Zwischenhandel zur Folge hatte, augenscheinlich zu statten. Dazu hob sich der Handelsverkehr auf der Westsee, besonders nach England. Reichthum und äußeres Anwachsen war auch hier bald die Folge. Und so erwachte, wie anderwärts, auch in Hamburg, sobald die Mittel auf solche Weise geschaffen wurden, das schon nach wenig Jahrzehnten mit großem Erfolg gekrönte Streben nach commercieller und politischer Selbständigkeit. Die Bedeutung Hamburgs einmal für Lübeck, sodann für die Städte im Innern Deutschlands, besonders in Westfalen, stieg damit erheblich. Verbindungen politischer Art, wobei der Landesherrschaft nicht mehr Erwähnung geschieht, treten bald hervor: zwischen Hamburg und Lübeck wurde 1241 jener Vertrag abgeschlossen, der den Städten die Aufrechthaltung der Rechtsordnung erleichtern sollte und der in der Folge Vorlage für manchen ähnlichen Vertrag zwischen verschiedenen Städten wurde. Man hat ihn, in dem Streben, für große historische Zustände einen Anfang zu bestimmen, oft, mit seltsamer Verkennung des Wesens der Hansa, als den

Grundvertrag derselben bezeichnet. Eher schon würde man den Vertrag ein Protocoll über eine der ersten Vereinigungen zwischen später eng verbundenen Städten nennen können. Denn die jüngeren Abmachungen betrafen nicht selten ähnliche Angelegenheiten.

Uns erscheint oft die Hansa vorzugsweise als ein politischer Verein. Doch war sie dieses nur in einem beschränkten Maße. Ausgehend von der engen Verbindung durch commercielle Interessen führte die Gleichheit in der politischen Lage die Städte von Reval bis Amsterdam zu einer langen Reihe von Abmachungen, die sich auf die inneren Verhältnisse der Städte, besonders aber auf Sicherheit des Verkehrs zu Wasser und zu Lande, auf Recht und gegenseitigen Schutz bezogen: ein fester Bund jedoch, ein Städteverein, der, wie etwa der rheinische, in dem unvorhergesehenen Fall sogleich schützend und helfend dastand, ein solcher Verein hat unter dem Namen der Hansa niemals bestanden. Wir können uns wol erfreuen an dem kräftigen Auftreten und den herrlichen Thaten der Hansa: aber nur sei es unvergessen, daß ihre ganze Existenz nur ein, wenn auch glänzender Nothbehelf für das Fehlen eines deutschen Staates war, der Kraft und Willen und Macht hätte haben müssen, um die deutschen Interessen auch im Auslande zu schützen und zu schirmen. Vielleicht beruht aber auch ein nicht unwesentlicher Theil der heutigen Eigenthümlichkeit des deutschen Volkes in der Selbsthülfe, zu der wie hier im Norden so auch in anderen Theilen unseres Vaterlandes dessen Bewohner, nach dem Untergang des nationalen Staates, zum Schutz ihrer Angelegenheiten gezwungen wurden. Einigungen und Bündnisse, durch welche in Deutschland die mangelhaften öffentlichen Zustände seit dem 13. Jahrhundert ergänzt wurden, haben in Frankreich nie existirt. Hier zog früh eine Regierung, deren Gewalt sich aufbaute durch die Erwerbung der lokalen Gewalten, alle Sorge für den öffentlichen Zustand an sich, so daß es bald auch dahin kam, daß Städte und Landschaften von ihr auch alles erwarteten.

Anders in Deutschland, wo gerade in der Zeit der reichsten Entfaltung des Staates und seines Lebens alle Kreise des Volkes, Fürsten, Städte und Landschaften auf Selbsthülfe in öffentlichen Dingen angewiesen waren und durch sie den Uebergang der Nation in die Zustände einer ganz neuen Culturstufe bewirkten. Und daran, besonders aber an der Verflechtung des jungen mercantilen Aufschwunges mit dem Gesammtleben der deutschen Nation, nahm die Hansa in großartiger Weise einen tief eingreifenden Antheil, indem sie gleichzeitig auch den Schutz der Interessen Deutschlands an einer Stelle ausübte, wo ihnen große Gefahren drohten und doch eine noch größere Zukunft erwachsen sollte.

Wenn auch geneigt, die politische Bedeutung der großen Erscheinung

in den Vordergrund zu stellen, so würde es falsch und ungerecht sein, wenn verkannt würde, daß durch den Handel die Hansa erwachsen ist, daß sie in ihm wurzelte, und mit seinem Verfall auch ihren Untergang fand.

Nicht auf den alten, aus der Heimath ihrer Bürger mitgebrachten Verbindungen nach England und Flandern hin beruhte der Aufschwung des Handels der Ostseestädte. Und auch umgekehrt wurde dem Verkehr der Nordseestädte nach den fernen Gestaden gen Osten eine verhältnißmäßig nur noch geringe Entwicklung zu Theil. Hier wie dort haben die alten Beziehungen mehr anregend und belebend gewirkt, als daß sie unmittelbar der Ausgang des bald erstehenden großartigen Handels geworden. Und gerade das hat wol besonders günstig auf den letzteren eingewirkt. Es zeigte sich früh schon, daß der Gesammtverkehr der Handelsstädte Norddeutschlands auf einer durch die Natur der Sache gegebenen strengen Arbeitstheilung beruhte.

Die geographischen Verhältnisse, doch auch die Anknüpfung an frühere Zustände, brachten es mit sich, daß in dem deutschen Handel sich früh schon eine Scheidung zwischen dem der Westsee und der Ostsee bemerkbar machte. Jeder hatte sein besonderes Arbeitsgebiet: ein Hinterland, ergiebig durch eigene Production, und bereit, durch Zwischen- und Binnenhandel die seewärts betriebene Aus- und Einfuhr zu ermöglichen. Auch hatten die Handelsstädte sowol der Westsee wie auch der Ostsee ihren Vorort, der in wirthschaftlicher und politischer und oft auch rechtlicher Beziehung von großem Einfluß auf die Gesammtheit der Unternehmungen und der commerciellen Stellung im allgemeinen war. Im Westen behauptete Köln den in alter Zeit errungenen Vorrang. Doch sank dessen Bedeutung durch die raschere Entwicklung des englisch-französischen Staatengebietes. Auch wurden Köln sowie die nahe verbundenen Städte von den flandrischen Handelsplätzen, die sich einer größeren Gunst der geographischen und politischen Lage erfreuten, verhältnißmäßig früh überflügelt. Anders Lübeck als Vorort der Städte der Ostsee. Es hat länger gedauert, als gewöhnlich beachtet wird, bis es sich zu dieser Stellung emporschwang. Lübeck hatte in Wisby auf Gothland eine durch seine alten Verbindungen gefährliche Concurrentin. Von hier aus hat sich vornehmlich der Handel nach Livland und Rußland hin entwickelt. Noch im 14. Jahrhundert schien es zuweilen, als ob Lübeck mehr nur auf den Handel in dem ehemaligen Wendenlande hingewiesen sei. Allein die Zustände hatten sich doch bereits geändert. Wisby hatte eigentlich nur Zwischenhandel, der naturgemäß von geringerer Einträglichkeit ist. Es konnte mit dem an Macht und Reichthum anschwellenden Lübeck nicht lange wetteifern. Seit Ende des 13. Jahrhunderts kamen zwischen beiden zunächst friedliche Aus-

einandersetzungen vor. Bald mußte dann aber Wisby dem Haupte der wendischen Städte thatsächlich, darauf auch dem Namen nach die Vorortschaft in der Ostsee zugestehen.

Daß übrigens mit dieser Vorortschaft eine feste staatsrechtliche Stellung verbunden gewesen, würde man nur aus einzelnen untergeordneten oder vorübergehenden Momenten schließen können. Es war mehr ein auf geschichtlicher Entwicklung und auf mercantilen Interessen beruhendes Uebergewicht auch in politischen Dingen. Daher machte sich dasselbe auch verschieden in verschiedenen Zeiten, am häufigsten in dem Verein der wendischen Städte geltend. Dieser, — außer Lübeck selbst, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, — muß als der eigentliche Kern der Hansa angesehen werden. Einen Verein für sich, doch auch mit den anderen eng verbunden, bildeten daneben die preußischen und die von Wisby aus gegründeten schwedischen und livländischen Städte. — Es ist versucht worden, im Anschluß an diese verschiedenen Kreise, wie sie sich durch die Natur der Verhältnisse entwickelt, eine Gesammtorganisation der verbundenen Städte zu schaffen. Doch kam man nicht über die ersten Anfänge dazu hinaus.

Das Band, welches die verschiedenen Kreise zu der Gesammtheit der Hansa zusammenhielt, ja auch das, welches einzelne Städte unter einander enger umschloß, war nach heutigen politischen Begriffen niemals ein sehr festes. Es umschloß auch bald mehr, bald weniger Städte: je nachdem die entscheidende Rücksicht auf Handel, Sicherheit der Straßen, Verhältniß zu einem Fürsten oder dergleichen anheimgab. Und in gleicher Weise war es mit den Bündnissen der Städte des Binnenlandes unter einander, nur daß hier äußerlich die Erhaltung des Landfriedens, ohne den Handel und Verkehr eben nicht möglich waren, mehr in den Vordergrund trat. Ihr Bündniß aber mit den Seestädten, die Hansa, die hierdurch erst ihren großen Umfang erhielt, beruhte ausschließlich auf der Gemeinsamkeit des Handels; da trat selbst äußerlich die Sicherheit des Verkehrs zurück.

Wenn auch in den Seestädten selbst die Gütererzeugung, insbesondere die Herrichtung einzelner Waaren, z. B. der Häringe, für den Handel, keine geringe war, so wurzelte ihr Erwerb doch wesentlich in der Vermittlung des Waarenaustausches, der Ein- und Ausfuhr. Ihre Bedeutung für das Binnenland, und umgekehrt auch das Interesse der Seestädte an dem Wachsen und Gedeihen der hier gelegenen Städte, beruhte auf diesem engen Zusammenhang der Verkehrsarbeiten. In den Städten auf altslavischem Gebiet, auch in Niedersachsen und Westfalen war die Verwerthung freier Ar-

beitskräfte, und damit das Emporkommen des Handwerkerstandes, die Ansammlung von Geldcapitalien, — welche auch politisch eine hohe Wichtigkeit hatten, — war endlich die auf Reichthum und persönlicher Freiheit ihrer Bewohner begründete Selbständigkeit unmöglich ohne den durch die Seestädte vermittelten Absatz; und wiederum waren diese, nicht nur jener Ausfuhrartikel wegen, sondern mehr vielleicht noch, weil nur durch die Binnenstädte die durch die Seestädte eingetauschten oder für den Gebrauch hergerichteten Waaren umgesetzt werden konnten, ihrer gesammten politischen und mercantilen Stellung wegen von der Arbeit und dem Verkehr der genannten Städte abhängig. Es entstand so ein großes Gebiet der materiellen Interessen, deren Gemeinschaft mannigfach auch zu einer gemeinsamen Vertretung führen mußte, zumal der Zerfall des Staates nöthigte, staatliche Aufgaben in Anspruch zu nehmen. Für das Gesammtgebiet ist man aber doch nicht über den Schutz in dem gegebenen Fall, welchen eigentlich der Staat gewähren soll, hinausgekommen. Auch eine feste Organisation, um die Schäden des Staates, die sich doch stets, nicht nur vorübergehend, geltend machten, auszugleichen, wurde von den verbundenen Städten nie erreicht oder aufgerichtet. Nur im Kriege, besonders dem Auslande gegenüber, zeigte die Hansa sich auch als ein politischer Verein, mit großen, selbst nationalen Zwecken.

Die kriegerischen Unternehmungen waren es denn auch, welche der Hansa ihren großen Ruf und die glänzende Stellung in der deutschen Geschichte gegeben haben.

Auch diese Unternehmungen wären ohne den Umschwung in den wirthschaftlichen Verhältnissen nicht möglich gewesen. In früheren Zeiten beruhte der Kriegsdienst entweder auf dem Grundbesitz, oder die Einkünfte eines solchen mußten, was meistens in der Form des Lehns geschah, selbst schon für vorübergehenden und kurzen Waffendienst, als Ersatz oder Gegenleistung gegeben werden. Durch die Entwicklung der Geldwirthschaft wurde dieses anders. Der Reichthum ihrer Bürger setzte die Städte in den Stand, selbst Söldner anzuwerben, oder wenigstens Verbündete durch Zahlung von Hülfsgeldern hierin zu unterstützen. Auf solche Weise betheiligten sich auch die Binnenstädte mit an den Kriegen, die sonst, der Bedeutung des auswärtigen Handels entsprechend, überwiegend von den Seestädten geführt wurden.

Gerade im Kriege hat Lübeck sein Uebergewicht entwickelt. Früher als andere Städte war es zu Wasser und zu Lande der Waffen mächtig. Die politische Lage brachte die Reichsstadt in diese Richtung.

Gegen den Herzog von Sachsen, mehr noch gegen den Grafen von Holstein hatte Lübeck seine politische Selbständigkeit zu schützen, seine

Mauern zu vertheidigen. Gegen Dänemark, dessen König ein Vierteljahrhundert lang sein schützender Herr und Gönner gewesen, mußte die Stadt gleichzeitig zur See ihre politische und nationale Unabhängigkeit vertheidigen. Zuweilen hatte es gegen vereinte Gegner zu kämpfen. Später, seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, war allerdings die äußere Stellung Lübecks gesicherter: allein der Schutz seines Handels erforderte auch da noch eine starke Rüstung zu Lande und besonders zur See, da nur hierdurch die Interessen seiner Bürger in dem stark zerrütteten Dänemark behauptet werden konnten. Von dieser Zeit an schlossen sich auch allmählich die übrigen Städte der militärischen Leitung Lübecks zur See an. Bald machte sich diese sodann mit Nachdruck geltend, und gab dadurch den kriegerischen Unternehmungen der Hansa die Kraft und Einheit, durch welche die Angelegenheiten unserer Nation im Norden Europas eine Vertretung fanden, die einen vollen Ersatz für die Verkommenheit des deutschen Staates, Blüthe und Glanz für alle einzelnen Betheiligten schuf.

Doch ist mehr als ein Jahrhundert vergangen, bis es dahin kam. Es waren auch hier die Folgen der mercantilen Concurrenz zu überwinden. Sie führten zuweilen bis zu Verrath und Abfall. Andere Hemmnisse traten hinzu. Die Verhältnisse Dänemarks, das bald durch Parteien zerrissen und ohnmächtig, bald auch zu plötzlicher Macht emporstieg; die Zustände in Norwegen und Schweden, wo die erstarkenden königlichen Gewalten sich gegen Dänemark und die Städte behaupten, sich aber auch des Einflusses beider zur Erfüllung ihrer Aufgabe bedienen mußten; vornehmlich auch die Stellung des altwendischen Landes, Mecklenburg, Rügen, Pommern, zu Dänemark und Deutschland; und nicht zum wenigsten die inneren und äußeren Verhältnisse der See- und Binnenstädte selbst bewirkten eine Beweglichkeit der politischen Lage, welche Macht und Ansehen der Städte auf- und abschwanken ließ. Kaum bietet irgend eine geschichtliche Erscheinung unserer Culturwelt eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit der bewegenden Ursachen dar, als die Entstehung und Erstarkung des Hansabundes. Er hatte bereits eine große Vorgeschichte durchlebt, als er sich um die Mitte des 14. Jahrhunderts fester gestaltete und seinen Namen erhielt: die Verbindungen der Kaufleute in der Fremde traten an Bedeutung gegen die Bündnisse ihrer Heimathsstädte, die sich auf ihre Thätigkeit stützten, zurück. Der Name jener ging auf diese über. Und bald zeigte dann diese Hansa in dem Kriege gegen Waldemar IV. von Dänemark auch ihre ganze großartige Machtentwicklung; sie zeigte, wie gewaltig sie, durch Sicherung des Landfriedens daheim und durch die Vereinigung ihrer organisirten Kräfte gegen das Ausland, auf die Förderung deutscher Cultur, auf die Entwicklung Europas und seines

Großhandels, auf die europäische Gesittigung und deren Verbreitung einzuwirken vermochte.

Dieser allmählichen Machtentfaltung der Hansa als Bund ist die vorliegende hochwichtige Quellenpublication gewidmet. Sie gewährt, wie keine andere Sammlung, einen tiefen Einblick in den Werth, welchen die Bündnisse der Städte, bei der Verkommenheit des Staates, für die Schaffung einer neuen Rechtsordnung und für den Schutz derselben gegen innere und äußere Feinde in Deutschland hatten. Wir gewinnen zugleich ein Bild von der Art und Weise, wie durch Verhandlungen von Stadt zu Stadt, von Macht zu Macht ganz allmählich das große Werk, dieser Ersatz des nationalen Staates aufgerichtet wurde.

Vielerlei war, von den ersten Tagen an, zwischen den Städten zu vereinbaren. Gar oft bietet der Schutz des Landfriedens, des Verkehrs zu Wasser und Land zwischen ihnen den ersten Anknüpfungspunkt. Ebenso oft aber suchten die einzelnen Städte für Person und Eigenthum ihrer Bürger auch Schutz in anderen, befreundeten Städten auf Vertragswege zu erreichen; es gab ja keine staatliche Gewalt mehr, welche die Ausübung der von ihr abgezweigten und übertragenen Rechtspflege überwacht hätte. Es war nur noch ein weiterer, durch die Entwicklung der neu gegründeten Städte besonders begünstigter Schritt, wenn bald auch die wünschenswerthe Gleichheit in der Ausbildung, zunächst einzelner Theile des privaten, dann aber auch des öffentlichen und da zuerst des Strafrechtes, mit in den Bereich der gegenseitigen Vereinbarungen zwischen den Städten gezogen wurde. Selbst polizeiliche Einrichtungen wurden nicht selten eingemischt. Es handelte sich wol bei derartigen Verabredungen schon oft nicht nur um den Schutz der Angehörigen in einer befreundeten Stadt, sondern um die Aufrechterhaltung der Ordnung derselben an und für sich. Bei der Gemeinsamkeit der mercantilen Interessen, bei der Gesammtorganisation des Handels konnte der öffentliche Zustand in den einzelnen Städten, von denen nun mehrere und mehrere in das Netz der verschiedenartigsten Bündnisse gezogen wurden, den anderen keineswegs gleichgültig sein. Daraus ergab sich früh schon ein Schutz der verbündeten Städte für die bestehende Verfassung in einer jeden von ihnen; selbst ernste Einmischung, Braunschweig und andere Städte haben es erfahren, war nicht ausgeschlossen.

Der Schutz der Verkehrsarbeiten gegen absichtliche feindliche Störungen blieb aber immer die Hauptsache, ja er wurde es mit der Zeit noch immer mehr: im Binnenlande haben sich allein dieses Schutzes wegen viele

Städte den Bündnissen angeschlossen, auf deren Gesammtheit die Unternehmungen der Hansa beruhten. Vielfach überwiegt alsdann einfach der Charakter eines Landfriedensbundes, wie sie zahllos im deutschen Reiche vorkommen. Fürsten und Ritter betheiligten sich oft an derartigen Bündnissen, die ihnen gleichsam ihre Aufgabe, von der sie freilich selten erfüllt waren, erleichterten. Zuweilen waren aber Vereinbarungen auch gegen diesen oder jenen Fürsten gerichtet, der sich Gefahr drohende Eingriffe erlaubte. Nicht selten handelt es sich um den Schutz gegen kleinliche, oder doch kaum auf die Dauer gefährliche Beeinträchtigungen oder Vergewaltigungen: einfach nur Zeichen, wie traurig es im Reiche mit dem Rechtszustand aussah. Ganz anders war es aber, wenn die Städteboten etwa gen Lübeck oder Stralsund berufen wurden, um über Maßregeln gegen eines der nordischen Königreiche zu rathschlagen.

Durch Vorverhandlungen, über die uns leider nur selten Actenstücke erhalten sind, pflegten derartige Versammlungen eingeleitet zu werden. Dann erschienen die Berufenen: gemeiniglich, wenigstens aus den meistbetheiligten Städten, angesehene Rathmannen; oft auch Rathsschreiber, die besonders befähigt sein mochten. Viele andere schlossen sich an; nicht selten Gesandte fremder Könige oder deutscher Fürsten, ja diese erschienen häufig in eigener Person, denn sie betheiligten sich an manchen Unternehmungen der verbundenen Städte. Durch gemeinsame Verhandlungen einigten sich sodann die vertretenen Städte über Maßregeln, die zu ergreifen seien. Es zeigte sich dabei jedesmal, daß kein fester Bund bestand, sondern nur ein Zusammengehen erfolgte, wie die gleiche politische Lage es im gegebenen Fall, auf Grund einer stattgehabten Vereinigung, mit sich brachte. Selbst von den einzelnen Kreisen, Dritteln, ist selten die Rede. Mit den anderen vertretenen politischen Mächten wurden, in der Regel auf Grund jener Vereinbarungen, besondere Verhandlungen geführt, deren Ergebniß in Verträgen, die meistentheils dann noch ratificirt werden mußten, ihren Abschluß fanden.

Für die Abmachungen der Städte unter einander kam man zu einer anderen Form der Ueberlieferung. Sie wurde für alle verwandten Geschäfte, auch wenn es sich um Gleichstellung der Bürger, um commercielle oder polizeiliche oder juridische Dinge handelte, angewandt. Die gefaßten Beschlüsse, von denen befreundeten Städten Nachricht zuging, wurden in ein feierliches Protocoll eingezeichnet. Das war dann der Abschied, der Receß des Städtetages. So entstanden die Hansarecesse.

R. Usinger.

Zur deutschen Alterthumskunde.

Deutsche Alterthumskunde von Karl Müllenhoff. Erster Band. Berlin, Weidmann, 1870.

Wer mit der gewöhnlichen Vorstellung dessen was man „Alterthümer" zu nennen pflegt, das gegenwärtige Buch in die Hand nimmt und durchblättert, der wird sich seltsam angemuthet, ja wahrscheinlich sehr getäuscht finden. Er liest einige Ueberschriften: „Sage von Troja," „Abenteuer des Odysseus," „Avien's Ora maritima," „Eudoxus von Knidos," „der Erdglobus des Krates," „die Erdmessung des Eratosthenes," „Hipparch und Eratosthenes," „Polybius," „Timäus" — ja ums Himmelswillen, wo fangen denn die Alterthümer an? was haben alle diese Griechen in der deutschen Alterthumskunde zu schaffen? So ungefähr wird der verwunderte Leser fragen, und wenn er ein Pedant ist, so wird er über Irreführung des bücherkaufenden Publicums klagen, das für sein Geld wenigstens einen unzweideutigen Titel verlangen könne, er wird den Band zuklappen und weglegen mit dem beruhigenden Bewußtsein, das gehöre für die classischen Philologen, ihn, den Leser, der über deutsche Antiquitäten belehrt sein wolle, gehe das nichts an.

Wenn er aber kein Pedant und ein bischen gutwillig und wißbegierig ist, so wird er nicht blos blättern, sondern auch lesen und bald nicht blos lesen, sondern auch studiren, studiren mit aller Anspannung und Hingebung deren er fähig ist, studiren mit dem von Bogen zu Bogen, von Seite zu Seite gesteigerten Gefühle, eine ganz gewaltige, eine nach Ziel, Methode und Resultaten großartige Arbeit vor sich zu haben. Ja er wird dem stolzen Gange dieser ernsten Untersuchungen zuerst völlig kritiklos sich überlassen, und wenn er dann die Nachprüfung unternimmt und hie und da in Einzelheiten, in Fragen äußerst subtiler und schwieriger Natur sich für eine andere Auffassung entscheidet, so wird er sich doch bei einiger Bescheidenheit gestehen müssen, daß der Kern und die Bedeutung des Werkes von solchen Einwendungen unberührt bleibt. „Es ist wol eines der gelehrtesten Bücher, die je geschrieben wurden," sagte mir ein Freund, bald nachdem der Band erschienen war. Und das war nicht zu viel gesagt, aber man muß hinzufügen: es ist auch eines der lebendigsten. Der lebendigsten, wenn man dabei nur nicht etwa an springende Lebhaftigkeit des Stils denken will, sondern an die gestaltende Kraft, die aus wenigen unscheinbaren, mühsam gesichteten Nachrichten und Notizen lebensvolle Bilder von Zuständen und Personen zu entwerfen versteht.

Wie Müllenhoff z. B. den „rasenden Eifer“ des Krates von Mallos für die Theorie von der Kugelgestalt der Erde, seinen eifersüchtigen Gegensatz zu den alexandrinischen Gelehrten, seine Aufstellung eines großen Erdglobus zu Pergamum schildert — wie er uns in einen Theil der wissenschaftlichen Arbeit des Eratosthenes einführt, wie er diesem Gelehrten fast ehrfürchtig gegenüber steht, als einem Manne von seltenem Glanz und Reichthum der Begabung, von immer gleicher Frische, Energie und Regsamkeit des Geistes, von solcher Schärfe und Strenge des methodischen Denkens nebst so viel Hoheit der Gesinnung, daß sich ihm überhaupt nur wenige vergleichen lassen — wie er dann etwa den engen Gesichtskreis des Polybius umgrenzt, der als praktischer, ganz der Gegenwart und ihren Bedürfnissen zugewandter Staatsmann und weitgereister nüchterner Beobachter über den Kreis der unmittelbaren Selbsterfahrung hinaus alles Verständniß einbüßt — und wie er diesem antiken Rotteck den nur rhetorisch und litterarisch geschulten, antiquarisch gelehrten und immer leicht phantastischen Geschichts- und Sagenforscher Timäus an die Seite stellt: dies und manches ähnliche zeigt, daß dem Verfasser die alten Gelehrten in jahrelangem Verkehr zu vollständig gegenwärtigen, gleichsam mitlebenden Persönlichkeiten geworden sind, zu denen er ein bestimmtes persönliches Verhältniß hat, mit denen er theils auf gutem, theils auf schlechtem Fuße steht, die er theils mit Liebe theils mit Abneigung betrachtet, denen er wol auch in drastischer Weise seine Meinung sagt, wie er denn einmal den „guten“ Strabo, nachdem er ihm seine Sünden gegen Eratosthenes vorgehalten, für einen Mann von stumpfem, ja grobem Sinn, von kurzem Verstande, geringer Verschmitztheit und mäßigem Wissen, und schließlich für einen argen Tölpel erklärt.

Aber nochmals fragen nun vielleicht auch *unsere* Leser, was denn alle diese griechischen Geographen und Historiker mit dem deutschen Alterthum zu schaffen haben?

Die Sache läßt sich in zwei Worten klar machen. Alle die verwickelten und vielverzweigten Untersuchungen des vorliegenden ersten Bandes beziehen sich mehr oder weniger auf einen und denselben Punkt, auf eines und dasselbe Ereigniß, das mit seiner allmählichen Vorbereitung und seinen wissenschaftlichen Nachwirkungen einerseits von so tiefgreifender und einschneidender Bedeutung, andererseits durch vielfache litterarische Verluste so sehr in Dunkel gehüllt war, daß der ganze große Aufwand von Fleiß, Mühe und Scharfsinn, den wir hier vor uns sehen, unbedingt nöthig war, um nach allen Seiten hin festen Boden zu gewinnen, die entscheidenden Thatsachen gehörig in's Licht zu setzen und das Resultat in Sicherheit zu bringen.

Welches ist dieses Ereigniß?

Es ist die Entdeckung unserer Vorfahren, die Entdeckung des ersten in der antiken Welt bekannten germanischen Stammes, die Entdeckung der Teutonen an der nördlichen Rheinmündung, durch einen Griechen.

Im vierten Jahrhundert vor Christus lebte in der griechischen Colonialstadt Massilia ein reicher Bürger Namens Pytheas. Er war ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann, ja ein sehr bedeutender Gelehrter. Er war der erste, der daran dachte, die Astronomie für die Geographie zu Hilfe zu nehmen. Er kam in der Beobachtung des Himmels zu dem Resultat, daß der Pol nicht ein fester Stern, sondern nur ein leerer Punkt am Himmelsgewölbe sei. Er hat in der Geographie die erste Bestimmung einer geographischen Breite, nämlich die seiner Vaterstadt Massilia, geliefert. Und ähnliche Gesichtspunkte, wie sie in diesen Forschungen hervortraten, haben ihn zum geographischen Entdecker des europäischen Nordwestens, insbesondere zum Entdecker deutscher Völker an der Nordsee gemacht. „Man kann sagen, die Entdeckung der Germanen und die Entdeckung von Amerika beruhen auf demselben wissenschaftlichen Probleme, der Frage nach der Größe des Erdballs.“ Die Fahrt des Pytheas, der — wie es scheint — auf eigenem Schiffe als Kaufmann und Handeltreibender reiste, war eine wissenschaftliche Erforschungs- und Entdeckungsreise, „zunächst unternommen um das wunderbare große Phänomen der Steigung des Pols und der Neigung des Kosmos gemäß der Veränderung des Horizonts nach Norden hin mit eigenen Augen zu verfolgen und zugleich die Ausdehnung unseres Welttheils und die Zugänglichkeit seiner Länder zu erkunden.“ Dem Ziele nach, das Pytheas in's Auge faßte, war seine Reise die älteste Nordpolexpedition, welche versucht wurde.

Um dieselbe Zeit, in welcher die Feldzüge Alexander's des Großen den Osten erschlossen, hat sich Pytheas in den Westen und Norden vorgewagt. Er segelte durch die Säulen des Hercules in den atlantischen Ocean hinaus und bekam hier Gelegenheit, die Erscheinung von Ebbe und Flut genauer als irgend ein Grieche vor ihm zu beobachten und ihren Zusammenhang mit dem Monde zu erkennen. Er fuhr an der West- und Nordküste Spaniens und an der Westküste Frankreichs hinauf bis zur Bretagne und suchte von hier aus das gegenüberliegende Zinnland im südwestlichen Theile der großen Insel Albion auf. Bis dahin war er nur dem alten Zuge der phönizischen Schifffahrt gefolgt. Nun aber umschiffte er Britannien, indem er nördlich bis nach Thule (Shetland) gelangte. Er brachte verhältnißmäßig sehr eingehende Kenntnisse von diesen Gegenden nach Hause, die Gestalt und Lage der britannischen Inseln war ihm ziemlich klar geworden, über Bodenprodukte, über Art und Sitten der

Bewohner, über den Zinnhandel wußte er anschaulich zu berichten. Nachdem er an der Ostküste Britanniens zurückgesegelt war, wendete er sich nach dem Festlande, passirte die Rheinmündungen und lernte die Nordseeinseln und die Küste, etwa oberhalb der Elbe im Gebiet der Eidermündungen, kennen. Er befand sich hier unter einem neuen Menschenschlag, der sich von den wohlbekannten Kelten deutlich unterschied: das Volk der Teutonen, das ihm genannt wurde, rechnete er zu den Scythen. Erst viel später kam der Name der Germanen auf.

Weiter ist Pytheas nicht gelangt. Nur Fabelerzählungen hatte er noch zu berichten, die man ihm zutrug, von den Eieressern, den Pferdefüßlern und Ganzohren (deren große Ohren den ganzen Körper bedecken) — theils unvollkommene Beobachtungen wirklicher Zustände, theils scherzende Märchen, wie sie an den Grenzen ethnographischer Kenntnisse so gerne auftauchen. Selbst dem Nahen und Wohlbekannten mischte sich Fabuloses bei. Auf einer Insel Abalus gegenüber der Nordseeküste sollte der Bernstein in so großer Masse vorhanden sein, daß die Einwohner ihn statt des Holzes zur Feuerung gebrauchten. Außerdem freilich — erzählt Pytheas — bringen die Insulaner den Bernstein auch nach dem gegenüberliegenden Festlande hinüber und verkaufen ihn an die Teutonen, ihre nächsten Nachbaren, von denen er dann weiter durch das Keltenland an die Rhonemündung und zu den Griechen kommt.

Hiermit erwähnt Pytheas die älteste Bezugsquelle des Bernsteins überhaupt. Von hier bezogen ihn die Phönizier, der Rhein ist der Eridanos des Phaethonmythus: nach Preußen, überhaupt nach der Ostsee erstreckten sich die phönizischen Fahrten niemals, der samländische Bernstein kam nicht früher als im ersten Jahrhundert nach Christus in den Handel: oder wenigstens wurde — nach Müllenhoff's Untersuchungen — dieser Fundort nicht früher den Römern bekannt.

So viel in den äußersten Umrissen wissen wir von der Entdeckungsfahrt des Pytheas, deren Resultate er zugleich mit seinen wissenschaftlichen Forschungen in einer Schrift „über den Ocean" niederlegte, die leider nicht auf uns gekommen ist, deren Nachwirkungen in der antiken Geographie aber von der tiefgreifendsten Art waren. Eratosthenes und Hipparch haben den Bürger von Marseille benutzt und auf seinen Erkenntnissen fortgebaut. Es lag an den politischen Verhältnissen des westlichen Mittelmeers und Galliens, wenn der Weg, den er eröffnet hatte, nicht sofort häufiger betreten und ausgebeutet wurde. Aber erst Polybius und Strabo wagten beschränkten Sinnes die Glaubwürdigkeit des Mannes anzuzweifeln und ihn als Lügner hinzustellen. Durch Müllenhoff's umsichtige, sorgfältige und tiefeingreifende Erörterungen erhält sein Bild wieder so viel

Klarheit und Bestimmtheit, als bei dem mangelhaften Zustand unserer Quellen überhaupt noch möglich war: man wird nicht wesentlich darüber hinauskommen.

Pytheas und seine wissenschaftliche Bedeutung, das heißt: Pytheas und seine Stellung innerhalb der gesammten Entwickelung griechischer Geographie bilden den Gegenstand von Müllenhoff's zweitem Buch. Das erste Buch behandelt „die Phönizier,“ d. h. die Kunde der Phönizier vom europäischen Westen und Norden, ein Abschnitt voll der merkwürdigsten Aufschlüsse und Entdeckungen. Nebenbei kommt der Einfluß der Phönizier auf die Griechen und das Anfangsdatum der griechischen Geschichte zur Sprache, die Sage von Ilias und Odyssee wird erklärt: dies Alles hier scheinbar vereinzelt und ungehörig, wenn man starr systematischen Gang fordern wollte; aber sehr berechtigt in dem Ganzen von Müllenhoff's Betrachtungen, — Vorausdeutungen, deren Werth sich später zeigen wird, wenn der Plan des Werkes weiter zu Tage tritt.

Es ist eine breite Unterlage, auf der sich der Bau dieser deutschen Alterthumskunde erhebt. Das Zuständliche der Antiquitäten löst Müllenhoff in Erzählung auf. So wie das Wesen der Germanen den Griechen und Römern nach und nach klar wurde, so führt uns der Verfasser allmählich in dasselbe ein.

Das Heldenthum unserer Vorfahren, wie es sich auf allen Lebensgebieten offenbarte, muß der Kern des Buches werden. Noch hat es sich in diesem ersten Bande nicht enthüllt. Wir werden nur gelegentlich darauf vorbereitet, wenn etwa die alte Erzählung von den Nordseevölkern zur Sprache kommt, welche die eindringende Flut in voller Rüstung mit ihren Speeren bekämpften. Die Geschichte in dieser Einkleidung ist absurd. „Aber bei einem Volke, in dem der Heldensinn lebendig und das rechte Zeichen des Mannes war — sagt Müllenhoff — ist es sehr wohl denkbar, daß bei Ueberschwemmungen und Sturmfluten, wenn kein Entkommen mehr möglich war, die Männer ihre Waffen anlegten: nicht um die andringenden Wogen zu bekämpfen, wohl aber um in ihrem besten Schmuck als Helden und Krieger den Tod zu finden, der ihnen auf dem Schlachtfelde nicht beschieden war.“

Das ist, wie gesagt, nur ein erstes fernes Wetterleuchten germanischen Heldenthums, das den Griechen sichtbar wird. Den Römern standen darüber weit unmittelbarere Erfahrungen bevor. Müllenhoff's zweiter Band muß mit den Cimbernkriegen beginnen, dann folgt Cäsar, dann die Kriege des ersten Jahrhunderts nach Christus und als Niederschlag der angesammelten Kenntnisse die unsterbliche Schrift des Tacitus: da erhalten wir schon den vollen Einblick in Wesen, Charakter und Gesinnung

unserer Nation, deren geistige Erzeugnisse dann in einheimischen Quellen, in Mythologie und Heldensage, vorliegen.

Ich fürchte nicht, den Werth der germanischen Studien zu überschätzen, wenn ich glaube, daß die deutsche Alterthumskunde, wie Müllenhoff ihre Aufgabe faßt, auch mit den lebendigen Interessen der Gegenwart in einigem Zusammenhange steht.

Die Völkerwanderung war ein materieller Sieg des germanischen Heldenthums über Rom. Aber der äußere Sieg führte eine innere Niederlage mit sich. Die geistige Herrschaft Roms und des Romanismus wurde nicht gebrochen, sondern erst recht ausgebreitet. Das ureigenthümliche Element, das dem römischen Wesen lange Widerstand leistete, um es schließlich wieder siegreich zu bekämpfen, das in vielfachen Metamorphosen bis auf die Gegenwart reicht und in ihren größten Thaten als wichtigster Factor mit enthalten ist, — dieses Element vollständiger, allseitiger und tiefer darzustellen und zu begreifen, als es bisher geschah: das scheint mir die Aufgabe der deutschen Alterthumskunde, deren Lösung wir von Müllenhoff erwarten.

W. Scherer.

Die Reichstagscompetenz.

Unter dieser Ueberschrift hat der Herr Oberappellationsrath und Reichstagsabgeordneter Dr. Otto Bähr in Berlin im Juli-Hefte dieser Jahrbücher eine Abhandlung veröffentlicht, mit welcher er in den zwischen Zachariä und mir geführten Streit über die Competenz der Reichsgewalt eingetreten ist und sich auf die Seite meines Gegners gestellt hat. Da es nun wünschenswerth erscheint, daß die einmal angeregte Frage weiter erörtert und wo möglich zu einem wissenschaftlichen Abschluß gebracht wird, so kann es mir nur angenehm sein, daß ich sie mit einem so scharfsinnigen Juristen zu verhandeln habe, zumal Herr Bähr mit mir darin übereinstimmt, die nächste Veranlassung des Streites, nämlich die Competenz in der Concilsfrage, bei Seite liegen zu lassen und allein das Rechtsprincip in's Auge zu fassen. Das Letztere muß aber, auch darin werden wir einverstanden sein, mit voller Unbefangenheit und mit der ganzen juristischen Schärfe geschehen; es muß daran festgehalten werden, daß das Staatsrecht einen Theil des Rechtssystems bildet und daß namentlich die allgemeinen Grundsätze über die Auslegung der staatsrechtlichen Quellen keine andere sind, als die Rechtswissenschaft für die Interpretation überhaupt anerkennt. Nur dadurch wird es möglich, die Rechtsidee auch für das öffentliche Recht zur Geltung zu bringen und die traurige Verirrung der romanischen Völker, voraus der Franzosen zu vermeiden, welche außerhalb des Civilrechts und Strafrechts nur politische Macht- und Interessenfragen aber keine Rechtsfragen kennen.

1.

Der Stand der Sache ist nun dieser. Zachariä hatte in einer Recension die Ansicht ausgesprochen, daß der verfassungsmäßig sanctionirte Zweck des deutschen Reichs — Schutz des Bundesgebietes und des innerhalb desselben gültigen Rechts so wie Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes — in der Concilsfrage die Competenz der Reichsregierung und des deutschen Reichstags ganz zweifellos begründe. Gegen diese Auffassung äußerte ich in der Nationalzeitung vom 4. Juni dieses Jahres (Nr. 256) meine Bedenken, indem ich, dem Art. 4 der Reichsverfassung gegenüber, dem Eingange derselben eine solche Bedeutung nicht glaubte beilegen zu dürfen, vielmehr für eine Competenzerweiterung eine Verfassungsänderung für nothwendig erklärte. Zachariä replicirte in der Nationalzeitung vom 21. Juni (Nr. 283) und präcisirte seine Ansicht

näher dahin, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen sei, durch die Berufung auf die Zweckbestimmung des Bundes die Competenzbegrenzung, wie sie sich in Art. 4 der Reichsverfassung finde, zu verwischen und der Ausdehnung der Competenz auf andere Angelegenheiten Raum zu geben; er habe vielmehr bei jener Deduction aus dem Bundeszwecke nur den Fall im Auge gehabt, wenn die Centralgewalt zur Abwendung einer gemeinen Gefahr für die Rechtszustände und die Wohlfahrt von ganz Deutschland berufen sei, — also unter Voraussetzung der von keiner positiven Anerkennung bedingten Nothwehr. — In meiner Duplik in der Nationalzeitung vom 28. Juni (Nr. 295) erwiderte ich, daß dann die Nothwehr und nicht die Deduction aus dem Bundeszweck der Grund der Competenzerweiterung sei, da auch dann, wenn ein Bundeszweck gar nicht angegeben wäre, das von ihm angezogene Recht der Nothwehr für das Reich doch seine Geltung behalte. Ich bemerkte ferner, daß es sich hier zunächst nicht um die Nothwehr gegen den Angreifer, sondern um die Mittel der Abwehr handle, welche eigenmächtig einem Dritten — den Einzelstaaten — entzogen werden sollten; daß dies aber nur dann gerechtfertigt erscheine, wenn den Einzelstaaten gegenüber ein Nothstand des Reichs dargethan sei. Im Allgemeinen betonte ich, daß im Bundesstaate die Grenzen der Competenz zwischen der Centralgewalt und den Einzelstaaten gewissenhaft einzuhalten seien und auch in dieser Beziehung die Idee des Rechtsstaates ihre Geltung finden müsse.

Bei diesem Stande der Sache ist nun Bähr als Intervenient aufgetreten. Er hat aber nur auf die erste Aeußerung Zachariä's Rücksicht genommen und von seiner späteren beschränkenden Erklärung nur bemerkt, daß ich sie „mit Glück" widerlegt hätte, und dann (S. 81) hinzugefügt:

> „Halten wir uns deshalb lieber daran, daß Zachariä in der ersten seiner neueren Kundgebungen den Eingang der Reichsverfassung als Grundlage der Reichstagszuständigkeit anerkennt; worin er Recht hat."

Dies Verfahren aber, eine Ansicht, die Zachariä nach seiner eigenen Erklärung nie gehabt hat, ihm zuzuschreiben, ist nicht correct. Wollte Bähr sich in Uebereinstimmung mit Zachariä setzen, so mußte er die Competenzerweiterung aus der Nothwehr und nicht aus dem Bundeszweck, wenigstens nicht aus diesem allein herleiten. Ich habe es jetzt also nur mit meinem neuen Gegner zu thun, indem ich gegen ihn die Polemik meines ersten Artikels gegen Zachariä fortsetze. Wenn er aber die Streitfrage nicht auf die Competenz der Reichsgewalt im Allgemeinen bezieht, sondern sie auf die des Reichstags beschränkt, so kann ich dies annehmen; es wird sich demnach bei unserer Erörterung wesentlich um die verfassungsmäßigen Grenzen der Reichsgesetzgebung handeln.

2.

Bähr vertritt also die von mir bekämpfte Ansicht, daß der verfassungsmäßig sanctionirte Bundeszweck maßgebend sei für die Competenz des Reichstags. In seiner weiteren Ausführung hebt er dann hervor (S. 73), daß er zuerst mit Bestimmtheit auf die schwerwiegende Bedeutung des sog. Eingangs der Bundes- jetzt Reichsverfassung für die Frage über die Bundescompetenz hingewiesen habe. Der Ansicht gegenüber, daß eine Erweiterung der in Art. 4 der Verfassung bestimmten Zwecke des Bundes (der Bundescompetenz) nicht durch bloßes Bundesgesetz, wenn auch in der erschwerten Form der Verfassungsänderung, sondern nur durch eine neue Vereinbarung sämmtlicher Bundesstaaten erfolgen könne, habe er in der Reichstagssitzung vom 28. April 1869 ausgeführt, daß dies juristisch unrichtig sei. Zwar könne ein genossenschaftlicher Verband nur innerhalb der vereinbarten Zwecke, für welche er geschaffen sei, organisch thätig werden; aber die Formulirung dieser Zwecke liege nicht in dem Art. 4 der Verfassung sondern in dem Eingange. Dieser bestimme die Zwecke, für welche der Bund geschaffen sei und begrenze hiernach auch die Competenz, innerhalb welcher sich die Bundesgesetzgebung bewegen dürfe, ohne einer neuen Vereinbarung zu bedürfen. Art. 4 führe die Angelegenheiten auf, für welche die ordentliche Bundesgesetzgebung ausreiche; der Eingang der Verfassung bezeichne die Angelegenheiten, welche, obgleich nicht in Art. 4 enthalten, nach den Bundeszwecken vermöge einer Verfassungsänderung unter den Formen des Art. 78 in die Competenz des Bundes gezogen werden können; eine Verfassungsänderung, welche außerhalb dieser Zwecke liege, bedürfe einer neuen Vereinbarung sämmtlicher Bundesstaaten.

„Glücklicherweise," heißt es dann, „sind aber diese Zwecke so weit gegriffen, daß dieser Fall nicht leicht vorkommen wird. Und wenn deswegen die Herren der Ansicht wären, daß der Bund nicht sowohl einer Actiengesellschaft, als vielmehr einem wirklichen leibhaftigen Staatswesen zu vergleichen sei, so würden sie nicht wesentlich fehl gehen."

Diese Ansicht von der Bedeutung des Bundeszwecks wird dann weiter ausgeführt und namentlich hervorgehoben, daß die Art. 1 und 2 der deutschen Bundesacte offenbar bei Abfassung des Eingangs zur Verfassung des norddeutschen Bundes vorgeschwebt hätten. Derselbe sei entscheidend für den Charakter des Bundes und enthalte den eigentlichen **Bundesschluß**, von dem die Verfassung das **Ausführungsgesetz** sei. Er sei ein Staatsvertrag mit dispositivem Inhalte und präcisire den **Bundeszweck**, während der Eingang zu der nordamerikanischen Constitution, auf den ich mich berufen, nur die **Motive** für ein von dem souverainen

Volke der Vereinigten Staaten erlassenes Gesetz enthalte. Das sei freilich ein neuer und ungewöhnlicher juristischer Bau und daher sei es zu entschuldigen, wenn die Referenten des preußischen Herrenhauses und Abgeordnetenhauses, Dr. Heffter und Twesten, welche die oben angeführte Ansicht von der nothwendigen neuen Vereinbarung für die Competenzerweiterung vertreten, die Bedeutung des Eingangs der Verfassung übersehen hätten, und auch ich sei derselben „Beirrung" verfallen.

3.

Neu und ungewöhnlich ist dieser juristische Bau nun gewiß, ob aber auch völlig correct, wie Bähr behauptet, möchte doch zu bezweifeln sein. Er hat nämlich übersehen, daß die in der ersten Nummer des Bundesgesetzblattes publicirte Verfassung des norddeutschen Bundes nicht den Bundesvertrag selbst enthält, wie dies bei der deutschen Bundesacte vom 8. Juni 1815 der Fall war, sondern nur im Eingange eine Recapitulation der bereits perfecten Verträge als einen Theil der vom Bundespräsidium verkündeten Verfassung giebt. Dies Verhältniß tritt noch bestimmter in der am 16. April 1871 publicirten Verfassung des deutschen Reichs hervor und hat auch seine Bestätigung in der Erklärung des Staatsministers Delbrück gefunden. Wenn Bähr diese Erklärung selbst anführt, so ist es doch sehr auffallend, daß er nicht einmal den Versuch macht, den Widerspruch zu lösen, daß ein Theil der Verfassung zugleich ein von derselben verschiedener und sie dominirender Staatsvertrag sein soll. Wenn es nun in diesem Eingange heißt, daß der Bund geschlossen sei: zum Schutze des Bundesgebiets und des innerhalb desselben gültigen Rechts, so wie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes, so kann mit diesen Worten der Zweck oder die Absicht oder der Grund für die Herstellung des Bundes ausgedrückt sein, ohne daß es sich mit juristischer Schärfe wird bestimmen lassen, wo und wie der Zweck und die Motive einer solchen neuen Rechtsgründung sich scheiden. Auf keinen Fall wird man jenen Worten eine andere Bedeutung beilegen dürfen, als daß sie zur Charakterisirung des Bundes und zur Auslegung seiner Verfassung dienen sollen, und diese Bedeutung habe ich ihnen nie abgesprochen, sondern nur Zachariä's erster Aeußerung gegenüber die Erweiterung der Bundescompetenz aus ihnen bestritten. Ebenso wenig aber kann ich in ihnen nach Bähr's Auffassung den absoluten Maßstab für die Verfassungsänderung, das Correctiv für den Art. 78 finden. Das verbietet schon die Allgemeinheit der Formulirung, welche, wie Bähr selbst zugiebt, fast alle möglichen Staatszwecke in sich schließt, die auswärtigen so gut wie die inneren Angelegenheiten umfaßt.

Ich finde daher auch keinen wesentlichen Unterschied zwischen dieser Arenga und der der nordamerikanischen Constitution: in order to form a more perfect union etc., deren Bedeutung für die Auslegung dort gleichfalls allgemein anerkannt wird. Den Staatsvertrag über die Begründung der Union enthält die Constitution freilich ebenso wenig wie die Verfassung des deutschen Reichs und nimmt nicht einmal unmittelbar Bezug darauf; aber Bähr irrt doch, wenn er behauptet, sie sei ein von dem souverainen Volke der Vereinigten Staaten erlassenes Gesetz, falls darunter die Emanation eines einheitlichen gesetzgeberischen Willens verstanden werden soll. Die nordamerikanische Verfassung ist vielmehr ebenso wie die deutsche im Wege des Vertrages zu Stande gekommen, wie sich unwiderleglich ergiebt, wenn man nicht blos den Eingang in's Auge faßt, sondern ihre Entstehungsgeschichte betrachtet.*) — Daß die Constitution auf einem Vertrage beruhe, wird auch von allen Parteien in Nordamerika anerkannt, indem man nur darüber streitet, ob sie noch jetzt als Vertrag unter den Staaten gelte oder die Bedeutung eines selbständigen Grundgesetzes habe. Für diese letztere Ansicht bietet der Eingang allerdings ein wichtiges Argument dar, welches die Vertheidiger desselben noch wirksamer hätten geltend machen können, wenn sie sich den allgemeinen Rechtssatz klar gemacht hätten, daß der Vertrag nicht allein obligatorische Wirkung hat, sondern der Entstehungsgrund der verschiedenartigsten Verhältnisse des öffentlichen und Privatrechts sein kann.

Ich vermag also nicht, dem Eingange zur Reichsverfassung ein so großes Gewicht beizulegen wie Bähr es thut, und insofern kann er mich denjenigen zuzählen, welche sich in derselben Lage befinden und aus diesem Grunde eine Erweiterung der Reichscompetenz über den Art. 4 hinaus nur durch eine neue Vereinbarung gelten lassen wollen. Im Uebrigen weiche ich in dieser Verfassungsfrage von ihnen ja weiter ab als Bähr selbst, da ich eine Competenzerweiterung in der Form des Art. 78 für zulässig halte, und die vage Beschränkung durch die sog. Bundeszwecke dabei nicht als absolut maßgebend ansehe. In dieser Hinsicht bin ich allerdings der Ansicht, daß die von Bähr angezogene Analogie der privat-

*) Als sich die Unhaltbarkeit der Conföderationsacte vom Jahre 1781 herausgestellt hatte, trat die Convention von Philadelphia zusammen, aber nicht als constituirende Versammlung, sondern zur Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs. Sie brachte diesen Entwurf mit Einschluß des Eingangs (preamble) zu Stande und überreichte ihn dem Congreß, welcher ihn wieder den einzelnen Staaten zur Prüfung und Genehmigung vorlegte. Jeder Staat ernannte nun zu diesem Zweck eine besondere Convention, und als bis zum 13. September 1788 eilf Staaten die Constitution genehmigt hatten, ward sie am 4. März 1789 mit der Eröffnung des neu constituirten Congresses in Wirksamkeit gesetzt; erst später traten dann Nordcarolina und Rhode Island hinzu.

rechtlichen Genossenschaften und speziell der Actiengesellschaften für eine staatliche Gemeinschaft („ein wirkliches leibhaftiges Staatswesen"), wie das deutsche Reich ist, nicht für zutreffend gehalten werden kann, wie denn gewiß dessen Existenz nicht gefährdet wäre, wenn jene Worte der Arenga: zum Schutze u. s. w. ganz fehlten. Bei der allgemeinen Fassung des Art. 78 halte ich vielmehr dafür, daß unter Einhaltung der daselbst vorgeschriebenen Formen — wie nach der nordamerikanischen Constitution — die Competenzerweiterung als Verfassungsänderung überhaupt für zulässig erachtet werden muß. Dafür spricht auch die Thatsache, daß die Zweckbestimmung, welche in der deutschen Bundesacte vom Jahre 1815 als Art. 2 dem dispositiven Theile angehörte, in der norddeutschen Bundesverfassung in den Eingang gesetzt ist, indem in Art. 4 genaue Competenzbestimmungen gegeben, in Art. 78 aber allgemein die Möglichkeit und die Formen der Verfassungsänderung festgestellt wurden. In diesem Verfahren liegt doch die Absicht ausgedrückt, statt der dispositiven Bedeutung jener Zweckbestimmung, die sie in der Bundesacte hatte, eine blos enunciative gelten zu lassen.

Daß aber bei einer Erweiterung der in Art. 4 festgestellten Competenz die Formen der Verfassungsänderung beobachtet werden müssen, wird auch von Bähr anerkannt, und insofern steht er mir näher als Zachariä. Denn dieser hält jede Erweiterung der Reichscompetenz ohne eine neue Vereinbarung der Einzelstaaten für unzulässig; wenn er daher über den Art. 4 hinaus noch eine Competenz zuläßt, so sucht er sie als innerhalb oder doch unbeschadet der Verfassung geltend zu begründen: wie es nach seiner ersten Aeußerung schien, aus dem Bundeszweck, — nach seiner späteren Erklärung aus dem Grunde der Nothwehr. Er statuirt also auch in diesem Falle keine Verfassungsänderung, und muß seine Nothwendigkeitscompetenz in der Form der ordentlichen Gesetzgebung vom Reiche ausüben lassen. Auch aus dieser Rücksicht war Bähr nicht berufen, mir gegenüber als Zachariä's Vertheidiger aufzutreten.

4.

Wir befinden uns vielmehr — bis auf jene mehr theoretische Differenz — noch in Uebereinstimmung; allein nun komme ich zu einem Punkte, wo unsere Ansichten sehr wesentlich von einander abweichen, und zwar, was wohl zu bemerken ist, ohne Rücksicht auf die verschiedene Bedeutung, welche dem Bundeszweck in dem Eingange der Verfassung beigelegt wird. Nachdem Bähr nämlich die engere Competenz nach Art. 4 und die weitere auf Grund des Art. 78 nach Maßgabe des Bundeszwecks festgestellt hat, fährt er (S. 79) also fort:

„Eine Ausdehnung der engeren Competenz kann in einer doppelten Weise erfolgen: entweder allgemein, durch Aufnahme des betreffenden Gegenstandes in Art. 4 der Verfassung, wodurch dann dieser Gegenstand ein für allemal in die engere Competenz übergeht; oder nur für den concreten Fall, indem man, ohne die Verfassungsurkunde zu ändern, eine nicht in Art. 4 begriffene Angelegenheit unter Anwendung der Form des Art. 78 ausnahmsweise als Reichsangelegenheit behandelt. Man kann die erstere Kategorie von Fällen Verfassungserweiterungen, die letztere Verfassungsüberschreitungen nennen; beide zulässig dadurch, daß sie in der Form der Verfassungsänderung vor sich gehen."

Dieser Auffassung muß ich bestimmt entgegentreten, indem ich der Ansicht bin, daß eine Ausdehnung der Competenz über die in Art. 4 aufgeführten Angelegenheiten und (wie ich hinzufüge) beziehungsweise eine Beschränkung derselben nur im Allgemeinen durch eine Verfassungsänderung, nicht aber ohne eine solche durch die bloße Anwendung der Formen des Art. 78 geschehen kann; daß die von Bähr angenommene Verfassungsüberschreitung eben eine Verfassungsverletzung ist. Ich halte mich aber um so mehr für verpflichtet, diesen Widerspruch eingehend zu motiviren, als Bähr sich für seine Ansicht auf Vorgänge im Bundesrathe und im Reichstage beruft, und zwar nicht ohne Grund, so daß sich die Schwierigkeit der ihm gegenüber behaupteten Position nicht verkennen läßt. Denn es handelt sich dabei um die Beantwortung der Frage, ob und wie weit die wissenschaftliche Auslegung der Reichsverfassung durch das Verhalten der Organe der Reichsgewalt gebunden ist, — eine Untersuchung, welche nur durch die richtige Unterscheidung der verschiedenen Fälle ihren Abschluß finden kann. Es kommen nämlich folgende Verhältnisse in Betracht.

1) Es ist ein Reichsgesetz über einen Gegenstand, der nicht unter Art. 4 der Verfassung fällt, in den Formen des Art. 78 erlassen worden, ohne vorher eine Verfassungsänderung zu bewirken. Dann ist die Autorität der gesetzgebenden Gewalt stark genug, die Geltung eines solchen Gesetzes zu erzwingen, ähnlich wie die Autorität des Richters das rechtskräftige Urtheil für den concreten Fall schützt. Es ließe sich freilich noch die Frage aufwerfen, ob nicht unter Umständen von Seiten der Einzelstaaten oder der Gerichte gegen die Kraft eines solchen Gesetzes Einwendungen gemacht werden können; allein eine Erörterung darüber würde hier zu weit führen und gehört nicht nothwendig zur Sache.

2) Es ist von den Factoren der Reichsgesetzgebung, gemeinsam oder einzeln, die Ansicht ausgesprochen worden, daß eine Competenzüberschreitung von Seiten der Reichsgewalt ohne Verfassungsänderung, unter Wah-

rung der Formen des Art. 78 geschehen kann. Handelt es sich dann um die verbindliche Kraft dieser Meinungsäußerung, so kommt es nicht darauf an, ob wirklich auf Grund dieser Ansicht ein Gesetz zu Stande gekommen ist oder sie in einem anderen Acte der parlamentarischen Thätigkeit zum Ausdruck gelangte; denn über den Kreis des concreten Gesetzes hinaus wird eine legislative Autorität dadurch nicht begründet. Eine bloße Meinungsäußerung bindet den betreffenden Factor — Bundesrath oder Reichstag — weder in seinem gegenwärtigen noch seinem künftigen Bestande, da ein etwa eintretender Wechsel der Majorität seine Wirkung bei der späteren Beschlußnahme äußern muß, und ebenso wenig wird nach außen hin die freie Auslegung der Verfassung dadurch beeinträchtigt. Auch hier wird die Analogie von der Unverbindlichkeit der gerichtlichen Präjudizien über den concreten Fall hinaus nach deutschem Rechte nicht abzuweisen sein.

3) Nicht der Reichstag beziehungsweise der Bundesrath hat eine Meinung geäußert, sondern nur ein einzelnes Mitglied, eine Commission oder wer sonst zu einer solchen Kundgebung in demselben berufen ist. Dann entscheidet, wie sich von selbst versteht, nur das Gewicht der Gründe.

Prüfen wir nun nach diesen Gesichtspunkten die von Bähr zur Unterstützung seiner Ansicht von der Zulässigkeit der Verfassungsüberschreitung angeführten Thatsachen und Argumente.

5.

1) Ein Fall der Verfassngsüberschreitung, behauptet er, sei die Schaffung des Bundesoberhandelsgerichts gewesen. Bei der Verhandlung vom 10. August 1869 habe der Staatsminister v. Friesen bemerkt, die Competenzbedenken im Bundesrathe seien dadurch erledigt, daß mehr als zwei Drittel der Stimmen (die damals geltende Form der Verfassungsänderung) für den Entwurf sich erklärt haben. Damit sei, wie Bähr meint, das Princip der Zulässigkeit einer Verfassungsänderung auch in der Form der Verfassungsüberschreitung anerkannt worden.

Allein dagegen ist zu bemerken, daß es gar nicht als ausgemacht gelten kann, daß durch die Schaffung jenes Gerichtshofs die Bundescompetenz überschritten worden ist. Der preußische Justizminister hat vielmehr im Herrenhause nachdrücklich und wie mir scheint mit guten Gründen die Ansicht vertreten, daß das Gesetz unter Art. 4 Nr. 13 falle, da die gemeinsame Gesetzgebung über das gerichtliche Verfahren auch die Gerichtsorganisation umfasse. Verhielte sich die Sache aber auch anders und hätte sich der Bundesrath von einem falschen Motive leiten lassen, so würde das, wie oben gezeigt ist, über den Bereich des einzelnen Gesetzes hinaus keine bindende Kraft haben.

2) Es frage sich, ob dem Reichstage nicht allein auf dem Gebiete der engeren, sondern auch der weiteren Competenz die Initiative zustehe, — mit anderen Worten: ob im Art. 23 der Ausdruck „innerhalb der Competenz des Reichs" auch das weitere Competenzgebiet in sich fasse. Theoretisch lasse sich vielleicht darüber streiten, aber praktisch sei die Frage längst entschieden. In einer ganzen Reihe von Fällen habe der Reichstag Verfassungsänderungen und zwar sowohl allgemeine als auch solche des concreten Falles kraft eigener Initiative beantragt, ohne daß irgend ein Widerspruch von Seiten des Bundesraths erfolgt wäre. Durch diese Vorgänge sei die Frage gelöst.

Hierauf ist zu erwidern, daß die Vorschrift des Art. 23 der Reichsverfassung klar und bestimmt lautet: „der Reichstag hat das Recht, innerhalb der Competenz des Reichs Gesetze vorzuschlagen." Die Competenz des Reichs ist aber festgestellt in Art. 4 für die ordentliche Gesetzgebung und in Art. 78 für Verfassungsänderungen, denn an dem letzteren Orte heißt es: „Veränderungen der Verfassungen erfolgen im Wege der Gesetzgebung. Sie gelten als abgelehnt, wenn sie im Bundesrathe 14 Stimmen gegen sich haben" u. s. w. Verfassungsänderungen gehören also auch zur Competenz des Reichs, und dem Reichstage steht die Initiative für dieselben zu. Von einer Verfassungsänderung, die keine ist und unter der Form des Art. 78 für den concreten Fall eine Verfassungsüberschreitung darstellt, enthält dieser Artikel keine Andeutung. Daran hat die Meinung des Reichstags nichts geändert, zumal bei der kurzen Dauer der Reichsverfassung von einer dem Gewohnheitsrechte gleichzustellenden Observanz nicht die Rede sein kann, und auch das Schweigen des Bundesrathes bei diesen Vorgängen, auf welches Bähr ein besonderes Gewicht legt, erscheint als irrelevant.

3) Diese Meinung des Reichstags habe auch ihre Begründung in einem Commissionsberichte gefunden. Zur Prüfung des Schulze'schen Antrags wegen Erlaß eines Gesetzes über die privatrechtliche Stellung der Vereine, der offenbar nicht unter Art. 4 falle, sei eine Commission niedergesetzt, und diese habe sich in ihrem Berichte also ausgesprochen:

„Man einigte sich schließlich darüber, daß es einer Entscheidung, ob der Entwurf unter den Art. 4 der Verfassung falle, nicht bedürfe. Da nämlich die nach Art. 78 zulässigen Verfassungsänderungen ohne Zweifel (!) auch in der Form erfolgen können, daß einzelne über die Kategorien des Art. 4 hinausgreifende Gesetze geschaffen werden, der Reichstag aber für die Beschließung solcher Gesetze an keine andere Form gebunden ist, als an die Form der gewöhnlichen Gesetzgebung, so ergiebt sich hieraus, daß für den Reichstag die Frage, ob ein Gesetz innerhalb oder außerhalb

des Rahmens des Art. 4 liege, von keiner praktischen Bedeutung ist, diese Frage vielmehr nur für den Bundesrath, bezüglich der Entscheidung der Frage, ob das betreffende Gesetz nur einfacher Stimmenmehrheit, oder einer Mehrheit nach Art. 78 bedürfe, von Erheblichkeit wird. Darüber, daß das vorliegende Gesetz unter diejenige Competenz falle, welche durch den im Eingange der Bundesverfassung formulirten Zweck ihre Bestimmung findet, war man allseitig einverstanden."

Bei dieser Deduction hat die Commission es sich nun leicht gemacht, indem sie die Möglichkeit einer Ueberschreitung des Art. 4 durch einzelne Gesetze für unzweifelhaft erklärt, sich also auf eine petitio principii stützt. Wenn sie dann weiter schließt, daß für den Reichstag die Frage, ob ein Gesetz innerhalb oder außerhalb des Rahmens des Art. 4 liege, von keiner praktischen Bedeutung sei, da er für Verfassungsänderungen an keine andere Form gebunden sei als für die ordentliche Gesetzgebung, so scheint hier doch ein schlimmes Mißverständniß vorzuliegen. Denn eine Verfassungsänderung unterscheidet sich von der ordentlichen Gesetzgebung nicht allein durch die Form, wenn diese etwa für sie erschwert ist, sondern auch durch ihre materielle Bedeutung. Es möchte aber doch einer großen politischen Körperschaft kaum würdig sein, ihre Beschlüsse über Angelegenheiten von solcher Wichtigkeit zu fassen, ohne sich über die Tragweite derselben klar geworden zu sein, und es dem anderen Factor der Reichsgesetzgebung zu überlassen, allein darüber zu entscheiden, ob eine Verfassungsänderung in Frage steht und die erschwerenden Formen für eine solche angewendet werden sollen.

Es spricht aber gegen jene Auffassung der Commission noch ein anderes und viel gewichtigeres Moment. Wenn in einem Einheitsstaate die Träger der gesetzgebenden Gewalt einverstanden sind über die Ausübung ihrer Machtbefugnisse, in der constitutionellen Monarchie also die Krone mit den parlamentarischen Körperschaften, so wird wegen einer Verfassungsverletzung oder einer Competenzüberschreitung nicht leicht ein erfolgreicher Widerspruch erhoben werden können, und das an sich Unzulässige wird durch die Machtstellung der Handelnden als gerechtfertigt erscheinen. Denn sie vertreten als Träger der gesammten Staatsgewalt den Staat selber; neben ihnen stehen keine gleichberechtigten Organe, welche durch ein solches Vorgehen verletzt erscheinen. Daher konnte sich in England die Lehre von der Omnipotenz des Parlaments in seiner Uebereinstimmung mit der Krone (the king in parliament) ausbilden. Anders verhält es sich aber in einem Bundesstaate, wo keine einheitliche Staatsgewalt besteht, sondern die Attribute der Centralgewalt und der Einzelstaaten verfassungsmäßig geschieden sind. Hier findet die über die Verfassung hinausgehende Thätigkeit der Centralgewalt keinen freien Raum, in welchem sie sich ungehindert

bewegen kann, sondern sie greift in die Rechtssphäre der Einzelstaaten über und übt gegen diese eine ähnliche Rechtsverletzung aus, wie sie im Einheitsstaaat durch eine Competenzüberschreitung der Krone gegen das Parlament und umgekehrt stattfinden würde. Eine solche Rechtsverletzung wird auch dadurch nicht ausgeglichen, daß etwa die Majorität des Bundesrathes mit der Auffassung des Reichstags übereinstimmt. Denn auch der Bundesrath ist ein Organ der Reichsgewalt, allerdings besonders geeignet, das Interesse der Einzelstaaten im Allgemeinen wahrzunehmen, aber zur Vertretung der Einzelstaaten als solcher nicht berufen.

So lange die Verfassung nicht in der Art. 78 bestimmten Form geändert worden, ist sie unantastbar, auch durch die ordentliche Reichsgesetzgebung. Dem Antrage des Abgeordneten Schulze über die privatrechtliche Stellung der Vereine hätte also der Antrag auf die Ausdehnung des Art. 4 auf das Vereinswesen vorher gehen müssen; daß diese Ausdehnung bei der Feststellung der Reichsverfassung durch Hinzufügung der Nr. 16 geschehen ist, erklärt sich doch wohl aus dem Wunsche, einem Antrage ähnlichen Inhaltes die verfassungsmäßige Bahn frei zu machen.

6.

Der angeführte Commissionsbericht hat nun die unbeschränkte Zustimmung von Bähr gefunden. Er findet freilich, es könne dem Reichstage nicht gleichgültig sein, ob seine Beschlußnahme im Bundesrathe der Zustimmung in der leichteren oder nur in der schwereren Form des Art. 78 unterliege und darnach mehr oder minder Aussicht auf Realisirung habe, und daraus erkläre sich zur Genüge, weshalb man im Reichstage mehrfach bestrebt gewesen sei, den Art. 4 zu erweitern. Das heißt aber doch mit anderen Worten, die ganze Competenzfrage nur als eine Machtfrage für den Reichstag und nicht als eine das Wesen des Bundesstaates principiell berührende Verfassungsfrage betrachten! Daß nun gerade Bähr, der Verfasser der sehr verdienstlichen Schrift über den Rechtsstaat, diese Richtung vertritt, muß besonders auffallen und es scheint fast, als ob hier der Politiker es über den Rechtsmann davon getragen hat. Die Vorgänge und Argumente, welche er vorgebracht hat, sind doch in der That nicht geeignet, die von ihm vertretene Ansicht vom Standpunkte des Rechts aus zu begründen, und die deutsche Wissenschaft wird sich, bei allem Respecte vor der ersten parlamentarischen Versammlung Deutschlands, dieser Auffassung nicht anschließen. Sie hat nicht gegen den Absolutismus und die Büreaukratie, für die nationale Einheit gekämpft, um jetzt vor der Autorität einer Reichstagsmajorität sich zu beugen.

G. Beseler.

Vom württembergischen Landtag.

Unmittelbar nach dem Schluß der Reichstagssession trat der württembergische Landtag zu einer kurzen Session zusammen. Es war der erste Einzellandtag, der seit der Aufrichtung des Reichs seine Geschäfte wieder aufnahm: eben diese neue Situation drückte ihm ihr besonderes Gepräge auf.

Schon in jener Zeit, da die berühmten Allianzverträge in die Oeffentlichkeit kamen, trat eines der Mitglieder unserer Volkspartei niedergeschlagen in die Kammer und hub in wehmüthigem Tone an: nur mit Schmerz könne er hinfort diese Räume betreten, denn Alles muthe ihn an, als ob wir nun zu der untergeordneten Rolle eines Provinziallandtags herabgesunken seien. Herr Sigmund Schott, der Verfasser der „Menschlichen Schwächen," der damals jene Trauermelodie anstimmte, ist mit zahlreichen seiner demokratischen Freunde bei den letzten Wahlen unterlegen; wäre er noch Mitglied des gegenwärtigen Landtags, so hätte er seiner Klage nunmehr erneuten und verstärkten Ausdruck verleihen können. Denn daß künftig dem württembergischen Landtag eine noch bescheidenere Rolle zugewiesen ist als bisher, war vom ersten Tag an zu verspüren, seine ganze Physiognomie hatte so zu sagen einen mehr ländlichen Schnitt, und es war kaum nöthig, daß Herr v. Mittnacht kalten Blutes der Kammer ausdrücklich die Wahrheit vorhielt, daß künftig alle wichtigeren Angelegenheiten nicht mehr in diesem Halbmondsaal, vielmehr zu Berlin entschieden würden, und daß folglich den Ständen zu empfehlen sei, ihre bisherigen Oppositionsgewohnheiten aufzugeben und den veränderten Verhältnissen ohne Murren sich anzubequemen. Das war im Allgemeinen weise geredet, wenn es nur nicht etwas unsanft an die Praxis der vormärzlichen Minister erinnert hätte, welche jedes Andrängen ihrer liberalen Kammern mit der Berufung auf die vom Bundestag beliebten Gebote und Verbote zurückzuweisen pflegten. Ob es nicht gar mit einiger Absicht und Bosheit geschah, daß der Minister so unliebsame Erinnerungen herausforderte, um der württembergischen Kammer ihre Unmacht vorzuhalten, bleibe dahingestellt. Gewiß ist, daß die Verhandlungen der Stände, an sich von bescheidenem Interesse, eben dadurch eine Bedeutung erhielten, daß sie die Rückwirkung der neuen Reichsverhältnisse auf den Einzelstaat von mehreren Seiten beleuchteten.

Es kann nicht geläugnet werden: diese Rückwirkung ist für die Kammern in manchem Betracht eine unerwünschte und fatale. Wenn die Regierungen ohne Frage gewonnen haben, indem sie im Bundesrath einen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten erwarben, den sie zu den Zeiten des Bundestags thatsächlich nicht besaßen, so ist die Stellung der einzelnen Kammern unstreitig durch die Reichsgesetzgebung noch mehr herabgedrückt. Ein namhafter Theil der bisherigen Competenz ist ihnen entzogen, dagegen ist ihr unangenehmstes und unpopulärstes Geschäft, nämlich die Bewilligung der Gelder für die Staats-

ausgaben, geblieben; ja sie sind in der Lage, nicht blos die Mittel für die Erhaltung des eigenen Staatswesens, sondern auch zum Theil die Mittel für die Reichsaufgaben aufbringen zu müssen, ohne daß sie über diese Ausgaben zu beschließen oder sie zu controliren im Stande sind. Alljährlich erwartet sie der prosaischere Theil des Einheitswerkes.

So ist ihnen die Gesetzgebung über das Heerwesen entzogen, aber sie haben die Mittel für dessen entsprechende Organisation zu verwilligen. Man begreift, daß dies ein besonders empfindlicher Punkt ist. Denn dies war einstmals das Feld, auf dem sich der Liberalismus der Kleinstaaten ganz besonders zu tummeln pflegte und die glänzendsten Lorbeeren zu pflücken ging. Jetzt ist die Zeit glücklicherweise vorbei, da die kleinen Kammern sich über die Monate der Präsenzzeit stritten, ganze Sitzungen mit dem Markten um eine Tambourstelle ausfüllten, durch große Reden wider den Militarismus das Erstaunen der Welt herausforderten. Was der einzelne Staat für die gesammtdeutsche Wehrkraft zu leisten hat, ist in der Reichsgesetzgebung und in den Sonderverträgen festgesetzt, und sofern Württemberg sich die selbständige Verwaltung seines Heerwesens und sonst einige Privilegien vorbehalten hat, sind auch dies nicht eigentlich Dinge, welche in die Competenz der Landesvertretung fallen, außer insofern die Ausgaben, welche mit jenen Privilegien verbunden sind, voraussichtlich sich noch etwas höher belaufen mögen, als wenn das Heerwesen unter die allgemeine Reichsgewalt gestellt würde.

In dem großen Kriegsjahr hat das Volk den Werth eines tüchtigen schlagfertigen Heeres vollauf kennen gelernt. In Süddeutschland wird man nicht so leicht jene bangen schweren Wochen vergessen, da der Einfall des welschen Eroberungsheeres fast unabwendbar schien, da jeder Einzelne schon seine Rechnung mit diesem allgefürchteten Verhängniß machte. Man wird ebenso wenig vergessen, wie in erster Linie durch die Schlagfertigkeit der norddeutschen Armee, in zweiter durch die begonnenen Neuorganisationen in den Südstaaten das Gefürchtete glücklich abgewendet wurde. Wie schämten sich die Nachbeter Arcolay's, die Helden des Milizsystems, die das Land hatten wehrlos machen wollen, als die Kunde von den ersten gemeinsam erfochtenen Siegen kam. Wie hüllten sie sich vorsichtig in Schweigen, als das Volk sich ganz den großen Empfindungen der Zeit hingab und in zweimaligem Wahlkampf von seinen falschen Propheten sich lossagte. Man darf nicht hoffen, daß diese Eindrücke stets gleich lebendig bleiben. Es sind Symptome vorhanden, daß wirklich eine Umwandlung der politischen Bildung begonnen hat, und sie erstrecken sich nicht blos auf das Verhältniß zum Heer, die Alleinherrschaft der demokratischen Phrase ist ohne Zweifel für immer gebrochen. Allein der Eigensinn, mit welchem unsere Volkspartei, obwol bedeutend reducirt, in ihrem alten dürftigen Ideenkreis sich eingesponnen hat, und die Art, wie sie von hier aus einen unablässigen Krieg gegen die besseren Empfindungen des Volks unterhält, läßt doch voraussehen, daß wir in Zukunft ähnliche politische Kämpfe werden zu bestehen haben, wie sie bisher in unserem Lande ausgefochten worden sind, Kämpfe, bei welchen die nationale

Partei wol durch die feste Ordnung des Reichs, aber nicht mehr durch eine überwältigende Zeitströmung hoffen darf, unterstützt zu werden. Es ist aber keineswegs gleichgültig, wie die politische Stimmung in den einzelnen Landschaften sich gestaltet. Denn von dieser Stimmung hängt großentheils die leichtere oder schwierigere Action der complicirten Reichsverfassung ab, die doch für die nächste Zeit des guten Willens von allen Seiten bedarf. Auch entscheidet diese Stimmung zugleich über die Wahlen in den deutschen Reichstag. Und den Fall gesetzt, Württemberg würde ein nächstesmal die Celebritäten seiner politischen Vergangenheit in den Reichstag entsenden, so wäre ein solcher Rückgang zwar ohne Zweifel für das Parteiverhältniß in Berlin und für die dortigen parlamentarischen Entscheidungen wenig erheblich, aber er würde doch den Keim zu einer landsmannschaftlichen Trennung von Nord und Süd enthalten, die zum Glück beim ersten Reichstag fehlt, und deren Abwesenheit eines der erfreulichsten Momente der ersten Session gebildet hat.

Unter diesen Umständen scheint für die Regierungen der Einzelstaaten die Pflicht zu erwachsen, die Ueberführung in die neuen Verhältnisse mit fester aber kluger Hand, mit einer gewissen männlichen Offenheit in's Werk zu setzen. Herr v. Mittnacht hat ganz Recht, wenn er den Abgeordneten ihre veränderte Stellung und die daraus fließenden Pflichten vorhält. Aber auch an die Regierung stellen sich andere Anforderungen als bisher, zumal da sie an der jetzigen Kammer nichts weniger als eine systematische Opposition, vielmehr ein sehr gutwilliges willfähriges Instrument besitzt. Die bequeme Läßlichkeit, in welcher die Regierungsweisheit bis dahin zu bestehen pflegte, reicht für die veränderten Verhältnisse schlechterdings nicht aus. Würde die Fortsetzung der bisherigen Regierungsgewohnheiten beliebt, so wäre sie mindestens in ihren Wirkungen wenig verschieden von einer gegen das Reich feindseligen Politik.

Als die Reichsregierung den Gesetzentwurf über die Dotationen noch in letzter Stunde, unmittelbar vor dem Einzug der Truppen in Berlin, dem Reichstag vorlegte, schob man ihr den geheimen Gedanken unter, daß sie unter dem Drang dieser Jubeltage eine günstigere Stimmung für die Vorlage zu finden hoffe, als dieser bei längerer und nüchternerer Ueberlegung voraussichtlich zu Theil würde. Eine ähnliche Absicht konnte man der württembergischen Regierung zuschreiben, wenn sie mit ihrem Project einer allgemeinen Steuererhöhung inmitten einer ähnlichen Feststimmung unseres Landes hervortrat. Denn während die Kränze gewunden, die Blumen gepflückt und an dem Triumphbogen gehämmert wurde, welcher die heimkehrenden Sieger empfangen sollte, legte der Finanzminister mit jenem Project dem Volke gleichsam die Rechnung vor. Mit den Mehrausgaben für das Heer und mit den Matricularumlagen für das Reich wurde in erster Linie das zu deckende Deficit begründet. Allein dieses Zusammentreffen war doch nur Zufall. Und wenn der Regierung überhaupt ein Hintergedanke beigemessen werden kann, so lag er eher nach einer ganz entgegengesetzten Seite. Es ist die Vermuthung ausgesprochen worden, daß es der Regierung durchaus keinen Kummer bereite, dem Lande recht drastisch zeigen

zu können, welche große Kosten mit dem Anschluß an das neue Reich verbunden seien, und sie habe eben deswegen eine Form gewählt, welche nothwendig eine gewisse Bestürzung im Lande hervorrufen mußte. Ihre Absicht wäre also die gewesen, der nationalen Begeisterung, die sich zumal in den Wahlen in einer fast erschreckenden Stärke gezeigt hatte, einen kleinen Dämpfer aufzusetzen, und zwar nicht die Gemüther gegen die neue Ordnung der Dinge aufzureizen, aber doch eine Art milder Sehnsucht nach den glücklicheren Zeiten zu erwecken, da Württemberg noch sein eigener Herr war. Die Regierung trägt selbst die Schuld, daß sie solchen Deutungen nicht entging. Denn aus den Aeußerungen vom Ministertisch konnte man während der Debatten wirklich eine Art von Schadenfreude heraushören. Höhnisch wurde der nationalen Partei zu verstehen gegeben, daß sie im Grund die Verantwortung für die jetzige Finanzlage des Landes trage. Das Odium, das man nicht wol auf das Reich wälzen konnte, schob man auf die nationalliberale Partei. Und wenn Herr v. Mittnacht gegen Hölder gewendet spitzig bemerkte: die Thaler, die man in Berlin verwilligte, könne man nicht kreuzerweise in Stuttgart wieder ersparen wollen, so lag darin doch der versteckte Vorwurf, daß die nationale Partei sich weigere, die Folgen ihrer bisherigen Politik zu übernehmen.

Der Minister wäre im Recht gewesen, wenn wirklich eine Feigheit dieser Art dem Widerspruch zu Grunde gelegen wäre, der allerdings auch von den Bänken der deutschen Partei gegen das Steuererhöhungsproject erhoben worden ist. Allein das Mißverständniß von Seite des Ministertisches war um so seltsamer, als die wirklichen Gründe des Widerspruchs von den Abgeordneten mit ganz unmißverständlicher Deutlichkeit ausgesprochen wurden. Jener Vorwurf war kleinlich und seine Unbilligkeit lag am Tage. Es ist doch nicht die Gewohnheit der nationalen Partei gewesen, dem Volk zu schmeicheln und ihm die beglückende Aussicht auf verminderte Lasten vorzumalen. Sie ist um den Preis ihrer Popularität zu einer Zeit für die Reorganisation der Armee eingetreten, als die Forderungen des Herrn v. Wagner — auf dem Landtage 1867/68 — einer verdächtig lauen Fürsprache von Seite des Herrn v. Mittnacht genossen. Denn längst vor dem Jahr 1870 sind die Militärausgaben der eigentliche Streitpunkt der Parteien gewesen. Daß Württemberg zu den verhältnißmäßig gleichen militärischen Leistungen befähigt werde, wie die anderen Reichsglieder, ist eine Forderung, die natürlich zu finden nichts weiter nöthig ist, als eine mäßige Dosis von Ehrgefühl. Von Seite der nationalen Partei ist diese Forderung stets erhoben worden.

Auf dieser Seite also konnten die Einwendungen gegen den ministeriellen Entwurf nicht liegen, und sie lagen nicht hier. Was man aber ernstlich beanstandete, war die ganze Führung der Finanzverwaltung, die von einer Kammer nicht unerörtert bleiben konnte, welche zum erstenmal wieder den Willen hatte, sich mit den eigenen Landesangelegenheiten zu beschäftigen, nachdem ihre Vorgängerinnen die meiste Zeit der großen Politik gewidmet hatten. Der Finanzminister verlangte eine Erhöhung der Steuern, aber vertrauend auf die Nach-

sicht, mit der man bisher die Balken im eigenen Auge zu behandeln gewohnt war, hielt er es nicht für nöthig, gleichzeitig ein Budget vorzulegen. Ueber die Verwendung also ließ er ganz im Unklaren, oder er gab wenigstens nur im Allgemeinen an, daß er damit den Ausfall decken wolle, der durch die Militärausgaben, durch die Matricularbeiträge und durch die Verzinsung der zunehmenden Staatsschuld entstehe. Die Steuererhöhung sollte eine provisorische sein und für das Budget gelten, dessen provisorische Fortführung bis zum Ende dieses Jahres gleichzeitig vom Minister in Anspruch genommen wurde. Nun erschien es schon vom Standpunkt des Verfassungsrechts eine sehr zweifelhafte Frage, ob überhaupt für ein provisorisches Budget eine provisorische Steuererhöhung bewilligt werden dürfe. Wollte man aber auch unter dem Drang der Umstände hiervon absehen, so war es zum mindesten kein unbilliges Verlangen, daß das Ministerium sich inzwischen über die Grundzüge des künftigen Budgets leitende Grundsätze gebildet hätte, um sie der Kammer mitzutheilen. Ueberhaupt wäre es entsprechend und würdig gewesen, wenn die neue finanzielle Aera durch eine umfassende Darlegung eingeleitet worden wäre, in welcher die Regierung offen die voraussichtlichen Rückwirkungen des Reichsverhältnisses auf den Staatshaushalt vor dem Land auseinandersetzte, ohne Beschönigung, vielmehr mit der vollen Wahrhaftigkeit, welche allein unsichere Befürchtungen niederzuschlagen vermag. Dabei mußten freilich Dinge zur Sprache kommen, für welche jetzt lediglich noch kein Verständniß vorhanden zu sein scheint. Es ist doch einleuchtend, daß die neuen Verhältnisse nicht blos eine einseitige Wirkung haben können, die nämlich, daß neue Ausgaben für das Reich erwachsen, während im Uebrigen alle Einrichtungen des Königreichs unverändert bleiben. Die Kammer wird sich wenigstens bei diesem Verzicht auf weitere Consequenzen schwerlich beruhigen. Um so weniger, als gleichzeitig der Nachbarstaat Baden nicht gezögert hat, wichtige Veränderungen vorzunehmen, wie sie die natürliche Folge der Aufrichtung des Reichs waren. Aus den Debatten hat man freilich erfahren, daß die württembergische Regierung z. B. nichts weniger als die Absicht hat, das auswärtige Ministerium aufzuheben, wie denn auch die Corona der auswärtigen Diplomatie dem königlich württembergischen Hoflager erhalten bleibt und allerdings kein französischer Gesandter, wohl aber ein neuer Vertreter des britischen Reichs hier erwartet wird, wie vor Kurzem ein neuernannter Gesandter des Königs von Italien seine Beglaubigungsschreiben dem König Karl überreicht hat.

Wollten die Abgeordneten aber auch von Ansprüchen dieser Art absehen, so war doch jene angesonnene Steuererhöhung — nicht etwa wegen ihres exorbitanten Maßes, denn in Wahrheit ist sie recht erträglich, sondern wegen des Princips — für sie um so peinlicher, als man ihnen überhaupt keine Einsicht in die wirkliche Lage der Finanzen des Königreichs verstattete oder zu verstatten im Stande war. Mehrfache Ursachen wirkten zusammen, um diese Einsicht zu verdunkeln. Schon der Umstand ist erschwerend, daß wir noch dreijährige Finanzperioden haben, so daß die Berechnungen immer auf mehrere Jahre angestellt werden müssen, die dann selbstverständlich durch ein solches Ausnahmsjahr, wie

wir es eben erlebt haben, gründlich über den Haufen geworfen werden. Hier pflegt nun allerdings einigermaßen die vorsorgliche Praxis zu helfen, welche seit undenklichen Jahren in unserer Finanzverwaltung heimisch ist, daß nämlich mit Absicht stets die Einnahmen erheblich zu niedrig, die Ausgaben erheblich zu hoch berechnet werden, so daß am Ende jeder Budgetperiode jene berühmten Ueberschüsse zu Tage treten, welche eine specifische Landeseigenthümlichkeit geworden sind. Ein solches System hat unstreitig seine Vortheile. Es zeigt vor allem die Geschicklichkeit des jeweiligen Finanzministers im glänzendsten Lichte. Er hat, wie auch seine Collegen, eine fast unbegrenzte Latitude in seinen Verausgabungen und weiß doch bei jeder Rechnungsablage durch seine Ersparnisse angenehm zu überraschen. Die Kammer ist jedesmal glücklich, daß dann eine Reihe gemeinnütziger Ausgaben — ohne weiteren Aufwand — eben aus diesen „Mitteln der Restverwaltung" gedeckt werden können. Nur Einen Mangel hat freilich dieses System, es macht zumal bei mehrjährigen Perioden den Ueberblick über die wirklichen Ausgaben und die wirklichen Einnahmen unmöglich.

Und wenn nur die dreijährige Finanzperiode wirklich eingehalten würde. Allein in der Regel finden die gesetzgeberischen Organe keine Zeit, den Etat der folgenden Periode so rechtzeitig zu berathen, daß nicht regelmäßig das alte Budget geraume Zeit in die neue Periode hinüber geschleppt werden müßte. So war es auch diesmal. Das letzte Etatsgesetz kam im März 1868 zu Stande, seine Wirksamkeit war am 30. Juni 1870 zu Ende. Seit dem 1. Juli 1870 leben wir in Provisorien, die gemüthlich von einem Termin auf den andern erstreckt werden. Zuletzt ist das Provisorium bis zum Ende des gegenwärtigen Jahres erstreckt worden, aber es ist vorauszusehen, daß auch bis dahin der neue Etat für 1870—1873 noch nicht durchberathen sein wird. Manche werden sich wundern, daß solche Zustände ein Staat erträgt, der einer berühmten Thronrede zufolge auf ein seit 400 Jahren eingewohntes Verfassungsleben stolz ist. Allein man ist hier an diese Dinge gewöhnt, man weiß sie gar nicht anders, und wenn dennoch jetzt einige Aufmerksamkeit sich ihnen zuwandte, so war daran die Erkenntniß oder vielleicht mehr die Ahnung schuld, daß das Staatswesen jetzt an einem kritischen Punkte angekommen sei, wo ihm einige Klarheit über sich selber vor allem wünschenswerth sein muß. Jetzt, da eine Steuererhöhung drohte, regte sich das Bedürfniß, über die wirkliche Lage unterrichtet zu werden, und nun zeigte sich, daß die bisher eingewurzelte Praxis diese Einsicht unmöglich machte. Der Finanzminister, der Berichterstatter der Commission und ein anderes finanzkundiges Mitglied der Kammer mühten sich in Berechnungen ab, aber alle drei kamen zu abweichenden Resultaten und keiner war im Stande, seine Berechnung überzeugend nachzuweisen.

Wenn nun gleichwol die Debatte damit schloß, daß dem Finanzminister die Steuererhöhung bewilligt wurde, so rührt dies davon her, daß das Bedürfniß einer Steuererhöhung an sich von Niemanden in Abrede gezogen werden konnte. Schon die Verzinsung der stark anwachsenden Staatsschuld — und daran sind die Militärausgaben unschuldig — hätte sie unausweichlich gemacht,

dazu kommt nun ein jährlicher Mehraufwand für das Heerwesen im Betrag von etwa 2 Millionen Fl., und da der künftige Etat ohne Zweifel die Steuerkräfte in noch höherem Maße in Anspruch nehmen wird, schien es nicht unangemessen, mit einer bescheidenen Steigerung jetzt schon zu beginnen. Gerade unter den Nationalliberalen machte sich die Ansicht geltend, daß man auch den Anschein vermeiden müsse, als weigere man sich, die Mittel für Einrichtungen zu bewilligen, die eben von dieser Seite lebhaft gefordert worden waren. Ausdrücklich hob diesen Gesichtspunkt eine motivirte Abstimmung hervor, welche von nationalliberaler Seite ausging. Immerhin aber haben die Debatten dazu beigetragen, die tiefliegenden Mängel der seitherigen Praxis an das Licht zu stellen und zum Bewußtsein zu bringen. Wenn das Verhältniß zum Reich dem Lande größere Opfer auferlegt, so darf man zum Mindesten erwarten, daß die Wirrnisse in unserem Finanzwesen gelichtet werden. Fällt der Kammer in Zukunft eine bescheidenere Rolle zu, so kann diese auf der anderen Seite verlangen, daß in der Verwaltung des Landes wenigstens Ordnung herrsche. Um diese herzustellen, wird freilich unumgänglich sein, daß wir zu einjährigen Finanzperioden gelangen, was schon wegen der jährlich festzustellenden Matricularbeiträge sich empfiehlt. Wenn es großen Staaten gelingt, alljährlich ihren Etat rechtzeitig zu berathen, so wird ja wol bei einigem guten Willen dasselbe auch in Württemberg möglich sein. Ueberhaupt aber müßte mit dem System der endlosen Verschleppungen gebrochen werden, unter dem bisher nicht nur die Etatsberathung, sondern in fast sprichwörtlicher Weise die ganze Gesetzgebung zu leiden hatte. Dieses System mag ganz gemüthlich sein, aber es giebt bekanntlich einen Punkt, wo die Gemüthlichkeit aufhört. Einen Theil der Schuld für diese Verschleppungen trägt auch die umständliche Geschäftsordnung der Abgeordnetenkammer. Es ist von einem nationalliberalen Mitglied der detaillirte Entwurf einer modificirten Geschäftsordnung vorgelegt worden, der insbesondere die glücklichen mit der Geschäftsordnung des Reichstags gemachten Erfahrungen benutzt, der aber freilich jetzt selbst erst den üblichen, langwierigen Instanzenzug unserer Gesetzgebungsarbeiten durchzumachen hat.

Aehnliche Einwendungen, wie gegen die Steuererhöhung, mußte der Finanzminister hören, als er die Ermächtigung verlangte, drei weitere Millionen Papiergeld auszugeben: er blieb jeden Nachweis schuldig, wofür er diese Summen verwenden wolle. Es ist wahr, daß der württembergische Staat gar nicht übermäßig mit Papiergeld belastet ist, er kann es sich erlauben, und im Reiche können diese drei Millionen Gulden nicht schwer wiegen. Aber da der Minister die außerordentlichen Militärausgaben durch verzinsliche Kassenscheine gedeckt hat, die durch die Kriegsentschädigungsgelder eingelöst werden sollen, und da er eben durch die Steuererhöhung sich die Mittel für die laufenden Ausgaben gesichert hält, so fehlte für eine Papiergeldausgabe jede ausreichende Motivirung. Es konnte nicht widersprochen werden, wenn man dem Minister vorwarf, er scheine lediglich die Zeit noch benutzen zu wollen, da dem Einzelstaat noch ohne Ermächtigung der Reichsorgane die Ausgabe von Papiergeld gestattet ist, ein Ter-

min, der vertragsmäßig bekanntlich mit dem Jahre 1871 abläuft. Und dieses rein fiscalische Interesse bestimmte auch die Kammermehrheit, deren durchschnittliche Intelligenz bei dem verlockenden Raisonnement stehen blieb, daß je mehr Papiergeld ausgegeben werde, um so weniger die Steuern erhöht werden müssen. Nur eine kleine Minderheit verwahrte sich gegen eine solche Finanzpolitik, freilich eine Minderheit, welche alle volkswirthschaftlich unterrichteten Mitglieder der Kammer enthielt. Im Laufe dieser Debatte kam der denkwürdige Fall vor, daß Moritz Mohl, der Verfasser des berühmten „Mahnrufs an Süddeutschland," die preußische Finanzverwaltung als leuchtendes Vorbild den einheimischen Staatsmännern vorhielt, und zugleich den Segen der Reichsgesetzgebung pries, welche wenigstens vom 1. Januar 1872 an leichtsinniger Papiergeldausgabe einen Riegel vorschiebe, einer Ansicht, welcher auch der Abgeordnete Rudolf Probst, Mitglied der Centrumsfraction im Reichstag, sich anschloß, während Herr v. Varnbüler diesen Anlaß ergriff, um der Regierung eine Vorlesung über Loyalität gegen das Reich und seine Gesetzgebung zu halten, wofür er allerdings — zum Ergötzen der ehrlichen Leute — von Herrn v. Mittnacht unsanft zurückgewiesen wurde, welcher betheuerte, daß die Regierung nicht erst der Belehrung darüber bedürfe, was sie dem Reich schuldig sei.

Diese kleinen Zwischenfälle konnten zugleich als Symptome dafür gelten, daß der Ton der Kammerverhandlungen doch ein merklich verschiedener ist von demjenigen, durch welchen die württembergische Kammer sonst zu glänzen gewohnt war. Niemand will für einen Gegner des Reichs angesehen werden. Die Kammer, wie sie gegenwärtig — und bekanntlich für 6 Jahre — zusammengesetzt ist, erscheint ganz dazu geeignet, den Uebergang in die neuen Verhältnisse, ohne Enthusiasmus zwar, aber doch mit gutem Willen zu fördern. Was von der alten particularistischen Garde sich im Ständesaal eingefunden hat, ist resignirt, kleinlaut, ihre Mitglieder versichern sogar zuweilen, warme Anhänger der jetzigen Ordnung der Dinge zu sein, und nur selten kommt es vor, daß Einzelne von einem Rückfall in die Redeweise vor dem Jahr 1870 heimgesucht werden und ihre etwas abgetragenen Meinungen über Militarismus, Cäsarismus u. dgl. zum Besten geben. Ob freilich ein solcher Friedensstand schon für die Dauer verbürgt sei, ist eine andere Frage und dürfte nach der Haltung der Presse nicht unbedingt zu bejahen sein. Später dürfte doch gerade die Militärfrage, die zunächst diesem Forum entzogen scheint, zu interessanten Streitfragen Anlaß geben. Als Herr v. Succow von den Verhandlungen in Versailles zurückkehrte, soll er fröhlich sich dahin geäußert haben, daß er von nun an, Gott sei Dank, nichts mehr mit der fatalen Kammer zu thun haben werde. Allein wenn er einen solchen Ausruf that, scheint er die Bestimmungen desselben Vertrags, den er mit nach Hause brachte, augenblicklich nicht genau in der Erinnerung gehabt zu haben. Denn nach diesem Vertrag ist die Kammer allerdings finanziell einigermaßen bei der Militärfrage interessirt. Bekanntlich wurde, Dank den Bemühungen der württembergischen Bevollmächtigten, ausgemacht, daß, was an den 225 Thalern pro Mann erspart werden kann, Württemberg

in die eigene Tasche stecken dürfe, und so wird mindestens die Kammer ein Recht haben, sich nach diesen Ersparnissen zu erkundigen, um eventuell über sie zu verfügen. Nun steigt aber bereits jetzt, da die Reorganisation kaum erst begonnen hat, die fürchterliche Ahnung auf, daß diese geträumten Ersparnisse sich in Nichts, oder noch schlimmer gar in ein Deficit verwandeln möchten, und da wird denn allerdings für häusliche Volksvertreter die Pflicht erwachsen, zu prüfen, ob jene Privilegien, welche sich die württembergische Krone bei der Militärübereinkunft hat zusichern lassen, nicht allzu theuer erkauft sind, und ob die selbständige Verwaltung und das Fortbestehen des Kriegsministeriums neben der Intendantur des 13. Armeekorps im wohlverstandenen Interesse des Landes liegen. Es scheint sich ganz von selbst zu verstehen, daß wenn jener etwaige Ueberschuß in die württembergischen Taschen fließt, auch ein etwaiges Deficit aus den nemlichen Taschen gedeckt werden müßte. Nun hat aber die Commission der Kammer, die seiner Zeit den Versailler Vertrag begutachtete, diesen Punkt nicht übersehen und ausdrücklich das Axiom aufgestellt, daß Württemberg unter keinen Umständen mehr zu leisten habe als jene 225 Thaler pro Mann, und ausdrücklich das Einverständniß der Minister mit dieser Auffassung verlangt und auch erhalten. Indessen machen doch gerade solche Cautelen den Eindruck, als ob man von Anfang der Befürchtung nicht habe ausweichen können, es werde dieser Punkt dereinst unliebsame Schwierigkeiten herbeiführen. Und allerdings liegen hier die Keime von Conflicten, die nicht anders werden beseitigt werden, als durch eine Militärconvention, ähnlich der von Preußen mit Baden abgeschlossenen, wie denn diese Eventualität in der That allen Einsichtigen ebenso erwünscht als unvermeidlich erscheint.

Nur einen einzigen Angriff auf das Reich hat sich der Particularismus erlaubt und ist dabei nach Gebühr abgefertigt worden. Schon bei der Berathung der Versailler Verträge war die Verantwortlichkeit der württembergischen Stimme im Bundesrath gegenüber dem württembergischen Landtag zur Sprache gekommen, und Herr v. Mittnacht hatte damals keinen Anstand genommen zuzugestehen, daß die Verantwortung, die das Ministerium gegenüber den württembergischen Ständen trage, sich auch auf die Führung der württembergischen Stimme im Bundesrath erstrecke. Man durfte annehmen, dieses Zugeständniß habe mehr einen moralischen Werth, als daß dadurch ein juridisch streng definirbares Verhältniß geschaffen werden sollte. Es war damit den Ständen eines jener Rechte zugesprochen, die einer weisen Behandlung und eines nicht allen Abgeordneten angeborenen Taktes bedürfen, wenn sie nicht durch den Gebrauch verdorben werden sollen. Statt dessen griff Herr Oesterlen in täppischster Weise zu, indem er auf Grund jener Anerkenntniß nichts geringeres als einen allgemeinen Rechenschaftsbericht des Ministeriums über die Abstimmungen Württembergs bei den verschiedenen im Bundesrath zu Stande gekommenen Vorlagen verlangte. Das war doch eine Ueberhebung, deren Naivetät selbst von Seite eines „Großdeutschen" der württembergischen Kammer überraschte. Das hieß doch nichts anderes, als unter einer scheinbar unverfänglichen

Form sich zur Controlbehörde der Reichsgewalt aufwerfen. Und Herr Oesterlen war so ungeschickt, diesen Gedanken selbst zu verrathen, indem er in der Ausübung jenes Rechts durch die Landtage eine Garantie des Föderalismus, einen Schutz gegen die unitarischen Tendenzen erblickte. Man klopfte auf den württembergischen Minister und meinte Kaiser und Reich, dessen Angelegenheiten vor das Forum der Einzellandtage gefordert wurden.

Was Herr v. Mittnacht auf dieses dreiste Experiment des Particularismus erwiderte, ließ gar nichts zu wünschen übrig. In wohlerwogenen Worten, und das Salz der Ironie häufig einstreuend, gab er zu bedenken, daß man sich nun einmal an das thatsächliche Vorhandensein zweier Gesetzgebungen — die eine des Reichs, die andere des Landes — zu gewöhnen habe und daß es klug sei, wenn die eine Sphäre sich eines Eingriffs in die andere enthalte. Die Vorlesung war nicht blos interessant für diejenigen, welche sie herausgefordert hatten, sondern sie zeigte auch in ansprechender Weise, wie sehr die Macht der neuen Einrichtungen sich an den Ansichten der württembergischen Staatsmänner schon in so kurzer Zeit bewährt hat. Die Mißvergnügten des Hauses zeigten sich freilich unbelehrbar. Da Herr v. Mittnacht zwar das Verlangen eines allgemeinen Rechenschaftsberichtes abgelehnt, aber doch zugestanden hatte über einzelne Fragen unter Umständen gerne die gewünschte Auskunft geben zu wollen, so fanden sich schon am folgenden Morgen zwei Interpellationen auf dem Tisch des Hauses niedergelegt. Herr Hopf war begierig, zu wissen, welches Votum Württemberg in der Diätenfrage abgegeben habe, und Herr Oesterlen erkundigte sich nach dem Maßstab, der für die Vertheilung der Kriegsentschädigungsgelder unter den einzelnen Staaten festgesetzt worden sei. Damit hatte der Abgeordnete v. Hall allerdings einen heiklen und für das Ministerium peinlichen Gegenstand herausgegriffen, boshaft rächte er sich für die Zurechtweisung, die er sich hatte gefallen lassen müssen. Es ist kein Geheimniß, daß eben diese Frage während der Reichstagssession im Kreis der Württemberger zu Berlin lebhaft verhandelt worden ist. Aus bekannten Gründen wäre es für Württemberg ungleich vortheilhafter gewesen, wenn man die Vertheilung nicht nach den militärischen Leistungen, sondern nach der Kopfzahl der Staaten festgesetzt hätte. Man sagt, daß dieser Unterschied der Berechnung für Württemberg eine Differenz von 4—5 Mill. Fl. ausmache.*) Das ist zwar unerwünscht, aber die Gerechtigkeit des angenommenen Vertheilungsmodus kann doch füglich nicht in Abrede gezogen werden, so viel Mühe man sich auch gegeben hat, Gründe für eine andere Berechnung ausfindig zu machen. Zum Glück hat Herr v. Mittnacht keine Zeit mehr gefunden, von diesen beiden Interpellationen Notiz zu nehmen: sie wurden an demselben Tage eingebracht, an welchem der Landtag wieder vertagt wurde, und ruhen nun mit den anderen Tractanden bis zur Winterszeit.

Undankbar aber wäre es, wenn die Preußischen Jahrbücher es mit Stillschweigen übergehen wollten, daß ihnen eines Tages eine unerwartete Erwähnung

*) Anm. der Red. Wir glauben, daß der Unterschied weit größer sein wird.

von Seiten des Herrn v. Mittnacht zu Theil wurde. Im Laufe eben jenes Zwiegesprächs mit dem Abgeordneten Oesterlen nahm der Minister — er schien vergebens auf einen besseren Anlaß gewartet zu haben — Gelegenheit, auf die bekannte Wendung zurückzukommen, welche am 13. November v. J. plötzlich die mit Württemberg geführten Verhandlungen zu Versailles nahmen. Es konnte verwunderlich erscheinen, daß Herr v. Mittnacht selbst die Erinnerung an jenen fatalen Zwischenfall heraufbeschwor, der einen Augenblick die Verhandlungen unterbrach und die Schuld war, daß der Anschluß Württembergs an das Reich erst ganz zuletzt, auch nach Bayern, perfect wurde. Die Darstellung, welche seiner Zeit die Preußischen Jahrbücher von dieser Episode württembergischer Politik brachten, ist inzwischen, wie Herr v. Mittnacht sagt, bereits in geschichtliche Werke übergegangen; freilich mit Unrecht, denn sie wird jetzt nach reichlich einem halben Jahr von dem Minister in das Reich der Erfindungen verwiesen, als Klatsch an den Pranger gestellt, ja geradezu als ein Exempel denuncirt, wie wenig die Zeitungsberichte Glauben verdienen. Wir bedauern aufrichtig, hieraus entnehmen zu müssen, daß jene Erzählung den Beifall des Herrn v. Mittnacht nicht gefunden hat. Niemand ist besser in der Lage, als er, ihre Treue zu beurtheilen; niemand weiß besser, wie es sich des genaueren mit jenen Vorgängen verhält. Um so bedauerlicher ist es, daß er es verschmähte, jene mährchenhafte Erzählung durch eine authentische Darstellung zu berichtigen, welche würdig ist, in die Geschichtsbücher überzugehen. Vielleicht ist die Zeit für solche Aufklärungen noch nicht gekommen; inzwischen hat sich die Geschichte damit zu begnügen, die bekannten Thatsachen zu verzeichnen. Und daß die württembergischen Bevollmächtigten in Versailles, als eben Alles zum Abschluß reif schien, am 13. November plötzlich durch ein Telegramm aus Stuttgart überrascht wurden, des Inhalts: „Unterzeichnen sie nicht, gehen Sie mit Bayern," daß die beiden Herren darauf bestürzt nach Stuttgart abreisten, und als sie hier die Schwierigkeiten gehoben hatten, dann in Berlin der Abschluß erfolgte, das wird, wie es im Decemberheft der Preußischen Jahrbüche zu lesen war, doch wol mit Recht auch in den künftigen Geschichtsbüchern stehen: wir appelliren getrost an die Denkwürdigkeiten, welche einst Herr v. Mittnacht über seine Versailler Reise veröffentlichen wird.

Preußen und die Bischöfe.

(Aus Baden.)

Macte nova virtute! So hat in der letzten Zeit wohl mancher Herrn v. Mühler in der Stille zugerufen. Es giebt wirklich nichts richtigeres als den Grundsatz, welchen die preußische Regierung neuerdings wiederholt mit allem Nachdruck ausgesprochen hat: sich den kirchlichen Parteien, ihren Strei-

tigkeiten und ihren Ansprüchen gegenüber auf den rein staatsrechtlichen Gesichtspunkt zu stellen; und es ist nur zu wünschen, daß alle Consequenzen dieses Grundsatzes streng und voll gezogen werden. Für manche von den Aufgaben, um die es sich hier handelt, bietet unser kleines badisches Land, welches ja überhaupt in den letzten 12 Jahren nicht ohne Nutzen als politisches Versuchsfeld gedient hat, einen belehrenden Vorgang. Will der Staat, welcher den Kirchen für ihre Angelegenheiten freie Hand läßt, für die seinigen ebenso freie Hand haben, so muß er seine Angehörigen in ihren bürgerlichen Rechten und Verhältnissen von der Kirche unabhängig machen. Daraus folgt z. B. die Aufstellung von bürgerlichen Standesbeamten und die obligatorische Civilehe. Die obligatorische; denn wenn die Ehe als bürgerliches Institut unter der Gesetzgebung des Staats steht, so muß auch die Eheschließung vor der Staatsbehörde vollzogen werden; das Volk muß es wissen, daß nur diejenige Ehe vom Staat anerkannt wird, die vor seinem Beamten geschlossen wird, daß über die rechtlichen Folgen der Ehe nur seine Gesetze entscheiden, daß der Unterschied zwischen kirchlich eingesegneten und blos bürgerlich getrauten Ehen für den Staat nicht existirt, daß dem Geistlichen als solchem bei keinem von den Akten, welche die Ehe als staatliches und rechtliches Institut betreffen, ein Recht der Mitwirkung oder der Einsprache zusteht. In Baden hat man dies erkannt und vor einigen Jahren die Civilehe als allgemeingültig und als unerläßliche Bedingung der kirchlichen Trauung eingeführt. Als die Sache im Werk war, spieen die Klerikalen Feuer und Flammen; sie weissagten den Untergang der Religion, den Verfall des Familienlebens, die unerträglichste Bedrückung der Gewissen. Vorsichtige Politiker zweifelten, ob das Wagniß nicht zu groß sei; selbst die Regierung schien einen Augenblick zu schwanken. Aber die Gesetze wurden gegeben und die Sache lief so glatt ab, daß kaum irgendwo der schwache Versuch eines Widerstandes gemacht wurde; und nach wenigen Monaten hatte sich die neue Einrichtung so vollständig bei uns eingebürgert, daß kein Mensch mehr davon sprach, weil sie als etwas ganz selbstverständliches erschien. Nicht anders ging es auch bei einer noch viel wichtigeren Frage, der über die Schule. In Baden hat der Staat die Aufsicht über die Schule, auch über die Volksschule, in seine eigene Hand genommen. Staatliche Schulinspektoren wurden aufgestellt, die lokale Schulaufsicht einem Ortsschulrath übertragen, in dem aber die Geistlichkeit der verschiedenen Confessionen gleichfalls vertreten sein sollte. Hier war der Widerstand der Ultramontanen noch viel leidenschaftlicher, als bei der Frage über die Civilehe. Als alle Mittel klerikaler Polemik das neue Schulgesetz bei den Ständen so wenig, wie in der öffentlichen Meinung, zu Fall brachten, machte man noch den Versuch, es dadurch zu vereiteln, daß die Geistlichkeit für seine Ausführung ihre Mitwirkung versagte. Der Erzbischof von Freiburg verbot seinen Untergebenen, in den Ortsschulrath einzutreten; es hieße Pflicht und Gewissen verletzen, das Interesse der Kirche verrathen, wenn ihre Diener dazu mithelfen würden, daß die religionslose Schule zu Stande komme. Aber das Volk ließ sich nicht irre machen, die Regierung sich nicht

einschüchtern: das Gesetz trat in's Leben, die katholische Geistlichkeit blieb den Ortsschulräthen fern, und der Erfolg war, daß die Schulen ohne ihre Mitwirkung viel besser gediehen, als vorher unter ihrer Alleinherrschaft. Jetzt hat die erzbischöfliche Kurie ihre Gewissensbedenken bei Seite gesetzt und dem Klerus den Eintritt in die Ortsschulräthe befohlen, durch den er vor einigen Jahren, wie damals versichert wurde, sein katholisches Gewissen verletzt und sein heiliges Amt entweiht hätte. Auch die Communalschule wurde in's Leben gerufen; wenn auch nur in der milden Form, daß den confessionellen Schulgemeinden ihre Vereinigung überlassen und den politischen Gemeinden, wenn sie eine interconfessionelle Schule haben, die Verpflichtung zur Errichtung von Confessionsschulen abgenommen wurde. Die bedeutendsten und intelligentesten Städte, aber auch manche kleinere Orte, haben von diesem Rechte Gebrauch gemacht und ihre confessionellen Schulen zu Communalschulen verschmolzen, und der Erfolg war durchaus befriedigend. Kurz vor dem Kriege hat endlich die badische Gesetzgebung durch ein neues, auf gesunden Principien ruhendes Gesetz über kirchliche Stiftungen einen Gegenstand in Angriff genommen, welcher für die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und für die Freiheit der Einzelnen und der Gemeinden innerhalb der Kirche hervorragende Wichtigkeit hat; und auch hier war von den befürchteten und geweissagten übeln Folgen bis jetzt nichts zu bemerken, und der klerikale Widerstand, zu welchem die Neigung freilich unbedingt vorhanden ist, hat sich keineswegs unüberwindlich gezeigt.

Und die Moral von dem allem? Baden ist ein kleines Land, zwei Drittheile seiner Bevölkerung sind katholisch, es ist seit Jahrzehenden von den Ultramontanen mit Vorliebe zum Tummelplatz ihrer Agitationen, zum Gegenstand der gehässigsten und leidenschaftlichsten Angriffe gemacht worden. Und dennoch ist es der Einsicht und Festigkeit seiner Regierung trotz alles klerikalen Widerstrebens gelungen, von einer freisinnigen Volksvertretung unterstützt, eine Reihe der wichtigsten Lebensverhältnisse ohne jede tiefergehende Erschütterung so zu ordnen, wie dies unserer Staatsanschauung und den Bedürfnissen des heutigen Rechtslebens entspricht. Was für Baden möglich war, kann für Preußen nicht unmöglich sein; was sich dort nothwendig und heilsam gezeigt hat, wird es auch hier sein. Der katholische Episkopat hat dem Staate, dem preußischen und dem neuen deutschen, den Krieg erklärt. Der Staat wird diesen Schritt allerdings nicht mit einer Kriegserklärung gegen die katholische Kirche, ja nicht einmal mit einer solchen gegen den Klerus, beantworten: zwischen dem Ganzen und seinen Theilen ist kein Krieg möglich; die einfachen Mittel des Gesetzes reichen aus, um den Widerstand einzelner Theile gegen die Ordnung des Ganzen zu brechen. Aber diese gesetzlichen Mittel wende man endlich einmal an. Man nehme dem Klerus aus der Hand, was er sich von staatlichen Funktionen, von Beherrschung des bürgerlichen Lebens, der Familie und der Schule angemaßt hat; man kränke kein einziges von seinen Rechten, aber man entziehe ihm die Vorrechte, deren er sich bisher stets nur zum Schaden für die Freiheit des Volkes, für die Selbständigkeit des Staatslebens, für den Frieden der Confessionen und den Fort-

schritt der allgemein menschlichen Bildung bedient hat. Abschaffung gemeinschädlicher Privilegien, gleiches Recht für alle, mehr brauchen wir nicht, um die Feinde des deutschen Staatswesens und der deutschen Bildung unschädlich zu machen.

Diese einfache Forderung schließt aber freilich immer noch viel mehr in sich, als auch das fortgeschrittenste deutsche Staatskirchenrecht, das badische, bis jetzt leistet. Der katholische Klerus besitzt thatsächlich noch eine Menge von Vorrechten, die in ihrer Wirkung gefährlich und gemeinschädlich, keinerlei Rechtsgrund für sich haben. Wenn z. B. irgend jemand einem Wähler für seine Stimme Geld bietet, oder ihn durch Androhung von materiellen Nachtheilen zu einer bestimmten Anwendung seines Wahlrechts zu bewegen oder von ihr abzuhalten sucht, so wird er wegen Wahlbestechung, bezw. wegen gesetzwidriger Einschüchterung, bestraft; wenn ein Geistlicher den Wahlmann durch das Versprechen geistlicher Güter zu bestechen, durch die Verweigerung der Absolution, durch Entziehung kirchlicher Rechte, durch Androhung kirchlicher oder ewiger Strafen einzuschüchtern sich erlaubt, so kräht kein Hahn darnach. Wenn das Rathhaus oder das Amtsblatt zu Wahlumtrieben benutzt werden, so ist dies ein strafbarer Mißbrauch der amtlichen Stellung; wenn das gleiche mit der Kanzel und dem Beichtstuhl geschieht, findet man, da lasse sich nichts machen. Wenn jemand einen Beamten wegen der Erfüllung seiner Amtspflichten, oder einen Bürger wegen des Gebrauchs, den er von seinen staatsbürgerlichen Rechten macht, injurirt, bedroht oder beschädigt, so kann der Verletzte den Schutz des Gesetzes anrufen; gegen den Bischof, welcher einen pflichttreuen Beamten excommunicirt, oder welcher die Lektüre eines liberalen Blattes unter Androhung kirchlicher Strafen verbietet, haben unsere Strafgesetzbücher keinen Paragraphen. Mit diesem Privilegium, den Staatsgesetzen trotzzubieten, sollte endlich einmal aufgeräumt werden; nicht durch einen bloßen recursus ab abusu ohne rechtliche Wirkung, sondern dadurch, daß man die geistlichen Gesetzesverletzer so gut, wie andere, abstraft und nach Umständen ihnen das Recht, ihre Korporation dem Staat gegenüber zu vertreten, eine Amtshandlung mit rechtlicher Wirkung auszuüben, sammt dem vom Staate gereichten Gehalt entzieht. Noch weniger Grund hat der Staat, einem Klerus, der ihm und seinem Leben mit offener Feindschaft gegenübertritt, auf die Schule, auf die Ehe, auf die Gesetzgebung jenen Einfluß zu lassen, den man ihm bisher zum größten Schaden für das Gemeinwesen gelassen hat. Um endlich nur noch Eines zu berühren: es wäre die höchste Zeit, daß endlich die Frage der Kirchengüter, kirchlichen Stiftungen und Korporationen etwas gründlicher und vorurtheilsloser, als bisher, studirt würde. Wir reden nicht von Säkularisationen: was der Kirche gehört, das soll sie behalten. Aber ist die Kirche der Klerus? Hat der Staat als solcher irgend einen Grund, Jemand anders, als die kirchlichen Gemeinden, für den Eigenthümer der Kirchengüter zu halten? Und folgt daraus nicht, daß sie auch über die Verwendung derselben zu verfügen haben, und daß, wenn eine Gemeinde oder eine Landeskirche sich über dem Glauben oder der Disciplin

spaltet, auch das Kirchenvermögen pro rata zu theilen ist? Wie verhält es sich ferner mit den Stiftungen? Hat irgend Jemand das natürliche Recht, nicht blos über seinen Tod hinaus, sondern für alle Ewigkeit über sein Eigenthum zu verfügen? Beruht dieses Recht nicht vielmehr auf einer Concession von Seiten des Staates, welche aus Gründen des öffentlichen Nutzens ertheilt wird, aus denselben Gründen aber auch wieder erlischt, wenn der Zweck der Stiftung gemeinnützig zu sein aufgehört hat? Worauf gründet sich schließlich der Anspruch auf unbedingte Anerkennung aller religiösen Genossenschaften? Ueber die bloße Religions- und Kultusfreiheit geht dieser Anspruch weit hinaus. Der Staat kann zwar keine Gesellschaft verhindern, zu beliebigen gesetzlich erlaubten Zwecken in beliebiger Weise zusammenzutreten und zusammenzuleben; aber er ist nicht verpflichtet, sie anzuerkennen, ihr die rechtliche Persönlichkeit zu ertheilen, ihren Statuten eine rechtliche Wirkung zuzugestehen, ihre Beamten als Vertreter der Gesellschaft zu behandeln, sondern dies wird theils von gewissen gesetzlichen Bedingungen, theils von Rücksichten des öffentlichen Wohls abhängig gemacht, es wird daher auch der Vermögensbesitz einer solchen Gesellschaft, das Recht zur Annahme von Vermächtnissen u. s. w. gewissen Beschränkungen unterworfen werden dürfen. Doch dies alles nur beispielsweise. Man sieht, es liegt hier für die Gesetzgebung noch ein weites Feld voll wichtiger Aufgaben vor. Jetzt eben wäre der rechte Zeitpunkt, um einmal reinen Tisch zu machen, in verwickelte und verschrobene Verhältnisse Klarheit zu bringen; und die preußische Regierung vor allen andern ist in einer Lage, die sie auffordert, durch ein entschlossenes Vorgehen sich vor ihren unversöhnlichen Feinden zu sichern und sich um unser ganzes Staats- und Kulturleben ein unsterbliches Verdienst zu erwerben.

Politische Correspondenz.

Berlin, 31. Juli 1871.

Der Stillstand in der politischen Thätigkeit, welchen der Hochsommer mit sich zu führen pflegt, wurde in diesem Jahre besonders lebhaft ersehnt, nachdem den Anstrengungen und Aufregungen des Krieges noch eine ermüdende parlamentarische Thätigkeit gefolgt war. Allein obwohl der Kaiser und der Reichskanzler in der hart erkämpften Ruhe, die sie zu Ems und zu Varzin genießen, diesmal nicht eine Störung zu besorgen haben, bestätigt es sich doch von Neuem, daß „Preußen dem Genusse der erworbenen Güter nicht leben darf.“ Die abgelaufenen Wochen haben uns einige Ereignisse gebracht, welche die größte Beachtung verdienen als die Vorläufer eines größeren Kampfes, der uns bevorsteht. Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß das deutsche Reich die

Aufgabe haben wird, sich mit den Anmaßungen der römischen Hierarchie auseinanderzusetzen.

Für den künftigen Historiker wird es eine der anziehendsten Aufgaben bilden, zu untersuchen, wie in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Geschicke des deutschen Kaiserthums und des Pabstthums mit einander verflochten sind. Daß der Sturz der weltlichen Gewalt des Pabstes die unmittelbare Folge des deutschen Freiheitskampfes war, liegt vor allen Augen da; manche Zusammenhänge lassen sich nur ahnen, andere werden sich noch auf lange Zeit im Dunkel der Archive verbergen. Im Ganzen läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß die römische Kurie die Wahrscheinlichkeit einer europäischen Verwickelung mit in Rechnung gezogen hat, als sie mit ihren Neuerungen vorging.

Zum Theil hat sie einen Erfolg aufzuweisen. Unläugbar gereicht es zur Verbesserung ihrer Position, daß ein volles Jahr seit der Publikation der vatikanischen Dekrete verflossen ist, bevor die deutschen Staatsregierungen denselben gegenüber in irgend einer Weise Stellung einnahmen. Sie hat dieses Jahr auf das Beste benutzt, um wankende Anhänger in der Treue zu befestigen, um zum Abfall geneigte wieder zu sich herüberzuziehen. Sie hat ungestörten Besitz ergriffen von der neuen Position die sie eingenommen, und steht etwaigen Angriffen gegenüber fester gerüstet da, als je.

Freilich war der Krieg nicht allein die Ursache, daß Regierungen und Volk in Deutschland der Publikation der neuen Dogmen lange stillschweigend zugeschaut haben. Zunächst herrschte im Allgemeinen eine tiefe Abneigung vor, einen neuen Kirchenstreit aufzunehmen, und diese Abneigung war im Volke noch intensiver, als in den Kabinetten. Nicht als ob wir in Betreff der Chance des Sieges einen Zweifel hegten. Wir haben den Sieg über die Franzosen mit Sicherheit erhofft und haben dennoch Alles aufgeboten, um den Krieg zu vermeiden. Unser Volk hat das Schicksal gehabt, stets in vorderster Reihe zu stehen, wo der Kampf gegen Hierarchie und Geistesdruck auszufechten war. Es hat in diesen Kämpfen viel Ruhm erworben, aber auch schwere Opfer zu bringen gehabt. Es war berechtigt zu wünschen, daß diesmal der Kelch an ihm vorübergehe, daß es nicht von Neuem seinem Berufe, sich eine politische Verfassung zu geben, durch theologischen Hader entrückt werden möge.

Ferner war nicht von Anfang an zu übersehen, wie tief die Publikation der neuen Dogmen auf die katholischen Gemeinden einwirken würde. Zwar daß nicht die gesammte katholische Christenheit Deutschlands das Dogma von der Unfehlbarkeit des Pabstes ohne Weiteres annehmen würde, war sicher. Allein Viele, die dasselbe im Innern unberührt ließ, konnten sich nicht veranlaßt fühlen, den Kampf gegen dasselbe aufzunehmen. Das deutsche Reich mag mit Einschluß von Elsaß-Lothringen 14 Millionen Katholiken zählen; allein unter diesen ist eine nicht geringe Anzahl von solchen, die gar kein Verhältniß zu ihrer Kirche haben. Sie sind in der katholischen Religion geboren und getauft und haben sich niemals die Mühe gegeben, ihren Austritt zu erklären. Noch größer ist die Anzahl derer, die es für ein Gebot der Pietät und Schicklichkeit halten, in der Religion, in welcher

ihre Vorfahren lebten und starben, gleichfalls zu leben und zu sterben und sich mit den äußeren Pflichten derselben ohne Ostentation abzufinden, die aber im Uebrigen ihrer Confession einen Einfluß auf ihr politisches und bürgerliches Handeln und Denken nicht gestatten. Von diesen beiden Kategorien von Katholiken war mit Sicherheit zu erwarten, daß sie sich zu einem Protest gegen die Kurie nicht veranlaßt sehen würden. Ob zwischen diesen beiden Bestandtheilen der katholischen Bevölkerung einerseits, den Ultramontanen andererseits, zwischen denen also, welche sich als Anhänger der Kurie fühlten und denen, welche aus Mangel an Interesse einem Kampfe gegen dieselbe fern blieben, sich eine Schaar finden würde, die, auf dem Boden des katholischen Glaubens stehend, aus religiösem Eifer und mit religiösen Gesinnungen den Kampf gegen die neuen Ansprüche der Kurie aufnehmen würde, und, wenn eine solche Schaar sich bildete, welches Gewicht sie durch Anzahl und Ansehen in die Wagschale werfen würde, das war von vornherein nicht zu übersehen, war am allerwenigsten vom Standpunkte einer protestantischen Regierung aus zu übersehen.

Und dies führt uns zu einem ferneren Grunde, der die anfängliche Zurückhaltung unserer Regierung erklärt. So lange der Fürst von Hohenlohe Ministerpräsident in Baiern war, schien dieser Staat in der wichtigen Frage mit wohlerwogenen Schritten voranzugehen. Und in der That hatte Baiern eine Mission hierzu. Für eine kurze Zeit schien der Glaube an die Nothwendigkeit einer besonderen bairischen Politik gerechtfertigt zu sein. Unter den kleinen Staaten Deutschlands ist Baiern weitaus der bedeutendste; seine Volkszahl, seine geographische Lage, seine Geschichte, Alles wirkt zusammen, um ihm mit einem wirklichen selbständigen Staatswesen eine größere Aehnlichkeit zu geben, als etwa Sachsen oder Baden sie sich je erwerben konnten. Ferner ist Baiern unter allen deutschen Staaten der einzige, in dem sowohl die Mehrzahl der Bevölkerung als das Regentenhaus der katholischen Kirche angehört. Kurz, Alles vereinigte sich, Baiern aufzufordern, die Grenzlinie, welche zwischen dem Staat und der kirchlichen Gewalt neu zu reguliren war, mit sicherer Hand zu ziehen. Das übrige Deutschland wäre Baiern diesmal gern gefolgt, wenn seine Wege mit einiger Sicherheit betreten werden konnten. Und daß dies nicht geschah, ist ein neuer, wir möchten sagen, der abschließende Beweis dafür, daß die kleinstaatliche Politik auf allen Gebieten zu beständiger Ohnmacht verurtheilt ist. So lange Fürst Hohenlohe am Ruder war, wurde die Frage in ernstliche Erwägung gezogen, ob nach der Publikation der vatikanischen Dogmen das Verhältniß des Staates zur Kirche unverändert bleiben könne; wir dürfen ahnen, daß gewisse entscheidende Maßregeln in Aussicht genommen waren. Fürst Hohenlohe betrachtete die Angelegenheit mit den Augen des Staatsmannes. Herr v. Lutz nahm sie als geistreicher Dilettant in die Hände, der die seltene Gelegenheit benutzte, um an einer Frage von außerordentlicher Schwierigkeit eine Fülle von Geist, Wissen und Scharfsinn an den Tag zu legen, eine Menge von Problemen aufzuwerfen, die er alsdann wieder fallen ließ, und endlich mit Behagen eine rathlose Unthätigkeit als die einzige Haltung zu proklamiren, die

dem echten Staatsmann gezieme. Wir dürfen den Widerstand, den die ultramontanen Neigungen des Grafen Bray den Intentionen seines Kollegen entgegenstellten, sehr gering anschlagen; es war dafür gesorgt, daß Letzterer, selbst wenn er von außen keinen Widerstand fand, zu Resultaten nicht gelangen konnte.

Es gab nur zwei Wege, die sich einem consequenten und energischen Staatsmann eröffneten.

Entweder mußte er von vornherein den Widerspruch in das Auge fassen, der sich zwischen den vom vatikanischen Concil gefaßten Beschlüssen und dem innersten Wesen des modernen Staates herausstellt. Er mußte darauf hinweisen, daß die katholische Kirche nicht lediglich eine Religionsgemeinschaft ist, daß eine Versammlung ihrer Bischöfe unter der Leitung des Pabstes nicht mit einer Versammlung von Geistlichen irgend einer anderen Glaubensgemeinschaft auf dieselbe Stufe gestellt werden kann. Die katholische Kirche — das unterscheidet sie von allen anderen Religionsgemeinschaften — ist eine politische Macht gewesen und sie besitzt bedeutende Reste ihrer früheren Machtstellung. Ihr Oberhaupt ist vor Kurzem noch Herr über Land und Leute gewesen, und besitzt noch gegenwärtig alle Ehrenrechte eines souverainen Fürsten. Die katholische Kirche ist im Besitz eines ungeheuren Vermögens, welches die Staaten ihr im Wege des Vertrages gelassen haben, als sie dieselbe ihrer weltlichen Herrschaft entkleideten. Sie besitzt eine durch Staatsverträge garantirte Fülle von Einfluß auf die politischen Angelegenheiten, ein Aufsichtsrecht über Schulen, Universitäten und andere Staatsanstalten, Sitz und Stimme in parlamentarischen Körperschaften u. s. w. Der Staat ist vollkommen berechtigt darüber zu wachen, daß sein bis in alle Einzelheiten vertraglich und gesetzlich geregeltes Verhältniß zur Kirche nicht durch einen einseitigen Akt der letzteren geändert werde. Er war berechtigt, von vornherein die Androhung auszusprechen, daß er in den Schritten der Kurie einen Vertragsbruch erblicke, der ihn auch der Erfüllung der von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten enthebe. Um es in einen präcisen völkerrechtlichen Ausdruck zusammenzufassen: der Staat konnte die Handlungen der Kurie als einen casus belli auffassen. Selbstverständlich wäre dieser Krieg nicht mit Blut und Eisen geführt worden, aber mit allen anderen Mitteln die das Völkerrecht zuläßt, mit der Einziehung der Güter des feindlichen Theils, mit der Entkleidung der von dem Gegner eingesetzten Würdenträger von ihren geistlichen Functionen.

Wir halten es für überaus wahrscheinlich, daß wenn der Staat von vornherein in diesem Sinne eine entschiedene Sprache geführt hätte, ein Theil des deutschen Episkopats und ein großer Theil der Geistlichkeit sich seinen gegen Rom gerichteteten Schritten angeschlossen haben würde. Nur wenige deutsche Bischöfe sind von vornherein Anhänger des Unfehlbarkeitsdogma gewesen. Die meisten haben sich bemüht, die Publikation dieses Dogma zu verhindern. Einzelne haben kein Hehl daraus gemacht, wie schwer es ihnen wurde, sich demselben zu unterwerfen. Allein es drohte ihnen bei fortgesetztem Widerstande der Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft, ohne daß sie wußten, ob sie am Staate

einen Rückhalt finden würden, ob dieser sie im Besitze ihrer Functionen, ihrer Würde, ihrer Temporalien schützen würde. Es soll ja derjenige Bischof, den man für geneigt hielt, den Widerstand am längsten fortzusetzen, der seine Unterwerfung schließlich in der laxsten und reservirtesten Form vollzogen hat, von seiner Regierung geradezu den Wink erhalten haben, er möge sie der Kurie gegenüber in keine Schwierigkeiten verwickeln. Wäre in dieser Weise verfahren worden, hätte sich dann unter dem Vortritt von Bischöfen eine altkatholische Religionsgesellschaft gebildet, dann wäre die Regierung in der Lage gewesen, in dieser letzteren diejenige katholische Kirche zu erkennen, mit der sie in einem vertraglich geordneten Verhältnisse lebt, der sie die Aufsicht über Schulen und Universitäten eingeräumt, deren Priestern sie das Recht zugestanden, Ehen mit bürgerlicher Wirksamkeit einzusegnen. Jetzt, in Ermangelung dieser Voraussetzungen, die altkatholische Partei für diejenige Kirchengemeinschaft zu erklären, welche historisch die römisch-katholische Kirche genannt wird, halten wir für unmöglich. Die Opposition der altkatholischen Genossenschaft ist dadurch hervorgerufen worden, daß sie gegen die Herabdrückung des Episkopats protestirte, in welchem sie eine wesentliche Säule des Gebäudes der katholischen Kirche sieht, und dennoch hat sie selbst keinen Episkopat aufzuweisen. Ohne Zweifel hat diese altkatholische Genossenschaft auf die Freiheit des Bekenntnisses und auf den bürgerlichen Schutz Anspruch, den die Verfassungen der deutschen Staaten jeder Religionsgenossenschaft einräumen, allein die römisch-katholische Kirche, zu welcher der Staat in einem specifischen, auf einer eigenthümlichen historischen Entwickelung beruhenden Verhältnisse steht, ist sie nicht.

Der zweite Weg, den der Staat betreten und mit voller Consequenz zu Ende führen konnte, war der, daß er das vatikanische Concil vor der Hand als eine lediglich die Dogmen und die inneren religiösen Ueberzeugungen berührende Angelegenheit auffaßte und von denselben keine Kenntniß nahm. Um so sorgfältiger wird er berufen sein, darüber zu wachen, daß diese Ueberzeugungen, die er gewähren läßt, so lange sie sich streng auf dem Gebiete der Innerlichkeit halten, auf die Gestaltung der Verhältnisse, die den Staat mit der Kirche verknüpfen, nicht den geringsten Einfluß ausüben. Diesen Weg hat das preußische Cultusministerium oder richtiger hat Fürst Bismarck in der Angelegenheit des Dr. Wollmann zu Braunsberg zum ersten Male und mit vollkommener Correctheit betreten. Der Bescheid, der in dieser Angelegenheit dem Bischof von Ermland ertheilt worden, stützt sich lediglich auf das Landesgesetz und streng auf dieses. Die Proklamation eines neuen Dogma kann unmöglich die Quelle von Rechtsverhältnissen werden; der Minister lehnt es deswegen ab, bei Beurtheilung des vorliegenden Rechtsfalles das neu proklamirte Dogma irgendwie als einen mitbestimmenden Faktor anzuerkennen, während er sich dessen enthält, darüber hinaus irgend eine Kritik an die dogmenbildende Thätigkeit der Kirche zu legen.

Ueberblicken wir noch einmal die beiden Wege, die wir oben gekennzeichnet haben, so finden wir, daß das Betreten des ersteren von der Regierung ver-

säumt worden ist und daß gegenwärtig auf denselben nicht mehr zurückgegangen werden kann; der zweite steht der Regierung Preußens und — eintretenden Falls — derjenigen des deutschen Reiches offen. Der erstere Weg wäre der kühnere gewesen und hätte vielleicht zu einer schnellen Lösung geführt, allein er hätte uns zur Bildung einer neuen mit dem Staate verwachsenen Kirchengemeinschaft geführt. Der zweite Weg nimmt weniger Kühnheit, aber desto mehr Geduld und Beharrlichkeit in Anspruch. Es droht auf demselben nicht sowohl die Gefahr einer jähen Niederlage, als die der Ermattung oder Versäumniß. Glücklich und consequent durchgeführt, muß er aber mit der Zeit dahin führen, daß der unzeitgemäßen Verknüpfung geistlicher und weltlicher Dinge allmählich ein Ende gemacht werde. Die Trennung des Staates von der Kirche ist ein Stichwort, das sich in den liberalen Kreisen der allgemeinsten Zustimmung erfreut, dessen Anwendbarkeit auf einzelne concrete Verhältnisse aber doch stets den mannigfachsten Zweifeln unterliegt, weil aus jener Zeit, in welcher Kirche und Staat auf das engste mit einander verbunden waren, noch viele nicht durch einen Machtspruch zu beseitigende Reste vorhanden sind.

Zu der durch die preußische Verfassung verheißenen Einführung der Civilehe geben die neueren kirchlichen Wirren wohl einen erneuten Anstoß; die Bedenken, welche dagegen obwalten, schränken sich auf immer engere und engere Kreise ein. Die Aufhebung der für die katholischen Angelegenheiten des Cultusministeriums eingesetzten Abtheilung war ein zeitgemäßer Schritt, der mit großer Befriedigung aufgenommen worden ist. Liegt dem Staate in Beziehung auf die Angelegenheiten des Cultus und auf das Verhältniß der Religionsgemeinschaften zu einander nur die Wahrung des Rechtsstandpunktes ob, hat er sich jeder besonderen Förderung einer Cultusgemeinde zu enthalten, und ihr zu überlassen, mit den ihr eigenen Mitteln für sich zu sorgen, so ist jede confessionelle Sonderung in der Bearbeitung der Cultusangelegenheiten hinfällig. Am deutlichsten würde der Grundsatz, daß der Staat den Religionsgesellschaften gegenüber eine lediglich rechtliche Aufgabe habe, allerdings zum Ausdruck kommen, wenn nach dem Beispiele anderer Staaten, und gemäß den auch bei uns schon vor langer Zeit aufgetauchten Vorschlägen, die Bearbeitung der Cultusangelegenheiten in das Justizministerium verlegt würde.

Auf schwere und andauernde Kämpfe sind wir gefaßt. Die Organe der ultramontanen Partei äußern sich mit einer Bitterkeit und Leidenschaft, die uns keinen Zweifel darüber läßt, daß die Partei alle Mittel aufwenden wird, die ihr geeignet scheinen, ihr zum Siege zu verhelfen. Sie träumt von der Möglichkeit, daß sie Deutschland werde zwingen können, seine bewährten Waffen zur Wiederaufrichtung der päbstlichen Herrschaft zu gebrauchen. Deutschland ist, wie vor Jahrhunderten, der Kampfplatz, auf welchem die Schlachten der fortschreitenden Bildung gegen hierarchischen Geistesdruck ausgekämpft werden. Mit den Regierungen katholischer Staaten weiß die Kurie sich zu benehmen, und umgekehrt. Der Voltairianer Thiers stößt bittere Klagen aus, daß die Gewissen der Katholiken durch die dem Papst zugefügte Unbill bedrängt seien. In

deren nichtkatholischen Staaten, in England, in Rußland liegen die Verhältnisse nicht so, um zu einem Feldzuge für die allein seligmachende Kirche einzuladen. Die größere Empfänglichkeit des deutschen Volkes für die Tiefe religiöser Fragen, die eigenthümliche Mischung der Confessionen, endlich der Wunsch, sich dort als siegreich zu erweisen, von wo aus sie den lebhaftesten Angriff erlitten, ließen es der römisch-katholischen Kirche als wünschenswerth erscheinen, in Deutschland den lebhaftesten Kampf um die Ausbreitung ihrer Lehren zu beginnen.

Bis zu welchen Mitteln die ultramontane Partei sich versteigt, um dem Staate den Krieg zu erklären, haben die Vorgänge in der oberschlesischen Stadt Königshütte gezeigt. Ein Tumult, ein blutiger Zusammenstoß der Arbeiterbevölkerung mit der bewaffneten Macht erschreckt urplötzlich die Behörden und das Volk; der Anlaß scheint sich anfangs völlig in Dunkel zu hüllen. Da treten die ultramontanen Organe selbst mit der Erklärung hervor, die Tumultuanten seien in ihrem katholischen Gewissen bedrängt gewesen, und geben so eine Aufklärung über die Genesis jener beklagenswerthen Vorfälle.

Das oberschlesische Berg- und Hüttenrevier ist von einer Bevölkerung polnischer Zunge bewohnt und bildet einen der in der Cultur am weitesten zurückgebliebenen Theile Deutschlands. Diese Bevölkerung steht ganz ausschließlich unter dem Einflusse der katholischen Geistlichkeit. Weder von polnischem Nationalitätsgefühl noch von preußischem Staatsbewußtsein ist eine Spur dort zu entdecken. An den Hoffnungen und Bestrebungen ihrer Stammesgenossen im Großherzogthum Posen haben sie nie den geringsten Antheil genommen; die polnische Literatur ist ihnen ebenso unbekannt als die deutsche. Zwischen ihnen und ihren Arbeitgebern ist bei der gegenseitigen Unbekanntschaft ein direkter Verkehr nicht möglich; auch vor Gericht wird nur durch Dollmetscher mit ihnen verhandelt. Der katholische Geistliche, der ihnen in ihrem eigenen, von den Nationalpolen nur mit dem lebhaftesten Abscheu angehörten Dialekt predigt, ist der einzige Träger der Bildung, mit welchem sie in Berührung kommen. Die wenigen Zeitungsblättchen, die ihnen zugänglich sind, werden von der ultramontanen Partei herausgegeben.

Als Arbeiter sind diese Wasserpolen tüchtig; es fehlt ihnen weder an Fleiß und Geschick noch an Kraft; namentlich die schwere Arbeit in den Eisenwerken wird von ihnen zur Zufriedenheit vollbracht. Ihre Lohnverhältnisse sind günstig; allein der vollständige Mangel an wirthschaftlicher Bildung tritt darin hervor, daß auch die best situirten an Kleidung, Wohnung und Ernährung nur geringe Ansprüche stellen und das ganze Plus über den Verdienst des gemeinen Tagelöhners hinaus in geistigen Getränken aufgehen lassen.

In geistiger und politischer Beziehung sind sie von der Geistlichkeit vollständig abhängig. Bei den direkten Wahlen sind in diesen Kreisen immer nur Abgeordnete gewählt worden, die der ultramontanen Partei genehm waren; während bei dem Dreiklassen-System der Einfluß des Mittelstandes sich bisher, obwohl numerisch stetig abnehmend, fühlbar gemacht hat. In den streng katholischen Gegenden des bairischen Alpenlandes hat der französische Krieg das Natio-

nalbewußtsein wachgerufen und so der Alleinherrschaft der Geistlichkeit ein heilsames Gegengewicht geschaffen. Unter der polnischen Bevölkerung Oberschlesiens fehlt jedes Nationalgefühl, das dem Einfluß der Geistlichkeit die Wage halten könnte. So ließ sich mit dieser Menschenklasse jedes beliebige Experiment machen.

Thatsächlicher Anlaß zur Unzufriedenheit war dieser Arbeiterbevölkerung nicht gegeben. Ihr Verdienst war, wie bemerkt, vollkommen ausreichend. Die Beamten, sowohl des Oberbergamts zu Breslau als diejenigen der Direktion in Königshütte selbst, ragen durch Einsicht und Humanität hervor. Den Vorwand zu den Unruhen gab die Einführung von Marken, durch welche die Arbeitsleistungen kontrollirt werden sollen, und daß die Buchstaben K. G. (Königsgrube), die auf diesen Marken standen, als Kaminski-Grundmann (die Namen eines altkatholischen Geistlichen und eines protestantischen Abgeordneten) gedeutet werden konnten, verdient nur angeführt zu werden, um zu zeigen, welches Maß von Urtheilslosigkeit in dieser Bevölkerung herrscht. Die Arbeiter hatten keinen Anlaß zur Unzufriedenheit; wohl aber die ultramontane Partei. Denn als vor wenigen Jahren der Ort Königshütte zu einer Stadt erklärt und damit den für einen Hüttenplatz allerdings wenig geeigneten Vorschriften der Städteordnung unterworfen wurde, wurde unter wesentlicher Mitwirkung der fiskalischen Beamten ein zwar sehr tüchtiger, aber dem protestantischen Glauben angehöriger Mann zum Bürgermeister erwählt. Die erregten Unruhen können keinen anderen Zweck haben, als den, den Behörden in drohender Weise zu zeigen, über welche Kräfte die ultramontane Partei gebietet.

Wir unterschätzen diese Kräfte nicht, und täuschen uns weder über die Dauer noch über die Schwere des bevorstehenden Kampfes. Allein wir sehen demselben ohne Besorgniß entgegen. Deutschland wird das Werk durchführen, welches es vor Jahrhunderten begonnen; die Vernichtung des Geistesdrucks, die Auflösung der Hierarchie wird eine deutsche That und mit der politischen Neugestaltung Deutschlands auf das innigste verflochten sein.

Allein daß der Kampf mit dem rechten Erfolge geführt werde, dazu gehört vor allen Dingen, daß er mit den rechten Waffen geführt werde. Hierarchie und Glaubenszwang sind die Waffen Roms; die Waffen der Gegner Roms können nur die Gewissensfreiheit und die Selbständigkeit der Gemeinden sein. Neben den erfreulichen Maßnahmen des Staatsministeriums steht als ein bedauerliches Ereigniß der Erlaß des Oberkirchenraths in der Kolberger Pfarrangelegenheit, eine eindringliche Mahnung an den Artikel 15 der Verfassung, der auch der evangelischen Kirche die Selbständigkeit in anderer Weise verheißt, als sie ihr bisher zu Theil geworden!

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Die preußisch-italienische Allianz von 1866. (II.)

3.

Im August 1865 wurde an die italienische Regierung zum zweiten Male die Anfrage gerichtet, wie sie denke über einen in Gemeinschaft mit Preußen gegen Oesterreich zu führenden Krieg. Die Antwort, welche La Marmora dem Fragesteller, dem Grafen Usedom, ertheilte, lautete wie die, mit welcher seine Vorgänger zweinnddreißig Monate früher den Grafen de Launay betraut hatten: die Gesinnungen Italiens hinsichtlich Oesterreichs seien bekannt; sobald das Berliner Cabinet sich genauer ausgesprochen habe, werde es die Florentiner Regierung nicht an einer ebenso bestimmten Darlegung ihrer Absichten fehlen lassen. Dabei machte aber der italienische Minister sofort kein Hehl daraus, daß, bevor er sich zu einem gemeinsamen Vorgehen mit Preußen verstehen könne, er die Meinung des Kaisers Napoleon einholen müsse.

La Marmora erwartete die weiteren Eröffnungen Preußens, — an deren statt aber die Nachricht vom Abschluß des Gasteiner Vertrags eintraf. Die Enttäuschung war groß. Der italienische Ministerpräsident hatte die preußische Anfrage, so allgemein sie gehalten war, ernsthaft genug genommen, um, ohne daß er die begehrten genaueren Erklärungen Preußens abwartete, durch seinen Collegen, den Kriegsminister, im Stillen Vorstudien anordnen zu lassen für den etwaigen Feldzug. Je vertrauensvoller La Marmora auf die Eröffnungen des preußischen Gesandten eingegangen, desto mehr verblüffte und verstimmte ihn die unerwartete Schwenkung der preußischen Politik. Es wurde ihm mit einem Male und für immer klar, wie wenig Verlaß sei auf diese Preußen. Und er sagte sich verdrießlich, daß es ihm eigentlich bereits vorher hätte klar sein können. Hatte doch das Berliner Cabinet auch im Mai 1864 Italien eingeladen zum Abschluß eines Handelsvertrags; aber als der italienische Vertreter schon zur Unterzeichnung ermächtigt worden war, ließ man in Berlin geflissentlich die Verhandlungen im Sand verlaufen. Wohl hatte man dort

neuerdings, im Mai 1865, den Wunsch nach Wiederaufnahme der Verhandlungen zu erkennen gegeben, und dieselben waren in der That wieder aufgenommen worden, aber sie gingen langsam voran und führten vielleicht wieder zu nichts. Nach solchen mehrfach wiederholten Erfahrungen lag es nahe anzunehmen, daß Preußen sich Italiens nur bediene, um einen Druck bald auf Oesterreich bald auf die kleinen deutschen Staaten zu üben. Wie — wenn es durch den Grafen Usedom jene Anfrage nur hätte stellen lassen, um die Antwort Italiens in Gastein zu verwerthen und Oesterreich zur Nachgiebigkeit zu bestimmen? Allerdings jene Anfrage war nur mündlich geschehen und La Marmora hatte sich wohl gehütet, anders als mündlich zu antworten. Aber dennoch blieb in dem General ein dunkler Verdacht zurück, man habe mit seiner Leichtgläubigkeit gespielt, und er beschloß, fortan nicht mehr leichtgläubig zu sein. Ja, er wollte womöglich den Preußen zeigen, daß er sie gar nicht brauche.

Er glaubte an verschiedenen Anzeichen zu merken, daß sein alter Lieblingsgedanke — Venetien für gutes Geld zu kaufen — in Wien nicht mehr auf unüberwindlichen Widerstand stoßen würde. Man hatte ihn aufmerksam gemacht auf einen gewissen Grafen Malaguzzi, einen Modenesen, der in Wien bedeutende Verbindungen haben wollte und sich als einen geeigneten Mittelsmann für die vertrauliche Betreibung des Kaufes anempfahl. Der Mann wurde mit Instructionen versehen, ging nach Wien und ließ es da nicht an Eifer fehlen — doch vergebens, er verdiente sich nicht das gehoffte Mäkelgeld. In der Hofburg wies man den angetragenen Handel entschieden zurück als unverträglich mit der Ehre der Dynastie, der Armee, der Großmachtstellung Oesterreichs. Den Italienern dünkten die Bedenken des Wiener Hofs höchst unvernünftig; doch folgerten sie aus der Aufnahme, die ihrer Offerte geworden war, daß Oesterreich eben nur noch um altfränkischer Vorurtheile willen seinen italienischen Besitz festhalte und daß es ihn aufgeben würde, falls es dafür eine ehrenvolle und vortheilhafte Entschädigung nicht in Geld, sondern in Land erhielte. Ja, Stefano Jacini, in seiner Geschichte des Ministeriums La Marmora,*) behauptet, er und seine Collegen hätten schon damals (November 1865) die Ueberzeugung gewonnen, daß, da man in Wien virtuell auf den Verlust Venetiens vorbereitet war, ein Kampf zwischen Italien und Oesterreich mehr den Charakter eines Ehrenstreites, eines Duelles, als eines hartnäckigen Krieges haben würde.

In Berlin bekam man Wind von der Sendung des Modenesen und natürlich war der Eindruck kein guter. Die Vertheidiger der La Mar-

---

*) Jacini, Due Anni di Politica Italiana, S. 143.

mora'schen Politik meinen zwar, dem Herrn von Bismarck sei dadurch ein Wink gegeben worden, daß, wofern er sich nicht spute, Italien zu einer Verständigung mit Oesterreich gelangen könnte. Aber La Marmora bedachte nicht, daß er so von vorneherein dem preußischen Cabinete Ursache gab, zu zweifeln an der Ernsthaftigkeit der italienischen Kriegslust. Und wie sehr in der That La Marmora trotz des dem Mäkler Malaguzzi gewordenen Bescheides sich in dem Gedanken eines Kaufes der venetianischen Provinzen festgefahren hatte, das bewies die Thronrede, womit am 18. November 1865 König Victor Emmanuel in der neuen Hauptstadt das neue Parlament eröffnete. Der König sprach die Zuversicht aus, daß falls zur Erfüllung der vaterländischen Geschicke neue Kriegsfahrten unternommen werden müßten, sich die Söhne Italiens abermals um ihn scharen würden. Aber er setzte hinzu: „Falls die moralische Macht der Civilisation vorwöge, so würde der reife Verstand der Nation nicht verfehlen, sich das zu Nutze zu machen." Die moralische Macht der Civilisation bedeutete natürlich die Tonnen Goldes, welche die italienische Regierung dem Kaiser Franz Joseph für Venetien zu zahlen bereit war.

Dieselbe Thronrede kündigte an, daß Baiern und Sachsen sich entschlossen hätten, das Königreich Italien anzuerkennen, und knüpfte hieran die Voraussicht, daß hinfort Interessen und Bestrebungen die Völker Italiens und Deutschlands einander nähern würden. Diese Voraussicht deutete auf den Handelsvertrag, zu dessen endlichem Abschluß man wirklich noch vor Ablauf des Jahres gelangte, in der Erwartung, es werde der Vorgang Baierns und Sachsens die kleineren Zollvereinsstaaten nach sich ziehen. (Nur drei Staaten entsprachen dieser Erwartung nicht: Hannover, Kurhessen und Nassau sind des Todes verblichen, ohne sich zur Anerkennung Italiens herabgelassen zu haben.)

Die neue Kammer dachte nicht daran, dem Ministerium die Herstellung besserer politischer und commercieller Beziehungen zu Deutschland als ein Verdienst anzurechnen. Sie hatte Wichtigeres zu thun. Sie wollte alsbald zeigen, daß sie nicht in die Welt gekommen sei für nichts und wieder nichts. Kaum einen Monat nach ihrem Zusammentritt ertheilte sie dem Finanzminister Sella ein Mißtrauensvotum, welches nach den in der Opposition lebenden Ideen von einem regelrechten Parlamentarismus den Sturz des Cabinetes hätte zur Folge haben müssen. Aber es hapert mit der Correctheit des italienischen Parlamentarismus. La Marmora begnügte sich, den Finanzminister und ein paar andere Cabinetsmitglieder über Bord zu werfen, dem tosenden Ocean zum Opfer, und das zum Theil neubemannte Ministerschiff trieb wieder leidlich wohl auf den für den Augenblick beschwichtigten parlamentarischen Gewässern dahin.

Ein derartiger partieller Ministerwechsel ist nichts Seltenes in Italien, wo man auch einen bezeichnenden Ausdruck dafür hat, „rimpasto.“ Wenn die Opposition gar zu heißhungrig wird, so giebt man ihr zwei oder drei Minister preis; der übrige Theil des Ministeriums aber nimmt einige neue Ingredientien in sich auf und knetet sich um zu einer neuen „Pastete.“ In einem Parlamente, wo die Abgeordneten gegen das Ministerium zu stimmen pflegen, nur weil dasselbe, seit einiger Zeit im Amt, ihren reizungsbedürftigen Geschmack nicht länger anmuthet, erscheinen die „rimpasti“ als ein heilsames Mittel, die allzu häufige Wiederkehr totaler Ministerkrisen zu vermeiden.

Daß La Marmora am Ende des Jahres 1865, statt sich zurückzuziehen, vielmehr sein Ministerium neu formte, bedarf also keiner besonderen Erklärung, und wenn man später hat zu verstehen geben wollen, er sei geblieben, um die Allianz mit Preußen zu gutem Ende zu führen, so ist das eine wohlwollende Conjectur seiner Freunde, welche schlechterdings sich und die Welt überreden möchten, daß die Allianz mit Preußen eine leitende Idee der La Marmora'schen Politik gebildet habe. Allein wie wenig er gerade dazumal, Ende 1865 und Anfangs 1866, an ein Kriegsbündniß dachte, das beweist die Heeresreduction, welche er zugleich und im Zusammenhang mit der Neubildung seines Ministeriums vornahm.

Bis zum September 1864 hatte sich die italienische Politik tragen lassen von der Hoffnung auf eine baldige Entscheidung der venetianischen Frage durch Waffengewalt. Gerüstet zu sein für den bevorstehenden Krieg gegen Oesterreich, das war das oberste Gebot gewesen, welchem die Vorgänger La Marmora's jede andere Rücksicht nachsetzten. Wohl zeigte sich die finanzielle Lage immer bedrohlicher; indessen man hielt dafür, daß der Weg zur Ordnung der Finanzen über Venedig führe. Erst wenn Armee und Flotte ihre Aufgabe gegen die Oesterreicher ausgerichtet, sollte abgerüstet und gespart werden. Mit La Marmora kam eine andere Politik auf. Er glaubte nicht an den Krieg und wünschte ihn nicht. Seinen philanthropischen Gesinnungen, wie er sie salbungsvoll der Kammer vortrug (in der Sitzung vom 17. Dezember 1864), graute es vor unnöthigem Blutvergießen, und unnöthig war für ihn ein Blutvergießen, ohne welches der gewünschte Zweck, die Erwerbung Venetiens, sich, wie er dachte, ebenso gut erreichen ließ. Sofort nach seinem Regierungsantritt begann er also abzurüsten. Die militärischen Fachleute in der Kammer widersprachen, und auch unter den Nichtmilitärs würde man wohl unruhig geworden sein, wenn nicht La Marmora in seiner dreifachen Eigenschaft als Ministerpräsident, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten und als erster General der Armee es leicht gehabt hätte, die Militärs durch

politische und die Laien durch militärische Argumente zum Schweigen zu bringen. Diese Vereinigung der leitenden politischen Gewalt und der höchsten militärischen Autorität in einem und demselben Manne ist überhaupt für den Gang der Dinge im Jahre 1866 verhängnißvoll geworden. Hätte nicht ein General an der Spitze der Regierung gestanden, die militärischen Sachen wären schwerlich so lässig behandelt worden. Neben dem Armee-General (Marschall) La Marmora als Ministerpräsidenten blieb dem Kriegsminister, einem bloßen Divisionsgeneral, nur eine untergeordnete Rolle, und zudem waren sowohl der Kriegsminister Petitti, welcher bis Ende 1865 im Amte blieb, als der neue Kriegsminister Pettinengo, der Anfangs 1866 an Petitti's Stelle trat, beide Piemontesen von der La Marmoraschen Clique und ergebene Werkzeuge in den Händen ihres Patrons. Da, als La Marmora bei der Umbildung seines Cabinetes einen neuen Finanzminister brauchte, sich keiner fand, der nicht neue Abstriche im Heeresbudget zur Bedingung seines Eintritts gemacht hätte, so willigten La Marmora und Pettinengo in neue Abrüstungen von weit größerem Umfang als die bisher vorgenommenen, und dies, obwohl es „keinen Zweifel litt, daß neue Ersparnisse sich nunmehr nicht verwirklichen ließen, ohne die Cohäsion der Armee zu mindern für den Fall, daß dieselbe binnen Kurzem in's Feld zu rücken hatte, und ohne, wenn nicht die Zahl der Soldaten zu verringern, doch ihre Qualität zu verschlechtern." *) Chiala, der in seinen zahlreichen apologetischen Schriften zu Gunsten La Marmora's mehr denn einmal als einer jener guten Freunde erscheint, vor denen uns Gott bewahren möge, versichert, daß La Marmora sich des Schadens, den seine Reductionen dem Heere zufügten, wohl bewußt gewesen sei, daß er aber „nicht ohne Grund sich geschmeichelt habe, zur Aufwiegung dieses Uebelstandes für Italien in den künftigen politischen Unterhandlungen eine derart vortheilhafte Position auszumachen, daß, auch wenn ihm das Glück der Waffen nicht lächelte, es doch seinen Zweck hätte erreichen müssen." **) Aber der allzu beflissene Apologet dürfte hier doch wohl ein Hysteron Proteron begehen: so weit möchte La Marmora damals noch nicht gedacht haben; die Reductionen, welche La Marmora während der zwei ersten Monate von 1866 durchführte und welche er noch am 24. Februar vor der Kammer vertheidigte, finden ihre einfachste und für den italienischen Minister am wenigsten ungünstige Erklärung darin, daß er eben im Januar und Februar durchaus nicht an Bündniß und Krieg als an ernsthafte Eventualitäten glaubte. Seit der

*) Luigi Chiala, La Politica Italiana e l'Amministrazione delle Guerra dal 1863 al marzo 1866. S. 92.

**) Chiala, a. a. O. S. 93.

Enttäuschung, die er im vorigen Sommer erfahren, war er bezüglich Preußens derart skeptisch geworden, daß er, obwohl das preußische Cabinet schon um die Mitte Februar den Wunsch kundgegeben hatte, den durch das Gasteiner Abkommen unterbrochenen Meinungsaustausch mit Italien wieder aufzunehmen, doch vorzog, seine Hoffnungen nicht auf die neuen Berliner Eröffnungen, sondern auf die am 23. Februar in Bukarest ausgebrochene Revolution zu setzen. Indessen die Intrigue, welche das italienische Cabinet in Paris und London anzuzetteln sich beeilte, um die Donaufürstenthümer in die Hände Oesterreichs zu spielen, welche dafür Venetien sollten fahren lassen, erwies sich sofort als eitel, und so blieb denn dem General La Marmora nichts übrig als sich nochmals — den Zweifel im Herzen — mit Preußen einzulassen.

Am 28. Februar fand in Berlin der verstärkte Ministerrath unter Vorsitz des Königs statt, der sich einstimmig dahin aussprach, daß ein Zurückweichen in der Elbherzogthümerfrage nicht ohne Kränkung der Ehre des Landes möglich sei und daß man daher, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin, auf dem bisher verfolgten Wege vorschreiten müsse. In Folge dieses Ministerrathes ließ Graf Bismarck bestimmter gefaßte Zusicherungen nach Florenz gelangen, wie sie das italienische Cabinet in eben dem Augenblicke begehrt hatte, da es selbst noch das rumänisch-venetianische Tauschproject betrieb. Der preußische Gesandte in Paris, welcher dem Ministerrathe in Berlin beigewohnt hatte, übermittelte nach seiner Rückkehr nach Paris dem dortigen italienischen Gesandten zur Weiterbesorgung an die Florentiner Regierung eine Aufforderung, es möge ein zugleich in militärischen Dingen und in der Diplomatie bewanderter Mann nach Berlin geschickt werden, welcher, gemeinschaftlich mit Herrn von Barral, dem bei dem preußischen Hofe beglaubigten Vertreter Italiens, der preußischen Regierung die nöthigen Aufklärungen ertheilen und dem eventuellen, durch chiffrirte Telegramme zwischen Berlin und Florenz festzustellenden Uebereinkommen eine concrete Gestalt zu geben vermöchte.

Diese Aufforderung gelangte am 6. März nach Florenz in eben dem Augenblick, da das rumänisch-venetianische Tauschproject sich als hoffnungslos gescheitert herausstellte. La Marmora entschloß sich, der Aufforderung Folge zu leisten und wählte für die Ausführung der wichtigen Mission einen der tüchtigsten Offiziere der Armee. Der General Govone, welcher sich bereits während des schleswig-holsteinischen Feldzugs von 1850 im preußischen Lager befunden hatte, verband mit natürlichem Scharfblick und Gewandtheit eine wissenschaftliche Bildung, wie sie im italienischen Heere selten zu finden ist; doch mehr als durch sein Wissen und Talent empfahl er sich dem General La Marmora durch mißtrauische Kühle der

Auffassung und sachte Behutsamkeit des Auftretens. Govone reiste am 9. März von Florenz nach Berlin ab; der von der officiösen Presse vorgegebene Zweck seiner Reise war, er solle sich eingehende Kenntniß von den preußischen Militäreinrichtungen verschaffen.

An demselben 9. März wurde La Marmora in der Kammer über seine auswärtige Politik interpellirt. Der Interpellant, der Marchese Pepoli, erklärte feierlich: die europäischen Allianzen hätten hinfort auf neuen Grundlagen, nämlich auf der Gleichheit der Principien und Interessen, zu beruhen; die einzige Richtschnur der italienischen Politik müsse das Nationalitätenprincip sein; er beklagte die Abrüstung, verlangte, daß sie rückgängig gemacht werde, und deutete im Ton des Eingeweihten an, daß die Ereignisse ihm bald Recht geben würden. La Marmora zeigte sich nicht wenig betroffen; er weigerte sich, zu antworten, aber die Form seiner Weigerung verrieth seine Verlegenheit. Wie so Marchese Pepoli dazu kam, die ihm jedenfalls sehr wohlgefällige Rolle des Eingeweihten zu spielen, läßt sich unschwer errathen. Am 7. März war der Prinz Napoleon in Florenz angekommen und hatte den italienischen Ministerpräsidenten viel lauer bezüglich der Allianz mit Preußen gefunden, als es den in Paris genährten Wünschen entsprach. Es mochte nützlich scheinen, den General La Marmora ein wenig zu drängen, — durch eine Interpellation in der Kammer geschah das am besten. Die Interpellation Pepoli's, bekanntlich eines Vetters der Bonaparte, athmete unverkennbar den schwungvollen Geist des Palais Royal, den Nationalitätenenthusiasmus der „Opinion Nationale." Allein Pepoli war auch der Gatte einer Hohenzollern, und dieser Umstand scheint das Mißtrauen La Marmora's nach einer anderen Richtung gelenkt zu haben. War Pepoli etwa von Berlin aus beauftragt worden, die italienische Regierung zu compromittiren?

Und in diesem Verdacht wurde La Marmora bestärkt durch die ersten Nachrichten, welche Govone aus Berlin schickte. La Marmora hatte so ängstliche Sorge getragen, daß der wahre Zweck der Sendung Govone's ja nicht verlaute. Und siehe da, kaum war der italienische Unterhändler in Berlin angelangt, so wußten die höchsten Hofbeamten schon zu erzählen, warum er gekommen sei. Zwar versprach Graf Bismarck, daß der König die Indiscretion bestrafen werde; aber war das ernstlich zu nehmen? konnte die Indiscretion nicht geflissentlich verursacht worden sein, um den Oesterreichern das Schreckbild einer preußisch-italienischen Allianz recht deutlich vorzumalen? — Von dem Grafen Bismarck schrieb Govone sofort nach der ersten Begegnung: das ist unser Cavour, wie er leibt und lebt! — auch das war keine beruhigende Aeußerung: La Marmora hatte eine instinctive Scheu vor Leuten von Genie; denn Genie und Zuver-

lässigkeit, so däuchte ihm, schlössen sich aus. Und wie antwortete der deutsche Cavour auf die Vorschläge, welche der italienische Unterhändler ihm zu bringen hatte!

Mit je geringerem Vertrauen La Marmora sich in die Verhandlungen eingelassen, mit desto größerer Bestimmtheit hatte er die dem General Govone mitgegebenen Instructionen entworfen. Diesen Instructionen gemäß mußte Govone glauben, er werde sofort mit den preußischen Staatsmännern und Generalen die militärischen Combinationen für den gemeinsamen Feldzug zu treffen haben. Und in diesem Glauben war er bestärkt worden durch die Sprache, welche vor ihm der preußische Gesandte in Florenz geführt hatte: daß nämlich der Ausbruch des Krieges nahe bevorstehe. Es mußte ihn daher nicht wenig befremden, in seiner ersten Unterredung mit Bismarck am 14. März zu vernehmen, daß die Dinge noch keineswegs so weit gediehen seien, daß die Krisis noch verschiedene Phasen zu durchlaufen habe, ehe sie als reif erscheinen könne. Graf Bismarck machte kein Hehl aus seiner Absicht, eine Lage herbeizuführen wie die des Jahres 1850, indem er überzeugt war, daß die Schmach von Olmütz sich nicht wiederholen würde. Aber er erklärte zugleich offen, daß die öffentliche Meinung bis jetzt noch den Krieg gegen Oesterreich verabscheute, zumal falls Preußen im Lichte eines Mitschuldigen Frankreichs erschiene. Nichts sei für ihn leichter, als aus der Frage der Herzogthümer den Krieg hervorgehen zu lassen; allein leider sei seine Stellung in Preußen und Deutschland isolirt, und er müsse sich erst noch einen Anhang und Rückhalt zu schaffen suchen, das aber werde ihm nicht gelingen, so lange nur jene Frage im Spiel sei. Wohl aber hoffe er, die nöthige Unterstützung zu finden, indem er die große Frage der Bundesreform und der Herstellung eines durch allgemeine Abstimmung zu erwählenden Parlamentes aufwerfe. Auf diesem Boden sei der Bruch mit Oesterreich unausbleiblich, und zwar spätestens binnen der nächsten fünf oder sechs Monate. Dann würde der Augenblick kommen für den Abschluß einer Allianz zwischen Italien und Preußen zu dem Zwecke der Erwerbung Venetiens für das eine und einer Gebietsvergrößerung in Norddeutschland für das andere. Bis dahin hätten sich die beiden Mächte auf die Schließung eines ewigen Freundschaftsbundes zu beschränken.*)

Govone gab seiner Verwunderung über diese unerwarteten Eröffnungen Ausdruck und erwiderte: er glaube nicht, daß die italienische Regierung sich für so unbestimmte Zeit ihrer Freiheit des Handelns entäußern wolle und könne; die Herzogthümerfrage sei auf dem Tapet, mit

*) Chiala, Cenni Storici sui Preliminari della Guerra del 1866 e sulla Battaglia di Custoza. Vol. I. Fasc. 1. S. 106.

ihr müsse man die venetianische verbinden, und zu beider Lösung müsse ein Trutz- und Schutzbündniß abgeschlossen werden, wobei man allerdings gemeinschaftlich die Zeit festsetzen würde, deren die beiden Mächte zur Ausführung ihrer Rüstungen bedürften.

Als Graf Bismarck aus dieser Antwort entnahm, daß man in seine Entschlossenheit zum Kriege Zweifel setzte, erklärte er sich bereit, sofort alle Einzelheiten seines Programms und die verschiedenen Phasen, die dessen Verwirklichung durchlaufen mußte, genau anzugeben. Er machte auch auf die ungeheuren Schwierigkeiten aufmerksam, welche er zu überwinden hatte, und von denen sich, so schien ihm, die italienische Regierung keine genügende Rechenschaft gab. Er sagte, daß er mit größter Behutsamkeit vorgehen müsse, so lange ihm noch eine Hoffnung bleibe, sich wenn nicht der Freundschaft, doch der Neutralität der deutschen Bundesstaaten für den Kriegsfall zu versichern. Zumal aber wies er darauf hin, daß der König wenig geneigt war zum Krieg und sich nicht eher dazu entschließen würde, als bis er die Ueberzeugung gewonnen, daß Oesterreich es auf Preußens Demüthigung abgesehen habe. Wenn aber einmal diese Ueberzeugung in der Seele des Königs feststehe, sei auch der Krieg gewiß; denn der König werde nimmermehr handeln wie sein Bruder im Jahre 1850. Uebrigens möge die Florentiner Regierung auch bedenken, wie viele Vorurtheile sich noch der Allianz mit ihr entgegenstellten — mit ihr, die man in zahlreichen Berliner Kreisen noch immer mit Mazzini und Garibaldi zusammenwerfe; die Nützlichkeit eines preußisch-italienischen Bündnisses aller Welt klar zu machen, sei also kein leichtes Ding.*)

Diese so freimüthige Darstellung der Sachlage wurde von den Italienern nicht aufgefaßt und gewürdigt, wie sie verdiente. Govone, der nach Berlin gekommen war in der Meinung, sofort einen ganz präcisen Allianzvertrag auf kurze Sicht abzuschließen, fand den Bismarck'schen Vorschlag eines allgemeinen Freundschaftsbundes auf Ewigkeit nicht ernsthaft. Drei Tage nach seiner Ankunft schrieben er und Graf Barral nach Florenz, daß nach ihrem Dafürhalten vorderhand keine Aussicht vorhanden sei, auf Grund der dem General Govone mitgegebenen Instructionen etwas mit dem preußischen Cabinete zu Stande zu bringen.

In Florenz hätte man sofort merken können, daß man einen falschen Weg eingeschlagen, als man von dem preußischen Minister begehrt hatte, er solle sich sogleich binden. Der preußische Minister konnte sich nicht binden, denn er hatte die Hände nicht frei. Aber daß er fest entschlossen

*) Chiala, S. 108.

war zum Krieg, darüber hätte nach den von ihm gegebenen Erklärungen in den Italienern kein Zweifel mehr bestehen dürfen. Nicht an einer inneren Ungewißheit des Grafen Bismarck lag es, wenn er nicht mit der Sicherheit des Astronomen, der eine Sonnenfinsterniß vorhersagt, versprechen konnte, daß der Krieg innerhalb einer bestimmten Frist ausbrechen werde. Wofern das Florentiner Cabinet ihm traute und falls es ebenso fest zum Krieg entschlossen war, so konnte es die schwierige Aufgabe des preußischen Staatsmannes wesentlich erleichtern. Aber das Florentiner Cabinet, verfolgt von der Erinnerung an Gastein, hütete sich wohl, dem Grafen Bismarck zu trauen. Vergebens deutete dieser an, daß die Gasteiner Uebereinkunft gegen seinen Rath und Wunsch zu Stande gekommen sei, daß, als er sie abschloß, er sich dem Willen des Königs habe unterwerfen müssen. Sprach diese Angabe des preußischen Ministers die Wahrheit, so bewies sie nur, wie wenig er Herr seiner Entschließungen war. Ein Grund mehr für La Marmora, sich unabhängig zu erhalten von der entweder unaufrichtigen oder unselbständigen Politik des preußischen Premiers. Aber La Marmora war auch keineswegs ebenso fest wie Graf Bismarck zum Krieg entschlossen. Für diesen gab es kein anderes Mittel zur Erreichung seiner Ziele. Für La Marmora war der Krieg nur ein Mittel unter anderen und nicht das bevorzugte. Trotz aller fehlgeschlagenen Versuche hatte er noch nicht die Ueberzeugung gewonnen, daß sich nicht am Ende doch ein Kauf, Tausch oder sonstiges dem Civilrecht angehöriges Geschäft bezüglich Venetiens mit Oesterreich machen ließe. Im gegenwärtigen Augenblicke schienen die Chancen dafür freilich nicht günstig, und deshalb, wenn sich sofort eine Kriegsgelegenheit bot, so war er bereit sie zu ergreifen. Aber sich zu verpflichten zur Theilnahme an einem Krieg, der erst in Monaten, der möglicher Weise gar nicht ausbrach, das fiel dem General La Marmora nicht ein. Nur für einen nahen und gewissen Krieg konnte Italien neue kostspielige Rüstungen unternehmen. Für die bloße ferne Eventualität des Krieges hätte La Marmora es nicht auf sich genommen, das Land in Kosten zu stürzen. Und wenn nicht alsbald neu gerüstet wurde, so verringerte sich in Folge der begonnenen Reductionen die Wehrkraft Italiens mit jedem Tage. Falls man also auf den Krieg rechnen wollte, so mußte derselbe bald statthaben. Und dem also eiligen Italien sann der preußische Minister einen Freundschaftsbund für ewige Zeiten an — einen Bund, dessen einziger klarer und gewisser Erfolg war, daß er jede friedliche Vereinbarung mit Oesterreich schwierig oder selbst unmöglich machte!

Als Graf Bismarck das unüberwindliche Widerstreben des Florentiner Cabinetes sah gegen jede Politik mit weitem Horizont, da trat er

plötzlich mit dem Gedanken hervor, Italien solle unverzüglich Oesterreich den Krieg erklären, indem er die zuversichtliche Hoffnung aussprach, in diesem Falle den König alsbald zum Eintritt in den Krieg und zum Bündniß mit Italien bestimmen zu können. Wenn Italien auf diesen Gedanken einging, so hätte es mit einem Male die tausend Hindernisse und Hemmungen beseitigt, welche in Berlin und anderwärts die Wege des Grafen Bismarck kreuzten. Aber Graf Bismarck kannte seine Leute wenig, als er ihnen solch ein muthiges — oder, wie es ihnen vielmehr vorkam — halsbrecherisches Voranschreiten zumuthete. Der preußische Minister ging offenbar von der curiosen Voraussetzung aus, daß Italien, wenn es Venetien gewinnen wolle, dafür auch etwas zu wagen habe. Doch so dachten die italienischen Staatsmänner keineswegs. Die wollten nicht einmal ein paar Millionen für Rüstungen riskiren, die sich ja hinterher als überflüssig erweisen konnten. Der sonderbare Einfall des Grafen Bismarck machte die Italiener erst recht stutzig. Wie? er hatte eben noch den Krieg in ungewisse Ferne gerückt und nun begehrte er plötzlich, daß Italien ihn sofort und allein beginne; — er wollte sich zu keinen Verpflichtungen Italien gegenüber herbeilassen und Italien sollte auf seine Zusicherung bauen, daß Preußen es nicht im Stiche lassen werde. Diese preußischen Anmuthungen, deren zweideutige Natur doch gar zu sehr in die Augen sprang, bestärkten den General La Marmora erst recht in seiner Absicht, zu nichts Anderem die Hand zu bieten als zu einem eigentlichen, genau bestimmten, für kurze Zeit geltenden, völlig gegenseitigen Schutz- und Trutzbündniß, wobei indessen, der Gegenseitigkeit unbeschadet, Schutz und Trutz derart zu vertheilen wären, daß Italien auf den vollen Schutz Preußens Anspruch haben würde, dagegen, was den Trutz anbelangte, nicht Italien mit seinen von der gesammten liberalen Welt gebilligten Rechten auf Venedig, sondern das verabscheute Preußen die ganze Gefahr und das ganze Odium des Friedensbruches auf sich zu nehmen hätte.

Graf Bismarck machte einen dritten Vorschlag; — und auch diese Unerschöpflichkeit des preußischen Staatsmannes war dem General La Marmora unheimlich, der sich bewußt war, nie mehr als eine Idee zu haben; — Graf Bismarck schlug vor, einstweilen einen in allgemeinen Ausdrücken gehaltenen Bündniß- und Freundschaftsvertrag abzuschließen, worin gesagt werden sollte, daß, falls gewisse genau bestimmte Veranlassungen zum Krieg sich ergäben, die beiden Staaten alsbald zur Unterzeichnung eines Offensiv- und Defensivbündnisses schreiten würden, in welchem dann die gemeinsame Action und die gegenseitige Verpflichtung zu stipuliren wäre, daß keiner der beiden Theile die Waffen niederlegen

dürfte ohne Zustimmung des andern und ohne daß beide ihren Zweck erreicht hätten.*)

Allein das Florentiner Cabinet wollte sogleich das Offensiv- und Defensivbündniß, und da Graf Bismarck sich hiezu nicht herbeiließ, so schrieb Govone am 22. März nach Florenz, daß er seinen Aufenthalt in Berlin als bloßen Zeitverlust betrachte und die Ermächtigung zur Heimkehr begehre.

Indessen gerade als General Govone sich solchermaßen von einer gewiß sehr voreiligen Ungeduld übermannen ließ, beging das Wiener Cabinet die Fehler, auf welche Graf Bismarck von vorn herein gerechnet hatte. Es begann militärische Vorbereitungen und erließ am 16. März jene geheime Note an mehrere deutsche Höfe, worin es, dem Wiener Frieden und dem Gasteiner Vertrag zuwider, die Regelung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit durch den Bund in Aussicht stellte und im Hinweis auf angeblich von Preußen getroffene Vorbereitungen zum Krieg die Kriegsbereitschaft der vier Bundescorps der Mittel- und Kleinstaaten und ihre Aufstellung im Verband mit der österreichischen Armee in Anspruch nahm. Graf Bismarck durfte nun mit gutem Grunde Preußen als bedroht ansehen und hatte die beste Gelegenheit erhalten zur Aufwerfung der Frage der Bundesreform.

Zu gleicher Zeit schob von Paris aus ein kräftiger Wind eindringlichen Zuspruchs und labender Ermuthigung den zögernden italienischen Ministerpräsidenten vorwärts.

Ueber die Absichten und Hoffnungen, mit welchen sich der Kaiser Napoleon im Jahre 1866 trug, haben seine eigenen naiven Aussprüche, die späteren Ereignisse und zumal auch die zahlreichen italienischen Veröffentlichungen allerdings einiges Licht verbreitet. Indessen würde man wohl fehl gehen, wenn man beim Scheine dieses Lichtes einen ganz bestimmten, klaren Plan wahrnehmen wollte, an dessen Verwirklichung der Kaiser von allem Anfang an gearbeitet habe. Nur Eines steht fest und stand im Geiste des Kaisers fest: die leitende Triebfeder seines Verhaltens war der Wunsch, den Italienern zum Erwerb von Venetien zu verhelfen. Nicht nur die lebhafte Sympathie, welche Louis Napoleon stets für Italien genährt hat, sondern auch eine verständige politische Berechnung mußte ihn nach der Verwirklichung seines Wortes von 1859 „Italien frei bis zur Adria" verlangen lassen. Erst wenn Italien Venedig und das Festungsviereck besaß, war es ein brauchbarer Verbündeter; so lange dagegen jene kaiserliche Verheißung unerfüllt blieb, waren die Gegner der französischen

---

*) Bonghi, L'Alleanza Prussiana. S. 59.

Allianz in Italien nicht zum Schweigen zu bringen. Das nun einmal fast völlig geeinigte Italien konnte jedenfalls nicht auf die venetianischen Provinzen verzichten; also war es kluge Politik, ihm zu dieser Vervollständigung seiner Einheit behülflich zu sein und so vollends ein Recht auf seine dankbare Ergebenheit zu gewinnen, zumal da der Kaiser ohnehin in der römischen Frage sich den italienischen Aspirationen entgegenstellen mußte. Einen abermaligen Krieg gegen Oesterreich zu führen zum Zwecke der Befreiung Venetiens gestattete die Stimmung Frankreichs nicht; um so weniger ließ es der Kaiser an jeder Art sonstiger Bemühungen fehlen. Er hatte im Jahre 1863 das Project des Austausches Venetiens für Rumänien begünstigt; er hatte in den folgenden Jahren wiederholt den Wiener Hof für Annahme der italienischen Kaufanträge zu stimmen gesucht. Alle diese Bemühungen waren fruchtlos gewesen, und nun stand man im Jahre 1866 und eine rasche Lösung der venetianischen Frage schien im französischen Interesse dringender wünschenswerth als je. Frankreich hatte sich in der Septemberconvention verpflichtet, Rom binnen zwei Jahren zu räumen; der Termin lief Ende 1866 ab; nun war es ein augenscheinliches Gebot für die französische Politik, auch die Oesterreicher nicht länger in Venetien zu lassen.

Doch schon längst schwebte dem Kaiser Napoleon ein Gedanke vor, für dessen Verwirklichung gerade jetzt die Zeiten reif werden zu wollen schienen. Da er nicht selbst zu den Waffen greifen konnte für die Befreiung Venetiens, ließ sich die Sache nicht durch Andere ausrichten? Dem Kaiser war seit den Anfängen des Bismarck'schen Ministeriums von den Absichten, deren Durchführung der preußische Premier verfolgte, genug bekannt, damit er selbst, wenn er auch nicht einen eigentlichen Plan auf die antiösterreichischen Tendenzen des preußischen Staatsmannes gründete, doch die Hoffnung in's Auge faßte, einmal diese Tendenzen für seine eigenen Zwecke auszunutzen. Es scheint, Napoleon hegte keine hohe Meinung von der Capacität des preußischen Ministers, aber das war nur ein Grund mehr, an dessen Politik Geschmack zu finden. Seit Jahren vertröstete er die Italiener, wenn sie gar zu ungeduldig wurden, auf den Zwist zwischen Oesterreich und Preußen, der früher oder später zu einer Krisis führen mußte. Und wenn die Italiener ihre ungläubigen Köpfe schüttelten und meinten, diese schwerfälligen Deutschen würden nimmermehr vom Platze kommen, so ließ der Kaiser bedeutsame Winke fallen, die da sagten: man möge nur ihn sorgen lassen. Aber eine bequeme Lösung der venetianischen Frage — war es der einzige Gewinn, den sich der Kaiser von der deutschen Verwicklung versprach? Schwerlich. Für den Verfasser der „napoleonischen Ideen“ gab es nicht nur in Italien

eine Idee zu realisiren. Es kann nicht bezweifelt werden, daß Napoleon die deutschen nationalen Bestrebungen nicht mit denselben Augen betrachtete wie seine Franzosen. In der langen Zeit seiner schicksalsvollen Lehr- und Wanderjahre hatte er fremde Zustände und Bedürfnisse kennen gelernt. Ehe er als Jüngling mit den Aufrührern der Romagna für die Freiheit Italiens conspirirt und gekämpft, hatte er als Knabe die Luft einer deutschen Gelehrtenschule geathmet. Von seinen Jugendeindrücken blieb ihm eine warme Vorliebe für Italien und wenigstens ein freundliches Andenken an Deutschland zurück. Wenn er zur Zeit des Pariser Congresses die italienischen Abgesandten gefragt hatte: was kann man thun für Italien? so ist es wahrscheinlich genug, daß er einige Jahre später sich selbst die Frage aufwarf: ob er nicht auch etwas für Deutschland thun könnte? An die Herstellung der deutschen Einheit dachte er natürlich noch weniger als an die der italienischen. Aber die Hand zu bieten zur Reform des deutschen Bundes, der in seiner bisherigen Gestalt ja auf den verhaßten Verträgen von 1815 beruhte, beizutragen zur Schaffung eines neuen Bundes, in welchem „die deutschen Völker" sich allerlei demokratischer Segnungen und zumal eines beschleunigten Fortschrittes auf der Bahn des materiellen Gedeihens erfreuen sollten, so als nationenbeglückender Cäsar den Dank Deutschlands zu verdienen, wie er bereits den Dank Italiens verdient hatte, sich auch den deutschen Dank durch die Abtretung einiger Grenzlande — wenn nicht des ganzen linken Rheinufers, doch zum mindesten der im Jahre 1815 an Deutschland verlorenen Gebiete — auszahlen zu lassen und so die Franzosen mit dieser Politik der Völkerbeglückung zu versöhnen und zugleich die Folgen von Waterloo zu verwischen, — das war wohl ein Gedanke, ganz würdig des Mannes, der, in seinen Mitteln ein cynischer Materialist, doch nie sich selbst hätte zugestehen mögen, daß seine Zwecke die des gemeinen Ehrgeizes und der baren Selbstsucht seien, der vielmehr stets den Drang empfunden hat, nicht nur zur Köderung der Menge, sondern zur Befriedigung seines eigenen freilich sehr vulgären Geistes ein phantastisches Ideal zu verkünden und zu verfolgen. Wo der eigentliche Knoten der deutschen Frage saß und daß dieser Knoten — der unversöhnliche Antagonismus zwischen dem deutschen Preußen und dem viertelsdeutschen Oesterreich — nur durch einen rücksichtslos trennenden Schnitt gelöst werden konnte, das begriff Napoleon ebenso wenig als er verstanden hatte, daß die Herstellung eines italienischen Nationalstaates nothwendiger Weise den Untergang des weltlichen Papstthums bedeutete. Es lag nicht in seinen Absichten, den Ansprüchen sei es Preußens sei es Oesterreichs auf die deutsche Hegemonie zur Verwirklichung zu helfen. Eher dachte er wohl, dem eigentlichen

Deutschland, das er mit unseren tiefsinnigen Entdeckern der Trias in den Mittel- und Kleinstaaten erblickte, eine selbständigere Stellung neben den beiden Großmächten zu verschaffen, und von dieser selbständigeren Stellung der einstmaligen Rheinbundsstaaten zu einem französischen Protectorat wäre es nicht weit gewesen. Der Kaiser hatte keine Ahnung davon, daß es sich in dem Kampfe zwischen Preußen und Oesterreich, wie ihn Herr von Bismarck in den Begegnungen von Biarritz und St. Cloud als unausbleiblich ankündigte, um die Alternative eines preußischen oder österreichischen deutschen Reiches handelte; seiner Erwartung nach konnte weder Preußen noch Oesterreich im Falle des Krieges viel gewinnen; die eigentlichen Treffer des Spiels sah er für sich voraus, und dabei brauchte er keinen anderen Einsatz zu wagen als Geduld und schlaue Zurückhaltung; wenn er nur nicht durch voreiliges Aufdecken der eigenen Karten die beiden Nebenbuhler mißtrauisch machte und vielmehr wartete, bis sie sich in die Partie eingelassen, so konnte es nicht fehlen, daß er auf ihre Kosten der Befreier Venetiens, der Schiedsrichter der deutschen Händel, der Schützer der deutschen Freiheit, der Wiederhersteller der natürlichen Grenzen Frankreichs oder doch der Grenzen von 1814 wurde. Daß Herr von Bismarck weder den Beistand Frankreichs in Anspruch nahm noch Versprechungen gab, muß dem Kaiser vorderhand ganz recht gewesen sein. In Biarritz lagen ja die Dinge nicht wie in Plombières. Frankreich wollte sich ja nicht zum Voraus für eine der beiden hadernden Mächte erklären. Ein italienischer Diplomat, der einmal den Kaiser gefragt haben soll, ob Italien größere Wahrscheinlichkeit habe, Venetien zu erwerben durch eine Allianz mit Oesterreich oder mit Preußen, soll die Antwort erhalten haben: „Mais si la France se prononce pour l'une ou pour l'autre, il n'y aura point de guerre.“ Je länger Frankreich sich durch schweigendes Zuwarten seine Freiheit des Handelns wahrte, desto sicherer konnte es späterhin seine Bedingungen stellen, wenn der Augenblick gekommen war, da eine der beiden Mächte oder beide seine Hülfe oder Vermittlung ansuchten. Und dieser Augenblick konnte ja nicht ausbleiben, sobald nur erst die Dinge weit genug gediehen waren.

In solcher Weise möchte sich die Haltung des Kaisers gegenüber den deutschen Dingen erklären. Er mag mancherlei Gründe gehabt haben, als er im Jahre 1864 der Aufforderung Englands zur Einmischung in die dänische Angelegenheit nicht Folge leistete; einer der Gründe kann recht wohl der gewesen sein, daß er nicht die Anlässe zu späterem Streit, welche das gemeinsame Vorgehen der beiden deutschen Mächte gegen Dänemark im Schooße trug, hinwegräumen wollte. Als die Gasteiner Convention die Versöhnung zwischen Oesterreich und Preußen zu besiegeln

Venetien auf friedlichem Wege zu erwerben gesucht? hatte es nicht die umfassenden Abrüstungen vorgenommen? hatte es mit Eifer und Entschlossenheit die Hand Preußens ergriffen, oder nicht vielmehr mit ängstlichem Mißtrauen? und zeigte sich nicht immer deutlicher, in welchem Maße sich das Florentiner Cabinet durch die Rathschläge, durch die Weisungen des Kaisers Napoleon leiten ließ? Daß die italienische Regierung, während sie sich mit Preußen verbündete, mit Frankreich auf bestem Fuß zu bleiben suchte, das entsprach auch den preußischen Wünschen und Interessen. Aber ein Anderes war: Frankreich in freundlicher Stimmung zu erhalten, ein Anderes: der französischen Politik zu Diensten zu sein. Man hoffte in Berlin, daß Italien selbständige italienische Politik treibe und als Ziel dieser Politik die Unabhängigkeit von Frankreich so gut als von Oesterreich erstrebe. Aber an dieser Hoffnung begann man irre zu werden, je mehr man gewahrte von den tausend Zagnissen der italienischen Staatsmänner.

Der General La Marmora war sich bewußt, bis jetzt keinen dem Kaiser Napoleon mißfälligen Schritt gethan zu haben. Doch wenn gerade die Ermuthigungen, die er von Paris empfangen, ihn bestimmt hatten, sich in die Verhandlungen mit Preußen einzulassen, so war er doch nicht sicher, ob der Gang, den die Verhandlungen nahmen, sich noch immer des Beifalls der Tuilerien erfreute. Der Kaiser schien bisher die Negotiationen mit dem Berliner Cabinet in dem Sinne gewünscht zu haben, daß dadurch entweder Preußen zu einer raschen Kriegserklärung oder Oesterreich zum Nachgeben in der venetianischen Frage gedrängt werden sollte. Doch weder in Berlin noch in Wien verliefen die Dinge so wie der Kaiser erwartet haben mochte. In Wien entschloß man sich nicht zur Auseinandersetzung mit Italien. Und Herr von Bismarck bestand darauf, für sich selbst freie Hand zu behalten, während er von Italien begehrte, sich schon jetzt für den Kriegsfall zu binden. La Marmora's stete Sorge war, die Beziehungen zu dem unzuverlässigen Preußen möchten das Verhältniß zu Frankreich gefährden. Die Versicherungen, welche ihm Nigra aus Paris sandte, genügten nicht, ihn zu beruhigen. Ehe er sich mit Preußen tiefer einließ, wollte er unumstößliche Gewißheit haben, daß er dadurch keine Gefahr lief, weder jetzt noch in Zukunft in irgend welchen Zwiespalt mit Frankreich zu gerathen.

Zu diesem Ende schickte er in den letzten Tagen des März den Grafen Arese nach Paris — einen alten vertrauten Freund Napoleon's, welcher schon öfter besonders wichtige Gänge zwischen dem Kaiser und der italienischen Regierung besorgt hatte. Die langen Unterredungen, welche Graf Arese mit dem Kaiser hatte, zerstreuten jede italienische Bedenklichkeit.

Die Vereinigung Venetiens mit Italien galt dem Kaiser als ein französisches Interesse; und Frankreich durfte nicht dulden, daß Oesterreich Italien überfalle oder daß Oesterreich und Preußen sich auf Kosten Italiens verständigten. Insoweit engagirte der Kaiser die Politik Frankreichs, und das genügte völlig, damit die Italiener in voller Sicherheit den Vertrag mit Preußen eingehen konnten. Der Kaiser rieth auch hiezu ausdrücklich; nur verlangte er, daß, wenn Italien auf ihn rechnen wolle, es in keinem Falle die Initiative der Feindseligkeiten ergreife. Und zu dem Bündniß mit Preußen wollte er nicht als Monarch Frankreichs, sondern als Freund Italiens gerathen haben; denn abgesehen von den Zusicherungen, welche er im Namen Frankreichs gab, weil es im französischen Interesse lag, Venetien zu befreien und Italien gegen Oesterreich sicher zu stellen, behielt er im Uebrigen der französischen Regierung volle Freiheit des Handelns vor. Für's Erste gedachte Frankreich sich nicht in den Krieg zu mischen, sondern wollte abwarten, bis die deutschen Mächte handgemein geworden. Daß es dann interveniren würde und in welchem Sinne, darüber ließ der Kaiser keinen Zweifel. „Italien und Preußen mochten immerhin Verbündete sein, die Zwecke, welche sie mittelst des Krieges zu erreichen beabsichtigten, wurden von der französischen Regierung nicht mit gleichen Augen betrachtet. Letztere war mit dem Ziele Italiens bekannt und einverstanden, so sehr einverstanden, daß sie weder damals noch früher einen Angriff Oesterreichs gegen uns zugelassen hätte. Aber rücksichtlich der Erwerbungen, auf welche Preußen abzielte, sprach sie sich nicht aus; offenbar hatte ihrer Meinung nach Preußen Frankreich gegenüber nicht den Bedingungen Genüge gethan, welche in ihren Augen jene Erwerbungen als gerechtfertigt und unschädlich hätten erscheinen lassen. Der Kaiser barg in seinem Innern den Wunsch, zu einer Berichtigung der französischen Grenze zu gelangen ohne Schwertstreich und einzig in Folge des Zusammenstoßes, zu welchem die beiden deutschen Großmächte sich anschickten.“ So Bonghi,*) dem für seine Arbeit über die preußische Allianz die geheimen italienischen Quellen zu Gebote standen und dessen Zeugniß das eines eifrigen Parteigängers Frankreichs und des Kaisers ist.

Die Politik Napoleon's entbehrte nicht der Geschicklichkeit und war jedenfalls liberaler als die der französischen Opposition. Während diese dem Kaiser vorwarf, nicht einfach den Italienern das Bündniß mit Preußen zu verbieten, zog Napoleon es vor, in den Augen der Italiener als der Urheber eines Bündnisses zu erscheinen, von welchem er zwar aller-

*) Bonghi, l'Alleanza Prussiana, S. 63.

dings den General La Marmora, nicht aber eine muthvollere italienische Regierung hätte abhalten können. So blieb er der Wohlthäter, dem Italien die Befreiung bis zur Adria danken sollte, und die Preußen waren nur die Vollstrecker seiner Wohlthat; und ebendadurch wurde das Bündniß, vermöge dessen Italien sich zu voller Selbständigkeit hätte emporarbeiten können, vielmehr ein Mittel, es noch enger an Frankreich zu fesseln. Die Italiener sollten sich mit Preußen eben nur so weit einlassen, als es den Interessen Frankreichs entsprach. Darum durften sie nicht irgend welche Initiative ergreifen; darum mußten sie von vornherein darauf vorbereitet sein, daß Frankreich zwar nicht zu ihren Ungunsten, aber sehr möglicher Weise zu Ungunsten ihres Verbündeten interveniren würde. Wenn Preußen sich von der Allianz mit Italien versprach, daß sie Frankreich für alle Fälle zur Neutralität zwingen werde, so sollte es sich getäuscht haben; Frankreich war gern bereit, in die Sympathien, welche es für die Italiener hatte, auch deren Allirte miteinzuschließen, wofern nur diese sich in der rechten Weise darum bewarben. Andernfalls aber sollten die preußischen Knicker erfahren, daß, weil Frankreich die Italiener begünstigte, es deshalb nicht gehindert werden würde, seinen eigenen Vortheil zu verfolgen, und daß, sobald die französischen und die preußischen Interessen wider einander stießen, Preußen kein Recht mehr habe auf einen Verbündeten, welchen bei weitem engere Beziehungen an Frankreich knüpften.

Von Paris aus ermuthigt und über die Intentionen Frankreichs — was Italien anging — vollständig beruhigt, ertheilte General La Marmora am 3. April den italienischen Bevollmächtigten in Berlin die Ermächtigung zur Unterzeichnung des Bündnißvertrags. Der italienische Ministerpräsident hatte sich nachgerade überzeugt, daß für Preußen in der Frage der Reform des deutschen Bundes ein besserer Grund zum Kriege gegeben sei als in der Herzogthümerfrage, und hatte den General Govone angewiesen, nicht länger auf dem sofortigen Abschluß militärischer Vereinbarungen zu bestehen, sondern vielmehr ein für bestimmte Zeit, etwa zwei Monate, gültiges Schutz- und Trutzbündniß zu betreiben, dessen Modalitäten dahin zu gehen hätten, daß Preußen schlechthin die Initiative zum Kriege auf sich nähme, während Italien sich nur verpflichten würde, sofort, nachdem ihm von der erfolgten preußischen Initiative Anzeige gegeben worden, seinerseits Oesterreich alsbald den Krieg zu erklären, und daß diese Verpflichtung für Italien aufhören würde, falls der Krieg nicht innerhalb der anberaumten Frist zum Ausbruch käme.

Graf Bismarck, welcher, nicht in der Lage im Voraus zu bestimmen, wann er sich seinen Weg durch tausendfache Hindernisse gebahnt haben

würde, einstweilen nur ein pactum de contrahendo hatte abschließen wollen, ging zuletzt auf die italienische Anschauungsweise ein und verfaßte einen Vertragsentwurf, welcher im Wesentlichen bis auf einen Punkt der Text des Vertrages geworden ist. In dem Entwurf war gesagt, daß die italienische Kriegserklärung nicht nur gegen Oesterreich, sondern gegen alle mit demselben verbündeten deutschen Staaten zu erfolgen hätte. Allein auf den Rath des Kaisers Napoleon, welchem daran lag, daß Italiens Verbindlichkeiten sich innerhalb möglichst enger Schranken hielten, erklärten die Italiener, sich nur zum Kriege gegen Oesterreich verpflichten zu wollen. Uebrigens gewährte Preußen selbst ihnen einen triftigen Grund für ihre Weigerung, sich an den deutschen Verwicklungen zu betheiligen, insofern dieselben über den Streit zwischen Preußen und Oesterreich hinausgingen. Die Florentiner Regierung hatte sich große Mühe gegeben, zu erlangen, daß der Bündnißvertrag ihr nicht nur den Erwerb Venetiens, sondern auch Wälschtirols zusichere. Allein Graf Bismarck, welcher damals noch auf die Neutralität der kleineren Staaten rechnete und zumal hoffte, Baiern *) für den preußischen Reformplan zu gewinnen, schlug es ab, über das Schicksal eines zur Zeit noch zum deutschen Bund gehörigen Gebietes zu stipuliren. Doch sagte er zu, daß, wenn ein günstiger Verlauf des Krieges Italien die Gelegenheit brächte, auch das Trentino zu erwerben, Preußen keinen Einspruch erheben würde.

Der Allianzvertrag wurde am 8. April unterzeichnet. Außer den Betheiligten wußte zunächst nur der Kaiser Napoleon davon. Der am 14. April vom König Victor Emmanuel, am 20. vom König Wilhelm ratificirte Vertrag lautete folgendermaßen (derselbe ist zuerst von Bonghi veröffentlicht worden in der im August 1870 herausgekommenen Buchausgabe seiner Aufsätze über die preußische Allianz: „L'Alleanza Prussiana e l'Acquisto della Venezia“ S. 135):

„LL. MM. le Roi d'Italie et le Roi de Prusse, animés du même désir de consolider les garanties de la paix générale en tenant compte des besoins et des aspirations légitimes de leurs nations, ont, pour régler les articles d'un Traité d'alliance offensive et défensive, nommé pour leurs plénipotentiaires, munis de leurs instructions, savoir:

*) Wenn die bairische Regierung von vornherein von der Ernsthaftigkeit der preußischen Entschließungen überzeugt gewesen wäre, so würde sie sich wahrscheinlich gehütet haben, in so unverständiger Weise Partei zu ergreifen für Oesterreich. Allein nachdem die Verhandlungen zwischen Preußen und Italien bereits zum Abschluß gediehen waren, berichtete noch der in Florenz beglaubigte bairische Gesandte ganz zuversichtlich nach München, daß ein preußisch-italienisches Bündniß nicht zu besorgen sei.

S. M. le Roi d'Italie:

Le comte Jules C. de Barral, etc. etc.,

Le chev. J. Govone G.;

S. M. le Roi de Prusse:

Le comte de Bismarck, etc.;

lesquels, après l'échange de leurs pleins pouvoirs respectifs, trouvés en bonne forme, sont convenus des articles suivants:

1° Il y aura amitié et alliance entre S. M. le Roi d'Italie et S. M. le Roi de Prusse;

2° Si les négotiations que S. M. le Roi de Prusse vient d'ouvrir avec les autres gouvernements allemands en vue d'une réforme de la Constitution fédérale, conforme aux besoins de la nation allemande, échouaient, et que S. M. par conséquent serait mise en mesure de prendre les armes pour faire prévaloir ces propositions, S. M. italienne, après l'iniative prise par la Prusse, dès qu'elle en sera avertie, en vertu du présent traité, déclarera la guerre à l'Autriche;

3° A partir de ce moment la guerre sera poursuivie par LL. MM. avec toutes les forces que la Providence a mises à leurs dispositions, et ni l'Italie ni la Prusse ne concluront ni paix ni armistice sans consentement mutuel;

4° Le consentement ne saura être refusé quand l'Autriche aura consenti à céder à l'Italie le Royaume Lombard-Venitien, et à la Prusse des territoires autrichiens équivalents au dit Royaume en population;

5° Ce traité expirera trois mois après la signature si dans ces trois mois le cas prévu à l'art. 2 ne s'est pas réalisé, savoir que la Prusse n'aura pas déclaré la guerre à l'Autriche;

6° Si la flotte autrichienne dont l'armement s'exécute, quitte l'Adriatique avant la déclaration de guerre, S. M. italienne enverra un nombre suffisant de vaisseaux dans la Baltique, qui y stationneront pour être prêts à s'unir à la flotte de S. M. prussienne, dès que les hostilités éclateront.

Fait à Berlin, le 8 avril 1866.

Signés
C. de Barral.
Gén. Govone.
Bismarck."

Heinrich Homberger.

Fr. Palacky. Ein deutscher Historiker wider Willen.

(Fr. Palacky. Zur böhmischen Geschichtsschreibung. Aktenmäßige Aufschlüsse und Worte der Abwehr. Prag. 1871. F. Tempsky.)

Haben wir wirklich ein Recht, den „Vater Palacky," das anerkannte Haupt der deutschfeindlichen Czechen, den gefürchteten Gegner unserer Landsleute in Böhmen, als deutschen Historiker zu bezeichnen? Er scheint wenig damit einverstanden; er leugnet, deutscher Bildung sein Wissen zu verdanken, macht geltend, daß er in seiner Jugend gar keinen deutschen Schulunterricht genossen habe, denn den Besuch der Dorfschule zu Kunewald, in die er als 9jähriger Knabe (Ende 1807) geschickt worden, um Deutsch zu lernen, könne er dafür nicht ansehen, im Uebrigen habe er alle seine Schulstudien in Ungarn, zuerst in Trenczin (1809—12), dann in Presburg, am evangelischen Lyceum, (1812—19) absolvirt, wo damals alle Gegenstände in lateinischer Sprache vorgetragen wurden. Er giebt nur zu, neben andern auch aus deutschen Quellen Belehrung geschöpft zu haben. Daß er auch sonst namentlich in seinen neueren polemischen Schriften für Deutschland nicht gerade Sympathien gezeigt, ist bekannt, bekannt vor Allem die wenig schmeichelhafte Bezeichnung eines „Räubervolkes," die er den Deutschen noch dazu in der Zusammenstellung mit den Mongolen und anderem Gelichter an den Kopf geworfen; welchen Ausdruck er allerdings jetzt durch den ihm milder scheinenden „Raubvolk" ersetzt wissen will, diesen dann als eroberndes Volk erklärt, und das Ganze auf die graue Vorzeit bezieht! Er läßt ferner nicht ohne ein gewisses Behagen sich deutsche Sprachfehler vorwerfen und ist in solchem Falle gleich bereit, sich schuldig zu bekennen (z. B. S. 149 und 207 des angez. Buches). Endlich hat er in Folge der Anfeindungen, die ihm seine Stellung zum Frankfurter Parlamente zugezogen, schon im Jahre 1850 in einem Schreiben an den böhmischen Landesausschuß seinen Entschluß ausgesprochen, „für immer aus der Reihe der deutschen Historiker auszuscheiden" und auch fortan seine böhmische Geschichte nur czechisch zu schreiben und dann kapitelweise übersetzen zu lassen. Er hat das auch trotz des Widerspruchs des Landesausschusses eine Zeitlang gethan (die Correspondenz darüber liegt jetzt gedruckt vor) und Bd. III. 2 und IV. 1 seiner böhmischen Geschichte scheinen in der Weise entstanden zu sein, die weiteren Bände der deutschen Bearbeitung bekundet er aber selbst als „stilistisch freie Originalarbeit" verfaßt zu haben. Er ist also wiederum in die Reihe der deutschen Historiker eingetreten und hat sein Buch, so weit er es über-

haupt fortzuführen beabsichtigte, d. h. bis zum Jahre 1526, in der deutschen Ausgabe in im Ganzen 9 Bänden vollendet, während seine Landsleute noch heute die Vollendung der czechischen Bearbeitung erwarten. Er hat seitdem auch schon wieder zwei neue Bücher in deutscher Sprache geschrieben. Wir haben daher sicherlich ein Recht, ihn als deutschen Historiker anzusehen, und die Geschichte der deutschen Historiographie würde schweres Unrecht thun, wollte sie zu erwähnen unterlassen, welch treffliche, auf der gediegensten Forschung beruhende Geschichte des Reichslandes Böhmen Palacky unserem Volke geschenkt hat. Ja wir werden sogar konstatiren müssen, daß die Art seiner Forschung und Geschichtsschreibung wesentlich deutsch ist, daß, während sonst die slavischen Historiker, vor Allen die Polen, sich lieber an französische Muster anlehnen, Palacky diesen ganz fern steht. Häusser sagte schon 1843 von ihm: „Der Verfasser ist in Inhalt und Form ein Kind der deutschen Bildung, und so imponirend uns der böhmische Patriotismus die Spitze bietet, wir finden allenthalben nur die Frucht deutscher Studien, ein Erzeugniß deutscher historischer Kunst."

Und das bleibt wahr. Selbst im Stil ist Palacky deutsch; wohl begegnet uns zuweilen ein fremdartiger Ausdruck, eine ungewöhnliche Wendung, aber bei näherem Zusehen finden wir immer, daß dies die Eigenthümlichkeiten des Deutsch-Oesterreichers, namentlich aus der alten Schule (Palacky ist 73 Jahr alt) sind, die besondere Art des Nichtdeutschen und speziell des Slaven tritt nirgends hervor. Im Gegentheile sind in dem Palacky'schen Czechisch deutsche Einflüsse in Ausdruck und Satzbildung auch nach dem Urtheile slavischer Sprachforscher ganz unverkennbar. Alles in Allem wir können ihn nicht loslassen. Nun und man sollte meinen, er habe Grund, sich gerade unserer Anerkennung um so mehr zu freuen, je mehr das Urtheil seiner czechischen Landsleute durch den Patriotismus kaptivirt erscheinen muß.

Und Palacky legt in der That auch einen Werth auf das Urtheil deutscher wissenschaftlicher Kreise. Er sagt selbst: „einen Hauptbeweis meines noch immer aufrecht erhaltenen Vertrauens auf deutsche Humanität und Gerechtigkeit liefere ich durch die Abfassung und Veröffentlichung der gegenwärtigen Schrift selbst." Er richtet dieselbe „an die Mehrzahl der Deutschen, welchen trotz mancher Vorurtheile der Sinn für Völker- und Menschenrechte und für Humanität überhaupt noch nicht abhanden gekommen ist." Er scheint bei dieser Appellation allerdings auch eine Anerkennung seiner politisch-nationalen Thätigkeit zu beanspruchen, und beruft sich auf die Urtheile von Männern wie Herder, Fichte, Goethe. Doch übersieht er dabei den großen Unterschied der Zeiten. Wenn zu

einer Zeit, wo selbst die gefeierten böhmischen Historiker Pelzel und Dobrowsky das nahe Erlöschen des ganzen böhmischen Volksstammes für ausgemacht ansahen, der junge Historiker seine ganze Kraft daran setzt, das Interesse für diesen Volksstamm neu zu beleben, seine Denkmäler an's Licht zu ziehen, seine Geschichte zu erforschen, so konnte er allgemeiner Sympathien sicher sein. Wie haben sich seitdem die Verhältnisse geändert! Zwar was Goethe im Jahre 1830 über Palacky geäußert: „die Erhaltung und Belebung einer Literatur, deren Sprache sich in engeren Grenzen abschließt, geraume Zeit fast nur dem unteren Volke überlassen war und mit einer theilweise eingebürgerten, über große Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungssprache zu wetteifern hat, ist ein gewiß preiswürdiges Bemühen, das ebenso viel Selbstverläugnung als Kraft und Geschick fordert," das könnte man noch heut unterschreiben, aber nimmermehr wird man in derartigen Aeußerungen eine Billigung des gesammten politischen Thuns von Palacky selbst (einschließlich der Moskauer Wallfahrt) noch auch des Treibens der Partei, welche ihn als ihr Haupt verehrt, erblicken dürfen. Es wird ihm nicht leicht werden, uns zu überzeugen, es handle sich nur darum, daß „den Böhmen ein menschenwürdiges nationales Dasein wie allen anderen Völkern gegönnt werde," daß dieselben geschützt würden gegen eine planmäßig betriebene Nationalhetze. Wer, der jemals Nummern der narodni listy, des pokrok, der Politik in den Händen gehabt, wird es glauben wollen, daß dieselben auf Nichts aus seien, als die Czechen mit den anderen Volksstämmen der österreichischen Monarchie in „ein gerechtes und humanes Verhältniß" kommen zu lassen? Sprechen wir es offen aus: wir wissen es nicht anders, als daß die drei Fünftheile der Bevölkerung Böhmens, welche der czechischen Nationalität angehören, mit allen Mitteln darnach streben, den deutschen zwei Fünftheilen die Möglichkeit eines menschenwürdigen nationalen Daseins abzuschneiden, sie in ein Verhältniß zu bringen, welches nimmermehr als ein gerechtes und humanes bezeichnet werden könnte. Wir wissen es nicht anders, als daß die Czechen für die Sache ihrer Nationalität Forderungen aufstellen, deren Erfüllung den österreichischen Staat aus den Angeln reißen und ihn nach menschlichem Ermessen sicherem Verderben entgegentreiben müßte. Und bis wir hierin eines Anderen und Besseren belehrt werden, was Palacky in der vorliegenden Schrift nicht im Mindesten versucht, werden wir nicht blos vom deutschen Standpunkte, sondern auch von dem einer den Boden der realen Verhältnisse nicht verlassenden Politik aus nicht umhin können, uns als entschiedene Gegner der Ziele, welche Palacky's Partei verfolgt, zu erklären.

Auf einem ganz anderen Blatte stehen die wissenschaftlichen Verdienste

Palacky's. Wer sein Geschichtswerk studirt, mag es wissen und dessen eingedenk bleiben, daß der Historiker Böhmens nebenbei auch das Parteihaupt der Czechen ist, aber mit den Consequenzen, die hieraus sich ziehen lassen, mögen wir behutsam sein. Wohl ist es erklärlich, daß die Deutschböhmen, welche alle Ursache haben, über das Parteihaupt Palacky zu klagen, auch den Historiker Palacky zum Gegenstand prinzipieller Angriffe machen. Ihnen in diesen Kämpfen den Sieg zuschreiben wird man kaum können, aber ganz wirkungslos sind diese Plänkeleien für das Urtheil in Deutschland nicht geblieben, um so weniger, als Palacky im Laufe der Polemik sich zu manchem scharfen und nicht zu billigenden Ausdrucke hat hinreißen lassen (ich erinnere nur an den ganzen Passus vom Räubervolke), den die Gegner wieder auszubeuten sich nicht versagt haben. Es scheint wirklich dahin zu kommen, daß die Mehrzahl der Deutschen, selbst der Gebildeten, auch den Historiker Palacky als einen einseitigen Parteischriftsteller zu den Todten wirft. Dem entgegenzutreten haben wir ein Recht, ja eine Pflicht. Denn selbst in Zeiten, wo ein besonders mächtig entflammtes Nationalgefühl uns beherrscht, sollen wir verstehen gerecht zu sein. Wir dürfen und sollen absehen von einzelnen scharfen Urtheilen, welche in neuerer Zeit ein fast mit Erbitterung geführter Federkrieg hervorgerufen, uns vielmehr allein an das große Werk der böhmischen Geschichte halten, und um dieses Werkes willen wünschen wir Palacky einen ehrenvollen Platz unter den guten Namen der deutschen Geschichtsschreiber gesichert zu sehen.

Das dürfen wir uns auch durch unsere deutschen Freunde in Böhmen nicht wegdisputiren lassen, wir halten daran fest, wenn gleich wir gern zugeben, daß Palacky der Bedeutung des deutschen Einflusses, der deutschen Kulturelemente für sein Vaterland nicht gerecht geworden ist, daß in der Gruppirung und Oekonomie des Stoffes, in dem Aufsetzen der Lichter, in der Art der Schilderung sein nationaler Standpunkt deutlich genug durchschimmert. Jenes ist unzweifelhaft eine Einseitigkeit, dieses ein Mangel an Objektivität. Aber daraus schwere Anklagen zu schmieden sollte man sich hüten; selbst der objektivste aller deutschen Historiker, Ranke, läßt seine Leser darüber nicht in Zweifel, daß er Deutscher, Preuße, Protestant ist. Gerade wir Deutschen sind doch sonst gewöhnt, alle möglichen Schattirungen politischer, religiöser, nationaler Gesinnung unsere Geschichtswerke bestimmen und beeinflussen zu sehen. Vermögen wir doch selbst für die gewissenlose Manier, mit welcher ein Mann wie Thiers mit der Geschichte umspringt, entschuldigende Anerkennung zu gewinnen. Wohl sagt man uns da: wir lassen Thiers gelten, insofern wir uns auf seinen Standpunkt als Franzosen stellen und an das Publikum denken, für das

er schreibt, aber Gleiches können wir nicht einem Deutschen zugestehen, und es heißt uns viel zumuthen, wenn wir Jemanden als deutschen Historiker anerkennen und preisen sollen, der mit entschiedener Abneigung gegen alles Deutsche an das Werk herangeht und diese Gesinnung überall durchblicken läßt. Man wird hier schon die Voraussetzung nicht zugeben können. Es ist psychologisch kaum denkbar, daß Jemand 9 stattliche Bände in gutem Deutsch mit Wärme und Lebendigkeit schreibt, der dies Volk wirklich ernstlich haßt und verachtet. Nur das ist wahr, daß ihm die Interessen der Czechen höher stehen. Aber sein wir ehrlich. Haben wir es nicht immer geduldet und dulden es noch, daß deutsche Historiker deutsche Geschichte schreiben in einer Weise, die keinen Zweifel darüber lassen kann, wie bei ihnen die Interessen ihres Vaterlandes unter allen Umständen denen des römischen Stuhles nachstehen? Alles, was Palacky vorgeworfen wird, es trifft sie auch, und wahrlich das letzte Ziel aller Geschichtsschreibung, die Wahrheit, läuft bei ihnen mehr Gefahr als bei dem Historiker Böhmens. Dieser selbst bekennt es in der vorliegenden Schrift ganz offen, daß ihm bei seiner Geschichte das Wohl und Wehe eben nur des czechischen Volkes als Leitstern und Richtschnur gedient, nach welchem er Erfolge wie Mißgeschicke wahrzunehmen und zu würdigen gehabt. Dagegen versichert er uns seines Strebens nach Gerechtigkeit auch den Deutschen gegenüber und fühlt sich von aller Schuld einer Animosität gegen das deutsche Volk frei. In der That vermöchten wir weder aus eigener Kenntniß noch aus den Anführungen seiner Gegner Beweise zu entnehmen dafür, daß Palacky im nationalen Parteiinteresse den Thatsachen Gewalt angethan und so sein Gewissen belastet habe. Ja wir können ihm sogar das Zeugniß ausstellen, daß, sowie wir einmal darüber hinwegzukommen vermögen, daß der Standpunkt, von dem er ausgeht, ein uns nicht sympathischer ist, seine ganze Art dann verglichen mit der anderer Historiker, deren Grundanschauung gleichfalls sei es in politischer, religiöser oder nationaler Hinsicht der unsrigen entgegensteht, sich durch Besonnenheit des Urtheils, durch Würde und Maßhalten auszeichnet.

Freilich hilft ihm zur Erzielung dieses günstigen Eindrucks sehr wesentlich sein bedeutendes historisches Talent. Er besitzt eine seltene Herrschaft über den Stoff, seine Kritik ist sicher und treffend und das ganze Werk ruht auf so umfassenden archivalischen Studien, daß er hierin schwerlich von dem Historiker eines anderen deutschen Reichslandes übertroffen werden dürfte. In die Werkstätte dieser Arbeiten führt uns der erste Theil des vorliegenden Buches an der Hand einer Reihe von Aktenstücken, vorzüglich Berichten an den Landesausschuß, die über seine großen archivalischen Reisen lehrreiche Aufschlüsse geben. Merkwürdig ist darunter be-

sonders das, was er aus dem Jahre 1857 über seinen Aufenthalt in Rom und das vaticanische Archiv berichtet (S. 73 ff.), wie der damalige Präfekt desselben, Marini, mit größter Unbefangenheit die Benutzung jenes Archivs zu einem Geldgeschäfte gemacht, um bei dieser Gelegenheit ein ansehnliches Stück Geld von der österreichischen Regierung herauszuschlagen, da diese nicht so freigebig wie z. B. die englische war, welche sich seiner Willfährigkeit für die Dauer durch eine jährliche Pension von 200 Pfd. versichert hatte. Das damalige Douceur für Herrn Marini, das die böhmischen und mährischen Stände aufgebracht haben, scheint 600 Fl. betragen zu haben. Interessant sind dann auch die Schilderungen der Censurärgernisse aus den vierziger Jahren, wo unter Anderem Palacky von der Wiener Censur gezwungen ward, die Worte: „Hartnäckigkeit, unbiegsamer Eigensinn und Rechthaberei“ gegen seine Ueberzeugung in die Schilderung von Hus hinein zu flechten. Eine Darlegung der Korruption des Klerus zu Anfange des XV. Jahrhunderts ward ganz gestrichen.

Den letzten kleineren Theil des Buches füllt unter der Ueberschrift: „zur Abwehr neuerer Angriffe“ Polemisches gegen deutschböhmische Historiker, worauf oben schon wiederholt Bezug genommen ward. Auf das Materielle der Streitpunkte einzugehen, scheint überflüssig, und namentlich bekennen wir, der polemischen Abwägung der Stammesvorzüge der Deutschen gegenüber den Slaven und umgekehrt weder Geschmack noch ein ernsthaftes historisches Interesse abgewinnen zu können. Dagegen verdient im Interesse der Gerechtigkeit Palacky's Vertheidigung gegen eine Anklage, welche Hoffmann von Fallersleben in seiner Autobiographie (II, 38) erhoben hat, erwähnt zu werden. Hoffmann erzählt: Ich sagte ihm (Palacky), obwohl ich nichts Slavisches verstände, so würde ich doch überall auf dasselbe Rücksicht nehmen, wo ich etwas in Handschriften fände, ich bäte ihn, doch für mich in Bezug auf das Deutsche dasselbe zu thun. Da antwortete er. Wenn ich etwas Deutsches finde, so — überschlage ich es.

Darauf erwiedert Palacky:

Ich muß vor Allem „gerad richten,“ was hier der Herr von Fallersleben „schief gestellt“ hat. Als ich im Juli 1833 zuerst mit den Handschriften der Breslauer Universitätsbibliothek mich beschäftigte, wo der Mann damals als Beamter fungirte, gelangte unter dem allgemeinen Schlagwort „Hussiten“ auch eine Handschrift in meine Hände, die mich als eine Schilderung der in Schlesien geführten Hussitenkriege sehr interessirte. Ich wies sie dem Herrn vor mit der Frage, ob er sie kenne? denn ich hätte sie sonst nirgends gefunden. „O ja,“ antwortete er, er kenne sie, sie sei auch „schon edirt.“ Bei dem näheren Besprechen des Inhalts wollte es mir aber scheinen, sie sei ihm doch nicht recht bekannt

gewesen. Da ich sie für meinen Gebrauch bereits excerpirt hatte, so gab ich sie zurück, ohne weiter darnach zu fragen. Aber einige Verwunderung erregte es doch bei mir, als ich nicht lange darnach diese Handschrift von Hoffmann in den „Scriptores rerum Lusaticarum“ unter der Aufschrift: „Martin von Bolkenhain von den Hussitenkriegen in Schlesien und der Lausitz“ als opus ineditum publicirt fand. Es wäre ihm ohne Zweifel angenehm gewesen, wenn ich ihn in gleicher Weise auch auf andere gelehrte Funde geleitet hätte. Ich aber konnte seinem Wunsche nicht willfahren und das verlangte Versprechen nicht leisten: denn ich hätte zuvor noch umständliche germanistische Studien unternehmen müssen, um zu erfahren, welche altdeutsche Schriften bereits bekannt und edirt sind und welche nicht: dazu hatte ich nun schlechterdings keine Zeit. Wenn er mir aber die Worte in den Mund legte: „Wenn ich etwas Deutsches finde, so überschlage ich's,“ so hat entweder er gelogen oder ich. Denn angesichts der vielen auf böhmische Geschichte Bezug nehmenden deutschen Documente, die ich von jeher gesammelt und zum Theil (wie in den Fontes rer. Austriac. Bd. XX.) auch schon publicirt habe, ist es rein absurd zu behaupten, daß ich „alles Deutsche in Archiven zu überschlagen“ pflege. Warum habe ich denn den deutschen Martin von Bolkenhain nicht auch „überschlagen?“ —

Palacky sagt mit Recht, es sei absurd zu behaupten, daß er alles Deutsche in Archiven zu überschlagen pflege. Jeder, der seine Geschichte näher angesehen hat, muß ihm darin beipflichten. Gerade er hat so vielfach deutsch geschriebene Geschichtsquellen, vor Allem Urkunden und Briefe, aus den Archiven an's Licht gezogen, daß er nicht nur die Historiker sondern auch die deutschen Sprachforscher zu Dank verpflichtet haben müßte. Wie hat Herrn Schlesinger, der jene Beschuldigung Hoffmann nachschreibt, diese Thatsache entgehen können, da gerade er, der selbst eine Geschichte Böhmens geschrieben, das Werk Palacky's genauer zu studiren nicht umhin gekonnt hat?

Die Form der Polemik muß übrigens unter allen Umständen einen peinlichen Eindruck machen. Palacky meint, grobe Keulenschläge seien nicht in Glacéhandschuhen zu pariren.

Wie dem auch sei, diese Kämpfe, wo Männer von der wissenschaftlichen Bedeutung wie Höfler und Palacky nicht etwa intra parietes eines wissenschaftlichen Journals, sondern so recht coram populo angesichts der beiden nationalen Heerlager erbittert auf einander losschlagen, und wo dann die Reporter aller größeren böhmischen Journale die Kraftstellen, die eigentlichen Keulenschläge mit Behagen reproduciren, geben kein erfreuliches Schauspiel ab, und die böhmische Geschichte hat unzweifel-

haft den Schaden zu tragen, wenn ihre besten Kräfte auf beiden Seiten in fruchtloser Polemik verpuffen und dabei in eine Verbitterung gerathen (deren Zunehmen bei Palacky wie bei Höfler ganz unverkennbar ist), die einer gedeihlichen Productivität ernsthafte Hindernisse in den Weg legt.

Die Schuld scheint auf beiden Seiten zu liegen. Wenn Palacky den deutschen Charakter seiner historischen Bildung in Frage zu stellen sucht und so seine czechischen Landsleute zu der Meinung verleitet, das Czechenthum sei schon weit genug vorgeschritten, um auf dem Gebiete der Wissenschaft aus eigener Kraft Früchte zu zeitigen, wie die Geschichte von Böhmen eine ist, wenn er es unterläßt hervorzuheben, wie seine Lehrjahre in eine Zeit fielen, wo es noch nicht für eine Schande galt, von Deutschen zu lernen, so beklagen wir das und erkennen in der wissenschaftlichen Isolirung, in welcher er sich in Mitten seiner zahlreichen Anhänger befindet, eine Strafe dafür. Aber wir meinen, die deutschen Historiker in Böhmen hätten keine Veranlassung, auf jene Fiktion einzugehen und dieselbe durch ihr Verhalten noch scheinbar zu bekräftigen.

Schon die Gründung eines „Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen“ im Jahre 1862 war schwerlich ein glücklicher Gedanke. Gewiß ist es, die Deutschen in Böhmen haben ihre besonderen nationalen Interessen, die Pflicht, dieselben mit größter Energie zu wahren und sich in der Vertheidigung so fest als irgend möglich zusammen zu schließen. Aber war es klug, war es recht, die nationalen Gegensätze so bewußt und absichtlich auf das Gebiet der Wissenschaft hinüberzutragen, welches man doch sonst im Prinzipe wenigstens als neutrales angesehen wissen will? Sah es nicht einer Konzession an die Gegner gleich, wenn man von einer Geschichte der Deutschen in Böhmen sprach, wie von einem Staate im Staate, einer Kolonie unter einem fremden Volke? Wir möchten größer denken von dem Deutschthum in Böhmen. Die Deutschen hier haben vermöge ihrer Zahl, ihrer socialen Stellung, ihrer Intelligenz vollen Anspruch darauf, das Land Böhmen zu vertreten mindestens ebenso gut als die Czechen, aber auch das Land, mit dem das deutsche Element durch eine Geschichte von mehr als 6 Jahrhunderten verwachsen, macht an sie den Anspruch heimathlicher Anhänglichkeit, die das Interesse für die Landesgeschichte als solche einschließt. Wessen Heerd auf böhmischer Erde steht, von dem dürfen wir auch Interesse für die gesammte Geschichte Böhmens verlangen, und vor Allem der Gebildetere, der Gelehrte, der Historiker muß die Forderung in vollstem Maße anerkennen, und Alles, was die Geschichte seiner Heimath irgendwie zu fördern vermag, willkommen heißen, von welcher Seite es auch geboten werde. Herrschte diese Gesinnung allgemein, dann würde auch ganz von selbst jedem her-

anwachsenden Historiker sich die Ueberzeugung einprägen, er habe vor dem alten Palacky, der für die Geschichte seiner Heimath mehr gethan als irgend ein Sterblicher vor ihm, trotz dessen politischer Gesinnung unter allen Umständen den Hut abzuziehen, statt daß jetzt es der höchste Ehrgeiz einer auf deutscher Seite flügge werdenden historischen Kraft zu sein scheint, aus dem Kranze Palacky's ein Blatt abzuzupfen.

Daß diese Verhältnisse die Entwickelung der böhmischen Geschichte nicht eben gefördert haben, ist wohl erklärlich. In einer Zeit, wo aller Orten sonst die Herausgabe der alten Geschichtsquellen und Urkunden mit Eifer betrieben wird, geschieht in Böhmen, einem Lande, das einen Reichthum an archivalischen Schätzen besitzt, wie kaum ein anderes, ungemein wenig dafür. Die Geschichte scheint hier vorzugsweise zur Magd und Handlangerin der Politik werden zu sollen. Und doch fällt es uns nicht leicht einzusehen, weshalb nicht Deutsche und Czechen gemeinsam Hand anlegen könnten an eine urkundliche Publikation, z. B. an eine Fortsetzung der Erbenschen Regesten unbeschadet ihres politisch nationalen Standpunktes. Wäre so Etwas möglich, auf dem Felde der Wissenschaft einen Neutralisationspunkt der streitenden Interessen zu finden, wir meinen, günstige Folgen würden nicht ausbleiben, und wahrlich wir würden über solchen Vorgang ungleich lieber berichten, als daß wir von den „Keulenschlägen" erzählen, mit denen einander gegenwärtig die böhmischen Historiker regaliren.

C. Grünhagen.

Der Cardinal Alexander Albani.

Einst hatte der Name Albani einen stolzen Klang am Hofe von Rom; länger als ein Jahrhundert begegnet er uns bei einer ununterbrochenen Reihe hervorragend fähiger, herrschsüchtiger und mächtiger Cardinäle; Männern von hocharistokratischem Wesen, von streng päbstlicher Parteirichtung, aber mit wenig gelehrten Neigungen, und von wenig ascetischem Gepräge; daher sie, obwohl ihr Element die Intriguen und Strategeme der Conclave waren, doch, seit die Familie eine päbstliche geworden war, nie wieder papable Persönlichkeiten geliefert haben. Aber in keinem der Conclave dieser Zeit fehlt ihr Name unter den Protagonisten; keiner ist unter den zehn Päbsten, an dem sie nicht fördernd oder hindernd mitgeholfen haben. Die Reihe ihrer Purpurträger beginnt im Jahre 1690 mit der Creirung des Johann Franz, der als Pabst Clemens XI. hieß, und schließt im Jahre 1833 mit dem Ableben des Cardinals Joseph zu Pesaro, der zwei Päbste, Leo XII. und Pius VIII., gemacht hat.

Die Verfolgung dieser Familiengeschichte hat nur ein eng umschriebenes Interesse; aber eine Episode kommt in ihr vor von höherem Werth; und diese bedeutet der Name, der an der Spitze des Artikels steht.

Die Familie der Lazii Albanesi war im fünfzehnten Jahrhundert aus Albanien herübergekommen. Noch im Jahre 1762 erschien ein reicher Albanese in Rom, der im Palast Albani wohnte und für einen Verwandten galt. Sie begannen in der Romagna als Hauptleute und Condottieren vornehmlich der Herzöge von Urbino. Sie hausten in den Bergen um diese Stadt und erscheinen im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts als Bürger derselben. Ihr Emporkommen und die Verbindung mit Rom datirt von Horaz, der als Bevollmächtigter des letzten Herzogs Franz Maria II., bei der Abtretung des Herzogthums an Urban VIII. als obersten Lehnsherrn, die Interessen Roms besser besorgte als die der Tochter und Erbin seines Herrn, Violante, der Gemahlin Ferdinand II. von Toscana. Er wurde mit der Würde des Senators von Rom belohnt (1653).

1. Clemens XI.

Der Cardinal Johann Franz Albani, sein Enkel, wird oft genannt in Schilderungen der Umgebung der Königin Christine. Er war eine der gerngesehensten Erscheinungen in der „Humanistenakademie," welche sich im Palast Riario an der Lungara versammelte. Ein Mann von feinen und

angenehmen Manieren, heiterem Wort und fleckenlosem Wandel; einer der gelehrtesten, vielseitig gebildetsten Cardinäle. Er glänzte in der Kunst freier Rede, wenn man wollte, auch in Versen aus dem Stegreif; schon als Knabe war er gewandt im Gebrauch des Lateinischen und Griechischen; wenn er sprach, konnte der Saal die Zuhörer nicht fassen. Die Königin hatte alle Elemente geistigen Lebens, die im damaligen Rom zerstreut waren, an sich gezogen, sie bedurfte abwechselnd aller, um ihren lebhaften Geist zu beschäftigen; Astronomen, Philologen, Kanzelredner, Antiquare, Schöngeister, Poeten, gelehrte Kirchenfürsten. Bianchini entwickelte ihr seine Beobachtungen über die Laufbahn eines von ihm entdeckten Kometen. Sie schätzte Carl Maratta, den letzten Römer unter den Malern; sie ließ Bernini's Leben von Baldinucci schreiben; und als sie einst in sein Atelier trat, begrüßte sie ihn, indem sie den Zipfel seines marmorbestaubten Kittels aufnahm, wie wenn sie ihn küßte, als eine Abbitte, meinten die Römer (generosa discolpa), für ihre alten Vasallen. In ihren Zimmern drängten sich Statuen, Reliefs, Gobelins; Gemälde von Julio Romano, Paolo Veronese; obenan die herrlichen Correggio's. Von dem Münzcabinet gab ihr Custode Franz Camelli 1690 einen Catalog heraus; ihr Antiquar Peter Sante Bartoli stach die Gemmen (Museum Odescalchi 1747) und die Münzen. Sie veranstaltete in den dioclezianischen Thermen selbst Ausgrabungen, doch ohne Erfolg. Noch lange, bis in die zwanziger Jahre, wo diese Schätze im Palast Odescalchi bei Sankt Aposteln standen, war berühmt der Saal der neun Musen, wo Bellori, der Verehrer Guido's, griechische Statuen und raphaelsche Fresken mit Belesenheit und Metaphysik erläuterte. Wie in den Gärten der Badia von Fiesole zur Zeit Cosimo's, so hörte man jetzt wieder auf dem Janiculus platonische Lehren vortragen von der Idee, nach welcher die Kunst den ersten Künstler, den göttlichen Verstand nachahmend, die Natur verbessert und wählend überschreitet. „Diese Idee," rief Bellori, „ist die Vollendung der Natur, das Wunder der Kunst, die Ahnung des Verstandes, das Urbild des Geistes, das Licht der Phantasie; die Sonne, die von Osten her die Memnonsäule beseelt, das Feuer, welches das Gebilde des Prometheus zum Leben erwärmt. Durch sie verlassen Venus, die Grazien, die Liebe die idalischen Gärten und die Fluren Cythere's und wohnen in der Härte des Marmors und in der Leere der Schatten; durch sie mischen die heliconischen Musen Farben für die Unsterblichkeit."

Die Königin nahm den lebhaftesten Antheil an der Reform der italienischen Dichtung. Sie ließ sich vom Herzog von Parma, Ranuccio II. Farnese, den Alexander Guidi aus Pavia (geb. 1650) abtreten, der für sie das Schäferspiel Endimione dichtete. Es ist ein Nachklang von Tasso's

Aminta. Sie hatte nicht nur die Idee angegeben, sondern auch in das fertige Werk Lasuren eigener Hand eingetragen, — zu denen die anzuführenden Verse gehören. Der Endymion schildert die Liebessehnsucht eines Hirten zu einer Göttin, aber der Ausgang ist nicht der Ixions. Es erhebt sich die erstaunte Frage:

Come pose in obblio
Cintia il rigido suo fero talento?

aber Liebe heischt Gegenliebe:

Ch' amor fu sempre alta cagion d'amore — —
amor che fa, quando a lui piace,
de' poveri pastori
e degli eroi superbi aspro governo;

die melancholische Hoffnungslosigkeit erhebt sich zu Kühnheit, der strenge Stolz erweicht sich zu Hingebung; die Liebe, die nie beleidigen kann, macht ihre Diener Göttern gleich und trägt sie empor zu der Himmelsharmonie, wo Ruhm und Liebe beisammenwohnen:

Vedrai sotto una dolce eterna legge
In una stessa sede
Regnar Gloria ed Amore.

Guidi ward nun einer der ersten, die den Schwulst des Marinismus verließen und sich wieder an Dante und Petrarca erinnerten; er folgt Filicaja, dessen beide Söhne sie adoptirte. Er und seines gleichen suchten wieder die Natur, d. h. durchsichtigen Ausdruck weicher sinnlicher Empfindung in leicht hinfließenden Versen, in ganz freien „pindarischen" Formen. Die „Feinheit und Harmonie des Ohrs," die ihm Crescimbeni zuschreibt, erlaubte ihm die alte feste Form der Canzone ohne Schaden aufzulösen. Er war ein kränkliches, einäugiges, buckliges Männchen, das sich mit endlosem Feilen seiner Verse aufrieb; aber diese Mühe sieht man ihnen nicht an. Seine Strophen sind wie das Tönen einer Aeolsharfe, ein sanftes, gleichmäßiges, süßes Gelispel, wie das Rauschen der Cypressen und Pinien und das Gemurmel der Wasser des Acqua Paola dort im Park des Palastes Riario, wo er sie vorlas. Ihr Klang erweckt die Erinnerung an italienische Sommertage, mit Bienensummen, Cicadengesang, Kräuteraroma; sie sind wie Träumen von fernen glücklichen Stunden und zauberischen Formen.

Zu diesem Endymion schrieb Vincenzo Gravina, der humanistisch gelehrte Jurist, Verfasser unlesbarer Trauerspiele und Erzieher Metastasio's, einen kritischen oder besser panegyrischen Discurs; das Ganze ward dem Cardinal Albani gewidmet. Als später für diese Reform der Dichtkunst die Arcadia (1690) durch Crescimbeni gegründet wurde, erkor man die verstorbene Königin zur Protectorin und ihr Erbe, der Marchese Azzolini,

öffnete den Arcadiern Christinens Garten; dort wurde der Endymion recitirt. Als einst die englischen Gesandten dem Pabst die Thronbesteigung Jacob II. zu melden kamen, bestimmte Christine in der ihnen zu Ehren gehaltenen Akademie, wo das Orchester 250 Instrumente zählte, Johann Franz zum Festredner, Guidi zum Festdichter. Und als der Cardinal Pabst geworden war, übertrug Guidi seine Homilien in versi sciolti, und starb vom Schlag getroffen auf dem Wege nach des Pabstes Landsitz zu Castel Gandolfo, wo er die Prachtausgabe selbst überreichen wollte. Noch lange wurden Guidi's Dichtungen im Albani'schen Hause gelesen, gelobt und verschenkt; sie waren mit der Erinnerung an seine glänzendsten Augenblicke verschlungen. Sie sollten zu denen gehören, welche die Italiener, „ohne zu lästern, den alten entgegensetzen konnten." Gravina's Poetik (die etwa Breitinger's kritischer Dichtkunst zu vergleichen ist) galt hier für den Schlüssel aller Poesie.

Niemand, er selbst am wenigsten, hatte geglaubt, daß die Stimmen des Conclave je in dem Cardinal Albani zusammentreffen würden; beim Tode Innocenz XII. war er erst 51 Jahre alt; die Wahl geschah durch „Inspiration," als während des Conclave die Nachricht vom Tode des Königs von Spanien eintraf. Nun erwartete man eine Wiederkehr leoninischer Zeiten. Literarisch und wissenschaftlich verdiente Männer wurden wieder in die famiglia pontificia gezogen. Der Sendung Joseph Simon Assemani's in den Orient verdankt die vaticanische Bibliothek ihre syrischen Handschriften. Unter denen, welche er gern zur gelehrten Plauderei in den Quirinal beschied, war sogar ein Protestant, Philipp Stosch. Gleich nach seiner Thronbesteigung (1701) erließ er ein Edict, welches, alte Bandi erneuernd, die Ausführung von Statuen, Gemälden, Bronzen, Gemmen verbot, ein zweites (1704) fügte dazu Mosaiken, Inschriften, Handschriften und Documente aller Art. Funde von Alterthümern mußten dem Commissario delle Antichità, Franz Bartoli (dem Sohn und Nachfolger Sante's) angezeigt und durften nur mit seiner Erlaubniß und nach genommener Zeichnung zerstört werden. Inschriften wurden Franz Bianchini gemeldet, Manuscripte den päbstlichen Archivaren. Als Beweggründe werden angeführt der Glanz der Stadt, der durch solche alte Erinnerungen und Zierden wächst, und das Studium der Geschichte. Er ließ die Zimmer Raphael's durch den greisen Maratta sorgsam wiederherstellen; ebenso den durch Wetter und Zeit entstellten Cortile des Belvedere. Im Casino des Gartens wurden die Modelle des Sankt Peter von San Gallo, Bramante, Michelangelo, die der Sacristei von Juvara, der Colonnaden und der Cattedra von Bernini u. a. aufgestellt. Er bereicherte das capitolinische Museum nach langer Vernachlässigung; die Apostelstatuen im Lateran be-

wiesen allerdings, daß es damals besser war zu sammeln als zu schaffen. Die Inschriftensammlung in dem Corridor, der von den Loggien des Johann von Udine zu der Halle der Cleopatra führt, war ein Plan dieses Pabstes, auf Anregung der Präfecten der Catacomben, Boldetti und Marangoni; erst 1773 durch Gaetano Marini wurde er ausgeführt. Bianchini begann ein christliches Museum anzulegen, dessen Anfang man in einer Inschriftencollection des Cortile sah. Der Nachlaß Clemens XI. bestand in einer Bibliothek und in Zeichnungen, die er von den Erben des Commendatore Sebastian del Pozzo und von Maratta gekauft hatte; sie enthielt eine kostbare Sammlung von Copien nach Gemälden der Catacomben, römischer Gräber und Zimmer, die er zum Theil durch Sante Bartoli, seinen von der Königin erblich überkommenen Antiquar, stechen ließ. Er gründete auch eine Colonie der pariser Gobelinmanufactur.

Sein Unglück waren die kriegerischen Verwicklungen — seine Thronbesteigung fällt zusammen mit dem Ausbruch des Erbfolgekriegs —, dem er einen Theil des Staatsschatzes Sixtus V. opferte. In Folge davon mußten viele seiner Pläne auf ferne Zukunft vertagt werden: sie sind das Thema und der Ruhm späterer Jahrzehnte des Jahrhunderts geworden.

Die lange Regierung des Pabstes Albani verband sich in der Tradition mit der Erinnerung an die Zeit der schwedischen Königin, die den Römern zufolge gezeigt hatte, „daß mehr Kraft und Talent dazu gehöre, im Süden in Privatstellung mit Ruhm zu bestehen, als in den eisigen Regionen des Nordens die Königin zu spielen.“ Die Regierung eines Pabstes giebt oft dessen Hause für die Folgezeit das Gepräge. Die Albani's verdankten der 21jährigen Regierung nicht nur die Erbschaft von 54 Creaturen und also Einfluß im heiligen Colleg für lange Zeit, nicht nur die Bulle Unigenitus und das jesuitische Interesse, sondern auch den Sinn für Förderung schöner Künste. Letztere übernahm der Neffe Alexander, der mehr als siebzig Jahre der Mittelpunkt des antiquarisch-künstlerischen Treibens in Rom war. Er verknüpft die Tage der Königin Christine mit der für die Archäologie unvergeßlichen Zeit, die Rom das Pio-Clementinum geschenkt hat. Was er vollbrachte, hat die großen Pläne angeregt, deren Ausführung in den letzten Jahren seines langen Lebens begann.

2. Am Hof von Rom.

Alexander war der dritte und jüngste Sohn eines Bruders Clemens XI., Horaz, und der Donna Bernardina aus der pesareser-Familie der Ondedei, die am 19. August 1751 zu Soriano im 93sten Lebensjahre starb. Er wurde geboren zu Urbino am 19. October 1692.

Nach der Erhebung seines Bruders auf den heiligen Stuhl zog Horaz

mit den Söhnen Hannibal, Carl und Alexander nach Rom. Der Oheim bemerkte den Eindruck der römischen Monumente auf den ältesten und den jüngsten Neffen; er beeilte sich, dieses keimende Interesse zu pflegen, indem er ihnen einen kundigen Führer gab. Mit richtigem Blick wählte er nicht einen Büchergelehrten, der ihnen diese Dinge durch Erzählen insipider alter Geschichten und Topographenzank zum Ekel gemacht haben würde, sondern einen praktischen Antiquar, Mark Antonio Sabatini, einen bologneser Patrizier, zu seiner Zeit den ersten Kenner von Gemmen und Münzen in Italien. Damals war er schon ein sehr alter Herr von 76 Jahren, mit zahnlosem Mund, ungeheurer vorstehender Unterlippe, und von sehr philosophischer Lebensweise. Dies geschah im October 1703, Sabatini wurde zum päpstlichen Antiquar und „Sopraintendente der alten und neuen Bauten des römischen Volks“ ernannt. Alles spottete über den neuen Direttore der Neffen Seiner Heiligkeit, der nichts anderes lehren werde als was die Kastanienröster (caldarrostari) und solche Antiquare niederer Sphäre wüßten, mit denen er sein Lebenlang verkehrt habe; er werde ihnen nur abgerissenes Zeug beibringen; in der Gelehrsamkeit, die doch die Grundlage sei, wisse er nicht wo ihm der Kopf stehe. Aber der Knabe Alexander zeigte Geschmack an Künstlern, Liebhabern, Alterthümlern und solchem Volk. Doch hatte er in der Folge auch einen gelehrten Führer in Monsignor Francesco Bianchini aus Verona, dem größten Astronomen Italiens und Commissar der Alterthümer, der die Ausgrabungen der Kaiserpaläste leitete. In den Humaniora unterrichtete ihn der Pater Paolino Chelucci aus Lucca, General der Scolopi und Präfect der Universität von Urbino, dessen lateinische Reden Joh. Erhard Kapp 1728 in Leipzig wieder herausgab, und der vierzig Jahre lang Lehrer der Eloquenz an der Sapienza war († 1759).

Der ältere Bruder wurde bald durch die Prälatencarriere abgezogen und suchte eine kurze wilde Jugend durch correcten, ja devoten Wandel vor des Oheims Angesicht zu sühnen. Desto stürmischer war die Vernunft des jüngeren. Eines schöneren, aufgeweckteren Knaben wußte man sich selbst in Rom nicht zu erinnern. Blaue Augen, blonde Haare, wohlgebildete Figur, römische Nase, ein feiner Schwung in allen Linien des Gesichts, Anmuth der Geberden, natürliche Güte, eine Schnelligkeit der Fassung, die in Erstaunen setzte. Eines Abends zeigte dem Zwölfjährigen einer der Hausgenossen das Lhombrespiel, den nächsten Abend gewann er ihm schon eine Partie ab. Die Fortschritte des „divin putto“ waren so, daß er, wie Sabatini sagt, schon nach sechs Monaten mit jedem Antiquar zweiter Ordnung an der Tafelrunde sitzen konnte; er zeige „unendlichen Geschmack, il più bel genio, den man finden könne.“

Ein seltsamer Unstern suchte ihn gleich damals mit einem Augenleiden (flussione) heim, das ihn in Folge reichlicher Aderlässe mit Blindheit bedrohte; Monate lang brachte er im Finstern zu. Fortan mußte er sich des Schreibens enthalten; eine Schwäche blieb ihm, bis er im Alter völlig erblindete. Damals ließ er sich bronzene Statuetten in's Bett bringen und lernte sie tastend betrachten; eine Fähigkeit die er zu erstaunlicher Feinheit brachte und die ihn in seinem späteren Unglück etwas tröstete. Das anwesende geistliche Hofgesinde spöttelte, er beschämte sie, als er mit rührendem Eifer die Schönheiten der Kunstwerke erklärte. Er war natürlich nach einem Jahre schon im Besitz eines Museums, zu dem Sabatini den Schlüssel hatte.

Der Cavalierino Alexander war der weltlichen Laufbahn bestimmt, er zeigte auch keine geistlichen Neigungen. Einmal entfloh er mit seinem Bruder Carl aus dem römischen Seminar; bis Subiaco kamen sie, wo des Pabstes Boten sie einholten und mit Hülfe der Benedictiner zurückbrachten. Er trat in die päbstliche Armee, wurde Colonello eines Dragonerregiments und 1709 Gran Priore von Armenien. Aber als der Vater starb (1712) und Carl die Gräfin Borromei aus Mailand heirathete, wodurch die Albani's mit fast allen päbstlichen Familien Roms verschwägert wurden, und als Hannibal (1711) den rothen Hut erhielt und sehr devot zu werden schien, mußte der Oheim seinen Willen haben, und im December 1712 erschien der junge Dragonerofficier verwandelt in einen allerliebsten Abatino mit Kragen, Mantel, dreieckigem Hütchen und seidenen Strümpfen. Er wurde nun das „rechte Auge" des Pabstes, der ihn im Quirinal haben wollte; im Anfang ging es auch glänzend vorwärts mit den juridischen und anderen Studien; im Juni 1718 erschien er im Prälatenhabit.

Allein ein junger Mann von gewinnendem Aeußern, lebhaftem Temperament, und so frühentwickeltem Sinn für körperliche Formen, dabei ohne alle innere Vocation zum geistlichen Stand, sollte er sich so zahm dem Joch der römischen Hofcarriere fügen können? Es scheint, daß der Dragonerobrist noch geraume Zeit unter dem seidenen Mäntelchen und dem violetten Kragen fortbestanden habe. Es begannen die stürmischen Jahre des jungen Alexander; die Vergnügungen bereiteten den Studien ein schnelles Ende, und für immer. Er verlor den Geschmack an dem armen alten Marcantonio, den diese Vernachlässigung nach vierzehnjährigen uneigennützigen Diensten tief kränkte, sodaß er gelobte sein Haus nicht mehr zu verlassen und sich den Bart wachsen ließ. Er ergab sich den Conversationen, dem Spiel und der Liebe, die Lästerchronik erzählte von einer Dame, die ihn in Cavalierskleidern im Quirinal besuche; sogar auf die

Zofen der Donna Bernardina sollte er ein Auge haben. Große Sprünge konnte er indeß nicht machen, denn die goldene Zeit der Nepoten war vorbei; so wenig wie Clemens XI. hatte noch kein Pabst für sein Fleisch und Blut gethan. Da er unter Innocenz XII. selbst ein Verbot der Geschenke an Verwandte bewirkt hatte, mit Ausnahme von 12,000 Scudi Pfründen an einen Nepoten, so kam er jetzt in einen schmerzlichen Conflict von Gewissenhaftigkeit und Familiensinn. Darob vergoß er häufige Thränen; das Gewissen aber blieb oben; Alexander erhielt nur 3000 Scudi.

Um ihn in die Geschäfte zu werfen, sandte ihn der Oheim als außerordentlichen Nuntius nach Wien, gegen den Wunsch des kaiserlichen Hofs. Er sollte die Interessen der Kirche für den Congreß von Utrecht wahren. Er brachte als Geschenk einen Splitter vom heiligen Kreuz in Silber mit Diamanten gefaßt mit, die man auf 15,000 Scudi schätzte, und ein Bildniß Carl V. in ebenso kostbarem Rahmen; aber die fünf Punkte, nach welchen er angelte: die Abtretung von Parma und Piacenza nach dem Aussterben der Farnese an den Pabst, die Verleihung aller neapelschen Bisthümer, die Zurückgabe von Comacchio, die Aufhebung des sicilischen Tribunals, ein Lehen für das Haus im Neapolitanischen erregten in Wien Lachen. Bei seiner Unerfahrenheit war er um so weniger an seinem Platz, da er am schönen blauen Donauufer sein freies Leben fortsetzte, bei 1000 Scudi monatlich Schulden machte und endlich, so sagte das Gerücht, gar eine Mißheirath schließen wollte. Dies alles nagte an dem alten Pabst, denn Alexander war immer sein Augapfel gewesen; nach der allgemeinen Sage und nach Aeußerungen der Verwandten selbst war dieser Kummer die Veranlassung seines Todes. Als man um ein Chirograph wegen einiger Tausend Scudi Reisekosten bat, sagte er, er habe genug an die Dinge dieser Welt gedacht; nie wollte er ihn zum Cardinal machen; als noch ganz zuletzt der ältere Bruder die Sache zur Sprache brachte, sah er ihn eine Weile schweigend an und seufzte: Gott mache euch alle zu Heiligen!*)

Von da an aber blieb Alexander das Glück treu. Der Cardinal Michel Angelo Conti hatte sich in einer schwachen Stunde verleiten lassen, dem Abbé Tencin ein Papier zu geben, worin er für den Preis des französischen Einflusses im Conclave den Minister Dubois, den Verführer und Kuppler des jungen Orleans, zum Cardinal zu machen versprach. Der Prinzregent selbst wußte anfangs nichts von der Intrigue; „Was, rief er, der Cardinal, dieser Elende! Es ist unmöglich, das hat er sich nie träumen lassen können." Als nun diese Infamie ausgeführt werden sollte,

*) In einem Gedicht auf den Tod Clemens XI. heißt es: Egli è da lagrimar e notte e dì: Uno dei tre nipoti l'ammassò, E l'altro malamente il sepellì.

hielt Hannibal den Moment für geeignet, unter dem Titel der Dankbarkeit und der Restitution des rothen Huts mit Monsignor Alessandro heranzurücken. Und so hatte dieser die seltsame Ehre, an einem Tage mit Dubois creirt zu werden (den 16. Juli 1721) — zwei Eminentissimi, die Innocenz XIII. wenig Freude machten. Der nichtswürdige Tencin versuchte das Document der Simonie des Pabstes zu gebrauchen, um ihm den rothen Hut auch für sich abzupressen; Reue und Angst verkürzten dessen Leben; als den Sterbenden die Verwandten mit seinen eigenen Neffen quälten, seufzte er: Uns reuen die, welche wir creirt haben (Ci pentiamo di quelli che abbiamo creati).

Der Benjamin des heiligen Collegs war der Gegenstand mancher Spottgedichts.*) Seine Parteistellung wurde dadurch bestimmt, daß ihn der König von Sardinien zum Cardinalprotector (der die Functionen eines Gesandten hatte) seiner Krone wählte, die damals mit der Curie in heftigen Streit verwickelt war. Damit war eine Abtei von 7000 Scudi verbunden, und die Pflicht, die sardinische Partei zu leiten, die Bestechungssummen zu verwalten, die Kreuze des Ordens des heiligen Mauritius und Lazarus auszutheilen. Dazu kam später das noch ehrenvollere und vortheilhaftere Protectorat des Reichs; so hatte er z. B. seit 1757 von der Post in Mailand 6000 Scudi. Und schon 1728 schätzte man sein Einkommen auf 22,000. Als Minister des Kaisers präsidirte er den Feierlichkeiten in der Anima, der Kirche der Deutschen, bei der Wahl, am Namenstag, bei der Genesung und beim Tode des Kaisers; logirte deutsche Standesherrn und Gesandte, präsentirte sie zum Fußkuß und empfing die Bulletins aus den Campagnen.

Einen rechten Diplomaten aber konnte man nie aus ihm machen, — wie sein älterer Bruder versuchte. Dieser, das gefürchtete Haupt der Albanischen Partei, Kämmerling der heiligen Kirche, war der Typus eines Conclavepolitikers, ein Virtuos der hier seit Jahrhunderten überlieferten Fechterkünste. „Er hat," schreibt der Venezianer Marco Foscarini, „in allen drei Conclaven (1724, 30, 40) die erste Rolle gespielt, und wenn er auch keinen Pabst nach seinem Willen gemacht hat, so vermochte er doch stets die Wahl derer zu verhindern, die er nicht wollte. Er war mächtig durch die Creaturen seines Oheims, durch seine Verschlagenheit und durch seine außerordentliche Beweglichkeit im Durchschauen und Durchkreuzen fremder Practiken. Die hierzu nöthigen Fähigkeiten besitzt er im

*) E quel cardinaletto piccinino Farla da sottopapa alla stanza Senza nemmen cavarsi il berettino. Eine Spottinschrift beginnt: Alexandro Cardinali Albani — Sacri Collegii formosulo Adonidi — Qui puer in omnibus scutica dignus — Soli Ovidio de arte amandi operam dedit etc.

höchsten Grade: Schnelle der Fassungskraft, ruhelose Thätigkeit, tiefe Verstellung, jedem Bedürfniß sich anpassende Beredsamkeit, Geschäften und Menschen sich anschmiegendes Benehmen. Niemand kennt besser die römischen Verhältnisse, den Charakter und die Absichten jedes Cardinals." Zu des Präsidenten de Brosses Zeit galt er für den fähigsten und boshaftesten Menschen in Rom, über alle Maßen gefürchtet und gehaßt, ein unversöhnlicher Feind, unerschöpflich in Hülfsquellen, Beherrscher der Conclaven durch die Ueberlegenheit seines Verstandes, das Ansehen seines Amtes und die herrischen, einschüchternden Manieren.

Die beiden Cardinäle erbauten die heilige Stadt keineswegs durch das Schauspiel brüderlicher Eintracht. Alexander verrieth und verstörte durch leichtsinnige Indiscretion die feinen Gespinste des Bruders. Auf diese Art verdarb er im Conclave von 1724 die Candidatur des der Familie ergebenen Olivieri, als Hannibal schon die französische Partei mit der seinigen vereinigt hatte. Diesmal hatte der letztere bei den Nationalen und selbst bei den Albanischen Creaturen großes Aergerniß gegeben, so daß er zur Aufbesserung seines Rufs passend hielt, einen Cardinal vorzuschlagen, der mit der Politik unverworren war. Er verfiel auf den alten bigotten Predigermönch Orsini, der von Regierungsgeschäften so viel verstand wie ein neugeborenes Kind, so daß selbst das Haupt der Zelanten, Fabroni, seine Bedenken äußerte. Die Folge war, daß ein Günstling, der Cardinal Coscia mit Consorten, auf haarsträubende Weise in Staat und Kirche hauste. Alexander wußte sich nicht nur bei diesem, sondern auch bei dem Pabste (Benedict XIII.) durch Devotion in Gunst zu setzen; er erhielt die reiche Abtei Nonantola, die Präfectur der Wasser, das Protectorat des Hospitals von S. Johann im Lateran und des Dominikanernonnenordens der h. Brigitta. Doch war er dankbar, selbst nach des Pabstes Tode; er besorgte das Denkmal, welches Peter Bracci für die Kirche der Minerva meißelte, und schenkte dazu zwei kostbare Achatsäulen (1737). Im Conclave von 1730 sagten die Brüder einander die schlimmsten Dinge nach; Hannibal, versicherte Alexander, sehe die ihm ergebenen Cardinäle nur als Werkzeuge seines Ehrgeizes an; er opponire Banchieri, weil dieser selbst regieren würde; er wolle Alte, weil es für ihn Bedürfniß sei, seine Partie Conclavspiel bald wieder von vorn anzufangen. Doch gab es solche, die den Albani's zutrauten, diese Zwietracht sei nur Verstellung, hinter der eine tiefe Mine sich verberge. Indeß wurde Corsini gewählt, unter dem sie ohne Einfluß waren. Auch im Conclave von 1740 strandeten alle Candidaten des Kämmerers; und er starb, wie alte Cardinäle zuweilen thun, an einem Aerger (arrabbiatura), als ihm Benedict XIV. einmal im Streit mit dem Rector der Sapienza,

deren Protector er war, Unrecht gab und seine Demission, im Aerger hingeworfen, im Ernst annahm (21. März 1751). — Was ist die Frucht, was ist der Sinn eines solchen Lebens! In nutzlosen, ja heillosen Intriguen wird ein Talent, eine Thätigkeit aufgebraucht, mit der in einem normalen Staate bedeutende reelle Erfolge errungen, das Wohl einer Nation gefördert worden wäre.

Unser Alexander bekam zwar nie so viel Einfluß, aber desto mehr Würden und Pfründen. Die Priesterweihe hat er nie erhalten. Er war Cardinaldiacon der Collegiatkirche S. Maria in Via lata und Commendatar der uralten Diaconatkirche S. Maria in Cosmedin, genannt Bocca della verità, deren reiche Domherrnstellen er vergab an Geistliche seines Haushalts und Vettern. Der malerische Platz vor dieser Kirche am Fuß des Aventin, eine der wundersamsten römischen Scenerien, mit dem Rundtempel am Tiberufer, dem barocken Brunnen in der Mitte, der wunderlichen Façade des uralten Heiligthums, hinter der ein mittelalterlicher Glockenthum emporragt, ist in seiner jetzigen Gestalt ein Werk der beiden Brüder Albani. Nach Passionei's Tode wurde er Bibliothekar der h. Kirche, d. h. der Vaticana (1761). Als erster Diacon (seit 1747) hat er die „große Freude" des neuerwählten Pabstes dem Volk dreimal verkündigt und drei Päbste gekrönt, unzähligen Bischöfen und Erzbischöfen in seinem Palast an den vier Brunnen das Pallium umgehängt. Im Jahre 1769 empfing er Joseph II. an der Schwelle des Conclav, „Nunc dimittis, Domine" rief er unter Thränen; aber noch ein sechstes war ihm beschieden (1775). In einem handschriftlichen Drama, welches sich auf dieses Conclav bezieht, erscheint er als Nestor des heiligen Collegs und schildert dem muthmaßlichen Nachfolger die Reihe der Päbste, die er erlebt, erst als Muster, dann nach ihren Fehlgriffen als warnende Exempel. Die Aufhebung des Jesuitenordens traf ihn um so tiefer, da Clemens XIV. ihn und seine Collegen dabei vollkommen ignorirte, auch nach einer ernstlichen und förmlichen Vorstellung Albani's über dies ganz neue Verfahren.

3. Sammlungen.

Man hat gesagt, jeder Italiener trage eine Maske. Dies gilt besonders von den Römern. Die Maske Alexanders war der rothe Hut. Allen Respect vor dem Manne, der seine Rolle (die nicht ganz nach seinem Geschmack war) zwei Menschenalter lang auf schlüpfriger Bahn so gut durchführte — an Selbstbeherrschung, Geduld, natürlicher Würde kann es ihm nicht gefehlt haben — und der doch unter der Maske seinen Menschen am Leben erhielt. Denn viele werden dort Marionetten bis in's Mark ihrer Knochen. — Nun aber wollen wir den Menschen sehen.

Rede, daß ich dich sehe! Vergebens würde man diesen Menschen suchen in den unübersehbaren diplomatischen Depeschen der Archive, die der Cardinal dictirt und mit seinem unleserlichen Namenszug versehen hat. Nur eine Spur seines wahren Selbst hat er hinterlassen: die Villa vor Porta Salara. Anch' io son pittore! Auch er war Künstler; und den Künstler sucht man nicht in seinem Geschriebenen und Gedachten, sondern in Farben, Linien, Gruppen.

Die welche des Cardinals Villa zum erstenmale sehen, drücken oft ihr Erstaunen aus, wie so etwas Privatmitteln möglich gewesen. Und doch war die Villa nur ein Nachsommer, das Werk seines Alters, begonnen, als das was er im Ungestüm der Jugend zusammengebracht, längst in fremden Besitz übergegangen war.

Aber bei ihm kam auch alles zusammen: fürstliche Einkünfte und Familienverbindungen, Landsitze an lauter classisch ergiebigen Punkten, von Kind auf eingesogene Kennerschaft und im Greisenalter bewahrte Jugendleidenschaft; das Fehlen erheblicher Concurrenz; ebenso ergebene wie unermüdliche, allwissende und allgegenwärtige Antiquitätenkrämer. Schon als vierzehnjähriger Cavaliere war er in und außerhalb Rom als guter Käufer bei Händlern, geldbedürftigen Intendanten und Erben von Kunstcabinetten wohlbekannt. Man liest 1706 von Verhandlungen zwischen seinem Antiquar Bianchini und dem Bolognesen Magnavacca wegen des Münz- und Gemmenmuseums Buoncompagni. Er kehrte die ganze Umgegend von Rom um. Im Jahre 1717, als ihn der Onkel zum Präsidenten der Humanistenakademie machte, veranstaltete er gleichzeitig Scavi zu Tivoli, Genzano (Cività Lavigna) und Nettuno; was man, erzählt Stosch, damals sein unzertrennlicher Begleiter, zu Nemi, auf dem Monte Albano, zu Tusculum, Palestrina fand, ward ihm auf der Stelle gebracht. Schon damals stand er im Ruf eines Mäcen.*) Er besaß die vollständigste Serie von Kaiserbüsten, die bis dahin beisammen gewesen war; eben kamen Otho, Pescennius und Macrin hinzu. Die Philosophenköpfe beliefen sich auf siebzig; man sprach von einem Monatsjournal zur Mittheilung der Funde und einem Kupferwerk des Museums. Bianchini nennt es das interessanteste in Rom (in den zwanziger Jahren); es waren nur noch wenige Lücken auszufüllen. Sechzig Philosophenbüsten ließ er von Joh. Pozzi in Elfenbein nachbilden, als Geschenk für den Prinzen Eugen. Diese erste Sammlung befand sich im Erdgeschoß des Palastes Albani, einst Mattei (den sein Bruder Carl gekauft hatte), schon im vorigen Jahrhundert berühmt durch das Museum des Cardinals Camillo

*) Literarum literatorumque patronum eximium nennt ihn Stosch 1723, Gemmae caelatae S. 22.

de' Massimi. Man kennt ihn unter dem Namen des Palastes alle quattro fontane — von den nymphengeschmückten Brunnen an den vier Ecken der Kreuzung zweier gewaltiger Straßenlinien.

Die Inschriftensammlung war von Bianchini angelegt worden, besonders Consulate waren gesucht; nur Steine von der „gewähltesten Gelehrsamkeit" wurden aufgenommen. Köstlich vor allen war das Münzstudio, bestehend aus 372 griechischen und römischen Münzen, in Erhaltung und Seltenheit ohne gleichen. Der Cardinal nahm nur Silber- und Goldmünzen auf, und nur gut conservirte Stücke. Campiglia, der das Florentiner Cabinet gezeichnet hatte, an dem die Medici seit Lorenz den Erlauchten bis auf den Cardinal Leopold und Cosmo III. gesammelt, stellt das Albanische über dieses, ebenso Bottari. Der Kern stammte von Sabatini, der die Stücke meist aus den Catacomben bezogen hatte. Diese ließ Albani in Kupfer stechen und von seinem Hausantiquar Ridolfino Venuti die Erklärung schreiben. Sie befanden sich in Rähmchen von vergoldeter Bronze und waren am Rande durchbohrt, um sie drehen zu können.

Allein der Cardinal hatte so übel gewirthschaftet, daß bald alle Rücksichten vor dem Geldpunkt zurücktreten mußten. Als noch der Cardinal Coscia hauste, mußte er sich entschließen, in's Ausland zu verkaufen. Das erste Geschäft das er machte, war das mit Churfürst August von Sachsen. Eine Sammlung von 32 Statuen und Reliefs, darunter die schöne sogenannte Dresdener Venus, ein Niobide, drei ägyptische Löwen von Syenit, wanderten für 20,000 Scudi nach Dresden (1728). Allein seinen Finanzen war damit nicht aufgeholfen. Er entschloß sich die ganze Sammlung zu verhandeln, doch konnte er es diesmal mit besserem Gewissen. Der neue Pabst Clemens XII. Corsini kaufte sie um 66,000 Scudi für das Capitol; Ficoroni war Unterhändler. Nachdem er das Vergnügen des Besitzes und namentlich der Besitznahme genossen, konnte er sich dabei beruhigen, daß sein Schatz der Stadt blieb; und nur auf dem Capitol war der Ort für einen solchen Schatz. Die Büsten, die bisher in seinem Wohnzimmer zusammengedrängt gestanden, wurden nun der Welt offenbar. Ein Gedicht feiert den Cardinal, der dies majestätische stumme Schauspiel von Helden, Göttern, Zwingherren in den tarpeischen Atrien Rom und der Welt verschafft habe. Zu den zwei Porträtserien kam noch der capitolinische Antinous, zwei Statuen des Jupiter und Aesculap von nero antico aus Porto d'Anzo und der Musensarcophag. Die Inschriften, darunter die aus dem Columbarium der Freigelassenen der Livia, machte er dem Capitol zum Geschenk. Einige Jahre später verkaufte er auch das numismatische Cabinet nebst Kupferatlas für 12,000 Scudi an die

vaticanische Bibliothek. Die apostolische Kammer mußte zur Anschaffung des Baaren neue monti errichten.

Kaum waren alle diese schönen Sachen fort, die Frucht und Erinnerung von dreißig glücklichen Jahren, so begann der Cardinal die leeren Räume von neuem zu füllen. Ein glänzender Anfang von guter Verheißung war das colossale Antinousrelief aus der Hadriansvilla (1735). Acht Jahre später fand er die Pallas (jetzt in München), erst ohne Kopf, der zwei Monate später 25 Palmen tiefer unversehrt zum Vorschein kam. Er brachte zu dieser zweiten Sammlung die volle Reife der Kennerschaft mit (antiquitatis Aegyptiae, Graecae ac Romanae professor praestantissimus nennt ihn Scarfò 1739). Ein besonderer Aufschwung aber macht sich seit den 50er Jahren bemerklich, nach dem Ableben der alten Fürstin und des Bruders (1751). Was er weggegeben hatte, war zwar nicht wiederzubekommen; aber statt geknickt zu sein, brachte er in einem Alter wo andere ermatten, ein zweites Museum zusammen, gegen welches das erste nur ein Vorspiel war. *)

Wie der Cardinal die Stücke dieser neuen Sammlung erworben, wo er sie gefunden und wieviel er dafür bezahlt hat, das ist in den meisten Fällen ein Geheimniß geblieben. Da in jener Zeit noch alle Funde dem Fiscus gehörten, so konnten solche Händel nur heimlich abgeschlossen werden. Man weiß was Ficoroni aufgeschrieben hat, was in die Correspondenz der antiquarischen Societäten gedrungen ist und was späterhin Winckelmann erzählt. Woher die „Leucothea," die drei Pallasstatuen und die Pallasbüste (1763), das Orpheusrelief kamen, ist unbekannt.

Ein Theil der besten Stücke stammt aus Tivoli, aus der alten Kaiservilla und aus der Villa d'Este, mit deren Besitzer, dem Herzog von Modena, der Cardinal durch die Vermählung seines Neffen Horazio mit Marianne Matilde Cybò-Malaspina, Schwägerin des Herzogs Ercole Rinaldo, verwandt war. So die alt- und neu-ägyptischen Werke. Im October 1765 wurde die Amphitrite durch sechs Büffel hergefahren. Für die „letzten guten Stücke" bot er im folgenden Jahre 950 Scudi; es waren der schöne Aesculap (150 Scudi), zwei Flußgötter und die Statue eines Philosophen. Der Agent des Herzogs wußte ihm aber 310 Scudi mehr abzupressen.

Zu Porto d'Anzo fand man in den Trümmern des Theaters die Statuen des Commodus, des Ringers und des tanzenden Faun von Probirstein und die schon genannten.

*) Il a vendu, schreibt Barthélemy an Caylus 5. Nov. 1755, il y a quelques années, son cabinet d'antiquités au pape. Il lui a pris fantaisie d'en former un autre; il a parlé et tout a été fait.

Bei Castel Gandolfo an dem Orte ad Statuarias grub man 1762 die große Herculesschale aus; bei Genzano 1740 den Theseus mit Minotaur; bei Lanuvium die Thetis; am Ort alla Colonna den Domitian; bei Monte Porzio den Sardanapal mit den vier Caryatiden.

Aus Arpino im Neapelschen kam das Mosaik der Hesione; aus Volterra die vier etruskischen Aschenkisten.

Einige Hauptwerke kamen in Rom selbst zum Vorschein: der bronzene Sauroctonos am Fuß des Aventin bei S. Balbina; der Cardinal schleppte ihn selbst in seine Kutsche; das Kind mit der Gans, das Icarusrelief am Fuß des Palatin; das griechische Kampfrelief am Bogen des Galien in der Vigna Caserta (1764); vor Porta Latina der „Polytimus" mit dem Hasen; in einem Weinberg des Hauses Strozzi auf der appischen Straße die drei Karyatiden mit den Namen Krito und Nicolaus. Eine Menge Kostbarkeiten kam fortwährend aus den Catacomben, dieser „unerschöpflichen Fundgrube;" der Cardinal erhielt dergleichen von den Carthäusernonnen, welche die dort ausgegrabene Erde durchzusieben hatten.

Aber auch in den Palästen und Gärten von Rom war damals noch mehr Vergessenes versteckt als jetzt, seitdem die Centripetalkraft des vaticanischen Museums sie gründlich geleert hat. Manches kostbare Werk stand noch verloren in verwachsenen Gärten und feuchten Grotten, in düsteren Höfen und staubigen Corridors verödeter Paläste. Die „Sühnung des Hercules" fand sich in der Garderobe des Palastes Farnese; der Pupienus im Palast Verospi; Thetis ihren Sohn im Styx badend im Palast Massimi. Die Bronzepallas kam aus dem Schatz der Königin Christine; das Dädalusrelief von rosso vermachte Stosch.

Ein so hoher Würdenträger konnte freilich nicht immer aus erster Quelle schöpfen; er konnte nicht wie die antiquariuoli morgens in der Frühe auf der Piazza Navona herumschleichen, die Tabaksdose anbietend, um den Bauern ihre Funde abzuschwatzen. Der namhafteste der damaligen Händler (von dem der Cardinal 1760 zwei Satyrn kaufte, die im Amfiteatro Castrense gefunden waren) hieß Belisar Amidei, er war stets der erste am Platz. Ein anderer war Ciofano Alfani; er verstand zwar weder griechisch, noch latein, noch italienisch; aber selbst die Geriebensten brachte die schlangenglatte Bestie in Verzweiflung. Bei Münzhändeln ließ man in zweifelhaften Fällen einen „zerrissenen Lump" kommen, Domenico Canti, der weil sein erstes Gewerbe eine Käsebude war, casciarino hieß; er wußte was man verlangte. —

Diesmal war die erste Sorge des Cardinals, für die neue Sammlung einen geräumigen Platz zu haben, sie in eine Umgebung zu versetzen, die mit ihr auf gleicher Höhe stand. Die Antiken sollten dem

Leben wiedergeschenkt werden, statt aus einem Grab in ein anderes zu wandern. Das rasche Zunehmen der zweiten Sammlung kam zum Theil gewiß daher, daß alles gleich in eine so schöne Anlage einrücken konnte. Albani hat seine Villa aus dem Nichts geschaffen. „Er hat sogar das Erdreich dazu geschaffen," d. h. die Erhöhung und Ebnung des Bodens. In der antiquarischen Reise des Sebastian Donati aus Lucca (1751) kommt sie noch nicht vor: 1753 empfing er in ihr bereits Pabst Benedict XIV. Er schenkte ihm bei der Gelegenheit u. a. einen Stock, der von Urban VIII. stammte, auf dem elfenbeinernen Knopf waren die sieben Kirchen der Indulgenzen gemalt. Im folgenden Jahre stellt Bracci in den Florentiner Novellen die Villa schon den altberühmten gleich. Die Gebäude stammen meist aus den sechziger Jahren; der Garten wurde erst nach dem Tode des Gründers vollendet.

In diese Zeit fiel die Verbindung Winckelmann's mit Albani. Er sah den Grundstein zum Palast legen; unter seinen Augen „wuchs sie täglich an Schönheit." „Der Herr Cardinal, schreibt er im März 1757, baut jetzo eine Villa, ein Wunder der Kunst in aller Menschen Augen. O könnten Sie sie sehen und ich sie beschreiben...." Später: „Dies ist der Mann, der das erstaunenswürdigste Werk in Rom ausführte, welches irgend in neuerer Zeit entworfen ist. Alle seine Einkünfte von 20,000 Zechinen werden darauf verwandt, und alles, was andere Monarchen gemacht haben, ist Kinderspiel dagegen.... Seine Villa geht außer der Kirche St. Peter über alles was in neueren Zeiten gemacht ist."

Am 4. Februar 1758 meldet er: „Der Herr Cardinal hat jetzt seine Villa geendiget, und Statuen und Sachen an das Tageslicht gebracht, die vorher kein Mensch gewußt hat. In dem Palast der Villa sind so viele Säulen von Porphyr, Granit und orientalischem Alabaster, daß es ein Wald schien, ehe sie angebracht waren." Im Sommer 1763 sollte sie geendigt und eingeweiht werden. Letzteres geschah zwar; aber ein Jahr darauf zeigt sich, daß sie noch lange nicht fertig ist, — „wird es auch niemals werden."... „Er baut, schreibt Winckelmann an Heyne, als wenn er gewiß wäre, noch zwanzig Jahre zu leben.... Der Mann geräth immer tiefer hinein; und findet keine Grenzen in seiner Villa. Er ist ein Cartesianer im Bauen, denn er kann keinen leeren Raum leiden, und seine Villa wird, wenn er länger lebt, aussehen, wie wir uns das alte Capitol vorstellen müssen."

Da versiegten noch einmal die Geldquellen des Cardinals. Noch einmal mußte er sich entschließen, ein Geschäft zu machen, diesmal gar mit dem ältesten Kunstschatz des Hauses, den Zeichnungen Clemens XI. „Ich habe nicht der erste sein mögen, schreibt sein Bibliothekar an Mengs in

Madrid (28. Juli 1762), Ihnen die finistre Nachricht zu geben von dem Verkauf der Zeichnungen des Cardinals. Adam von Edinburg schiebt den König von England (Georg III.) vor, vielleicht um sie ohne Umstände wegzuführen. Jetzt werden sie glücklich in Livorno sein. Sieht man vom Anstand ab, so hat der Cardinal ein hübsches Geschäft (negozione) gemacht. (Er erhielt 14,000 Scudi) Alle Kupfer sind mit einbegriffen; die aber sind abscheuliches Zeug. Ich habe den Teufel im Hause gemacht; aber was konnte ich ausrichten gegen die Nothwendigkeit!" Es waren darunter allein zwölf Bände Domenichino, viele Poussins. Sie sind noch heute in der Bibliothek der Königin zu Windsor.

(Schluß folgt.)

Die Reformen der Heeresorganisation in Rußland seit 1867.

(Wehrpflicht und Rekrutirung.)

In der Trennung der gebildeten und privilegirten Klassen Rußlands von den niederen Massen liegt dort eine ungeheuere Gefahr für das Ganze. Ein geistreicher russischer Schriftsteller vergleicht seine Nation mit einem im Koth stecken gebliebenen Wagen, den die Deichselpferde nicht fortschleppen können, weil der Vorderreiter die Stränge der Spitzpferde gelöst hat und mit ihnen rücksichtslos davonjagt. — Auch dem, der Rußland nur in seinen literarischen Erscheinungen kennen lernt, stellt sich dies widerwärtige Schauspiel plan- und haltlosen Davonjagens nur allzu deutlich dar, sei es, daß er einen sozialdemokratischen Zukunftsroman à la Tschernyschefssky durchblättere oder das militärdemokratische Panslavistenprojekt Fadejew's studire. Es ist überall dieselbe Rücksichtslosigkeit, dasselbe Ueberspringen der Zwischenstufen, derselbe Mangel an historischem Bewußtsein, wie sie sich jedesmal da entwickeln, wo der Sinn für stetige und consequente Arbeit fehlt. Wie lange müssen die Vorderpferde schon lose und ohne Fühlung in den Strängen gegangen sein, um nun, da sie abgeschnitten durchgehen, gar nicht einmal zu bemerken, daß sie den Wagen nicht mehr hinter sich haben! Es läßt sich nicht läugnen, daß die dem nationalen Leben abgewandte, von Peter dem Großen datirende Staatsentwickelung die erste Schuld dieses Zustandes trägt und daß insofern in der nationalen Reaction ein tiefberechtigtes Moment liegt, dessen Bedeutung man nicht unterschätzen darf. Aber andererseits ist es nicht minder wahr, daß die Propheten des demokratischen Moskowiterthums das Leben ihrer phantastischen Ideale auch nur mit mißverstandenen Nachahmungen fremder Ideen fristen und daß alles, was bisher auf der Bahn wirklichen Fortschritts geleistet wurde, doch stets und allezeit von der Regierung ausgegangen ist. Und da kann es nicht ernst und dankbar genug anerkannt werden, was Kaiser Alexander II. geleistet hat. Die Nachwelt schuldet ihm den Beinamen des „Weisen." Denn nicht gemeine Klugheit, nicht irgend eine Liebhaberei, nicht Gelegenheitsabsichten sind es, die seine unermeßlich folgenschweren Handlungen bestimmten, sondern es ist das tiefe und große Bewußtsein, daß, um in die zerrissene Bewegung der Nation Einheit und Stetigkeit zu bringen, die große Masse selbst beweglicher werden müsse. Dahin zielen die Reformen der russischen

Regierung, welche ebenso kühn als besonnen sind und sich durch letztere Eigenschaft auf's Vortheilhafteste von den Projekten der davonjagenden Phantasten unterscheiden. — Wir wollen in den folgenden Blättern die Entwickelung charakterisiren, welche die in solchem Sinne unternommene kaiserliche Reform des russischen Heerwesens seit dem Jahre 1867 genommen hat, indem wir 1. Wehrpflicht und Rekrutirung und 2. die Truppenorganisation in ihren Grundzügen kurz zu schildern versuchen.

1. Wehrpflicht und Rekrutirung.

Die Rekrutirung in Rußland erfuhr durchgreifende Regelung in dem Gesetze vom October 1858. Das ganze Reich ist seitdem für diesen Zweck in eine östliche und eine westliche Hälfte getheilt, von denen jede alle zwei Jahre von der Rekrutirung betroffen werden sollte. Diese Regel ist jedoch zur Ausnahme geworden. Das russische Aushebungssystem bildet ein buntes Gemisch von Konskription, Privilegium, Loosziehung, Stellvertretung und Freikauf, welchem Analoga im übrigen Europa fehlen. Der Wehrpflicht haben zu genügen die sogenannten Revisionsseelen, d. h. diejenigen, welche eine Kopfsteuer oder eine ihr entsprechende Abgabe zahlen mit Ausnahme der privilegirten Klassen, d. h. des Adels, der Beamten, der Geistlichen und der höheren Kaufleute (1. und 2. Gilde) sowie einer großen Anzahl von Kolonisten. Die Zahl der zu diesen Privilegirten gehörigen Individuen beträgt über 2½ Millionen.*) Außerdem bestanden bis in die jüngste Zeit eine große Anzahl landschaftlicher und lokaler Privilegien.**) — Die gesetzliche Dienstzeit beträgt seit 1859 statt der früheren 22 bis 25 Jahre nur noch 15 Jahre; die faktische Dienstzeit hatte sich bis zum Jahre 1867 sogar auf 8 Jahre herabgemindert.

Von 1857 bis 1863 hatte keine Aushebung stattgefunden, um dem Lande nach dem Krimkriege Erholung zu gewähren. Im Jahre 1862 aber wurde eine besondere Kommission zur Revision des Rekrutenstatuts begründet und seit 1863 begannen wieder regelmäßige jähr-

---

*) Kongl. Krigs-Vetenskaps-Akademiens Handlingar och Tidskrift. Ar 1870. Temte och sjesse Häftes. Stockholm.

**) Ganz eigenthümliche und abgesonderte Verhältnisse bestehen in Finland und in den Kosackengebieten. Das finische Indeltaheer (16,000 Mann Infanterie mit 2 Batterien) war unter Beibehalt der alten schwedischen Organisation angesiedelt und milizartig eingerichtet: eine gesetzlich noch nicht aufgehobene Institution, an deren Stelle faktisch freilich ein einziges Leibgardeschützen-Bataillon getreten war. Unangerührt dagegen bestehen die irregulären Kosacken, welche unter zum Theil selbstgewählten, vom Kaiser bestätigten Hetmans in Ansiedlungen oder nomadisirend die südliche Grenzwacht Rußlands vom Dnjester bis zum Amur bilden.

liche Rekrutirungen in der Durchschnittsstärke von 6 pro Mille. Dies ist immer noch eine geringe Inanspruchnahme der Bevölkerung; denn nach der bis dahin geltenden Klassifikation wurden die Aushebungen von 6 von jedem Tausend gewöhnliche, die von 7—10 pro Tausend ver-verstärkte und die von über zehn pro Tausend außerordentliche genannt. Jede Rekrutirung wird durch ein kaiserliches Manifest, etwa ein Vierteljahr vorher, bekannt gemacht. Die erste Auswahl der Konskriptionspflichtigen geschieht in der Heimath. Die Gemeinde oder Korporation berechnet nach dem Promillesatz, wieviel Rekruten und Ersatzmänner (ungefähr die Hälfte jener) sie zu stellen hat. Demnächst werden die jungen Leute der Gemeinde entweder durch das Loos oder durch eine gewisse Reihenfolge innerhalb der Familien ausgewählt. In ersterem Falle geschieht die Loosziehung in Abtheilungen, je nachdem die Familie 4, 3 oder nur 2 arbeitende Mitglieder hat, und im letzteren Falle beginnt die Aushebung bei denjenigen Familien, welche die meisten Arbeiter zählen. Die vorläufige erste Musterung geschieht durch eine Kreiskommission, welcher der Adelsmarschall präsidirt, die zweite, zugleich eine Art Superrevision, vor der Gouvernementskommission.

Für eine bestimmte Anzahl von Rekruten kann jede Gemeinde gegen Erlegung einer in ihrer Höhe wechselnden Summe sogenannte Quittungen erwerben, welche sie statt wirklicher Rekruten präsentirt. Die Zahl dieser Quittungen richtet sich nach der Anzahl der Ersatzmänner, welche seit der letzten Aushebung in Dienst getreten sind. Wie die Kommune, so darf sich auch der Einzelne durch den Kauf solcher Quittungen dienstfrei machen. Ist aber die vorgeschriebene Zahl derselben vergriffen, so muß die Kommune oder der Einzelne statt ihrer einen wirklichen diensttauglichen Stellvertreter präsentiren, der nach Wahl gedient oder unausgebildet sein kann; doch giebt man gedienten Stellvertretern den Vorzug.

Die Aushebung in Polen findet gesondert und zu anderen Zeitpunkten als die im übrigen Rußland statt.

Als eine ganz eigenthümliche, speziell russische Auffassung erscheint es, daß im Zarenreiche die Rekrutirung gewissermaßen als eine Kommunallast gilt. Es ist die Gemeinde, welche die Mannschaft stellt, und ihr fällt auch die schwere Sorge für Marschadjustirung, die Beförderung und das Zehrgeld bis zum Rekrutendepot anheim, was bei den übergroßen Entfernungen sehr viel sagen will. Bei der Rekrutirung des Jahres 1867 beliefen sich in einigen der östlichen Gouvernements (z. B. Kasan) solche Ausgaben für jeden Gestellten auf etwa 25 Rubel, bei den westlichen (wie Wilna, Grodno, Witebsk) bis auf 40 Rubel, und in den Ostseeprovinzen stieg jene Kommunallast zu wahrhaft erschreckender Höhe: in

Kurland auf 69, in Esthland gar auf 135 Rubel. Die Durchschnittssumme für das ganze Reich betrug 1867 ungefähr 31 Rubel auf den Kopf, und schon hieraus erhellt, wie schwer und nachhaltig eine russische Kommune durch die Rekrutirung betroffen wird. — Die Loskaufssumme für einen wirklich Einzustellenden stellte sich 1867 auf 1000 Rubel, für einen Ersatzmann auf 400 Rubel. Die Ausgaben jedes Einzelnen, der sich frei kaufen will, beliefen sich also verhältnißmäßig auch sehr hoch, und nicht minder bedeutend sind die Ausgaben des Staates bei der Rekrutirung. Sie betrugen 1867 die Summe von 1,642,378 Rubel Silber, wozu aus Gouvernementskassen noch 384,000 Rubel Silber zugezahlt wurden, so daß sich die Durchschnittsausgabe des Staats für jeden Rekruten auf 22, in Polen (wo der Anzug vom Staat geliefert wurde) sogar auf 39 Rubel stellte.

Die Rekrutirung des Jahres 1867 sollte 4 Rekruten auf jedes Tausend Seelen ergeben. Demnach hätten 238,000 Mann gemustert werden müssen; aber das Ergebniß der Rekrutirung ist in Rußland noch schlechter als in Frankreich. Nicht mehr als 191,000 Individuen kamen (abgesehen von Polen) wirklich zur Vorstellung, und von diesen wurde wieder mehr als die Hälfte zurückgestellt und zwar 47,000 wegen körperlicher Mängel und 53,000 als Ersatzmänner. Von den Uebrigbleibenden standen 78,000 Mann im Alter von 20 bis 25, der Rest in dem von 25 bis 30 Jahren. — Die Rekrutirung in Polen ergab 10,000 Mann, so daß im Ganzen 102,000 Rekruten eingestellt wurden, eine Quote, die übrigens in richtigem Verhältniß stand zu der Stärke der Armee (700,000 Mann) und der faktischen Dienstzeit (8 Jahre).

Was die Rekrutentransporte betrifft, so führte man, abweichend von der früheren so berüchtigten rohen und barbarischen Form, ein vollständiges Selbstregiment der ausgehobenen Mannschaft ein. Man sprang wie so oft in Rußland in's Extrem. Statt wie bisher gefesselt, ja zuweilen geknebelt und von schußfertigen Soldaten escortirt zu werden, übergab man sie nur einem „Empfänger," und dann wählten die Rekruten selbst ihre Führer, und diesen wurde, auf mehrere Tage im Voraus, das Zehrgeld für die ganze Abtheilung gezahlt. Das gefährliche Experiment gelang. Von den 100,000 Rekruten desertirten nur 23. Gewiß ein erstaunlicher Erfolg!*) Vertrauen erweckt Vertrauen!

In solchem Sinne stätigen humanitären Fortschritts sind denn namentlich auch die reformirenden Verordnungen des kaiserlichen Manifestes vom 8/20. November gehalten, welches die Rekrutenaus-

*) Petersburger Correspondenz der „Militärischen Blätter"

hebung für das Jahr 1868 anordnete. Dies bedeutungsvolle Manifest umfaßt 42 Paragraphen, deren wichtigster Inhalt in Folgendem besteht: Nicht mehr nackt, sondern mit einem Hemde bekleidet werden die jungen Männer den Sessionen vorgestellt. An Stelle der früheren Bezeichnung der Rekruten durch Scheeren von Haupt- und Barthaar tritt die Aufnahme eines Signalements. Als Stellvertreter dürfen sich auch Edelleute einreihen lassen; Niemand aber (jüngere Brüder ausgenommen) früher als vor erreichtem 21 Lebensjahr; Niemand älter als 30 Jahre. Das kleinste Maß beträgt 2 Arschinen, 3 Werschock (2½ preußische Ellen); nur für den äußersten Norden ist es etwas geringer. Der frühere Unterschied zwischen den polnischen Districten (wörtlich „den Districten, die innerhalb einer Entfernung von 100 Werst von der preußischen oder österreichischen Grenze liegen) und dem übrigen Rußland ist aufgehoben.

Den Gemeinden oder Districten, welche Rekruten zu stellen haben, steht frei, dieselben auch aus anderen Districten zu nehmen. Ebenso darf jede Secte (sogar die Juden) ihre Stellvertreter auch aus anderen Secten wählen. Einzelne dienstpflichtige Individuen, auch die Dissidenten, können wie bisher Rekrutenfreipässe (Quittungen) vom Rentamt kaufen, doch haben ganze Kommunen das Vorkaufsrecht. Die Kommunen sind wie bisher verpflichtet, die Rekruten zu bekleiden und auszustatten, wozu indeß die durch die Rekrutirung persönlich betroffenen Familien nicht beizusteuern haben. Von elterlosen Waisen ist der älteste Bruder frei, ebenso der einzige Sohn eines dem Arbeiterstande angehörigen Vaters oder eines solchen, der Soldat ist oder gewesen ist.

Die Aushebung sollte im J. 1868 ebenfalls in Stärke von je 4 Mann auf 1000 Seelen stattfinden, mit Ausnahme von 13 Gouvernements, welche früher von der Aushebung ganz oder theilweise befreit gewesen und welche dafür 1 Promille mehr stellen sollten. Ungefähr eine Viertel Million hätten sich demnach zur Musterung stellen sollen; thatsächlich jedoch ergab die Aushebung im Ganzen nur 193,000 Mann, von denen 44,000 untauglich waren, 14,000 sich frei kauften und 50,000 als Ersatzmänner für eventuell Abgewiesene zurückgestellt wurden, so daß in Wirklichkeit nur 84,000 Mann zur Einstellung kamen. Die großen Summen, welche namentlich im Vorjahr für den Loskauf gezahlt worden waren, hatten sich als ein immer wachsender schwerer Uebelstand der Aufmerksamkeit der Verwaltung nicht entzogen, und um ihn gesetzlich zu beschränken, setzte ein kaiserlicher Ukas vom 18/30. Juni die Vergütung vorläufig für 5 Dienstjahre in der activen Armee auf 200, für 5 Dienstjahre in der Reserve auf 100 Rubel fest — eine Herabminderung auf ein Fünftel, resp. ein

Viertel der früheren Summen, welche natürlich das Freikaufssystem in hohem Grade begünstigte.

Auch das Manifest, welches die Rekrutirung für 1869 anordnete, enthielt wieder Bestimmungen zur allgemeineren und gleichmäßigeren Vertheilung der Last über das ganze Reich. In Bezug auf die Dienstverpflichtung wurden drei bisher in einigen Punkten eximirte Gouvernements: Stawropol, Poltawa und Tschernigoff, in Betreff der Art der Aushebung: die Ostseeprovinzen, der Kaukasus und Sibirien, wo bisher besondere Normen galten, dem übrigen Reiche gleichgestellt. Was Stellvertretung und Loskauf angeht, so hatte sich gegen das Vorjahr eine total andere Strömung in den leitenden Kreisen zur Geltung gebracht. Schärfer und bestimmter scheint der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht in's Auge gefaßt worden zu sein, und die Folge war, daß man den Loskauf wieder einzuschränken suchte. Es wurde festgesetzt, daß von den stellungspflichtigen Gemeinden und Körperschaften höchstens die Hälfte der Rekruten durch Stellvertreter ersetzt werden dürfte, und zugleich wurde die Loskaufssumme wieder auf 570 Rubel erhöht. Die erste Bekleidung der Rekruten übernahm von vornherein der Staat, aber nur gegen Zahlung von 11 Rubel 5 Kopeken für den Kopf, welche Summe die Kommune aufzubringen hatte. Diese aber hatte außerdem jeden Rekruten mit wenigstens 3 Rubeln baaren Geldes zu versorgen, und zur Unterstützung der von der Aushebung betroffenen Familien empfahl das Manifest freiwillige Beiträge. Daher kostete durchschnittlich jeder Rekrut seiner Kommune 37 Thaler und dem Staate überdies noch 20 Thaler.

Die Rekrutirungen der Jahre 1869 und 1870 fanden im Verhältnisse von 4 Promille statt. Im ersteren dieser Jahre gelangten dabei zur Gestellung überhaupt 195,000 Mann. Wirklich eingereiht wurden 87,000, und zwar 35,000 in die Feldarmee und 52,000 in die Lokaltruppen. Wegen Untauglichkeit stellte man 53,000 Konskribirte zurück, und 54,000 Stellvertreter wurden wieder in die Heimath beurlaubt. Von den Eingestellten befanden sich 75,000 Mann im Alter von 20 bis 25 Jahren, der Rest in dem von 25 bis 30 Jahren. Nach ihrer Nationalität waren unter denselben: 54,883 Groß-Russen, 22,726 Klein- und Weiß-Russen, 1104 Littauer, 290 Polen, 1814 Letten, 1247 Esthen, 91 Deutsche, 891 Smuden, 55 Korellen, 381 Mordwinen, 158 Tscherwaschen, 856 Juden, 1785 Tartaren, 977 Inorodzen, 78 Mollawanen u. s. w. Nach der Religion gehörten 77,046 zur russisch-griechischen Kirche, 433 zu russischen Secten, namentlich Raskolniki (Altgläubige); 4928 waren römische Katholiken, 1560 Lutheraner, 856 Israeliten, 1491 Muhamedaner und 30 Heiden. Dem Stande nach zählten 175 Rekruten zu den privilegirten Klassen

(jedenfalls Stellvertreter), 5400 waren Kleinbürger und die große Restmasse zählte zur Landbevölkerung. Lesen und Schreiben konnten nur $9\frac{3}{4}$ Prozent der Gesammtheit. — Die Rekrutenquote des Königreichs Polen betrug im Jahre 1869 13,000 Mann, von denen indeß kaum der zehnte Theil für Linien-Regimenter bestimmt ward, während die Hauptmasse zur Verstärkung der Lokaltruppen im Innern verwendet wurde.*) Ganz ähnlich waren die Verhältnisse im Jahre 1870. Zur Gestellung kamen im Reich 200,818, in Polen 22,643 Mann, davon wurden als Rekruten eingestellt im Reiche 91,864, in Polen 12,506; auf Quittungen kamen in Anrechnung, und zwar nur im Reiche: 8626; Geld zahlten ein im Reich 197, in Polen 4304, rückständig blieben im Reiche 2942, in Polen 65. — Als Ersatzleute wurden zurückgestellt im Reiche 55,722, in Polen 6016; unbrauchbar waren im Reiche 51,650, in Polen 4121. Die Aushebung der Polen, welche sonst so oft Ausbrüche der heftigsten Verzweiflung mit sich brachte, nahm einen auffallend ruhigen Verlauf. Viele junge Leute stellten sich sogar freiwillig, und die Zahl derjenigen Militärpflichtigen, welche sich der Aushebung durch Flucht in's Ausland entzogen, war nicht so groß, wie man nach Aufhebung der Kartellconvention mit Preußen erwartet hatte. Man schätzt sie auf 3 Prozent. — Die Loskaufssumme betrug 1870: 579 Rubel. — Von den Ausgehobenen waren Bauern: 90 Prozent im Reiche, 82 Prozent in Polen; Einsteher waren unter den Rekruten: 6615 im Reiche und darunter 132 aus privilegirten Ständen. Von allen Rekruten konnten lesen und schreiben: 10,232, also 11 Prozent — seit 1867 eine Zunahme von $2\frac{1}{2}$ Prozent!

Die ruhige Strömung des Fortschritts, welche sich in den dargestellten Verhältnissen unverkennbar ausspricht, erfuhr eine energische Beschleunigung angesichts der großartigen Kriegsereignisse, welche Spätsommer und Herbst des Jahres 1870 brachten und welche in Rußland Sympathien und Antipathien in leidenschaftlicher Weise erweckten. Das wundervolle Schauspiel, wie das Volk der allgemeinen Wehrpflicht den übermüthigen allgefürchteten Gegner mit vernichtenden Schlägen so schnell und gründlich zu Boden warf, dies erhabene Beispiel mußte den Vertretern des Prinzips allgemeiner Wehrpflicht auch in Rußland aller Feinde ungeachtet zum Sieg verhelfen. Am 4/16. November 1870 erschien ein kaiserliches Reskript, welches dem Kriegsministerium Befehl ertheilte, „einen Entwurf zur Organisation von Reserve-Truppentheilen der Armee und zur Ausdehnung der unmittelbaren Theilnahme an der Militärpflicht auf alle Stände ohne Ausnahme zusam-

*) Correspondenzen des Militärwochenblatts und der Kreuz-Zeitung.

menzustellen." Der Entschluß des Kaisers gründet sich, dem Reskript zufolge, auf nachstehende Erwägungen:

1) daß zur vollständigen Sicherung der militärischen Vertheidigung des Reichs, ohne daß dabei eine für die Finanzen drückende Vergrößerung des Effektivstandes der Armee erfordert wird, eine allmälige Formirung von Reservetruppen, welche nur in Kriegszeiten zum Dienst herangezogen werden, stattfinden müsse;

2) daß die Organisation der Reservetruppen ganz auf dieselben Grundsätze zu basiren ist, auf denen die allgemeine Heeresorganisation beruht, und daß die Nothwendigkeit des Einhaltens dieser Bedingung vollständig durch die sich gegenwärtig vollziehenden Kriegsbegebenheiten erhärtet wird;

3) daß die Verkürzung der Fristen für die Dienstpflicht die Erfüllung der persönlichen Wehrpflicht erleichtert und daß eine solche Verkürzung bei Abfassung neuer Bestimmungen über diese Pflicht im Auge zu behalten ist;

4) daß die Abkürzung der Fristen für die Dienstpflicht, wenn dabei keine Verminderung der Streitkräfte des Reichs in Betreff des allgemeinen Etats der activen und Reservetruppentheile der Armee eintreten soll, von der Größe desjenigen Theiles der Bevölkerung abhängt, welche jetzt oder in Zukunft jedes Jahr zum Dienst herangezogen wird;

5) daß alle jetzt geltenden Regeln über die Ordnung des Eintritts in den Kriegsdienst, ungeachtet der dabei gestatteten Ausnahmen gemäß der Privilegien von Ständen und Korporationen, eine gemeinsame Quelle haben, welche in dem Begriff von der durchaus allgemeinen und heiligen Verpflichtung zur Vertheidigung des Vaterlandes begründet ist;

6) daß zur Erreichung einer zweckmäßigen Organisation der Reservetruppen die Bestimmung eines regelmäßigeren und festeren Verhältnisses zwischen der Anzahl von Rekruten nöthig ist, welche gemäß der Wehrpflicht, der sie untergeben sind, in die Armee eintreten, und der Anzahl von Individuen, welche jährlich aus anderen Gründen in den Kriegsdienst treten und vermöge der Privilegien ihres Standes oder nach der Bildungsstufe, die sie einnehmen, vorzugsweise den Offiziersgrad erlangen.

Die im Jahre 1862 begründete Kommission zur Revision des Rekrutenstatuts, deren Arbeiten bisher die allmählige Entwickelung der neuen Organisation vorbereitet und geleitet hatten, wurde gleichzeitig mit Erlaß dieses Reskriptes aufgehoben, und an ihre Stelle traten unter Oberleitung des Kriegsministers Miljutin und unter unmittelbarem Vorsitz des Chefs vom Oberstabe zwei Kommissionen: die eine zur Ausarbeitung eines Statuts über die persönliche Militärpflicht im Kaiserthum und im Königreich Polen, die zweite zur Feststellung eines Statuts über die Augmentations-, Lokal- und Reserve-Truppen und die Reichswehr — beide auf Grundlage der von Sr. Majestät bereits gebilligten Prinzipien.

Sehr interessant sind die Betrachtungen, welche der im russischen Hauptstabe redigirte „Invalide" an die Einsetzung dieser Kommission knüpft. Mit Nachdruck wendet er sich gegen die Auffassung, daß der kaiserlichen Anordnung irgend eine akute Angriffsidee zu Grunde liege. Der vom 1. Dezember datirte Artikel sagt in dieser Beziehung:

„Ein solch falscher Gesichtspunkt wird aller Wahrscheinlichkeit nach von der ausländischen Presse aufgestellt werden. Man wird in derselben ganz sicher den Erlaß vom

4. November mit der Erklärung des Staatskanzlers über die Modifikation einiger Artikel des Pariser Traktats zusammenstellen; es werden die gewöhnlichen Redensarten vorgebracht werden von den Gefahren, welche Europa von Seiten Rußlands bedrohen, von seinen Eroberungsplänen u. s. w. Das russische Volk aber hat sehr richtig verstanden, daß, wie in jener Erklärung ausschließlich Interessen des Friedens verfolgt werden, so die angeregte Reform durchaus nichts mit Eroberungsplänen gemein hat, sondern nur zum Schutz und zur Sicherung des Reichs diejenigen Prinzipien in Anwendung zu bringen bezweckt, die den jetzt in Europa herrschenden Anschauungen entsprechen und sich hauptsächlich dadurch auszeichnen, daß die Macht eines Staats nicht auf ein stehendes Heer allein und nicht blos auf den Dienst einer Klasse der Bevölkerung begründet ist, sondern auf die möglichst gleichmäßige Betheiligung aller Schichten der Nation an der Verpflichtung zum Kriegsdienst und auf ihre Befähigung, im Fall eines Krieges die Reihen der Armee in nachhaltiger Weise zu verstärken und für dieselbe zahlreiche Reservetruppen zu bilden.

Dieser den neuen Entwürfen zu Grunde liegende Gedanke ist von der Bevölkerung mit voller und wahrhaft patriotischer Begeisterung aufgenommen worden. Die Regierung ist nicht nur nicht in ihren Erwartungen getäuscht worden, sondern sie hat, namentlich die am meisten interessirten Klassen, augenblicklich bereit gefunden, die Weisheit der von der Regierung gefaßten Beschlüsse zu erkennen und die eigenen Interessen dem Wohl und dem Ansehen des Vaterlandes unterzuordnen."

Wie gegen unliebsame Auffassungen des Auslandes wendet sich übrigens der Artikel des „Invaliden" auch gegen Bedenklichkeit und Gegnerschaft im eigenen Lande, und die Auslassungen in dieser Beziehung sind so charakteristisch und interessant, daß sie ebenfalls wiedergegeben zu werden verdienen. Sie lauten:

„Indem die Presse von der Zustimmung des Volkes zu den Reformen der Militärverhältnisse Zeugniß ablegt, berichtet sie doch auch zugleich von einer Menge Fragen, Muthmaßungen und Mißverständnissen, die über die einzuführenden Veränderungen des Militärsystems laut werden. Einige glauben, daß wir das stehende Heer ganz abschaffen und nach dem Vorbilde der Schweiz uns in Friedenszeiten darauf beschränken werden, nur unbedeutende reguläre Kadres zu halten, aus denen sich dann im Fall eines Krieges Millionen von Milizsoldaten oder Reichswehrleuten entwickeln würden. Andere sehen bei uns die Einführung des preußischen Landwehrsystems in seiner ganzen Ausdehnung oder mit nur wenig Abänderungen voraus. Wieder Andere glauben nur an eine einfache Vergrößerung des Heeres, während man andererseits dafür hält, die eigentliche Militairpflicht werde ganz aufgehoben werden, und mit Erstaunen zu dem Schluß kommt, die ganze Bevölkerung würde nun so ohne Weiteres zu Soldaten gemacht werden.

Manche stellen die radicalsten Forderungen auf und verlangen, daß bei der Militärpflicht weder Loskauf noch Stellvertretung, noch Ausnahmen gestattet sein dürften. Endlich giebt es Leute, die vor allen Dingen für das Schicksal unserer Volksbildung besorgt sind und befürchten, daß das neue Militärsystem unsere spärlichen Anfänge der Aufklärung beeinträchtigen werde, und sie prophezeien, daß jetzt für uns eine Aera des vollen und ausschließlichen Militarismus eintreten werde.

Eine völlig genügende Beantwortung aller dieser Fragen kann in dem jetzigen Augenblick nicht gegeben werden. Die Allerhöchste Verfügung vom 4./16. November zeigt nur in allgemeinen Umrissen das Hauptziel an, worauf die Bestrebungen des Kriegsministeriums gerichtet sein sollen..... Mit welcher Energie auch die Feststellung der Statuten

gefördert würde, so wird doch noch ziemlich lange Zeit bis zur endlichen Einführung derselben als Gesetz verstreichen müssen. Es werden daher auch alle falschen Anschauungen über die bevorstehende neue Ordnung der Militärverhältnisse nicht so bald verschwinden. Indessen hoffen wir, daß ein wesentlicher Theil derselben sich zerstreuen wird, sobald die Hauptgrundzüge, welche den Kommissionen für ihre Arbeiten vorgezeichnet sind, bekannt gemacht werden, was in einigen Tagen zu erwarten steht."

In der That wurde denn auch wenige Wochen später der dem Kaiser vorgelegte Bericht des Kriegsministers und Generaladjutanten Miljutin über die in Rußland einzuführende neue Wehrverfassung veröffentlicht. Er wird vielleicht selbst die Redaktion des „Invaliden" überrascht haben; denn ihm zufolge gehört auch der Kriegsminister zu jenen „Manchen, welche die radicalsten Forderungen aufstellen und verlangen, daß weder Loskauf, noch Stellvertretung, noch Ausnahmen gestattet sein dürften." Bei der absoluten Wichtigkeit dieses Berichtes, der die Grundlage für die ganze Zukunft des russischen Heerwesens bilden dürfte, lassen wir die allgemeinen Grundsätze desselben theils wörtlich, theils im Auszuge folgen.

1) Die Streitkräfte, über welche Rußland gegenwärtig für den Fall eines europäischen Krieges verfügt, können im Hinblick auf die ungeheuren Armeen der ersten kontinentalen Mächte Europas nicht als völlig genügend anerkannt werden.

2) Zur Herstellung des nothwendigen Gleichgewichts der Kräfte müssen wir erstens erreichen, daß alle Feldtruppen des europäischen Rußlands zum Felddienste vollständig zur Verfügung stehen und durch keine Operationen zweiten Ranges (wie z. B. die Besetzung von Gebieten oder Festungen, die Sicherung von Straßen und Transporten, die Einrichtung von Etappen u. s. w.) von denselben abgezogen werden, und zweitens: daß die rechtzeitige Verstärkung dieser Truppen und die Ersetzung der Verluste, welche bei der gegenwärtigen Art und Weise der Kriegführung schnell große Dimensionen annehmen können, auf unzweifelhafte Weise sicher gestellt werde. Diese Bedingungen verlangen die Bildung einer genügend zahlreichen Reservemacht.

3) Die Bildung einer solchen Macht aus der Volksbewaffnung würde ihren Zweck kaum erreichen. Die Erfahrung aller Armeen neuester Zeit weist darauf hin, daß dem Lande Milizen als außerordentliche Hülfe für den Fall eines Volkskrieges nothwendig und nützlich sind, daß sie aber durchaus nicht dazu taugen, an Stelle der regulären Truppen zu treten oder dieselben zu ergänzen. Ohne die nothwendige taktische Fertigkeit und ohne festen kriegerischen Geist, die nur bei einer mehr oder weniger lang dauernden militärischen Vorbereitung möglich sind, erleiden diese Milizen, sogar die tapfersten und entwickeltsten, nutzlos übermäßige Verluste und setzen die ihnen auferlegten Operationen einer großen Gefahr aus. Nur solche Personen, die durch die Reihen der Armee gegangen sind, können ein sicheres Material von entsprechender Qualität liefern, das für die Aufrechterhaltung der Kombattantenstärke der Armee, zur Formirung der dieselbe verstärkenden Truppentheile und zur Ausführung solcher militärischen Operationen tauglich ist, welche, wenn auch eine Nebenrolle spielend, dennoch Erfahrung und eine feste Disziplin erfordern. Daher ist es nothwendig, zur Organisation von Reserven einen großen Vorrath von Mannschaften zu bilden, die in der Armee gedient haben.

4) Ein solcher (Ersatz-)Vorrath kann nur auf einem Wege erreicht werden: durch

die Verstärkung der jährlichen Aushebung und entsprechende Abkürzung der aktiven Dienstzeit. Die Verstärkung der Aushebung bei der gegenwärtig herrschenden Wehrpflicht, welche sich mit ihrer ganzen Schwere ausschließlich auf die steuerpflichtige Klasse legt, würde jedoch für das Volk äußerst beschwerlich werden und jedenfalls nicht allen Forderungen Genüge leisten, weil sie die nöthige Theilnahme der gebildeten Elemente nicht gewährleisten würde. Hieraus ergiebt sich die absolute Nothwendigkeit, bei der neuen Organisation der Militairkräfte zur allgemeinen Wehrpflicht überzugehen, welche der ersten und heiligen Pflicht eines jeden russischen Unterthans, sein Vaterland zu vertheidigen, vollkommen entspricht.

5) Mit der Einführung dieser Verpflichtung müßte ihre allgemeine Dauer wie bisher eine 15jährige bleiben, die Dauer des aktiven Dienstes könnte aber bis auf 7 Jahre herabgesetzt werden, wobei die Mehrzahl der Mannschaft nur 5 bis 6 Jahre im wirklichen Dienst bleibt, für den Rest der Zeit aber auf temporären Urlaub entlassen werden könnte. Bei solchen Terminen, welche sich den gegenwärtig in den ausländischen Armeen angenommenen sehr nähern, würde es genügend sein, 25 pCt. der Altersklasse von 21 Jahren auszuheben.

6) Durch dieselbe Wehrleistung muß auch der nothwendige Vorrath an Offizier und anderen Chargen sicher gestellt werden. Zu diesem Zweck muß allen jungen Leuten, welche in Bezug auf ihre Bildung gewissen Forderungen Genüge leisten, das Recht zuertheilt werden, mit dem Alter von 17 Jahren als Freiwillige in den Dienst zu treten. Diese Freiwilligen mit kürzerer Dienstzeit, nach deren Verlauf sie eine Prüfung zu bestehen hätten, müßten Offiziersrang oder Titel für die Armee oder die Ersatztruppen erlangen können.

7) Die ganze Art der Ableistung der allgemeinen Wehrpflicht muß auf möglichst gerechte und gleichmäßige Grundsätze basirt sein. Volle Exemtion vom Dienst kann nur solchen Personen zugestanden werden, welche physisch für denselben untauglich sind; alle Uebrigen unterliegen der Wehrpflicht, und wenn sie nicht in die Armee oder die Marine eingestellt werden sollten, so müssen sie sich bereit halten, zur Miliz einberufen zu werden, sobald der Staat dies für nothwendig erachtet. Stellvertretung oder Loskauf vom Dienst würden der allgemeinen persönlichen Wehrpflicht widersprechen und dürfen daher nicht zugelassen werden. Zur Sicherung der Familien und der Volksbildung, ebenso im Interesse der Volkswirthschaft und der Industrie, können jedoch temporäre Befreiungen vom Dienst statuirt werden, ähnlich wie das in allen auswärtigen Staaten geschieht.

8) Sobald die Wehrleistung eine allgemeine wird, müssen auch alle Ausgaben für dieselbe allgemeine werden und theils von der Staatskasse, theils durch die staatlichen und Gouvernements-Landschaftssteuern bestritten werden.

9) Damit die in ihrem Bestande an Mannschaft und Offizieren sicher gestellte Reservemacht im geforderten Moment den größtmöglichen Nutzen bringen könne, ist es unumgänglich nothwendig, daß diese Macht durch Einrichtung entsprechender Kadres bei Zeiten fest organisirt werde. Die Entwickelung der Reserve ist aber nicht für alle Waffengattungen in gleichem Maße erforderlich. Die Kavallerie und die reitende Artillerie finden in den irregulären berittenen Truppen und der reitenden Kosackenartillerie eine große Stütze. Die Ingenieurtruppen werden gegenwärtig zu einem solchen Bestande entwickelt, daß auch in Kriegszeiten die Formirung neuer Theile sich kaum als Nothwendigkeit herausstellen wird. Für die Infanterie und die Fußartillerie müssen aber Reserven in möglichst weitem Umfange gesichert werden, so daß im Falle eines Krieges nicht blos einzelne Marschabtheilungen, sondern ganze Infanterie-Regimenter und Divi-

sionen mit entsprechender Artillerie und desgleichen Fuhrwesen und genügend zahlreicher Festungsgarnison formirt werden können.

10) Die Organisation solcher Reserven muß frei von jeder Abhängigkeit von den Feldtruppen geschaffen werden. Weder die einen noch die anderen dürfen durch irgend welche künstliche Verbindung behindert werden, wie sie schon in früheren Zeiten mehr als einmal die Quellen vieler ökonomischen und administrativen Schwierigkeiten gewesen ist. .... Die Organisation der Infanterie- und Artillerie-Reserven, sei es in der Form von Marsch-Bataillonen oder Kommandos, sei es als selbständige Heerestheile, muß vorzüglich von territorialen und ethnographischen Bedingungen abhängig gemacht werden, d. h. von der Angemessenheit der lokalen Vertheilung der Kadres und von der Möglichkeit einer schnellen Ausfüllung derselben durch Einberufung der Mannschaften aus einem bestimmten lokalen Rayon.

11) Die Reserven müssen unter Beobachtung möglichster Sparsamkeit geschaffen werden, ohne Belastung der Staatskasse durch Unterhalt einer überflüssigen Menge Leute in Friedenszeiten. Im Hinblick darauf müssen zur Sicherung der Formation der Reserven die gegenwärtig vorhandenen Lokaltruppen benutzt werden, indem man sie so organisirt, daß ihre einzelnen Theile, welche in Friedenszeiten alle Obliegenheiten des inneren Dienstes erfüllen und die neu angeworbenen ausbilden, zu gleicher Zeit auch die fertigen Kadres in sich enthalten müssen, um in Kriegszeiten die Reserven zu bilden. Diese Reserven würden theils in der Form einer mobilen aktiven Truppenmacht erscheinen, die aus Reserveregimentern und Divisionen mit entsprechender Artillerie und Train zusammengesetzt wird, theils als lokale Truppenmacht, welche die Festungsgarnison liefert, theils endlich als Marsch-Bataillons, Schwadronen und Kommandos, die zur Ausfüllung des Abganges und zur Aufrechterhaltung des Bestandes der aktiven Truppen bestimmt sind.

12) Bei aller Sparsamkeit muß jedoch die materielle Ausstattung für eine Mobilisirung derselben im gehörigen Maße sichergestellt werden. Zu diesem Zwecke müssen bei den Kadres eingerichtet werden: Waffen-, Montirungs- und Ausrüstungsdepots und an den Hauptpunkten der Eisenbahnen des westlichen Rußlands allgemeine Depots für das Fuhrwesen der Reserven.

13) Schließlich müssen zum Zweck der Aufrechterhaltung der taktischen Bildung der Reserven dieselben auch im Frieden für kurze Zeit zu Uebungen versammelt werden.

Der Kaiser hat diese Vorschläge mit der auf dem Originalbericht eigenhändig hinzugefügten Bemerkung: „Einverstanden!“ genehmigt, und auf Grund dessen sind vom Kriegsminister „Leitende Grundsätze“ ausgearbeitet und veröffentlicht worden, sowol für die Kommission in Sachen der persönlichen Wehrpflicht als für die Kommission in Sachen der Truppen-Organisation, welche die oben mitgetheilten allgemeinen Directive im Einzelnen noch näher bestimmen. Unter Berücksichtigung dieser „Leitenden Grundsätze,“ so weit dieselben die persönliche Wehrpflicht betreffen, lassen sich folgende Resultate gewinnen. Die allgemeine Wehrpflicht soll in ihrer Reinheit eingeführt werden. Jedes Jahr wird aus der 21jährigen Mannschaft die gesetzlich bestimmte Anzahl von Rekruten mittelst Losung ausgehoben. Nur einzige Ernährer und wenige für den

öffentlichen Dienst unentbehrliche Männer, sowie total Untaugliche sind frei von der Losung; sogar Personen, die unfähig sind, als Kombattanten zu dienen, werden ihrer Militärpflicht in solchen Aemtern genügen, wo sie nach ihren Kenntnissen und Fähigkeiten der Armee nützlich sein können. Nach abgeleisteter Dienstzeit im stehenden Heere (7 Jahre) erfolgt der Uebertritt in die Reserve, in welcher die Männer 8 Jahre lang verbleiben und von welcher im Kriegsfall die jüngeren Jahrgänge zur Kompletirung der activen Armee, die älteren als Besatzungstruppen verwendet werden sollen. In Friedenszeiten haben diese Reservemannschaften Controllversammlungen und kurze Uebungen. Junge Leute von Bildung treten als Freiwillige mit kürzerer Dienstzeit ein und sollen das Material zur Besetzung der Offiziersstellen der Reserve geben oder nach Wunsch und Examen in die Armee übertreten. Sie sind dabei bis zum 36. Jahre dienstpflichtig, auch wenn sie Offizier geworden waren und später ihren Abschied genommen hatten. Alle Personen, welche nicht gedient haben, jedoch zum Waffendienst tauglich sind, können durch kaiserliches Manifest im Nothfall zur Reichswehr (d. i. Landsturm) herangezogen werden.

Wenn man diese Punkte erwägt, so erkennt man sogleich, daß ganz einfach das preußische Landwehrsystem auf Rußland angewendet wird. Nichts fehlt ihm, nicht einmal die Freiwilligen und der Landsturm, und so hat sich denn gegen Fadejew's französirende Bestrebungen der gesunde Sinn des Kaisers mit der größesten Entschiedenheit für das deutsche Vorbild ausgesprochen. Statt der kadrelosen, nie durch das Heer gegangenen Opoltschenie: in der Armee ausgebildete, regelmäßig zu versammelnde und zu übende Reserven. Keine gewählten Offiziere! Keine Stellvertretung, kein Loskauf! Keine Ausnahmen als diejenigen, welche in der Natur bestimmter Nationalitäten liegen. Denn auf Grund besonderer Reglements wird allerdings auch jetzt die Wehrpflicht abgeleistet werden: durch die Kosacken und durch die nichtslavische Bevölkerung einiger Reichsgebiete; letzteres aber voraussichtlich auch nur für einige Zeit als Uebergangsmaßregel.*) Ursprünglich freilich war auch Finland unter die Aus-

*) Die deutschen Kolonisten, welche von den früheren Herrschern, insbesondere von Katharina II., zur Hebung der Agrikultur in's Land gezogen wurden, werden voraussichtlich 20 Jahre lang noch militärfrei bleiben. Man hat bei ihrer Niederlassung in Rußland ihnen für ewige Zeiten Freiheit vom Militärdienste garantirt. Da die Verhältnisse jetzt die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nothwendig machen, nimmt man an, daß der 20jährige Termin denjenigen Kolonisten, welche mit der neuen Maßregel unzufrieden sind, die Rückkehr nach ihrer ausländischen Heimath mit möglichst geringem materiellen Nachtheil erlaubt. Die Petersburger „Börsenzeitung" tadelt diese humane Rücksicht für die Kolonisten, indem sie meint, es seien doch viele andere Klassen und Stände auch vom Militärdienst befreit gewesen, denen man nun keineswegs eine ähnliche Uebergangsperiode gewährt. Nichtsdestoweniger liegt in der Absicht der Regierung ein Zug von Gerechtigkeit: während

nahmen aufgenommen, weil die hier nominell bestehende altschwedische Indeltaverfassung durch Verträge garantirt ist und bei der Einverleibung des Großfürstenthums dem Landtage sogar die Versicherung ertheilt worden war, daß keine Rekrutirung geschehen, daß Finlands bewaffnete Macht nur aus Söhnen des Landes bestehen und niemals außerhalb Finlands verwendet werden solle. „Aber es giebt Augenblicke, wo Gerechtsame, wie klar dieselben auch immer sein mögen, wenig wiegen, während andere Anschauungen schwer in's Gewicht fallen." Ein kaiserliches Reskript vom 12. Januar 1871 bereitet die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Finland vor, indem es den Gouverneur auffordert, rechtzeitig Maßregeln zu treffen, um statt der Indelta-Armee die Bildung von Scharfschützen-Bataillonen vorzubereiten.*)

Die Stimmung der Russen gegenüber den neuen Gesetzvorschlägen soll übrigens fast überall zweifelhaft und bedenklich sein. Man glaubt nicht recht an die Durchführbarkeit der allgemeinen Wehrpflicht. Der russische Bauer, der doch nach wie vor die Hauptmasse des Heeres bilden werde, bedürfe notorisch mehr als 4 Jahre, um nur ein halbwegs brauchbarer Soldat zu werden. In Preußen stelle der in sich selbst so vielfach gegliederte bürgerliche Mittelstand das Bindeglied her zwischen den höheren und niederen Klassen, während er in Rußland gänzlich fehle. Das vorhandene Bürgerthum werde entweder mit dem Edelmann oder dem Bauer gehen, die beiden letzteren aber würden sich schroff gegenüber stehen. Die Offiziere, namentlich die der Linienregimenter, die auf Bildung wenig Anspruch machen könnten, würden der Aufgabe kaum gewachsen sein, den aus allgemeiner Wehrpflicht hervorgegangenen Soldaten gegenüber Stellung zu nehmen; sie würden leicht in Abhängigkeit von ihren Untergebenen gerathen. In Preußen sei der allgemeinen Wehrpflicht die allgemeine Volksbildung vorangegangen, in Rußland solle es nun umgekehrt geschehen und darin läge der Keim gewaltiger Uebel.**)

Die durch das kaiserliche Reskript und den Bericht Miljutin's gegebenen Weisungen mußten natürlich auch schon einen wesentlichen Einfluß auf die Bestimmungen für die Rekrutirung des Jahres 1871 ausüben. Es wurde eine Aushebung von 6 pro Mille, in Polen und einigen anderen westlichen Gouvernements sogar von 8 pro Mille, befohlen. Die Rekrutirung sollte vom 1. Februar bis 1. März ausgeführt werden.

---

sie an das Vaterlands- und Heimathsgefühl der einheimischen, eigentlichen Landeskinder und Stände appellirt, gewährt sie den unter Bedingungen herangezogenen Fremden eine zweckmäßige Bedenkzeit. (Correspondenz der „Nationalzeitung.")

*) Helsingforser Correspondenz der Militärischen Blätter.

**) Petersburger Correspondenz der Darmst. Allg. Militär. Zeitung.

Die Gemeindepflichten blieben dieselben wie 1869; doch hoffte man so bedeutende Ersparungen im Einzelnen zu erzielen, daß man trotz der Verstärkung der Aushebung auf 6 pro Mille doch 600,000 Rubel weniger als sonst ausgeben werde. Der Loskauf wurde noch gestattet und zwar ebenfalls wie 1869 für 570 Rubel. Um die bisherigen großen Ungleichheiten zu vermeiden, hat die Vertheilung der von den Domänenbauern zu stellenden Rekruten zuerst nach Maßgabe der Anzahl der in jedem Gouvernement im ganzen Reiche in der betreffenden Altersklasse stehenden jungen Leute stattzufinden, worauf dann die weitere Vertheilung in den einzelnen Distrikten der verschiedenen Gouvernements vorzunehmen ist. Befreit vom Militärdienst sollten die Zöglinge der obersten Spezial-lehranstalten und die Elementarlehrer sein. Aufgehoben wurde dagegen die Befreiung derjenigen Juden, die zum Christenthum übergetreten sind, die der Bergleute, Ingenieure, Architecten, Landmesser, Bildhauer, Maler, Mechaniker, die nicht im Staatsdienst angestellt sind, und endlich der Schauspieler des Warschauer Theaters. Die Rekrutirung im Königreich Polen wird gleichzeitig mit derjenigen des Kaiserreichs angestellt, und es gelten dort für die Altersklassen dieselben Regeln, wie sie für die Domänebauern gegeben sind. Es sind im Königreich Polen ebenso wie im Kaiserthum die Volksschullehrer vom Militärdienst befreit und die im letzteren aufgehobenen Ausnahmen auch für jenes ungültig geworden. In Bezug auf die bedeutende Erhöhung der Rekrutenquote von 4 auf 6 bis 8 pro Mille stellt der „Invalide" Betrachtungen an, aus denen wir das Nachstehende mittheilen.

„In den letzten Jahren (1866—69) hatten wir uns an den Gedanken gewöhnt, daß unsere Rekrutenaushebungen in dem Verhältniß von 4 Mann von Tausend Seelen, welche ein jährliches Kontingent von ungefähr 100,000 Mann ergaben, völlig zweckmäßig seien. Diese Gleichmäßigkeit des Ersatzes schien anzuzeigen, daß die Ergänzung der Armee in normaler Weise vor sich gehe und daß jene Schwankungen, denen sie früher unterworfen war, jetzt für immer entfernt seien. Allein bei der bedeutenden Länge der Dienstzeit in Rußland können jene Schwankungen mit ihren Folgen erst nach einer Reihe von Jahren hervortreten, und eben gegen diese Folgen war die Regierung daher genöthigt, bei Zeiten die richtigen Maßregeln zu ergreifen. — Man erinnere sich, daß die Mannschaften, welche bis zum Jahre 1859 ausgehoben wurden, zu einer zwanzigjährigen Dienstzeit verpflichtet waren, die verkürzte funfzehnjährige Dienstzeit fand erst auf die nach 1859 eingestellten Rekruten Anwendung oder begann vielmehr erst mit dem Jahre 1863, da während sechs ganzen Jahren, nach Beendigung des Krimkrieges, in Rußland gar keine Rekrutirung vorgenommen wurde. Man muß ferner bedenken, daß die Aushebungen selbst in folgendem Umfange stattfanden:

1850	in der westlichen Hälfte des Reichs	7	vom Tausend
1851	„ „ östlichen „ „ „	5	„ „
1852	„ „ westlichen „ „ „	7	„ „
1853	„ „ östlichen „ „ „	10	„ „

1854 in beiden Hälften des Reichs . .	9	vom	Tausend
1855 " der westlichen Hälfte des Reichs	12	"	"
1855 im ganzen Reich	10	"	"
1863 " " "	5	"	"
1864 " " "	10	"	"
1865 " " "	5	"	"
1866—1869 im ganzen Reich	je 4	"	"

Wenn wir nun noch hinzufügen, daß zu Anfang des künftigen Jahres die Gesammtzahl der im Dienst stehenden und beurlaubten Mannschaften sich auf ungefähr 1,250,000 Mann stellen wird, so dürfte es klar sein, wie starken Schwankungen jene Zahl unterworfen wäre, wenn die Aushebungen in Zukunft in demselben Umfange stattfinden würden, wie bisher. Bis zum Jahre 1875 freilich würde die Stärke unserer Armee sich gleich bleiben, allein sie würde dann bei der Verabschiedung der Leute, die 1854 und 55 ausgehoben wurden, plötzlich sinken. Dann würde mit dem Jahre 1878 auf's Neue eine Steigerung eintreten (veranlaßt durch die Leute, die 1863 mit der Verpflichtung zum 15jährigen Dienst eingestellt wurden), aber später wiederum eine Abnahme, bis endlich mit dem Jahre 1881 ein konstanteres Verhältniß in Folge der gleichmäßigen Aushebung in den letzten vier Jahren stattfinden würde. Diese Schwankungen würden die Reserve bald bedeutend über das Maß des Erforderniſſes zur Kompletirung der Armee auf den Kriegsfuß (welcher jetzt zu 1,208,000 M. bestimmt ist) vergrößern, bald einen mehr oder minder bedeutenden Ausfall, namentlich 1875 und in einigen darauf folgenden Jahren. bei der Reserve hervorbringen. Es ist einleuchtend, daß in Ansehung der gesicherten Kompletirung der Armee für den Kriegsfuß solche Schwankungen durchaus nicht geduldet werden dürfen, umsoweniger, als die Reserve in der neuen Heeresorganisation eine so sehr viel bedeutungsvollere Rolle zu spielen berufen ist wie früher und vor allen Dingen für die Erhöhung der Masse der Reservemannschaften gesorgt werden muß. — Hand in Hand hiemit geht aber auch ein volkswirthschaftlicher Vortheil.

Je größer nämlich das Kontingent der eingestellten Rekruten ist, desto schneller tritt bei einem unveränderten Friedensetat für die Leute der Zeitpunkt ihrer Beurlaubung ein. Wenn man bei einem Friedensfuß der Armee von 7—800,000 Mann und bei einer Aushebung von vier Mann von je tausend Seelen, welche ein jährliches Kontingent von 100,000 Mann ergiebt, im Stande war, den größten Theil der Mannschaften auf zeitweiligen Urlaub nach 7 bis 8 Dienstjahren zu entlassen, so erscheint es bei derselben Stärke der Armee und einer Aushebung von sechs per Tausend, welche dem Heere einen Zuwachs von 150—160,000 Mann bringt, möglich, einen bedeutenden Theil der Leute schon in dem sechsten, ja sogar in dem fünften Dienstjahre in die Heimath zu entlassen, und so dem Volk das von ihm gestellte Menschenmaterial weit früher, mit weit geringeren Verlusten und mit weit geringerer Entfremdung desselben von den früher getriebenen Handtierungen zurückgegeben, als dies jetzt der Fall ist."

„Man kann" — so schließt der Invalide seine Betrachtungen — „das Manifest über die Rekrutirung von 1871 als die erste Grundlage zur Einführung der bevorstehenden großen Reform in der Leistung der Militärpflicht ansehen. Jedenfalls bildet es seinem Wesen und seinem Endzweck nach mit jener Reform ein Ganzes.... Wie die Begebenheiten des Krimkrieges für Rußland die großen bäuerlichen Reformen herbeiführten, so haben die Ereignisse, welche sich in dem jetzigen Kriege zwischen Frank-

reich und Deutschland vollziehen, den Impuls zu einer zweiten Hauptreform, der militärischen, gegeben. Das Allerhöchste Reskript vom 4. November 1870 über die allgemeine, persönliche Verpflichtung zum Kriegsdienst und über die Entwickelung der russischen Streitkräfte mit einer entsprechenden Verkürzung der Dienstzeit, vervollständigt in würdiger Weise die Reihe großer Umgestaltungen, welche Rußland der Weisheit der jetzigen Regierung verdankt.

Die allgemeine Wehrpflicht stärkt das Reich in physischer aber noch weit mehr in moralischer Beziehung, denn es geschieht dadurch ein Schritt vorwärts zur Gleichstellung Aller vor dem Gesetz und zur Befestigung der Erkenntniß in allen Schichten der Bevölkerung, daß alle dieselben Pflichten dem Vaterlande gegenüber haben."

M. J.

Ueber Heinrich Kruse's Wullenwever.

(Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. Leipzig. S. Hirzel. 1871).

Der Verfasser dieses Trauerspieles darf für den Inhalt desselben mit Fug und Recht die Aufmerksamkeit der Deutschen fordern. Die künstlerische Einsicht, die schon in der Wahl des Stoffes sich bewähren soll, wird ihm von vorn herein zugestanden werden. Aber dieser großartige, über einen lebens- und bedeutungsreichen Kreis vaterländischer Verhältnisse sich ausbreitende Stoff schmiegte sich nicht leicht unter die Nothwendigkeit der künstlerischen Form; er wollte mit kräftiger Hand ergriffen, eng und fest zusammengeschlossen sein, wenn er sich in die nun einmal unabänderlich gezogenen Schranken der dramatischen Darstellung fügen sollte; der Dichter mußte mit kühner Entschlossenheit vieles beseitigen und fernhalten, was sich in den Bereich des Gedichtes hineinzudrängen schien oder was wenigstens den Künstlerblick gefällig anlocken konnte. Und zugleich verlangte gerade dieser Stoff eine umsichtig schonende Behandlung, er verlangte eine liebevolle Beachtung auch für seine geringfügigeren Bestandtheile, wenn er an geschichtlichem Werth und Gehalt keine Einbuße erleiden, wenn seine Bedeutung wie seine Eigenthümlichkeit zur vollen, unverkürzten Erscheinung kommen sollte.

Gleich im Beginne des Dramas tritt der Held hervor, der auch, während der ersten drei Aufzüge, im eigentlichen Sinne der Führer der Handlung bleibt. Der Dichter verzichtet auf den Kunstgriff, der von so manchem Dramatiker erfolgreich angewandt worden: er läßt nicht erst durch das Reden und Thun der anderen Personen unsere Erwartung auf das Erscheinen des Helden spannen, so daß, wenn dieser nun endlich erscheint, er uns schon als halb bekannt entgegentritt, wir schon die Beweggründe seiner Worte und Thaten durchschauen und begierig sind, zu erfahren, wie derjenige, über den wir schon so viel vernommen, sich nun selbst, sprechend und handelnd, darstellen wird. Hier ist vielmehr dem Helden die Aufgabe übertragen, sich, ohne vorhergehende Ankündigung, selbst bei uns einzuführen; er muß sich gleichsam selbst erklären, uns rückhaltlos sein Wesen aufschließen. Zu diesem Behufe aber muß ihm, gleich zu Anfang, durch den Dichter ein Spielraum eröffnet sein, auf welchem die ganze Fülle der Eigenschaften, mit denen seine Persönlichkeit ausgestattet ist, sich ungezwungen entfalten kann; er muß in eine Lage versetzt werden, die ihn drängt, seine Sinnesart, die zugleich den Keim seines künftigen Geschicks enthält, zu offenbaren, seine Absichten auszusprechen, das

Ziel seines Wollens und Strebens zu bezeichnen. Genügt der Dichter dieser Verpflichtung, so empfängt dadurch schon die beginnende Handlung einen lebhaften Schwung und wird rascher vorwärts getrieben; die Vorbereitung und einleitende Begründung, für deren durchgängige Deutlichkeit und Klarheit der Dramatiker nicht genug Sorge tragen kann, wird eng verschlungen mit der schon lebendig voran drängenden Handlung selbst. Das bleibt immer ein Wagestück; aber hier ist es gelungen.

Wullenwever, der kühne, hochstrebende Wortführer der Bürger Lübecks, ist eben heimgekehrt von Kopenhagen, wo nach dem Tode König Friedrich's I. ein oligarchisch gesinnter Reichsrath sich des Regimentes über das herrenlose Land anmaßt. Enttäuscht und entrüstet ist er heimgekehrt. Schnöde sind die gerechten Forderungen zurückgewiesen worden, die er dort im Namen Lübecks, im Namen der Hansa geltend zu machen suchte. Sein beweglicher und erfindungsreicher Geist hat nun einen Plan ersonnen, auf den selbst seine Anhänger nicht ohne Widerstreben eingehen können. Den in harter Gefangenschaft weilenden Vorgänger des eben hingeschiedenen Königs, Christiern den Zweiten, der vor der Erbitterung seiner Unterthanen vom Throne hatte weichen müssen, ihn will der allvermögende Volksführer mit Waffengewalt in Dänemark wieder einsetzen. Zwar ist der entthronte Herrscher, an dem der Makel blutdürstiger Grausamkeit haftet, dem Volke von Lübeck vielleicht noch verhaßter, als er es einem Theile seiner ehemaligen Unterthanen je gewesen; zwar standen Lübecks Vertreter stets in der ersten Reihe seiner Feinde; nicht nur hatten sie dem Gegenkönige mit allen Mitteln, die ihre Macht ihnen gab, Vorschub geleistet, sie hatten auch nachdrücklich dazu mitgewirkt, daß über Christiern, als dessen Versuch, sich des Thrones wieder zu bemächtigen, mißglückt war, die schmählichste Gefangenschaft verhängt worden. Wie sollten sich nun die Bürger nicht sträuben, den Gewaltherrscher, an dessen Vertreibung sie einst so thätigen Antheil genommen, als ihren Schützling den Dänen wieder aufzubringen? Aber Wullenwever, auf die Macht seiner Rede vertrauend, darf hoffen, das Volk nach seinem Willen umzustimmen. Hat er doch bei diesem so seltsam scheinenden Unternehmen den herrlichsten Zweck deutlich vor Augen! Christiern's Name leiht ihm nur den Vorwand. Im Namen dieses rechtmäßigen Königs will er Dänemark erobern, damit es gezwungen seinem großen Plane diene, der auf die Wiederherstellung der alten Macht der Hansa, auf die Erneuerung ihres ruhmreichen Glanzes abzielt.

So erscheint er denn im Geleit seiner Anhänger; auf offenem Markte will er zum Volke reden; er wünscht jedoch, daß seine näheren Freunde, die selbst dem gefangenen Christiern nur wenig hold sind, erst die Menge

vorbereiten mögen auf das, was sie hören soll. Das mannigfaltig rege Treiben, das sich inzwischen auf dem Markte entwickelt, giebt uns eine Andeutung der alle Verhältnisse durchdringenden Bewegungen, von denen die Stadt erschüttert wird. Lambert von Dahlen zeigt sich als hochmüthiger Genosse der Patricier, deren lang behauptete Macht sich täglich mindert; vereint stehen sie feindlich gegen Wullenwever, durch den die Volkspartei zur herrschenden im Staate wird. Aber nicht blos die politischen, auch die religiösen Zustände sind in gewaltsamer Umwandlung begriffen; ja, die reformatorische Bewegung, der endlich auch, später als andere niedersächsische Städte, Lübeck sich hingeben mußte, hat zu den Neuerungen, die sich im Staatswesen vollziehen, den entscheidenden Anlaß geboten. Denn wie fast überall, so sind auch hier mit der Reformation die unteren Bürgerkreise zuerst emporgekommen; in ihnen hatte das Verlangen nach dem lautern Worte des Evangeliums zuerst mächtig um sich gegriffen; sie erprobten ihre Kraft, indem sie, dem Widerstreben der alten Geschlechter zum Trotz, die Einführung der gereinigten Lehre bewirkten, und damit zugleich den bisher vorenthaltenen Antheil an den Verwaltungs- und Regierungsgeschäften errangen. Wie geschickt das Volk seine Ansprüche durchsetzt, und welche gewandte Klugheit, welche thätige Ausdauer vor allen Wullenwever dabei bewiesen, das erfahren wir aus einem Gespräche des Bischofs mit dem päpstlichen Legaten, der, keineswegs den welschen Priesterstolz verleugnend, die Absicht kundgiebt, „die betrübte Braut des Herrn zu trösten," das heißt: zu versuchen, ob nicht die Deutschen, die der alten Glaubensform treu geblieben, zu einem thätigen Beistand der bedrängten Kirche und zu einem eben so thätigen Widerstande gegen die Neuerer sich durch sein apostolisches Wort noch ermuthigen lassen.

Aber dies Gespräch, dem es nicht an spitzen Worten und bedenklichen Wendungen fehlt, wird unterbrochen durch die jubelnden Rufe, mit welchen das Volk, von allen Seiten herzuströmend, seinen gepriesenen Liebling begrüßt. Der Legat, selbst ein wohlgeschulter Redner, kann sogleich zu seiner Verwunderung erfahren, mit welcher Gewalt dieser norddeutsche Demosthenes den Donner seines Wortes schleudert und die Herzen der Hörer trifft. Es entspricht der kühlen Unparteilichkeit, mit welcher der fein gebildete und scharf beobachtende Italiener diese ihm doch im Grunde fremdartigen und fernliegenden deutschen Verhältnisse betrachtet, daß er das Wohlgefallen, welches die Erscheinung des vermessenen Demagogen ihm einflößt, ganz unverhohlen äußert:

> Ein ächter Deutscher! Welch ein schöner Kopf!
> Er blickt so milde, und die Weltgeschichte
> Arbeitet nur mit eisernem Geräth.

Welche theilnahmsvolle Aufmerksamkeit Wullenwever ihm abgenöthigt, bezeugt der Legat durch die anschauliche Schilderung, die er später, im dritten Act, von seiner Person und seinem Auftreten entwirft:

> Klug, sanft und in sich brütend;
> Das Haar ist goldroth, wie man Heil'ge malt,
> Die Haut höchst weiß und zart und frauenhaft;
> Doch wenn er sich erhitzt, was bald geschehn,
> Gießt über ihn sich lichter Purpur aus,
> Der Nebelschleier sinkt von seinen Augen,
> Die wie Sapphire strahlen, und er steht
> Kühn da und göttergleich wie Phaethon,
> Indem er mit dem ersten Geißelschlag
> Die Sonnenrosse in die Lüfte trieb.

Dieser Mann von so mildem Ansehen erscheint durch die Natur zur Führung der Menge berufen. Gebietend schwebt sein herrschkräftiger Geist über den brausenden Wogen der Volksstimmung. Seine Beredsamkeit strömt aus dem Herzen. Wenn er hier zum Volke spricht, so ist, was wir vernehmen, nicht eigentlich eine „Rede," insofern man mit diesem Worte den Begriff eines künstlich angelegten, in allen seinen Einzelheiten vorher sorgfältig überdachten Vortrags verbindet. Allerdings redet er zum Volke, um es zu überreden; aber er redet nicht, wie etwa Marc Anton in Shakespeare's Cäsar. Die großen Entwürfe, für die er das Herz der Menge erwärmen, für die er ihre Stimmen gewinnen will, erfüllen ihn so ganz, er ist von der dringenden Nothwendigkeit, von dem heilsamen Erfolg dieser Plane so innig überzeugt, daß er sich nur seiner Empfindung zu überlassen braucht, um die staunenswerthesten Wirkungen des kunstgeübtesten Redners zu erzielen. In ihm lebt die der unverfälschten Natur anerschaffene Kunst, die alle angelernten Künste aussticht.

Und alle Mittel dieser natürlichen Kunst hat er vonnöthen, wenn er diesmal mit seiner Absicht durchdringen will. Bald spricht er ein schlagend derbes Wort, von eindringlicher Geberde kräftig begleitet, bald giebt er eine klare, dem Fassungsvermögen seiner Zuhörer angemessene Darlegung der politischen Verhältnisse; jetzt folgt der Ausdruck schmerzlichster Entrüstung, gleich darauf der Ausbruch einer mächtigen Begeisterung, die widerstandslos die Herzen fortreißt; er spottet und schilt; er ist bis zu Thränen erregt, wenn er der Schmach gedenkt, welche die Hansa duldet und welche sie ferner dulden soll, und er erhebt sich mit stolzem Geistesschwung, wenn er verkündet, daß die alten Zeiten des Glücks und des Ruhms wiederkehren sollen.

Seine Worte, indem sie uns das Innerste seines Gemüthes aufdecken und den Inbegriff seines geistigen Daseins aussprechen, geben uns zu-

gleich ein vollständiges, scharf beleuchtetes Bild der äußeren, vielfach verwickelten Verhältnisse, in welche er eingreifen will, und die er umzuwandeln sich berufen fühlt. So erreicht der Dichter neben dem einen Zweck, auf den seine Darstellung gerichtet scheint, unvermerkt einen zweiten, welcher dem ersten an Wichtigkeit völlig gleichkommt.

Soll der ehemalige Flor Lübecks und der Hansa sich erneuern, so muß den Holländern die Ostsee verschlossen werden. Der verstorbene König Friedrich, eingedenk der Verpflichtungen, welche die thätige Freundschaft der Lübecker ihm auferlegt hatte, war denn auch nicht karg gewesen mit Versprechungen, die der Stadt den Beistand Dänemarks in einem Kriege gegen Holland zusichern sollten. Die Erfüllung dieses königlichen Wortes zu verlangen und nachdrücklich zu betreiben, ist Wullenwever in Kopenhagen erschienen, aber

> Die goldnen Berge, die man uns versprach,
> Sie haben sich im Inventarium
> Des Königs Friederich nicht vorgefunden.

Mit nichtigen Ausflüchten, mit kahlen Entschuldigungen hat der dänische Reichsrath, der dem Papismus anhängt und die reine Lehre ausrotten will, den Gesandten Lübecks abgewiesen; nicht blos verweigert er die zugesagte Hülfe; mit den Holländern, die er bekämpfen soll, hat er, tückisch und verschmitzt, ein Bündniß geschlossen und so den Untergang der Hansa besiegelt.

Jetzt kann das Volk, leidenschaftlich aufgereizt durch die beredte Schilderung der drohenden Schrecknisse, jetzt kann es den Namen Christierns hören. Zwar wird er, da Wullenwever ihn zum erstenmal zu nennen wagt, mit Ausrufen der Verwünschung aufgenommen; aber geschickt weiß der Redner den König, der stets dem Bürger und Bauer freundlich gewesen, zu entlasten von manchen seiner Unthaten, unter denen nur der ruhelose, hochmüthige Adel verdientermaßen gelitten; geschickt weiß er das Mitleid rege zu machen für den jammervollen Gefangenen, an dem der königliche Oheim wortbrüchig geworden; und schon dürfen die unter die Menge vertheilten näheren Freunde des gerade auf sein Ziel losbringenden Tribunen den Wunsch nach Befreiung Christierns laut werden lassen, schon ist das eben noch widerstrebende Volk für den großen Zweck gewonnen, da tritt Lambert Dahlen dem herrschenden Volksmanne entgegen: er will ihn aus der Fassung bringen, er will das Volk ihm abwendig machen, indem er den Krieg mit Dänemark eine unheilvolle Thorheit nennt.

Aber was jeden andern öffentlichen Redner in Verwirrung gestürzt hätte, das wird für Wullenwever's vielgewandten Geist ein Mittel, den gewünschten Erfolg nur rascher und sicherer herbeizuführen. Der Mann,

der über die Seinen unbedingt gebietet, versteht auch den Gegner schnell zu entwaffnen. Er vergönnt es diesem, alle Gründe vorzubringen, die er gegen ihn in Bereitschaft hat; aber er vergönnt es nur, um aus Lambert's eigenen Reden die Folgerung zu ziehen, daß der Hansa, wenn sie nicht selbst in ihr Verderben willigen mag, nur eins übrig bleibt: den feindlichen Dänen den Sund zu entreißen.

Wie lange soll als Zöllner und als Sünder
Der Däne sitzen vor dem deutschen Meer?
Fort mit dem Pförtner! Steckt die Schlüssel ein,
Die Schlösser Helsingoer und Helsingborg!
Dann sind wir Herrn in unserm Hause. Ja,
Der Sund muß deutsch sein, deutsch, und ewig bleiben.
Sind auf den Wällen Helsingoers die großen
Geschütze Lübecks mit dem Doppel-Aar
Erst aufgepflanzt, so herrscht der deutsche Kaiser
In Ewigkeit bis an das Eis des Pols.

So zwingt Wullenwever seinen Widersacher, ihm das entscheidende Wort selbst in den Mund zu legen; und hat er dies Wort, das den ganzen Umfang seines kühnen Planes enthüllt, erst ausgesprochen, so läßt er, siegesgewiß, seine stürmende Beredsamkeit, wie zu einem letzten Anlauf, nochmals auf die Gemüther des Volkes eindringen: er mahnt an das gefährdete Evangelium, er mahnt an alles, was die Bürger Lübecks einst glorreich errungen, was sie nun unwiederbringlich verlieren sollen; und „Krieg gegen Dänemark“ ist das Losungswort, das er mit machtvoller Stimme der überwältigten Menge zuruft und das ihm von allen Lippen zurückschallt. Sein Triumph ist vollständig; seine Herrschaft über das Volk hat eine neue Beglaubigung erhalten; seine Rede hat das Schicksal der Stadt entschieden. —

Mit gutem Bedachte ist der Inhalt dieser großen, einleitenden Scene so umständlich dargelegt worden. Man überblickt nun den weiten, freien Kampf- und Spielraum, den gleich im Beginne der Handlung der Dichter seinem Helden angewiesen hat. Kunstvoll ist auf diesem Schauplatze alles vereinigt, was die Zustände, in denen die handelnden Personen sich bewegen, verdeutlichen kann. Kunstvoll hat sich der Dichter der zurückgreifenden Motive bedient, durch die, nach Goethe's Wort, „dasjenige, was vor der Epoche des Gedichts geschehen ist, hereingehoben wird.“ Es war keine geringe Schwierigkeit, die inneren Verhältnisse der Stadt, unter denen Wullenwever emporgekommen, klar vor's Auge zu bringen, und daneben die äußeren, auf den Verlauf der Handlung so mächtig einwirkenden Beziehungen zu den nordischen Reichen in genügender Deutlichkeit heraustreten zu lassen. Und doch durfte diesen Verhältnissen und Zu-

ständen nur so viel Raum vergönnt werden, daß sie die Gestalt der Hauptperson nicht verdeckten, daß sie dieser vielmehr zum Hintergrunde dienten, von dem sie nur um so entschiedener sich abheben konnte. Denn im vollsten Lichte mußte diese Gestalt erscheinen. Der Dichter mußte hier die Kunst üben, die unter allen Dramatikern Shakespeare und Moliere wohl am meisterlichsten geübt haben, die schwierige Kunst, uns von dem Wesen der Hauptperson, gleich bei deren erstem Auftreten, einen so bestimmten, nachhaltigen Eindruck zu geben, daß dieser fortan unsere Empfindung und Einbildungskraft beherrscht. Wir kennen Wullenweber nun; wir wissen, welche geistige Mächte sein inneres Dasein lenken; wir sind eingeweiht in sein Sinnen und Trachten; wir haben das Maß seiner Kraft schätzen gelernt, und wir nehmen Theil an der Begeisterung, die ihn treibt, diese ganze Kraft für eine große Sache einzusetzen. Mit wohlbekanntem Antlitz steht er vor uns da, der vaterländische Held des Wortes und der That.

Aber auch eine Ahnung von dem Verhängnisse, das über ihm schwebt, ist in uns erweckt worden. Wir haben auch seine Gegner kennen gelernt. Noch deutlicher sollen wir jetzt erfahren, mit welchen Mitteln und mit welchen Kräften diese den Kampf gegen ihn fortzusetzen gedenken. Während er im Lichte des Tages vor allem Volke auf offenem Markte gesprochen und gehandelt, versammeln sich heimlich zur Abendstunde im geschlossenen, spärlich beleuchteten Saal, unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten, die Senatoren Lübecks. Der Gesandte Roms sucht die edlen Herren aufzuscheuchen aus der dumpfen Unthätigkeit, in die sie mit einem Gefühl widerwilliger Entsagung versunken sind; er fordert von ihnen, den Freunden des Bestehenden, den gläubigen Anhängern der alten Kirche, daß sie endlich dem überall siegreich vordringenden Neuerer Einhalt gebieten. Nie dürfe man verzweifeln, niemals die durch Herkommen geheiligten Rechte hoffnungslos aufgeben, niemals die so lange geführten Zügel des Regiments schlaff aus den Händen fahren lassen. Die ehrlos verbrecherischen Mittel, welche der Legat, auf welsche Sitte sich berufend, vorschlägt, werden zurückgewiesen; die deutschen Männer wollen den Feind, in dem sie vor allem den Störer ihrer Ruhe hassen, der aber sein Verfahren mit einem Schein der Gesetzlichkeit zu umgeben weiß, sie wollen ihn verfolgen und bekämpfen, jedoch nicht heimlich aus dem Wege räumen. Der Legat entwirft einen andern Plan, über den man sich verständigt. Zwei der vornehmsten Mitglieder des Rathes sollen die Stadt verlassen, unter dem Vorgeben, daß die Volksherrschaft, der sie hier sich fügen müssen, ihnen länger keine Sicherheit gewähre; den höchsten Oberherrn, Kaiser Karl den Fünften, sollen sie flehend angehen, daß er durch strenges Machtgebot die Neuerungen als nichtig erkläre und den alten Ordnungen des Staats

und der Kirche die verlorene Geltung wiedergebe. Mag dann auch das kaiserliche Wort zuerst noch unwirksam bleiben, es besteht doch in seiner Kraft, und kann einst — so rechnet der kluge, weitsehende Italiener — und kann einst zu einer unwiderstehlichen Waffe gegen Wullenwever und seine Genossen werden, wenn das Glück, das jetzt den Emporkömmling begleitet, einmal von ihm zu weichen beginnt. Die Bürgermeister Nicolaus Brömse und Hermann Plönnies werden einstimmig erwählt, die bedenkliche Gesandtschaft zu übernehmen; und neu ermuthigt geloben sich die Senatoren feierlich, im Bunde mit der Geistlichkeit, die verletzte Standesehre wieder herzustellen und den alten Glauben zu hegen und zu schützen. Mit dieser Scene, die als ein wirkungsvolles Gegenbild der vorigen und zugleich als deren natürliche Fortsetzung erscheint, ist der erste Act abgeschlossen.

Die Dichtung muß jetzt einen sanfteren Ton anschlagen. Der Held zeigt sich im Kreise des häuslichen Lebens. Hier steht eine Schwester ihm zur Seite, und ein alter, barscher, aber herzenstreuer Diener ist ihm beigegeben. Der wirkliche Wullenwever war vermählt und hatte zwei Brüder, von denen der eine als Hamburger Rathsherr eine ansehnliche Stellung einnahm. Wie aber der Held in der Darstellung des Dichters erscheint, muß er ungetheilt seinen großartigen Plänen leben, neben denen die Sorge für ein geliebtes Weib keinen Platz finden könnte; nur für der Schwester zärtliche Anhänglichkeit bleibt er noch empfänglich. Mit liebevollem Stolz und zugleich mit ahnungsvollem Bangen blickt Margarethe auf den Bruder, der, gleich als ob er seines bescheidenen Ursprungs gänzlich vergäße, nicht blos über seine Mitbürger herrschen, sondern auch den Gang der großen Völkergeschicke lenken will. Man darf zweifeln, ob er selbst diese schwesterliche Liebe, so sehr sie ihn rührt und erquickt, mit gleicher Innigkeit erwidert. Zu der Sanftmuth, dem zarten weiblichen Sinn Magaretha's zeigt das männisch derbe Auftreten der Bürgermeisterswittwe Frau Lunte den schroffsten Gegensatz; bei aller Weichheit ihres Wesens jedoch versteht das Mädchen sehr entschieden die unwillkommenen Bewerbungen abzulehnen, mit denen der Doctor Oldendorp, der juristische Beirath ihres Bruders, sie heimsucht. Aber auch während dieser Familienscenen werden uns die großen Angelegenheiten, an die Wullenwever's Schicksal geknüpft ist, nicht aus den Augen gerückt. Die Bürger drängen sich zu ihrem Vorkämpfer und Beschützer, um ihn vor der Gefahr zu warnen, die ihm von der Versammlung der Patricier droht. Allzu hochsinnig verschmäht er die Warnung. Er hält seine Macht innerhalb der Stadt für gesichert; seine Gedanken wenden sich ganz nach außen, auf den Streit mit Dänemark. Und während er eben darüber sinnt, wen

er zur Führung des Kampfes erlesen soll, steht sein Freund Marcus Meyer vor ihm, der glänzende waghalsige Abenteurer, der sich vom Ankerschmidt zum Kriegshauptmann emporgeschwungen. Aus England kommt er zurück, wo er das Wundersamste bestanden und erfahren, wo ihm, nachdem schon das Beil des Henkers ihn bedroht, vom König Heinrich dem Achten der Ritterschlag zu Theil geworden. Mit prahlenden Worten erzählt er, wie er dann in der reichen Liebesgunst der englischen Damen geschwelgt, wie er aber auch thätig gewesen für die großen Zwecke, die sein Freund verfolgt: denn er überbringt vom König Heinrich vielverheißende Anerbietungen zu einem Bündniß mit der Hansa.

Scheint nun der so unerwartet heimgekehrte und mit neuen Ehren bekrönte Freund, scheint er nicht durch die Vorsehung selbst zum Feldherrn gegen Dänemark bestimmt? Ihn wählt daher auch Wullenweber, ob er gleich dem Grafen Christoph von Oldenburg diesen Posten eigentlich zugedacht hatte. Und noch näher wünscht Marcus Meyer ihm verbunden zu werden: er wirbt um Margaretha. Zu seiner bitteren Beschämung aber muß der prahlende Kriegsmann, dessen stattliche Gestalt so manches Frauenauge bestochen hat, eine unzweideutige Zurückweisung erfahren. Margaretha, in deren Herzen noch der Funke einer ehemals gehegten Neigung zu einem der Edlen der Stadt leise fortglimmt, kann, trotz dem dringenden Zureden des Bruders, nicht das Weib des Mannes werden, dessen ganze Art und Sitte nur allzu deutlich an den Stand erinnert, aus dem er emporgekommen. Noch eine andere Enttäuschung wird dem Gekränkten bereitet. Der Graf von Oldenburg erscheint. Fast hatte Wullenweber geglaubt, nicht mehr rechnen zu dürfen auf die Mitwirkung des fürstlichen Herrn, vor dem nun Marcus Meyer natürlich zurückstehen muß. Der Graf, ein Vetter des vertriebenen Christiern, giebt sich für einen schlichten Krieger, der nur auf dem Schlachtfelde zu Hause ist und der den dunkeln Pfaden der Politik fern bleibt. Wullenweber glaubt daher, in ihm ein williges Werkzeug für seine Pläne zu finden. In Wahrheit aber ist das bedenkliche Unternehmen gegen Dänemark für den Grafen nur eine vielverheißende Gelegenheit, sein eigenes Glück zu fördern. Er hat nichts zu verlieren; er kann daher nichts auf's Spiel setzen; er kann aber, bei günstiger Wendung der Ereignisse, viel gewinnen, wohl gar eine Krone. Mit diesem Selbstsüchtigen muß Wullenweber sich verbinden. Und eben ist diese wichtige Unterredung zu Ende geführt, eben will, nach anstrengendem und wechselreichem Tagewerk, Wullenweber endlich sich zur Ruhe begeben, da fliegt die aufregende Kunde von der Entweichung der beiden Bürgermeister durch die Stadt. Das Volk, von Schrecken und Wuth ergriffen, findet seine schlimmsten Ahnungen bestätigt; ein allgemeiner

Aufstand ist unvermeidlich, und krachende Schüsse bezeichnen schon den Ausbruch der Empörung. So deutet der Schluß des zweiten Actes zurück auf den Schluß des ersten. Was dort berathen worden, sehen wir hier in's Werk gesetzt. —

Der Dichter — das wird schon aus diesen Andeutungen über den Inhalt der beiden ersten Acte klar — der Dichter giebt seiner Darstellung durchaus die Farben geschichtlicher Wirklichkeit. Die Thatsachen sind bei ihm vor jeder willkürlichen Verunstaltung gesichert. Die Poesie erscheint hier im festen Bunde mit der historischen Ueberlieferung. Aber der Dramatiker steht nicht im Dienste der Geschichte; er ist ein frei schaffender Künstler. Wie der Landschaftsmaler, und wollte er noch so innig der Natur sich anschließen, dennoch niemals die Naturbilder, die ihm vor Augen stehen, ganz unverändert in seinen Rahmen hinübernehmen kann, sondern durch Wahl, Anordnung und Umbildung sie erst selbständig gestalten muß, so wird der Dramatiker, bei aller Treue gegen die Geschichte, doch niemals eine längere Reihenfolge von Begebenheiten unverändert beibehalten: er muß über sie verfügen nach den unverbrüchlichen Kunstgesetzen, zu deren Befolgung der innerste Trieb seiner künstlerischen Natur ihn drängt. Diese Gesetze weisen ihn vor allem darauf hin, die innerlich zusammengehörigen, aber in Zeit und Raum oft beträchtlich von einander entfernten Begebenheiten auch äußerlich zusammenzufügen und so in einander zu verschlingen, daß in ihnen das Walten einer inneren Nothwendigkeit erkannt wird. Nur indem der Poet den allgemeingültigen, menschlich-sittlichen Gehalt der Thaten und Ereignisse an's Licht hebt, darf er hoffen, daß, nach Aristoteles' tiefsinnigem Worte, seine Dichtung etwas Philosophischeres und Ernsteres (φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον) werde als die Geschichte selbst.

Ununterbrochen bewegt sich in jenen zwei Acten die Handlung vorwärts. Wie natürlich reihen sich die Begebenheiten an einander! wie natürlich scheint sich ein Umstand aus dem andern zu ergeben! Aber dieser stätige Fortschritt, diese innere Verknüpfung der Ereignisse ist erst durch den Dichter bewirkt worden.

Mit der Rückkehr Wullenwever's aus Kopenhagen beginnt die Handlung. Unmittelbar darauf läßt der Dichter die Ankunft Marcus Meyer's aus England und die Flucht der beiden Bürgermeister aus Lübeck folgen. In Wirklichkeit aber sind diese Ereignisse, die durch das Gesetz der Ursache und Wirkung unter einander verbunden scheinen, durch einen mehr als dreijährigen Zeitraum von einander getrennt.

In den ersten Monaten des Jahres 1531 hatte man versucht, den Wirren zwischen Rath und Bürgerschaft durch friedliche Uebereinkunft

ein erwünschtes Ende zu bereiten. Bei den Verhandlungen, die damals stattgefunden, war Wullenwever schon einflußreich hervorgetreten. Die Elemente der Zwietracht waren jedoch nicht zu beseitigen. Die beiden Bürgermeister Brömse und Plönnies, den altüberlieferten Ordnungen mit stolzem Standesgefühl anhangend, ließen sich durch ihren Widerwillen gegen die neuen Verhältnisse bestimmen, die Stadt am Osterabend (8. April) zu verlassen. Fürs erste ward der Partei der Neuerer dadurch freier Boden geschafft. Wullenwever rückte allmählich*) an die Spitze der Geschäfte vor und hatte bald Anlaß, seinen Einfluß auch in den Beziehungen Lübecks zu den nordischen Reichen geltend zu machen. Und allerdings konnten die Zustände dort im Norden einen so regsamen Geist wie den seinigen wohl zu thätigem Eingreifen verlocken.

Der dänische König Christian II., der am 13. April 1522 seine Hauptstadt als Flüchtling verlassen, wagte den bedenklichen Versuch, den verlorenen Thron seinem Oheim Friedrich wieder abzugewinnen. Der Versuch mißlang. Christian ward in schmähliche Gefangenschaft geworfen; man darf annehmen, daß die Lübecker, und vor allen Wullenwever selbst, eifrig beflissen waren, die Befreiung des gestürzten Herrschers zu hintertreiben. Als nun Friedrich I., der Freund, ja der Schützling der Hansestadt, am 3. April 1533 starb, war Wullenwever schon im Besitz der höchsten städtischen Würde. Am 21. Februar hatte man ihn zum Mitgliede des Rathes, am 8. März zum Bürgermeister gewählt; als solcher ging er im Beginn des Juni nach Kopenhagen, wo er im Namen der wendischen Städte**) Wismar, Rostock, Stralsund das Wort führte; um die Mitte des Juli kam er heim nach Lübeck, entschlossen, den Hansestädten die beherrschende Stellung wieder zu erobern, die sie einst dem skandinavischen Norden gegenüber behauptet hatten.

Also der Dichter erst hat die innere Verbindung zwischen der Rückkehr Wullenwever's und der Flucht der Bürgermeister kunstvoll geschaffen, und ebenso hat er mit künstlerischer Zweckmäßigkeit den Zwischenraum schwinden lassen, der diese Ereignisse von dem Beginn des Krieges trennt. Gleich auf die Heimkehr des edeln Volkstribunen läßt er den Beschluß zum Kriege, läßt er die Verabredungen mit Marcus Meyer und dem Grafen von Oldenburg folgen. Die Geschichte aber sagt uns, daß erst

*) Allmählich, — nicht, wie es im Drama dargestellt wird, gleich unmittelbar nach der Flucht der beiden Bürgermeister. Daß am 9. September 1531 Goslik Lunte und Godert von Hövelen zu Nachfolgern der beiden Entwichenen ernannt wurden, bleibt vom Dichter weislich unerwähnt. Er versteht es auch hier, den Kreis der Begebenheiten enger zusammen zu ziehen und alles auszuscheiden, was nicht in das planmäßige innere Gefüge der Handlung hineingehört.

**) Die fünf wendischen Städte sind: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald.

am 18. Januar des folgenden Jahres (1534) Marcus Meyer in Lübeck anlangte, nachdem er, den das Glück bald als seinen Liebling, bald als seinen Narren behandelte, in England die wunderlichsten Wendungen des Schicksals erfahren;*) und erst im Mai jenes Jahres ward der Vertrag zwischen der Stadt und dem Grafen von Oldenburg abgeschlossen. Auf einen Blick wird es deutlich, welche Vortheile hier durch ein energisches Zusammenziehen weit auseinanderliegender Begebenheiten erreicht worden.

So behauptet der Dichter, gegenüber der geschichtlichen Wirklichkeit, das edle Recht der künstlerischen Freiheit. Zugleich aber benutzt er im Einzelnen sorgfältig, was die genau durchforschten Quellen ihm darreichen. Wenn Lambert Dahlen als der feindseligste und verhärtetste Gegner Wullenwever's dargestellt wird, so stimmt hier die Dichtung mit der Geschichte vollkommen überein. Als der Vertrag mit dem Grafen von Oldenburg zum Abschluß kam, war es Lambert allein, der mit leidenschaftlicher Heftigkeit die von Wullenwever ausgehenden Plane bekämpfte und ihre Verwerfung durchzusetzen suchte. Bei diesem Anlasse soll er die Bürger dermaßen gegen sich aufgebracht haben, daß man ihn zum Fenster hinauszuwerfen Anstalt machte. Ja, er selbst bezeugt uns noch die Stärke und Dauer seines Hasses: in einem uns noch erhaltenen Berichte**) über die durch Wullenwever erregten Unruhen läßt er den ganzen Ingrimm des Patriciers gegen den vermessenen Emporkömmling hervorbrechen; er schilt ihn einen „boven, de de gode stadt von Lübeck in groten jamer scaden scande unde nadeel gesöret hefft."

Gern gewahrt man, wie der Dichter selbst die scheinbar gleichgültig hingeworfenen Andeutungen der Quellenschriftsteller auszunutzen weiß. So fand er in den Berichten aus jenen Jahren erwähnt, daß die Wullenwever'sche Partei den Oldendorp und Helmke Dannemann nach Stralsund, Rostock und Wismar entsandte (5. Juli 1534), um die Bundesgenossenschaft dieser Städte für Lübeck zu sichern. Aus einer solchen geringfügigen Notiz entnimmt der Dichter die Anregung zu einem bedeutsamen Gespräche zwischen Wullenwever und seinem Secretair Oldendorp (2, 6). Diese Unterredung eröffnet uns einen Ausblick auf die Verhältnisse der alternden, von der Höhe ihres Ruhmes und ihrer Macht allmählich herabgesunkenen Hansa; die Aeußerungen, die hier laut werden, erfüllen uns mit der Ahnung, wie viele ernst drohende und fast unüber-

---

*) Ueber „die politischen Beziehungen Heinrich's VIII. zu Marcus Meyer und Jürgen Wullenwever" handelt C. F. Wurm in einer besonderen, Hamburg 1852 erschienenen Schrift, welche Mittheilungen aus den Cotton'schen Handschriften im britischen Museum enthält.

**) Dieser Bericht ist mitgetheilt von Waitz in dessen großem Werke über Wullenwever 3, 530—31.

windliche Gefahren das Unternehmen in sich birgt, das Wullenwever so hochherzig und mit so weitaussehenden Hoffnungen beginnt.

Für jetzt freilich scheinen alle diese Besorgnisse in den Hintergrund gewichen zu sein. Kaum mögen wir daran zweifeln, daß der kühne, bisher im Geiste gehegte und gereifte Plan Wullenwever's vollkommen ausgeführt in die Wirklichkeit treten werde, wenn wir den Helden im Anfange des dritten Actes erblicken, wie er, als Bürgermeister und Herr der Stadt, im Lager vor Lübeck mit dem Grafen von Oldenburg, hernach mit dem Herzog Christian von Holstein, in fürstlicher Selbständigkeit, der wichtigsten Unterhandlungen pflegt. Zwar könnte Marcus Meyer, der seinen Aerger über die erlittene Zurücksetzung nicht verhehlt, durch wilde Laune und maßlos derbes Treiben die Unternehmung gefährden. Allzufrühzeitig — auch hier wird das geschichtlich Ueberlieferte in zweckmäßiger Weise dichterisch verwerthet — beginnt der Tollkühne den unerwarteten Angriff, den die Feinde, nun doppelt erbittert, als schmähliche Verletzung des Völkerrechtes verdammen dürfen. Niemand kann herber als Wullenwever selbst den Schmerz über diesen räuberischen Friedensbruch empfinden. Mit beängstigenden Ahnungen muß es ihn drücken, daß gerade der liebste Freund, der nächste Mitgenosse seiner Plane, das herrliche Unternehmen, aus dem die Wiedergeburt der Hansa hervorgehen soll, gleich im Beginn durch einen solchen Makel schändet. Aber alsbald vergessen ist alles Widerwärtige vor der erhebenden Größe der Gegenwart, wenn Wullenwever nun die gegen Dänemark gerüstete Flotte mustert. Als den Perikles des Nordens kann der in klassischer Gelehrsamkeit wohlbewanderte Graf von Oldenburg ihn begrüßen; und höher hebt sich das Herz dem erkorenen Führer des Volks, gewaltiger tönt seine Rede, da er nun als Admiral vor die jauchzende Menge hintritt und das stolze Bewußtsein ausspricht, daß kein Fürst im ganzen Bereiche der Christenheit eine solche Flotte auf's Meer zu senden vermöge, wie diese eine deutsche Stadt sie hier geschaffen:

> Ja, Deutschlands Ehre lebt noch auf dem Meer!
> Was sind wir? Eine Hand voll Bürger nur,
> Die, unbeschützt von Kaiser und von Reich,
> Sich selbst beschützten, und, durch Eintracht stark,
> Das Meer beherrschten und den weiten Norden.

Siegverheißend soll der städtischen Flotte der Reichsadler voranschweben: denn es ist ein deutsches Werk, das hier begonnen wird, ein Werk, das die deutsche Volkskraft von neuem offenbaren und die erbleichende Herrlichkeit des Reiches mit frischem Glanze bestrahlen soll:

> Der oft in Frankreich und auf wälscher Erde,
> In Syrien und Palästina oft

Zum stolzen Flug die weiten Schwingen reckte:
Des Reiches Adler fliegt uns, seht, voran!

Wullenwever hat in diesem Augenblick das höchste Ziel seines irdischen Wirkens erreicht. — Wie lockende Gelegenheit war hier dem Dichter geboten zur Anwendung jenes Motivs, welches Goethe das vorgreifende nennt! Nicht leicht hätte ein Poet, dem es vor allem um schlagende Wirkungen zu thun wäre, hier den Anlaß versäumt, die Blicke und Empfindungen der Zuschauer hinauszulenken in die trübe, wie in die helle Zukunft Deutschlands.*) Unser Dramatiker widersteht dieser Versuchung; er hält sich bescheiden innerhalb der Zeitschranke, die seiner Darstellung angewiesen ist; und der vaterländische Gehalt dieses ganzen Auftritts wird vielleicht deshalb von uns mit um so lebhafterer Würdigung empfunden, weil der Dichter es verschmäht, unsere Theilnahme durch besondere Reizmittel zu steigern.

Der dritte Act schließt mit einer Scene, die zu den eindrucksvollsten des ganzen Werkes zählt. Auch hier gelangt eine historische Thatsache zu ergreifendem, dichterisch vergeistigtem Ausdruck. — Der Bürgermeister Brömse hatte sich nach seiner Flucht aus Lübeck an den kaiserlichen Hof in Brüssel begeben; Karl der Fünfte, als Schützer der alten Ordnung, nahm den würdigen Rathsherrn ehrenvoll auf, schlug ihn (14. August 1531) zum Ritter und ertheilte ihm im folgenden Jahre eine erneute Bestätigung seines Adels, indem er zugleich ein Mandat ausgehen ließ, welches den Lübeckern die Herstellung des alten Zustandes anbefahl. Diese verschiedenen Momente faßt der Dichter hier zusammen. Plönnies und Brömse nahen sich dem Weltgebieter, demüthig von ihm Schutz und Abhülfe erflehend gegen das Pöbelregiment, das ihre Vaterstadt unterjocht und vor dem die Edeln weichen müssen. Mit Gleichmuth hört der Kaiser die Bittenden an; er scheint von seiner treuen Reichsstadt Lübeck nur so viel zu wissen, daß sie mit den Dänen im Streit liegt. Seine Aufmerksamkeit wird erst reger, als er vernimmt, daß der weitberufene Demagoge Wullenwever vorhat, den König Christian, den Schwager Karl's,**) auf den dänischen Thron zurückzuführen. Aber der Cardinal Campeggio, dessen bewährtem Scharfblicke der Kaiser trauen darf, beweist mit überwiegenden Gründen, daß jener hochgesinnte Schwärmer, der dem Norden eine neue Gestalt geben will und sich nicht einmal in der Stadt, die er sein nennt, die

*) Ich erinnere mich nicht, daß irgend ein deutscher Dichter dies vorgreifende Motiv schöner, edler und maßvoller gebraucht hätte als Heinrich von Kleist im vierten Acte des Prinzen von Homburg, da wo er Natalien, in der Unterredung mit dem Kurfürsten, von der künftigen Größe Preußens begeistert weissagen läßt. Und zur Zeit der Fremdherrschaft entstand diese dichterische Prophezeiung, deren voller Inhalt sich erst jetzt, wunderbar und doch naturgemäß, verwirklicht hat.

**) König Christian hatte Karl's Schwester Isabella zur Gemahlin.

Herrschaft zu sichern vermag, nur auf seinen eigenen Untergang hinarbeitet, daß er der Politik Karl's nicht zum Werkzeug dienen kann. So willfahrt denn der Kaiser dem Gesuch der lübischen Edlen. — Diese nur flüchtige Erscheinung Karl's des Fünften ist von der entschiedensten Wirkung begleitet. Von den wenigen Worten, die er spricht, ist jedes bedeutsam, ungezwungen charakteristisch. Alles an ihm verräth den Gebieter, der eine Welt zu seinen Füßen sieht; und doch klagt der früh schon Ergreisende über die Last der Herrschaft, die seine Schultern überbürdet. Er weiß es und spricht es aus in herbem Unmuth, daß mit ihm das Cäsarenthum zu Ende geht; und wie die Verkündigung einer ergreifenden geschichtlichen Wahrheit klingt uns das Wort, das der Cardinal dem gebückt am Stabe Davonschleichenden nachsendet:

Da wankt es hin, das alte deutsche Reich!

Diese Scene gewinnt jetzt eine erhöhte Bedeutung; und zwar gewinnt sie dieselbe ohne des Dichters Zuthun. Das Werk ist zu einer Zeit entworfen und ausgeführt, als auch die kühnste, über alle Schranken der Wirklichkeit hinwegeilende Hoffnung sich nicht ein Bild dessen schaffen konnte, was wir vor unsern Augen vollbracht sehen. Wir haben hier ein schönes Beispiel, wie an einem, von wahrem geschichtlichen Leben erfüllten Dichterwerk die lebendige Geschichte selbst fortdichtet.

Selbst nur als Episode betrachtet, wie sie in die weiteren Umrisse des historischen Schauspiels wohl Aufnahme finden darf, würde diese Scene, über welche die matte Beleuchtung eines trüben Sonnenuntergangs gebreitet scheint, das unbedingte Lob herausfordern. Aber im Organismus des Ganzen gebührt ihr zugleich eine wichtige Stellung. Nicht nur versinnlicht sie uns das Hinschwinden der alten Reichskraft; sie giebt uns auch das deutliche Vorgefühl des Verhängnisses, dem Wullenweber erliegen muß. Der entscheidende Schicksalsspruch ist über ihn ergangen.

Und alsbald wird er auch in Vollzug gesetzt. Der Krieg in Dänemark führt allerdings zu den gehofften, ja zu fast ungehofften Erfolgen. Aber während Wullenweber im Ausland das Recht erkämpft, über ein Königreich zu schalten, verliert er, wie Campeggio vorausgesehen, in der eigenen Heimathsstadt den Boden, aus dem allein ihm die dauernde Kraft zu sicherer Vollführung seines großen Planes erwachsen kann. Was ist den Bürgern, deren enger Sinn seine weittragenden Absichten nicht zu fassen vermag, was ist ihnen gelegen an dem Kriegsruhm, der da draußen gewonnen wird, an dem Erwerb einer Krone, über die selbständig zu verfügen ihnen wenig ersprießlich dünkt! Sie haben nur Gefühl für die Entbehrungen, die der bedrängende Feind, vor ihren Thoren lagernd, ihnen aufnöthigt und so die kleinen Genüsse des täglichen Daseins verkümmert.

Auf Frieden, auf unverzügliche Wiederherstellung des alten behaglichen Ruhezustandes, geht ihre Sehnsucht. Dieser umgewandelten Stimmung wissen sich die Patricier für ihre Zwecke zu bedienen. Von verhohlener Widersetzlichkeit gegen des Bürgermeisters Thun schreiten sie zu offenem, höhnisch trotzigem Widerstand. Ihre Partei erhält einen ansehnlichen Zuwachs durch den Beitritt des in alle Plane Wullenwever's eingeweihten Doctor Oldendorp, dessen aufdringliche Bewerbungen Margarethe mit dem ganzen Gefühl ihrer jungfräulichen Würde zurückgewiesen hat, und der nun, den Verlockungen Lambert's von Dahlen willig horchend und endlich unterliegend, in niedriger Rachbegier die Judasrolle gegen seinen Meister übernimmt. Wullenwever ist überwältigt und machtlos, noch bevor er es ahnt. Wider seinen Willen, getrieben durch den Ungestüm des gereizten Volks, muß er Frieden machen mit dem Herzog Christian von Holstein, der von dem Adel Jütlands inzwischen zum König ausgerufen worden; ja, noch mehr: er muß es geschehen lassen, daß seine Gegner im Rath geflissentlich die günstigen Bedingungen, die ihm der Herzog zugestehen wollte, umstoßen und einen Friedensvertrag schließen, in welchem alles bis dahin Errungene schmählich preisgegeben wird. Und wie durch eine hämische Laune des Geschickes muß es sich fügen, daß er in seiner Vaterstadt diese schimpfliche Niederlage erfährt zu derselben Zeit, da in Dänemark, durch einen blutigen Sieg der Bauern über den jütländischen Adel, seine Sache von neuem triumphirt.*) Der Dichter schärft noch den wahrhaft tragischen Eindruck dieser Gegensätze, indem er sie auf das engste aneinander knüpft.

Aber Wullenwever hat das Gefühl seiner Kraft noch nicht eingebüßt. Auf das Eine stolze Ziel ist sein Geistesblick noch immer hingewandt. Der mit Herzog Christian abgeschlossene Friede gilt nur für Holstein; in Dänemark wird der Krieg fortgeführt. Dorthin eilt Wullenwever, um in die träge hinschleichenden Ereignisse selbstthätig einzugreifen und seinen gefährdeten Planen ein jetzt doppelt erwünschtes Gelingen zu sichern. Nun muß er auch den Freund von seiner Seite ziehen lassen, mit dem er sich einst in den Tagen noch ungebrochener Hoffnung zu wagnißreichem Thun vertrauensvoll verbündet hatte. Marcus Meyer ist als Stadthauptmann von Lübeck nicht mehr an seinem Platze. Durch sein bald fahrlässiges, bald schrankenlos derbes Treiben hat er die Gunst der Bürger verscherzt; als Gemahl der reichen Frau Lunte hat er alle ehelichen Bitterkeiten im Uebermaß gekostet; sein häusliches Dasein muß er wohl auf das gründ-

*) Der Friede zu Stadelsdorf ward am 18. November 1534 geschlossen; am 18. October war der größte Theil des jütländischen Adels bei Svendstrup durch bewaffnete Bauernmassen niedergemacht worden.

lichste verabscheuen, wenn solche wilde Auftritte, von denen uns hier ein vielleicht allzu kräftig gefärbtes Musterbild vorgeführt wird, sich häufiger zwischen den übel gepaarten Gatten abspielen. Es drängt ihn hinaus in's Streitgewühl; ihn verlangt nach einem gefährlichen Posten, wo es verzweifelt steht, wo seine verwegene Tapferkeit, die sich in den Gang geregelter Kriegsführung kaum schicken will, durch abenteuerliche Streiche den Ausschlag geben und das Glück zwingen kann. Er wird nach Schonen gesandt, wo er den widerspenstigen Adel zu völligem Gehorsam bringen soll. Nicht ohne schmerzliche Bewegung erfolgt der Abschied. Der tolle Marx wird weich bei der Trennung von dem edeln Freunde, zu dessen erfindungsreichem Geiste er hinaufstaunt und dessen Herzenslauterkeit ihm Verehrung abnöthigt. Das Verhältniß zu Wullenweber bildet den besten und schönsten Theil seines Daseins. Alles Gute und Liebenswürdige, was sich im Innern dieser Natur unter der Decke von Rohheit und wüster Sinnlichkeit geborgen hat, tritt in diesem Verhältniß zu Tage. Und ihm, der selbst, dem flüchtigen Augenblick hingegeben, in sorgloser Vergeudung mit seinen Tagen und mit seiner Kraft schaltet, ihm schärft die Liebe zu dem Freunde den Blick in die Zukunft. Er sieht das verehrte Haupt von bösen Mächten bedroht; er sieht es der Tücke der ewig unversöhnlichen Gegner zum Opfer fallen. Aber Wullenweber wähnt sich, im Bewußtsein der Unschuld, durch die Reinheit seiner Absichten, durch die Unsträflichkeit seines Thuns gegen offene Gewaltthat wie gegen jegliche Hinterlist gesichert. Er will die schlimmen Ahnungen des Freundes beschwichtigen; aber dieser kann sie nicht bannen. Von Wehmuth durchdrungen sind die Worte dis Abschieds, und wir fühlen es: das ist ein Abschied auf immer.

In der ersten Auflage des Trauerspiels gab diese bewegte Trennungsscene dem vierten Act einen für die theatralische Wirkung höchst zweckmäßigen Abschluß. Alles, was den tragischen Ausgang unmittelbar vorbereitet, blieb dem fünften Acte zugetheilt. Daraus ging aber der Uebelstand hervor, daß die wichtigsten Ereignisse, welche dem Geschick des Helden die unvermeidliche Richtung und die endgültige Bestimmung geben, nur erwähnt, nicht aber, ihrer Bedeutsamkeit gemäß, zur eindrucksvollen Darstellung gebracht werden konnten. Es war eben nur ein Nothbehelf, dessen der Dichter sich sogar auf Kosten der Wahrscheinlichkeit bediente, wenn im Beginn des fünften Actes Wullenweber den Untergang der Flotte durch die Erzählung seiner Schwester erfuhr und ihr dann wiederum von der unheilvollen Schlacht am Ochsenberge Bericht erstattete. Die zweite Auflage bringt hier eine glücklich in die Oekonomie des Ganzen eingreifende Aenderung. In Kopenhagen trifft Wullenweber mit dem Oldenburger und dem Herzog von Mecklenburg, seinen Feldherrn, zusammen; hier muß

er alsbald das Trostlose seiner Lage erkennen. Die beiden Fürsten, uneingedenk ihrer Pflichten, gleichgültig gegen die großen Plane, denen sie dienen sollen, lassen sich in Trägheit und üppige Lust versinken, beneiden, befehden und hemmen sich wechselsweise. Verzweiflungsvoll sieht Wullenwever sein Werk durch fremde Schuld der Vernichtung nahe; da wird ihm noch die erschütternde Kunde von dem doppelten Unfall, der ihn getroffen, von der Niederlage des Heeres und dem Untergang der Flotte.*) Es wird ihm deutlich, daß nun die Entscheidung gefallen ist. Aber nicht der Hinblick auf das eigene Schicksal bewegt ihn am schmerzlichsten; der großen und geweihten Sache, für die er gelebt und gekämpft, gilt seine Klage. „Das war," ruft er aus,

> Das war, o Deutschland, deine letzte Flotte!
> So fallt herunter, alte Siegesfahnen,
> Von euren hohen Pfeilern, fallt, Trophäen
> Und Meeresbeute! Lübeck fällt euch nach!

In der Anlage des fünften Actes mußte der Dichter mit Kühnheit verfahren. Die eigentliche Katastrophe, von allen Seiten hinlänglich vorbereitet, entwickelt sich in dreifacher Steigerung. Wullenwever kehrt heim nach Lübeck, um zu erfahren, daß auf seinen Untergang die Anhänger des Alten ihren Triumph gegründet haben; wir sehen ihn dann im Gefängniß, gebrochen am Körper, aber mit standhaft unbesiegtem Geiste; wir sehen ihn endlich auf der Gerichtsstätte, wo er seinen Heldengang mit seinem Leben endigt.

In Lübeck war der Sturz der in sich schon erschlafften und gebrochenen Volkspartei unvermeidlich geworden. Das kaiserliche Mandat, das die Abstellung aller Neuerungen forderte, fand Gehorsam; der Rath ward von den Mitgliedern, die jetzt als unrechtmäßige galten, gesäubert; Brömse, in dem die alte Ordnung wie verkörpert erschien, kehrte in feierlichem Zuge heim: Wullenwever muß, gleich seinen Anhängern, sich zu scheinbar freiwilliger Abdankung bewegen lassen.**) Es ist „ein Gang wie nach Golgatha," da er auf's Rathhaus geht, um sich der Würde abzuthun, deren er in einem so großen Sinne gewaltet hat. Und welche Empfindungen stürmen auf ihn ein, wenn er, nach vollbrachter Entsagung, sein Haus wieder betritt! Nur schwer kann er sich der Versuchung zum Selbstmord erwehren. Schon hat er den Dolch ergriffen und sich auf

*) Die Schlacht am Ochsenberge ward am 11. Juni 1535 geschlagen; die Vernichtung der Flotte folgte gleich darauf am 16. Juni.

**) Wullenwever's Abdankung fand am 26. August 1535 statt, Brömse's Einzug am 28. Der Dichter hat auch hier die Begebenheiten beibehalten und nur die Reihenfolge derselben geändert, um den inneren Zusammenhang des Geschehenden deutlich zu machen.

die Brust gesetzt; rasch will er sich aus diesem stürmevollen, qualenreichen Dasein, in dem er nur die bitterste Enttäuschung gefunden, in einen Zustand ewiger Ruhe hinüberretten: aber die unbekannten Schrecken des Jenseits drohen ihm, und das übertäubte Gewissen spricht wieder mit vernehmlicher Stimme:

> Es rollen alle Donner Sinai's
> Um Gottes eignes Wort: „Du sollst nicht tödten!"
> O Heiden, unbekehrte Heiden in uns,
> Ihr Leidenschaften!

Sein regsamer Geist ringt sich aus den Tiefen der Verzweiflung wieder empor: er darf vom König Heinrich Beistand erwarten, neue Hoffnungen winken ihm. Er glaubt, sein unterbrochenes Lebenswerk fortsetzen zu können; er hört nicht auf Brömse, der ihn mit gutmüthigem Zuspruch mahnt, von dem verwegenen Thun endlich abzulassen: in unbedachter Hast stürzt er neuen Fährlichkeiten entgegen und liefert sich selbst in die Hände der lauernden Feinde.

Im Gefängniß — weislich läßt es uns der Dichter nicht merken, daß die schreckliche Haft fast zwei Jahre gedauert — im Gefängniß hat er die männliche Ruhe des Geistes wiedergefunden. Die grausen Folterqualen, unter denen nur sein Körper zusammengebrochen, mußten ihm die falschen Bekenntnisse abzwingen, deren die Feinde zu seinem völligen Verderben bedurften. Er weiß, daß keine rettende Macht durch die Mauern, die ihn umschließen, hindurchbringen kann; und die letzte schwache Hoffnung erlischt, da er durch seinen Wärter erfährt, daß auch Marcus Meyer vom Verderben ereilt worden: mit Wehmuth, aber mit edler Gelassenheit vernimmt er, daß dem tapfern Genossen selbst der ehrliche Soldatentod, den dieser für sich gewünscht, versagt geblieben.*) Sich selbst könnte er durch schmählichen Kleinmuth noch einen Weg zur Rettung eröffnen: sein Peiniger, Herzog Heinrich von Braunschweig, ein brutaler Eiferer für den alten Glauben, tritt noch einmal mit der Forderung vor ihn, seiner Ketzerei abzusagen: sein Leben soll der Lohn sein für diese bußfertige Rückkehr zur Kirche. Unerschüttert jedoch weist er die Verleitung zur Abtrünnigkeit von sich, und seine Anhänglichkeit an die gereinigte Lehre würde hier noch bedeutungsvoller erscheinen, wenn die innige Beziehung seines politischen Wirkens zu den religiösen Thaten und Bestrebungen jener Zeit in den früheren Theilen des Dramas kräftiger hervorgehoben wäre.

Mit dem Mißlingen dieses letzten Bekehrungsversuches steigert sich

*) Im Juni 1536 war Meyer schimpflich hingerichtet worden, nachdem er während der letzten Zeit seines stürmisch verrauschenden Daseins noch das Wunderlichste vollführt und erlebt hatte.

noch der fanatische Ingrimm des Herzogs; der standhaft Duldende, der anstatt der Schmach den Tod gewählt, muß sich einen blinden Bettler schelten lassen, der den ewigen Sonnenglanz der wahren Kirche nicht zu ahnen vermag. Aber in das düstere Grauen des Kerkers weiß der Dichter einen milderhellenden Lichtstrahl hineinzuleiten. Schon zuvor hat Wullenwever aus den Worten seines biedern Wächters erfahren, welche dankbare Theilnahme das Volk für ihn und sein Geschick im Herzen trägt; und jetzt naht ihm der alte Diener, dessen treue Anhänglichkeit ihm, dem Verlassenen, ein Sinnbild all der Liebe sein kann, die er auf Erden je gefunden. Dem sonst so rüstigen Alten ist unter dem schweren Andrang von Kummer und Trauer sein gewohntes kräftiges, barsches Wesen abhanden gekommen; wehmüthig spricht er zu dem, der ihm stets „der junge Herr" geblieben war:

O, junger Herr, auch Ihr seid alt geworden!

Er hat das Haus, das durch Margarethens Tod nun gänzlich öde geworden, verlassen, um den letzten Liebesdienst seinem Herrn zu leisten; mit mühsam erkämpfter Fassung vernimmt er, daß er ihn schon an diesem Tage leisten muß. Er hält für seinen Gebieter die ehemalige Amtstracht und die Abzeichen der bürgermeisterlichen Würde bereit; und Wullenwever, der keines irdischen Schmuckes mehr achtet, muß doch dem alten Getreuen zum letzten Mal willfahren und sich von denselben Händen, die ihm einst in frühester Kindheit sorgsame Pflege gespendet, jetzt zum Todesgange feierlich ausrüsten lassen.

Im letzten Auftritte zeigt der Dichter abermals, wie er die geschichtliche Wirklichkeit kräftig erfaßt, um sie zur ergreifendsten poetischen Wahrheit zu verklären. Erhalten ist uns eine ausführliche Relation — ein Notariatsinstrument von der Hand Heinrich Wernike's — über das am Montag dem 24. September 1537 vor dem Tollenstein bei Wolfenbüttel abgehaltene Landgericht, in welchem Wullenwever's Verurtheilung erfolgte. Mit der eindrucksvollen Anschaulichkeit, die uns die älteren Documente dieser Art so werth und lehrreich macht, wird hier das ganze, durch Gesetz und Herkommen feststehende Verfahren, geschildert: man vernimmt genau, was Wullenwever geredet, man sieht, wie er sich bis zum letzten Augenblicke verhalten; noch jetzt folgt der Leser dem ganzen Hergang mit innerer Bewegung. Aber des Künstlers eindringender Blick war erforderlich, um zu erkennen, wie der Aufzeichner jenes Notariatsinstruments dem Dramatiker absichtslos in die Hände gearbeitet. Der einfache Bericht liefert in der That die großen weiten Umrisse für diese abschließende Scene; er liefert dem Dichter sogar einzelne Worte und Aussprüche, die sich der poetischen Fassung trefflich anbequemen. Was der Obmann der Geschwore-

nen, was der Scharfrichter sagt, ist mit leichten Aenderungen den Formeln nachgebildet, die jener Bericht uns überliefert;*) ja, auch in Wullenwever's letzten Reden klingt manches von den Worten an, die er wirklich auf dem Richtplatze im Angesichte des Todes gesprochen. Den naiven Ausruf: „Ewig ist lang!“ und den Satz:

Es ist mit mir nur eine kleine Weile —

finden wir wörtlich so in Wernike's Erzählung; (wente evich ist langk, und idt ist myt my hir eine geringhe tidt.)

Rühmen wir nun die glückliche Sicherheit, mit welcher der Dichter den Inhalt der geschichtlichen Ueberlieferung sich aneignet, so bekennen wir doch zugleich, daß der geistige Gehalt der Scene ihm allein angehört. Hier wird die Handlung nicht blos äußerlich zum Schluß geführt, sie erhält ihren wahren inneren Abschluß. Wullenwever tritt, ehe er den irdischen Schauplatz verläßt, noch einmal mit der vollen Kraft seines Geistes hervor, der seinen natürlichen Adel bewahrt hat und nun zum letzten kühnen Fluge sich aufschwingt; noch einmal erscheint vor unserem Blick das innerste Wesen des Charakters, den wir im Verlaufe der Handlung unter den wechselnden Einflüssen des Geschicks sich entfalten sahen. Hierauf beruht die Wirkung, die beim Schlusse des Schauspiels im Gemüthe des Lesers zurückbleibt, und die gewiß auch von der Bühne aus den Zuschauer ergreifen wird.

Nachdem der Scharfrichter das Strafurtheil über ihn gesprochen und ihn in seine Gewalt genommen, fühlt Wullenwever, gleich als ob er schon ein Eigenthum des Todes sei, sich dem Drohen und Drängen irdischer Mächte entrückt. Er genießt in vollen Zügen die Freiheit der letzten Augenblicke. Er richtet sich auf gegen seine Peiniger, um alle Geständnisse zu widerrufen, die ihm unter den Qualen der Folter abgepreßt worden. Die Schrecken des Todes schwinden vor seinem Blicke; die Begeisterung für das, was er gewollt und, wenn auch nur zu flüchtiger Dauer, wirklich vollbracht hat, durchzuckt ihn mit hellen Flammen; das Bild seiner einstigen Größe steigt auf vor seinem Geistesauge:

---

*) Ein Beispiel dieser Nachbildung mögen die Worte des Scharfrichters geben. Sie lauten im Drama:

Wenn ich die Strafe
Bestimmen soll, so flecht' ich ihn auf's Rad
Und richt' ihn also zwischen Erd' und Himmel,
Daß er nicht mehr dergleichen thu' und Andre
Daran gedenken. Dieser hier ist mein.

Wernike läßt den Scharfrichter sagen: „so ick ome dat ordel vinden schal, so will ick ohne her uth foren unnd houwen one in ver dele unnd leggen one upp vier rade, unnd richten one twischen himel und erden, dat he des nicht mer en do unnd ein ander daran gedencke.“ —

Triumph! des Treibers Stecken ist zerbrochen!
Entgangen bin ich meinen Feinden! Frei!
Nicht mehr mit Lebenshoffnung, Todesfurcht,
Nicht mehr mit allen Marter-Instrumenten
Vermögen sie mich armen Mann zu foltern.
Jetzt bin ich wieder Jener, der ich war,
Lübecks, der freien Reichsstadt, Haupt und Herzog,
Der Ruhm der Stadt, der Schrecken ihrer Feinde.
Der Kaiser und die Könige Europas
Beschicken mich, um meine Freundschaft buhlend;
Den Städten an der See gebiete ich;
Hier diese königliche Rechte winkt,
Und Flotten segeln, Heere rücken vor!
Mein ist die Ostsee! Dänemark erobert,
Liegt mir zu Füßen! Mir gehorcht der Norden!
Die Wahrheit kann ich reden und ich will's.

Wie er im Anfang der Handlung, als Herrscher und Liebling des Volks, mit seinem mächtigen Worte die Herzen nach seinem Willen gelenkt und gezwungen, so kann er, der Todgeweihte, auch jetzt noch mit erschütternder Rede das Innerste der Gemüther treffen und bewegen. Er darf seinen Verfolgern das Wort der Verachtung entgegenschleudern und sie zum Bewußtsein ihrer Schmach erwecken; er darf mit gerechtem Selbstgefühl der Nachwelt sein Andenken empfehlen, und mit den Schritten eines Siegers geht er zu Tode. Die Rührung, die sich unser bemächtigt, ist nicht die weichliche, die uns im Gefolge des Mitleids überschleicht, — es ist die stärkende Rührung, die uns beim Anblick des sittlich Erhabenen selbst erhebt. —

Nur auf ein bestimmtes, klar angeschautes, großes Ziel hatte der Held sein ganzes Wollen gerichtet. Die hinsiechende Kraft der Hansa sollte neu auferstehen, Deutschland sollte dem Norden gegenüber seine gebietende Stellung auf's neue einnehmen und behaupten. Dies Bestreben war der Inbegriff seines Thuns, die Seele und der Zweck seines Daseins geworden. Im Dienste dieses Gedankens handelt er mit einer Begeisterung, die rein ist von jeder Beimischung der Selbstsucht und des Eigennutzes. Aber diese Begeisterung, die wirksamste Triebfeder alles Edeln in ihm, hindert zugleich die klare Erkenntniß der Verhältnisse, unter denen allein ihm zu handeln vergönnt ist. Die Idee, die ihn ausschließend beherrscht, ist groß und mächtig vor seinem Geiste aufgestiegen; er hat sich mit der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie verwirklicht, durch ihn verwirklicht werden muß. Aber kaum scheint er zu bedenken, ob die Zeit, in die er hineingestellt ist, die Bedingungen in sich trägt, unter denen das ersehnte Große zur dauernden Erscheinung gelangen kann. Sein

großartig unbedingtes Wollen, das ihm unsere menschliche Theilnahme voll und ganz sichert, wird zugleich also zur Quelle seiner tragischen Schuld. Was er als das Höchste erkennt, will er unmittelbar ergreifen und festhalten; er verschließt sein Auge vor den Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenwerfen; er unterschätzt die feindlichen Kräfte, deren Widerstand er eben so wenig berechnet, als er sich von der Wirksamkeit der Mittel, zu denen er greift, deutliche Rechenschaft giebt; mit verwegener Zuversicht glaubt er, das Verfallende wieder aufrichten, das innerlich schon halb Erstorbene kraftvoller als je wieder beleben zu können. Er unternimmt den gefährlichsten Kampf, den auch der Gewaltigste nicht siegreich durchführen wird, den Kampf mit dem Geiste einer Zeit, die nach innerer gesetzlicher Nothwendigkeit sich in anderer Richtung fortbewegt, als er ihr vorschreiben will. Er überhört die Mahnungen, die an sein Ohr dringen, während er mit weitblickendem Herrschergeist die Ferne umfaßt, läßt er in nächster Nähe die unbeachteten Gegner ihre Rache vorbereiten; die schlauen Verräther können ihn umgarnen, bis endlich die Feinde in offenem Angriffe ihn überwältigen. Der Freund, die Schwester ahnen dunkel die Gefahr; wir, die Zuschauer, die der Dichter in's Geheimniß gezogen, wir sehen sie deutlich und erkennen sie als unabwendbar; der Held aber, nur das eine große Ziel im Auge, schreitet in edler Verblendung dem Verhängniß entgegen. Wir begreifen die innere und äußere Nothwendigkeit seines Untergangs; wir entziehen aber deshalb ihm nichts von unserer Theilnahme. Das Trauergefühl, mit dem das tragische Ende Wullenwever's uns durchdringt, wird gemildert, ja geläutert durch die ahnungsvolle Empfindung, daß die Idee, deren Vorkämpfer hier unterliegt, einst lebens- und siegeskräftig unter anderen Bedingungen und in anderer Form sich verwirklichen muß.

In jedem Sinne bildet Wullenwever den festen Mittelpunkt der Handlung. Neben ihm — so bedingt es die Anlage des Werkes — müssen alle anderen Personen in den Schatten gerückt werden; treten sie entschieden hervor, so empfangen sie nur durch ihre Stellung zu ihm ihre eigenthümliche Beleuchtung. Die Gestalt des wilden Marx fällt am kräftigsten und erfreulichsten in's Auge. Mit furchtlos zugreifender Hand hat der Poet diese Figur unmittelbar aus der Wirklichkeit herausgenommen und sie in ihrer kecken Frische auf den Boden der Dichtung hingestellt, wo sie sich denn in ihrem eigenartigen Wesen mit unverkümmertem Behagen, ergötzlich genug, einherbewegt*) — eine wahre Landsknechtsnatur in höherem Stil, in welcher das Heldenmäßige mit dem Prahlerischen sich

*) Man vergleiche mit der Darstellung des Dichters die Schilderung, welche Barth. Sastrow von dem „Smideknecht" entwirft 1, 117, ed. Mohnike.

untrennbar zusammenschlingt, eben so thatenlustig wie genußsüchtig, derb bis zum Rohen, aber doch durch die glättende Hand der Dichtung so weit gezähmt und veredelt, daß er sich den wohlgesitteten Zuschauerkreisen, die sich vor unseren Bühnen einzufinden pflegen, getrost produciren darf. Unter dem Chor der Rathsherren, die zäh und bedächtig das Althergebrachte festhalten wollen und es doch nicht in energischem Kampfe zu vertheidigen wagen, zeichnet sich Lambert Dahlen aus durch unverhohlenen starrsinnigen Haß und einen raschen Zug in seinem Handeln. Dem Doctor Oldendorp, der aus dem klugen Berather der tückische Verräther Wullenwever's wird, hätten vielleicht bezeichnendere Züge geliehen werden können; er ähnelt zu sehr der Gestalt des herkömmlichen Intriganten. Eine einfach rührende Erscheinung, sowohl für sich als im Gegensatze zu ihrer Umgebung, bildet Margarethe; rührender noch, als ihr eigenes Thun und Reden, bewegt uns im fünften Act des alten Dieners Erzählung von ihrem Hinscheiden.

Blickt man zurück auf des Verfassers Erstlingswerk, die Gräfin, so zeigt sich dort in der Gestaltung der Nebenpersonen eine reichere charakteristische Mannigfaltigkeit; die Zeichnung ist schärfer, die Figuren sind, allerdings zuweilen auf Kosten der Gesammtwirkung, voller und selbständiger herausgearbeitet, und man empfängt den Eindruck eines freien und vielseitiger entfalteten poetischen Lebens. In dieser Rücksicht, aber auch nur in dieser, mag der Wullenwever vor jenem älteren Drama zurückstehen; in der Behandlung der Sprache zeigen beide Dichtungen die gleichen Vorzüge, und die dramatische Form ist in dem jüngeren Werke unzweifelhaft zu strengerer und festerer Ausbildung gediehen.

Kruse hat in der That eine Sprache, die er sein nennen kann. Sie bewegt sich im entschiedensten Gegensatze zu derjenigen, die, wie es scheint, aus dem Bezirk der tragischen Bühne nicht zu verbannen ist, zu jener ermüdenden, zwischen fader Einförmigkeit und gezwungener Unnatur schwankenden Redeweise, die, wenn ihr die eigene geringe Kraft gänzlich ausgeht, sich durch ein kräftig Wörtchen von Shakespeare wieder aufhilft, oder, um nicht haltlos in die Nachahmung Schiller's zu verfallen, sich bald an Kleist, bald an Hebbel schutzbedürftig anlehnt. Kruse's Sprache hat ihren eigenen festen Gang und Stand. Mit natürlicher Frische, nachdrücklicher Entschiedenheit und bündiger Kraft ist sie vornehmlich begabt. Sie hält sich fern von lyrischer Weichheit und rednerischem Pomp; sie verschmäht nicht das Derbe, das nur dem verwöhnten und verzärtelten Geschmack widerstrebt; allem, was an die Phrase erinnern kann, wird unnachsichtlich die Aufnahme verwehrt. Nur sparsam wird der bildliche Ausdruck verwendet; wo er aber erscheint, dient er nicht zum bloßen Zierrath, sondern ist, als

ein nothwendiger Bestandtheil, verflochten in das Innerste der Rede, die durch ihn erst ihre volle, eindringliche Bedeutung erlangt. Diese Sprache muthet uns vor allem dadurch so wohlthuend und erfrischend an, daß der Dichter nirgends darauf ausgeht, mit ihr selbständige, außerhalb der Sache liegende Wirkungen künstlich zu erzielen; die Worte sind nie um ihrer selbst, sondern nur um der Sache willen da, die zum Ausdruck, zur Erscheinung kommen soll. Und eben, weil diese Rede nie die Anmaßung zeigt, für sich allein gelten zu wollen, sondern sich treu den wechselnden Gegenständen anschmiegt, die der Dichter vorüberführt, so bleibt sie vor jeder Eintönigkeit bewahrt und erhält sich in diesem Wechsel frisch, beweglich und gelenk. Einen bestimmten, unverkennbaren Charakter hat diese Sprache; aber nirgends stößt man auf eine hart und einseitig ausgebildete Manier. Durch einen, übrigens sehr bescheidenen, Gebrauch von Idiotismen mahnt uns der Dichter an die Sprechweise jener Zeit, in der seine Personen lebten und handelten; mit Maß und feinem Geschick hat er manches alterthümlich kräftige Wort seinen historischen Quellen entwendet;*) aber das alles mischt sich so leicht in den lebendig fortfließenden Strom der Rede, daß nirgends Arbeit und Absicht merkbar wird. Zu dieser kernhaft gesunden, einfach gediegenen Sprache stimmt die Behandlung des Verses: er glänzt und blendet nicht durch äußere Politur, die für das ächte Drama auch nur selten ziemen mag; aber er ist fest ineinander gefugt und geschlossen, und giebt in seiner kraftvollen, stets ungebrochenen Haltung ein Abbild von der inneren Eigenthümlichkeit des ganzen Werkes. Er scheint in freiem leichtem Wurf entstanden; aber diese anscheinende Leichtigkeit konnte nur durch die strengste Sorgfalt erlangt werden, deren Spuren der Dichter überall glücklich getilgt hat.

Gleich jedem Drama, welches dem Gattungsbegriffe des Dramatischen entspricht, ist auch der Wullenwever eine neue Bestätigung für die ewige Wahrheit des aristotelischen Wortes, dem zufolge als der wichtigste unter

---

*) Was Lambert Dahlen im ersten Acte (S. 33) von Wullenwever prophezeit, — „Herr Jürgen wird noch an die Mauer rennen" u. s. w. — das hat dieser selbst in einer Hamburger Versammlung (im März 1534) aus dem Munde des Stralsunder Bürgermeisters Nicolaus Smiterlow vernehmen müssen: „Herr Jorgen, ich bin bei vielen Handtlungen gewesen, aber nie gesehen, das man so mit Sachen, als Ir thut, vorfaren; Ir werdet midt dem Kopffe an die Mauer lauffen, das ihr auf den Hindern werdet sitzen gehen." — Die unzweideutigen Worte, mit denen Frau Lunte den schönen Marx zu sich heranlockt (S. 135) hat Sastrow wirklich in dem Briefe einer der vielen vornehmen Frauen gelesen, die den von allen Seiten umworbenen, prächtigen Gesellen mit ihrer Gunst heimsuchten. Er berichtet in seiner köstlichen Art: „reiche, furneme, junge Weiber (den man's woll nicht hette zutrauen sollen) gewunnen ine lieb, wie er sich auch an den nicht vorsaumbte. Ich habe ein Brieff, den ein furneme, reiche, vom öbersten Geschlechte Frawe zu Hamburg an ine geschrieben, gelesen, darin disse Wort: Mein lieber Marx, wen Ir den alle Capellen habt besungen, so visitiert auch einmahl die Haubtkirche."

den Bestandtheilen der Tragödie die einheitliche Zusammenfügung der Begebenheiten (ἡ τῶν πραγμάτων σύστασις) gelten muß. Ein Blick über die gesammte Scenenfolge, die ich hier ausführlich dargelegt, läßt erkennen, wie der Dichter, indem er die Handlung entwarf, verknüpfte und entwickelte, jene höchste Forderung erfüllt hat. Er strebte nach geschlossener Einheit und gab dadurch zugleich dem Ganzen seiner Darstellung klare Uebersichtlichkeit, so wie den einzelnen Theilen in ihrer Verbindung unter einander festen Halt und gefällige Ordnung. Nur etwa den mittleren Scenen des dritten Actes möchte man eine deutlicher wahrnehmbare Gliederung wünschen.

Wenn der Dichter jenem obersten Gesetze der dramatischen Organisation mit künstlerischem Bewußtsein huldigt, so hat er doch, durch dies selbe Bewußtsein geleitet, sich nirgends den einengenden theatralischen Convenienzen gefügt, deren Beobachtung jetzt wieder von so manchen Seiten als heilsam gerühmt, ja als unerläßlich anempfohlen wird. Man glaubt wieder, die nothwendige Strenge der Form in leeren Aeußerlichkeiten suchen zu müssen, die dem inneren Wesen und dem letzten Zwecke der dramatischen Dichtung gänzlich fremd sind. Wollten wir den Mahnungen, die in solchem Sinne sich vernehmen lassen, gehorsam Folge leisten, so würden wir geraden Weges zurückkehren zu jener „charakterlosen Minderjährigkeit," aus welcher die Stifter unserer großen Litteratur uns zu männlicher Selbständigkeit emporgehoben. Diese Regeln, von denen das Heil kommen soll, sind stets nur in der Kunstübung romanischer Nationen, denen ein Formprincip, auch ein äußerlich gefaßtes und einseitiges, oft so werth ist, wahrhaft einheimisch gewesen;*) der germanischen Dichtung sind sie nur durch ausländische Zwingherrschaft aufgedrängt worden. Der deutsche Geist, sobald er sich selbst überlassen war, schritt aus dieser bedrückenden Enge heraus und griff zu jenen freien weiten Formen, die er sicher war gesetzmäßig beherrschen und schöpferisch ausfüllen zu können. Als Lessing das französische Joch brach, wirkte seine That gerade dadurch so befreiend und befruchtend, daß er uns nichts Fremdes gab, sondern nur unsere unterdrückte Eigenthümlichkeit wieder in ihre Rechte einsetzte. Und die Frucht seiner Lehre, die Frucht des Beispiels, das unsere großen Dichter schaffend aufgestellt, sollten wir jetzt aus kleinlichen Bedenken wieder preisgeben? Nur dazu sollten wir die dramatische Dichtung auf ihrem Gange

*) Nicht ohne Interesse liest man noch jetzt die in Briefform verfaßte Abhandlung, in welcher Manzoni die mäßigen Freiheiten, die er sich in seinem Carmagnola gegen das herkömmliche System erlaubt, indirect zu vertheidigen sucht. Man findet diese Lettre à M. C*** sur l'unité de temps et de lieu dans la tragédie mitgetheilt in den Opere varie di Alessandro Manzoni (Parigi 1848) p. 95—157.

durch alle Zeiten und Völker mit ausdauernder Forschungslust begleitet und die wechselnden Formen, in denen sie sich zeigte, mit einer aus wahrhaft geschichtlicher Anschauung entspringenden Unbefangenheit gewürdigt haben, um uns endlich wieder verzagend bei der Anerkennung willkürlicher Satzungen zu beruhigen, welche die Aufmerksamkeit von dem Wesentlichen der Kunst auf das gleichgültige Beiwerk gewaltsam abzulenken drohen? Nein, auch auf diesem Gebiete wollen wir die errungene Selbständigkeit beharrlich wahren. Nicht durch die Lehre, durch die künstlerische That soll sie geschützt und behauptet werden. Sei es daher zum Lobe unseres Dichters gesagt, daß auch er sich denen zugesellt, welche die gesetzmäßige Freiheit des deutschen Kunstgeistes thätig vertheidigen. Er scheut nicht zurück vor dem verpönten Scenenwechsel inmitten des Actes; er zwängt die Handlung nicht in ein zum voraus bestimmtes, ängstlich berechnetes Zeitmaß, sondern schaltet mit den Stunden und Tagen seiner Personen, wie seine künstlerischen Zwecke ihm gebieten; und endlich muthet er der Einbildungskraft seiner Hörer zu, ihm von einem Orte Norddeutschlands zum andern und sogar bis nach Brüssel hin zu folgen. Sein Beispiel mag lehren, daß der Dramatiker sich die Freiheit der künstlerischen Bewegung erhalten kann, ohne die innere Geschlossenheit seines Werkes zu stören oder die Bedingungen der theatralischen Wirkung aufzuheben.

Denn unstreitig ist dies Werk bestimmt, auf den Brettern zur vollen sinnlichen Erscheinung zu gelangen, und ohne Zögern sollte dies deutsche Schauspiel der deutschen Bühne angeeignet werden.

Den Freunden des deutschen Dramas aber, die auf dessen lebendige Fortentwickelung treulich hoffen, mag es ein günstiges Zeichen sein, daß ein Werk wie der Wullenweber sich eben in diesem Jahre ihnen darstellt. Denn mit diesem Jahre, in welchem unser Volk an die Schwelle eines neuen Daseins tritt, sollte vor allem auch für unsere dramatische Dichtung ein neues, erhöhtes Leben beginnen, dessen Erscheinungen nicht unwürdig wären, sich neben die erhabenen Wunder der Wirklichkeit zu stellen.

Michael Bernays.

Zum Andenken an Friedrich Ueberweg.

Den 9. Juni dieses Jahres ist Friedrich Ueberweg in Königsberg gestorben, im sechsundvierzigsten Jahre seines Lebens. Wie gering auch heute der Antheil des großen Publikums an strenger philosophischer Forschung sei: durch zwei seiner Schriften ist doch sein Name in große Kreise Deutschlands und über unser Vaterland hinausgedrungen. Nicht dies indeß bestimmt den Unterzeichneten, hier von ihm zu sprechen. Aber Ueberweg war der gelehrteste und folgerichtigste Vertreter des Empirismus in Deutschland; er zuerst verknüpfte diese Richtung mit der gesammten Vergangenheit der Philosophie, was kein englischer oder französischer Empirist vermocht hätte; und er scheute vor ganz paradoxen Ergebnissen nicht zurück, wo sie ihm der Erfahrung am meisten zu entsprechen schienen. Die Philosophen des genialen Blicks sind früh fertig; die auf Erfahrung gegründete Forschung reift langsam. So hat Ueberweg nur wenige Fragmente seines werdenden Systems veröffentlicht. Es ist eine Pflicht mitforschender Freunde, wenn sie auch, gleich mir, seinen Standpunkt nicht theilen, durch Darlegung seines Entwickelungsganges, durch Hinweis auf seine Ziele darauf mit hin zu wirken, daß diese fragmentarischen Veröffentlichungen nicht unverstanden versinken. Es ist zugleich eine Pietätspflicht, ein Wort des Andenkens in Bezug auf seinen ächt philosophischen, geraden, sachlichen, wahrhaftigen Charakter und den äußeren Gang seines Lebens zu sagen. Ausführliches über ihn dürfen wir von der Hand Albert Lange's erwarten, welcher ihm seit frühen Jahren nahe stand. Diese raschen Zeilen müssen sich begnügen, denen die an ihm Antheil nehmen, eine Uebersicht seiner nur zu kurzen Laufbahn und seiner philosophischen Ziele zu geben. Wie befreundete Hände auf ein noch frisches Grab einen Kranz legen, bevor ein dauerndes Zeichen des Gedächtnisses da ist.

Sein äußeres Leben verfloß einfach. Er arbeitete sich aus drückendsten Verhältnissen stätig, mühsam, ehrlichen, festen, unabhängigen Sinnes empor. Es wäre wenig davon zu sagen, machte nicht dies Leben die äußeren Schwierigkeiten sehr anschaulich, welchen auch heute noch auf dem Gebiet mancher Geisteswissenschaften hervorragende Forscher ihre Ergebnisse abgewinnen müssen.

Er war den 22. Januar 1826 zu Leichlingen im Rheinland geboren, sein Vater, welcher Prediger des Ortes war, starb siebzehn Tage nach seiner Geburt und der Knabe ward an seinem Sarg getauft. Die zurückbleibende Mutter widmete ihr ganzes Leben der Erziehung des einzigen Kin-

des. An das Gymnasium, von Universität zu Universität, aus einer Stellung in die andere ist sie mit ihm gezogen; nach einfachster Hausfrauen Art, in hingebender Güte, die sich selber ganz in dem Sohne vergaß, durch welche die schlichte Frau allen die sie sahen, ehrwürdig und geliebt war, sorgte sie für ihn, bis die Zeit kam, daß sie für seine Kinder sorgte. Vor mir liegt ein Buch, im zweiten Lebensjahre des Sohnes begonnen und von Jahr zu Jahr fortgeführt, die Rechenschaft des treuesten Mutterherzens vor sich selber; die Aufzeichnungen des Buches werden erst seltener, wie der Sohn selbständiger wird und ihren Sorgen entwächst; sie endigen mit seinem Eintritt in die Ehe. Die einfache bürgerliche Gewissenhaftigkeit, in welcher dies Buch geschrieben ist, war auch die Seele der Arbeiten ihres Sohnes. Dies schöne Verhältniß gestattete Ueberweg, ungestört und ausschließlich in den Wissenschaften zu leben. Es schloß ihn andererseits, zusammenwirkend mit seiner engen Lage, in der Studirstube ab.

Der Großvater väterlicher Seits war Kaufmann in Wesel, der Vater der Mutter ein trefflicher hochgeachteter Geistlicher in Ronsdorf bei Elberfeld, eine große Anzahl von Verwandten, zum Theil sehr wohlhabenden Kaufleuten, saß umher im Rheinland. Im Mai 1826 siedelte die Mutter Friedrich's mit ihm zu ihren Eltern über, bei denen sie bis zum Tode beider geblieben ist. Friedrich ward 1841 zum ersten und letzten Mal auf ein ganzes Jahr von der Mutter getrennt, er besuchte das Gymnasium zu Elberfeld und wohnte bei dortigen Verwandten. Dann kam er auf das Düsseldorfer Gymnasium, von da nach des Großvaters Tode zurück nach Elberfeld. In dieser letzten angestrengten Gymnasialzeit kränkelte er häufig, so litt er auch lange Zeit an Doppelsehen und ward hierdurch wol früh auf optische Probleme hingewiesen, die ihn stets viel beschäftigt haben. Er war ein Musterschüler. Sein starkes Gedächtniß war schon in seinem zweiten Jahre aufgefallen. Ein Zeugniß von 1844 hebt „Klarheit und Gediegenheit der Auffassung und Verarbeitung“ hervor. Dasselbe Gepräge trägt eine und die andere noch vorhandene Arbeit. Angebliche Hexameter, mit denen der Knabe seinen Großvater zu dessen Jubiläum ansingt, sind von der deutlichsten Nüchternheit, und ein späterer Aufsatz behandelt die Geheimnisse der johanneischen Logoslehre wie logische Probleme. Die Lehrer des Gymnasiums glaubten den Musterschüler natürlich als solchen für die Philologie prädestinirt und auch ihm selber schwebte dies vorläufig als sein Ziel vor. Als er mit der ersten Nummer das Gymnasium verließ, sprach der Direktor in seiner Abschiedsrede öffentlich aus, wie er sich freuen würde, den Abgehenden einst als Lehrer dieses Gymnasiums wieder zu empfangen.

Im Herbst 1845 ging Ueberweg mit seiner Mutter nach Göttingen, Philologie zu studiren. Nach einem Brief an seinen Lehrer Eichhof hatte ihn dessen Rath bestimmt diese Universität zu wählen und vornehmlich Karl Friedrich Hermann zu hören. Daneben gerieth er in Lotze's Vorlesung über Logik und empfing hier die lebhafteste Anregung.

Ich finde keine Aeußerung darüber, was er in Göttingen vermißte. Schon nach einem halben Jahr ging er, zunächst für kurze Zeit und darum allein, nach Berlin. Die Mutter bemerkt: „Der Verlauf dieses Jahres war nicht so ruhig wie wir hofften. Die Art und Weise, wie in Göttingen die Philologie betrieben wurde, gefiel Friedrich nicht so ganz, dies bewog ihn, nach reiflichen Ueberlegungen, welches ihm und mir viel Gemüthsunruhe machte, Göttingen zu verlassen und nach Berlin zu gehen." „Friedrich reiste den 15. April 1846 nach Berlin. Es war mir so traurig, ihn so allein in die große Stadt reisen zu lassen, und nicht mit ihm sein zu können. Ich stellte mir die vielen Gefahren vor die ihn treffen könnten. Ich vergesse nie, wie er so ruhig dalag und schlief und ich ihn nun zum Abschied wecken mußte."

Nun ist merkwürdig, wie rasch er in Berlin die auseinanderliegenden Elemente erfaßte, aus denen sich seine wissenschaftlichen Arbeiten aufgebaut haben, und den Plan seines Lebens feststellte. Schon ein halbes Jahr nachdem er in Berlin war, im Herbst 1846, wählte er die Philosophie zu seinem Hauptfache und „fühlte sich jetzt froher und gewisser als vorher." Er wußte nun wohin Alles in ihm arbeitete. Schleiermacher, der hier noch höchst lebendig nachwirkte, Trendelenburg und Beneke sind von ihm selber stets als die Ausgangspunkte seiner Forschungen und seines Systems bezeichnet worden.

Durch Schleiermacher war Berlin Mittelpunkt des ächten Studiums der griechischen Philosophie geworden. In seiner Wiederherstellung Platos war erst die Möglichkeit gegeben, mit größerer Sicherheit rückwärts, vor Allem aber vorwärts zu Aristoteles hin zu bringen. Trendelenburg und Böckh wirkten für diese Studien der alten Philosophie zusammen. Trendelenburg's aristotelische Uebungen waren auch die Schule Ueberweg's, wie zumeist der jüngeren Generation von Historikern der Philosophie. Ueberweg's erste Abhandlung, seine Doktorarbeit, betraf Platos Theorie der Weltseele (sie bildete wol die Grundlage der später Mus. f. Philologie N. F. IX erschienenen Abhandlung über Platos Weltseele). Dann seine erste in großem Styl ausgeführte Forschung war die Preisschrift: Untersuchungen über die Aechtheit und Zeitfolge platonischer Schriften und über die Hauptmomente aus Platos Leben 1861. Und noch die letzte (in der philosophischen Zeitschrift von Ulrici) von ihm veröffentlichte Ab-

handlung war ein neuer Versuch, abweichend von einigen seiner früheren Annahmen und mehr an Schleiermacher angeschlossen, die platonische Frage ihrer Lösung näher zu führen. Das gelehrte Studium der Geschichte der alten Philosophie ward und blieb die Hauptarbeit seines Lebens.

Doch trat gerade bei dieser Berliner Richtung die strenger erkannte Geschichte unserer Wissenschaft in den Dienst ihrer methodischen Fortbildung. Die intellektuelle Eigenthümlichkeit Ueberweg's ging willig in diesen Grundzug von Schleiermacher und Trendelenburg ein. Es ist ein großes und bleibendes Verdienst dieser Richtung, daß sie ein wahreres Verhältniß zwischen der Vergangenheit der Philosophie und dem fortarbeitenden Philosophen feststellte, gleich weit entfernt von der Ueberspannung der hier obwaltenden inneren Beziehungen bei Hegel wie von dem sprungweisen Philosophiren, das in jedem Kopf von Neuem ansetzt, als hätte die Arbeit der Jahrtausende nichts zu lehren. Sie wahrt in philologischer Genauigkeit die Stätigkeit der philosophischen Begriffsbildung und des Ausdrucks; sie entwirft in universalem Ueberblick die Grundgestalten des philosophischen Gedankens; sie sichert durch kritische Auseinandersetzung mit den objektiv verstandenen Systemen für jeden Punkt der fortschreitenden Forschung den Zusammenhang der philosophischen Untersuchung. Ueberweg nahm unter den Jüngeren, die in ihrem Sinne, Geschichte der Philosophie mit philosophischer Forschung verknüpfend, fortarbeiteten, durch Ausbreitung der Gelehrsamkeit und Klarheit des Gedankens eine hervorragende Stelle ein. Es war sein besonderes Augenmerk, objektive Auffassung mit freier Kritik zu verbinden und die geschichtliche Stätigkeit der philosophischen Terminologie zu wahren. In letzterer Beziehung konnte er gelegentlich zu weit gehen, so wenn er den aristotelischen Sprachgebrauch hartnäckig in Kant hinein corrigirte.

Was aber erstrebte er nun in selbständiger philosophischer Forschung? Es sind Briefe von ihm vorhanden, welche klar aussprechen, wo seine Richtung einsetzte. Er wandte sich der Philosophie zu, um im Gegensatz gegen Kant den Objektivismus des Aristoteles wieder zur Geltung zu bringen. Er verfolgte das Ziel Schleiermacher's und Trendelenburg's. Hier liegt der erste und der bleibende Beweggrund seiner gesammten philosophischen Forschung. Noch in den letzten Monaten bezeichnete er sich als einen Aristoteliker. Empirismus aber, obwol er die Bezeichnung einmal als Gesammtbezeichnung seiner philosophischen Richtung abwies, war der Weg auf welchem er diesem Ziele nachging und Beneke war sein Führer. Er stand schließlich diesem einsamen Denker näher als irgend einem anderen der lebenden Philosophen. In Stärken und Schwächen zeigt ihre geistige Eigenart Verwandtschaft. Nüchterne gedankenmäßige

Verwerthung gut geordneter Thatsachen war das für Ueberweg's Geist vorzüglich geeignete Geschäft. Es ist bemerkenswerth, daß er in entscheidenden Momenten des Lebens, in welchen eine innere Nothwendigkeit bei der Mehrzahl der Menschen den Ausschlag giebt, seinen Entschluß aus der logisch gegliederten Abwägung von Beweggründen, gleichwie in einem Induktionsverfahren, ableitete. Man darf sich wundern, daß ein Logiker von seiner Schärfe sich an den psychologischen Begriffen Beneke's zeitlebens genügen lassen konnte, welche in den meisten Fällen bildlich und in allen ohne Klarheit und Deutlichkeit sind. Aber Ueberweg fand bei Beneke die Methode, welche ihm gemäß war und ihm imponirte mit Recht der zuversichtliche, der Zukunft gewisse, nie nachlassende Fleiß, mit welchem derselbe ungeheure Massen von psychologischem Material sammelte und Grundvorgänge festzustellen strebte. Selber mit gelehrten Arbeiten vorzugsweise beschäftigt, hat Ueberweg nie wie Beneke auch nur einige Jahre psychologischer Forschung gelebt, und so schloß er sich nach seiner Weise den Ergebnissen des ihm verwandtesten Forschers an und suchte sie fortzubilden.

Von den philosophischen Untersuchungen, die so entstanden, wird am besten Einiges zugefügt werden, nachdem der äußere Gang seines Lebens zu Ende geführt ist.

Bis zum Sommer 1850 studirte er in Berlin, erwarb dann in Halle die Doktorwürde und machte in Berlin ein philologisches Examen. Auf Trendelenburg's Vermittelung versuchte er sich zunächst an dem Blochmann'schen Institut in Dresden. Da diese Aufgabe ihm nicht gemäß war, begann er in Duisburg sein Probejahr und erhielt im Herbst 1851 eine Stelle in Elberfeld am Gymnasium, fand sich aber hier von Neuem in einer für ihn nicht geeigneten Lage. Es gab für eine theoretische Natur seiner Art nur Eine Stelle im Leben, die ihr und der sie genügen konnte — den Lehrstuhl. Welche Entsagungen für die beiden Menschen der Entschluß forderte, den Eintritt in diese Lage zu wagen, sieht man aus den kurzen Worten der Mutter. „Im Kreise der Verwandten zu leben war uns angenehm, doch sagte Friedrich seine Stellung als Lehrer nicht zu, und er suchte nun auszuführen, was so lange sein Wunsch gewesen war, als Privatdozent an eine Universität zu gehen. Es war für mich sehr hart, so wieder aus 500 Thalern Gehalt und dadurch ruhigerem Leben wieder auf uns selbst angewiesen zu sein und wieder ein mühevolles sorgenvolles Leben anzufangen. Denn bei vieler Mühe und Fleiß konnte man doch nur erwarten, daß es sehr lange währen würde, daß Friedrich eine feste Anstellung bekommen würde. Doch es war nicht anders, nach einem Jahr zogen wir nach Bonn." Die Besorgnisse der Mutter waren nicht ungegründet. Es wäre interessant einmal festzustellen,

wie Viele in den letzten fünfzig Jahren eine philosophische Laufbahn auf deutschen Universitäten versucht haben und welche ihre Schicksale waren. Dann würde man sehen, daß zu dem Entschluß Muth gehörte. Ein siebenjähriges Privatdozententhum in engster, dürftigster Einschränkung folgte. Es zeigt die ganze persönliche Unabhängigkeit dieses wahrhaftigen Charakters, daß er in dieser Bonner Zeit in alle praktischen Bestrebungen leidenschaftlich einging, welche seinem politischen und religiösen Liberalismus zu entsprechen schienen.

Im Frühjahr 1862 ging Ueberweg mit 500 Thalern Gehalt als außerordentlicher Professor nach Königsberg. Er war damals in seinem sechsunddreißigsten Jahr und hatte in seinen platonischen Untersuchungen und seiner Logik hervorragende Leistungen hinter sich. Seine Mutter schließt ihren Bericht mit der folgenden Aufzeichnung: „Jetzo gingen wir wieder neuen veränderten Verhältnissen entgegen, die mir viele Thränen gekostet haben. Ich hoffte nach so vielen mühevollen, sorgevollen Jahren endlich einmal etwas mit mehr Ruhe der Zukunft entgegen gehen zu können. Friedrich machte im Winter die Bekanntschaft von Luise Panzenhagen von Pillau und verlobte sich zu Ostern mit ihr. Den 1. September 1863 war zu Pillau die Hochzeit. Möge er denn eine Gattin gefunden haben, die mit sorgender Liebe um ihn ist, auch wenn ich einmal nicht mehr bin."

Er selber fügt folgende Worte hinzu, welche in den aufsteigenden Gang der nächsten Jahre blicken lassen: „Am 8. August 1868 ist meine gute Mutter gestorben, nachdem sie bis dahin hier in Königsberg bei mir gelebt hat. Sie hat noch miterlebt, daß ich zum Ordinarius (zu Anfang 1867) und zu einem entsprechenden Gehalt von 1000 Thaler (seit dem 1. Juli 1868) gelangt bin, daß vom Grundriß der Geschichte der Philosophie der erste Theil in dritter Auflage, der zweite in dritter, der dritte in zweiter Auflage erschienen ist, daß von der Logik zwei Auflagen abgesetzt sind und die dritte im Druck begriffen und nahezu vollendet ist, und daß meine liebe Frau mir drei Kinder geboren hat, Adele Helene, geboren den 8. März 1865, Friedrich Heinrich, geboren den 7. April 1866, Wilhelm Ernst, geboren den 15. Februar 1868, welche sämmtlich leben und gesund sind und sich auf's schönste entwickeln. Die Mutter hat an ihnen sich sehr erfreut und auf Helenens erste geistige Entwicklung einen sehr wohlthätigen Einfluß geübt. Ruhe sanft, treue Seele."

Man fühlt schon in diesen Worten, wie er in Königsberg allmälig zu freudigem Gefühl seiner Wirksamkeit gelangt ist.

Er hatte keine hervorragende Lehrgabe. Noch war, wie bei dem empirischen Philosophen, der zugleich vorherrschend gelehrter Geschichtschreiber war, sehr natürlich ist, seine eigene Weltansicht nicht abgeschlossen

und er hatte eine Scheu, sie unfertig den Studirenden vorzulegen. Aber gründliche methodische Kenntniß von der Geschichte der Philosophie und logische Schulung theilte er in seinen Vorlesungen und seinem Seminar mit. Mit treuem Antheil ging er in den Bildungsgang der einzelnen Studirenden ein, welche sich näher an ihn anschlossen. Er führte sie nicht in ein System, sondern in eine Forschungsweise ein. In der Fakultät und der Prüfungscommission war er einer der seltenen Examinatoren, welche nur die sicheren Elemente der Philosophie fordern, von ihnen aus der Beziehung zu der Einzelwissenschaft nachgehen, ihre eigene Richtung aber und ihre Vorlesungen ganz aus dem Spiel lassen. Seine persönlich-wissenschaftlichen Beziehungen zu den Professoren neben ihm waren umfassend: von mathematischen und physikalischen Interessen erstreckten sie sich in die philologischen. Er liebte leidenschaftlich die wissenschaftliche Erörterung und wurde dann im höchsten Grade lehrhaft. Mit Czolbe, welcher in Königsberg seinen philosophischen Arbeiten lebt und welcher nun auch Vormund seiner Kinder ist, war er in fast täglichem philosophischem Gespräch. Seine Bereitwilligkeit zu brieflicher Discussion ging noch über die von Leibnitz oder Descartes hinaus. Kein hervorragender deutscher Gelehrter der Gegenwart hat wol eine gleiche Zahl von Briefen zum bloßen Zweck wissenschaftlicher Erörterung geschrieben.

Mittelpunkt seiner literarischen Thätigkeit war immer mehr sein Grundriß der Geschichte der Philosophie geworden. Das Buch ist musterhaft durch die Verknüpfung strenger Genauigkeit mit klarem philosophischem Verstande. Es schließt sich überall mit der Strenge des Philologen an das Wort des einzelnen Denkers an und enthält doch keinen Satz, der nicht durch den klaren Verstand des Geschichtschreibers hindurchgegangen und von diesem in Bezug auf seinen Anspruch aufbehalten zu werden erprobt worden wäre. Drei bessernde Abänderungen wären vielleicht in dem Umfang seines Plans möglich gewesen: eine strengere Darlegung der gedankenmäßigen Einheit in den einzelnen hervorragenden Systemen, eine gleichmäßigere Beachtung ihrer fruchtbaren ethischen Anwendungen, während jetzt z. B. Fichte's bedeutendstes Werk, seine Sittenlehre, mit einigen ungenügenden Sätzen bedacht ist, endlich eine Einschränkung der vom Standpunkt des Geschichtschreibers aus gewissermaßen nachbessernden Kritik. Die Auflagen drängten sich, Uebersetzungen traten hervor.

Eine besondere Freude hatte Ueberweg an seinem sich ausbreitenden brieflichen Verkehr mit hervorragenden Gelehrten Deutschlands, Englands, Frankreichs. Die Grundrichtung seiner Philosophie machte sie geeignet, auch auf England, Amerika, Frankreich zu wirken. Der Vorschlag einer preußischen Universität, welche ihn zum Vertreter der Philosophie für sich

wünschte, lag im Ministerium, eine andere südliche hatte ihr Augenmerk auf ihn gerichtet. Nach allen Seiten schien die Zeit der Ernte gekommen.

Da erlag sein durch die übermäßigen Arbeiten vieler Jahre geschwächter Körper einem tückischen Zufall. Eine Knochenhautentzündung der Hüfte endete überraschend schnell tödtlich. Er selber hat an einen solchen Ausgang nicht geglaubt. Er corrigirte eifrig im Krankenbett bis in die letzten Tage an einer amerikanischen Uebertragung seiner Geschichte, einer englischen seiner Logik, an einer neuen Auflage des letzten Bandes der Geschichte. Das ächte Gelehrtenbedürfniß, seinen Druckbogen zu haben, hielt vor auch als die Kräfte versagten. Todesgedanken hatte er nicht; war doch Alles in ihm, seine Philosophie, seine Wirksamkeit in kräftigster Entwicklung. Da denkt sich nicht leicht der Gedanke des Endes. Nur einmal, als ihm sein ältestes Kind ihr Schulzeugniß auf das Bett brachte, brach er in Weinen aus. Ein mühsam gekritzelter Zettel aus den letzten Tagen an einen Berliner Freund sprach die Sehnsucht aus, an einer süddeutschen Universität wieder zu gesunden. Seine letzten Phantasien führten ihn noch einmal in wissenschaftliche Probleme zurück und er recitirte in ihnen Verse des Euripides über die Lust der Forschung, die er gar manchmal in gesunden Tagen mit einem Freunde am Strand lustwandelnd vor sich hingesprochen hatte. Er starb in der Nacht des 9. Juni.

Ueberweg's platonische Untersuchungen liegen in ihrem Zusammenhang vor und der Fortgang der Forschung wird das Urtheil über sie sprechen: der einzige competente Richter. Die Stellung dieser Untersuchungen zu früheren Theorien werde ich bei einer anderen Gelegenheit darzulegen haben. Nur die edle Wahrhaftigkeit darf hier nicht übergangen werden, mit welcher die letzte platonische Abhandlung seine frühere Hypothese fallen ließ zu Gunsten einer näher an Schleiermacher angeschlossenen, die ächt kritische Bescheidenheit, mit welcher er den Grad der Evidenz dieser Hypothesen überhaupt bestimmte. Dagegen ist schließlich in Ueberweg's eigene philosophische Untersuchungen ein Einblick zu geben.

Die fundamentale, und eine der wichtigsten Aufgaben der heutigen Philosophie ist die Begründung einer Wissenschaftslehre. Die Analyse des Aristoteles hob an bei dem Beweis und ging rückwärts zu Urtheil und Begriff; die neuere Philosophie, vornehmlich seit dem achtzehnten Jahrhundert, hat rückwärts, was für diese gedankenmäßige Bearbeitung als gegebenes Material in äußerer und innerer Wahrnehmung fertig vorzuliegen schien, der weiter zerlegenden Analyse unterworfen; hiermit muß nun, vorwärts dringend, die Analyse der großen wissenschaftlichen Methoden an der Hand der Geschichte der Wissenschaften verknüpft werden.

Diese ächte Wissenschaftslehre allein kann das von Kant gestellte Problem der Erkenntniß allmählich lösen, überall eine viel umfassendere Benutzung der Erfahrung einführend, als sie in Kant's Untersuchungen sich findet. Kant's negative Lehre von der Unerkennbarkeit der Dinge an sich wird so umgeformt werden in die positive Lehre von einer innerhalb gewisser Gränzen stufenweise fortschreitenden wahrhaftigen Erkenntniß. Das tiefste Interesse der Wissenschaftslehre ist die Frage: welchen Ertrag giebt und macht möglich das Ineinandergreifen der wissenschaftlichen Methoden für die Erkenntniß der realen Ordnung der Welt.

Ueberweg's „System der Logik" bleibt hinter einer solchen Aufgabe, welche mir durch den Stand der Wissenschaft selber gestellt zu sein scheint, sehr zurück, so verdienstlich dies Werk auch über seinen praktischen Zweck hinaus für die Fortbildung der Logik selber ist. Die Aufgabe dieser Logik ist in viel engere Gränzen eingeschlossen. Dennoch betrachte ich als das Hauptverdienst der selbständigen philosophischen Arbeiten Ueberweg's, hier und in einzelnen Abhandlungen Beiträge für die Grundlegung einer solchen Wissenschaftslehre gegeben zu haben.

Gedenken wir seines oben bezeichneten Ausgangspunktes. Der leidenschaftliche Grundzug seines Philosophirens — und diese nüchterne Natur war des wissenschaftlichen Affekts in hohem Grade fähig — war, die Ueberzeugung zur Klarheit und Einsicht zu bringen, daß durch unsere geistige Arbeit, auf dem Wege der Erfahrung, eine Anordnung der Empfindungen, in räumlicher, zeitlicher, causaler, teleologischer Ordnung, sich gestalte, welche das Abbild der realen Grundverhältnisse der Dinge selber und ihrer Anordnung sei. Die Existenzformen bedingen die Vorstellungsformen und demgemäß entsprechen die Arten der Vorstellungen bestimmten Formen dessen was existirt: diese Theorie hob Ueberweg in Aristoteles besonders hervor, und auf Grund seines Anschlusses an dieselbe nannte er sich einen Aristoteliker. Sie wollte er Kant gegenüber zur Geltung bringen. So erklärt er sich besonders drastisch und einfach über diesen Gegensatz in einem Briefe. „Kant macht die durch nichts bewiesene Voraussetzung, daß Alles, was nicht sofort durch die äußeren Sinne oder den inneren Sinn gegeben sei, Produkt der Spontaneität des Ich sei, die auf dem Ich eigenen „Formen" beruhen müsse. Da ruft der Aristoteliker: Keineswegs! Verbindung ist in den Dingen, causale und teleologische Ordnung ist in ihnen, gerade wie auch die Dinge räumlich geordnet und in (zeitlicher) Veränderung sind; ihre eigene Ordnung ist das νοητὸν in ihnen, welches in letzter Instanz auf dem göttlichen νοῦς ruht; diese ihre eigene Ordnung zu reproduciren, keineswegs aber Ordnung überhaupt allererst zu produciren, ist die Aufgabe unseres Verstandes."

Uebrigens ist zu bemerken, daß schon Beneke in seiner Erkenntnißlehre von 1820 den Nachweis versucht hatte, daß auch die „Formen" der Erkenntniß ein Ergebniß der Erfahrung seien.

Diese seine Grundansicht war ihm, in der Folgerichtigkeit seiner Erfahrungsphilosophie, eine Hypothese, deren Gültigkeit sich erst in ihrer Durchführung hätte ergeben müssen. „Zeigt sich" — äußerte er brieflich — „daß der Kant'sche Standpunkt sich nicht ohne selbstvernichtenden Widerspruch durchführen läßt, der aristotelische aber wohl, so ist für die Nothwendigkeit jener Voraussetzungen, die anfänglich nur als Hypothesen Zulassung forderten, der Beweis erbracht; sofern," setzt er in einer allerdings fragwürdigen Schlußbemerkung hinzu, „zwischen den angegebenen Standpunkten allein gewählt werden kann." Außerdem war er immer neu bemüht, die Wurzel aller Irrthümer Kant's festzustellen und auszureißen. Sie lag ihm in dem von Kant behaupteten absoluten Gegensatz zwischen der blos comparativen Allgemeinheit, zu welcher Empirie gelange, und einer strengen denknothwendigen Allgemeinheit andern Ursprungs. In Uebereinstimmung mit Beneke und Stuart Mill versuchte er darzuthun: hier herrsche nur eine Stufenordnung des Maßes der Gewißheit, kein absoluter Unterschied, und auch das höchste Maß dieser Gewißheit gründe sich nur auf die fortschreitende logische Combination von Erfahrungen.

Für den Aufbau selber entnahm er den Grundplan Schleiermacher und Beneke. Schleiermacher, der tiefsinnige Durchforscher der inneren Erfahrung, führte in die Erkenntnißtheorie den fruchtbaren Gedanken ein, daß in dieser uns ein Reales unmittelbar ohne irgend ein abänderndes Medium gegeben sei, damit aber der Ausgangspunkt zur Widerlegung des subjektiven Idealismus, welchen alle Analyse der äußeren Wahrnehmung nicht zu widerlegen vermag. Schon in den Reden über Religion hatte Schleiermacher weiter gezeigt: im Zusammenwirken innerer und äußerer Wahrnehmung entstehen für uns die Mehrheit uns ähnlicher Personen, eine von uns geschiedene Außenwelt, weiter die mythische Anschauung der Natur, ja jede folgende philosophische Betrachtung: sie entspringen vermöge eines dem Schlusse der Analogie entsprechenden Verfahrens. Beneke's Metaphysik führte diese Ideen methodisch aus, aber Ueberweg's Logik und seine gleichzeitig in der philosophischen Zeitschrift erschienene Abhandlung „zur logischen Theorie der Wahrnehmung" zeichnen sich durch logische Strenge und Vorsicht in diesen Ausführungen vor den Vorgängern aus. Zugleich suchen sie sich einen Weg zu bahnen von der Erkenntniß realer Veränderungen vermöge der inneren Wahrnehmung zur Begründung der Realität des Raumes und hier beginnen nun Ueberweg's selbständige Beiträge für die Förderung der Erkenntnißtheorie.

Denn unter Ueberweg's philosophischen Forschungen sind die über den Raum die eigenthümlichsten. Von ihnen aus hat er auch eine selbständige und höchst paradoxe Weltansicht auszubilden begonnen.

Die Realität der räumlichen Anordnung der Dinge in drei Dimensionen erschien Ueberweg besser übereinstimmend mit den Thatsachen, als jede von dieser Annahme abweichende Hypothese. Eine geistreiche Begründung versucht die (altpreuß. Monatsschrift 1869 S. 215 ff. erschienene) Abhandlung: Der Grundgedanke des Kantischen Kriticismus nach seiner Entstehungszeit und seinem wissenschaftlichen Werth. Sie geht von Kant selber aus. Dieser hat in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft unternommen, ausgehend von den drei Dimensionen des Raumes, das Newton'sche Gravitationsgesetz als ein nothwendiges Naturgesetz geometrisch zu construiren. Demgemäß wäre das Gesetz, nach welchem Centralkräfte wirken, in der Natur des Raumes selber gegründet. In einem Raume von weniger oder mehr Dimensionen würde ein anderes Gravitationsgesetz gültig sein. Hieraus folgert Ueberweg. Nehmen wir an, die Ordnung des Zusammenseins der Dinge an sich sei von dem uns bekannten Nebeneinandersein in einem Raume von drei Dimensionen der Art nach verschieden, sie sei entweder eine uns unfaßbare Ordnung, oder sie sei etwa ein Zusammensein in einem Raum von mehr oder weniger als drei Dimensionen, so würden sich die objektiv-realen Vorgänge, die außerhalb unseres Bewußtseins stattfinden, nach einer anderen Gesetzmäßigkeit vollziehen, als nach der von Newton entdeckten, welche gemäß der Kantischen Deduktion durch den Raum von drei Dimensionen bedingt ist. Dann aber könnten sich nicht in unserem Bewußtsein die Erscheinungen diesem Gesetz gemäß ordnen. Denn selber einem ganz anderen thatsächlichen Gesetz gemäß in einer ganz anderen Ordnung verlaufend, sollten sie von einem Bewußtsein aufgenommen werden, in welchem die Anschauungsform des Raumes in drei Dimensionen und das mit ihm gegebene Gravitationsgesetz Geltung hätten.

Die Construktion Kant's unterliegt indeß noch ungehobenen Schwierigkeiten. Dazu ist der Schluß Ueberweg's aus ihr nicht bindend. Denken wir etwa eine von unserem Raum der Art nach verschiedene, eine unräumliche Ordnung: warum sollte das in ihr Verlaufende nicht widerspruchslos in die Raumanschauung unseres Bewußtseins eingehen? Nicht so leicht ertappt man einen Geist von der Folgerichtigkeit Kant's, welcher sich diese Construktion des Gravitationsgesetzes mit seiner Raumtheorie zusammendachte, auf einem so einfachen Widerspruch.

So ist nach Ueberweg der Raum, in welchem unser Bewußtsein seine Anschauungen besitzt, demjenigen gleichartig, in welchem die Dinge an

sich selber geordnet sind. Auch hier findet er das ganz allgemeine Verhältniß, dessen Nachweis seine Erkenntnißtheorie an allen Punkten versucht hat. Die sinnlichen Qualitäten, die den Wahrnehmungsinhalt ausmachen, sind als solche nur subjektiv, Symbole von Bewegungen; ihr Verhältniß zu den Vibrationen ist dem der Laute zu den Buchstaben gleich: feste Beziehung und Gleichheit der Combinationen ohne Aehnlichkeit der Elemente. Dagegen spiegelt sich gerade in den Formen der Anordnung und Verknüpfung dieser Wahrnehmungen, die Kant aus der Natur unseres Geistes ableitete, die reale Ordnung, Verknüpfung und Gesetzmäßigkeit der Dinge selber ab. Diese Vernunft des Weltganzen tritt in unser Bewußtsein durch die Arbeit der nachschaffenden Erfahrung. In der völligen Verwerfung aller Ergebnisse der Analyse Kant's, in der ausschließlichen Erklärung der Gleichartigkeit dieser Formen unseres Vorstellens mit denen der Dinge selber aus Erfahrungen und ihrer logischen Combination unterschied sich gleich im Beginn der Weg den Ueberweg einschlug, den Realismus des Aristoteles fortzubilden, von dem seines Lehrers Trendelenburg, dem die erste Auflage seines Systems gewidmet ist. Demgemäß versuchte Ueberweg auch eine induktive Ableitung der Definitionen und Grundsätze, auf welchen die Geometrie gegründet ist. Leider ist mir nur sein erster Versuch (Jahrbb. der Philol. 1851 S. 208) zugänglich gewesen, nicht die spätere die Grundlagen umgestaltende Bearbeitung, die in französischer Sprache erschien.

Er ging aber weiter und scheute nicht eine außerordentliche Paradoxie des Gedankens. Räumliche Anordnung in drei Dimensionen ist ihm die Eigenschaft alles Realen überhaupt; auch unser Bewußtsein, auch unsere sinnlichen Bilder sind ihm im wörtlichen Verstande räumlich, sie erstrecken sich in einem Raum von drei Dimensionen. Die wissenschaftliche Begründung dieser Theorie ist aus den mir vorliegenden fragmentarischen Aeußerungen nicht ersichtlich. Besonders Czolbe würde im Stande sein, nach seinem genauen und täglichen philosophischen Verkehr mit ihm darzulegen, wie er diese Ansichten begründete und wie ihm gelang, die in die Augen fallenden Instanzen gegen dieselben zu beseitigen; auch ist zu vermuthen, daß seine literarische Discussion mit Alb. Lange über seine Theorie der Entstehung des Raumbildes sich in ausführlicher brieflicher Erörterung fortsetzte.

Hier müßte man zu seiner metaphysischen Grundansicht vordringen können, um klar zu blicken.

Wenn ich richtig sehe, neigte Ueberweg zu einem an Spinoza angeschlossenen Naturalismus. „**Individua omnia quamvis diversis gradibus animata tamen sunt.**“ Im ganzen Weltall dachte er jede Substanz

als mit psychischem Leben begabt, er sagte wol, das Wort im weitesten Sinne genommen, mit „Vorstellungen.“ Nach der Analogie unseres eigenen beseelten Körpers erkennen wir, nach seiner Grundansicht, durch Verknüpfung äußerer und innerer Wahrnehmung, in der unseren Sinnen erscheinenden Welt eine Stufenordnung innerer Beseelung. Und zwar ist es an jedem Punkte derselbe reale Vorgang, welcher doppelt, als ein psychischer und als ein Bewegungsvorgang erscheint. Diese Vertheilung der psychischen Aktionen an die kleinsten Theile des Weltalls scheint bei Ueberweg mit der Annahme ihrer Räumlichkeit ganz consequent verbunden.

Er neigte alsdann dahin, dem Bewußtseinsraum des Menschen eine bestimmte Stelle im Gehirn anzuweisen, etwa im thalamus opticus. Wie er diese Vermuthungen in's Einzelne fortbildete, findet der Leser in der seine Darstellung Beneke's begleitenden eingehenden Kritik. Gewichtiger als solche abgerissene Vermuthungen, von denen weder die Wissenschaft noch der Lernende einen Nutzen hat und die wir daher nebst den meisten anderen kritischen Bemerkungen seines Handbuchs in der nächsten Auflage getilgt sehen möchten, ist, wie er von dieser spinozistischen Denkweise aus auch mit der heute in der gesammten Physiologie einmüthig herrschenden Theorie des Sehens in Streit gerieth.

Johannes Müller versuchte den Grundvorgang des Sehens dadurch vorstellig zu machen, daß unsere Netzhaut sich selber empfinde: so brächten wir von vorn herein eine angeborene Kenntniß der räumlichen Dimensionen der empfindenden Theile der Netzhaut und ihrer Anordnung mit. Schon für diese Theorie ist der Anschauungsraum eigentlich ein innerer, in den dann die anderweitigen Wahrnehmungen der Dinge hineingetragen werden. Ueberweg (in Henle's und Pfeuffer's Zeitschrift der rationellen Medicin, 3, 5, S. 268. ff.) zieht die Consequenz, das Projiciren der Bilder in den äußeren Raum durch unser Vorstellen durchaus zu läugnen. „Eine eigentliche Projektion,“ sagt er, „über den Organismus hinaus, so daß die Empfindung wäre, wo die Seele nicht ist, findet gar nicht statt.“ Dies möchte gelten; es ist nicht die Meinung der Projektionstheorie, daß die Empfindung selber vermöge der Projektion sich nunmehr an irgend einem nach seiner Entfernung bestimmten Punkte befände. Für Ueberweg aber fällt damit der ganze Begriff der Projektion und er findet sich zu der folgenden Annahme gedrängt. „Die Seele durchdringt ihren Bewußtseinsraum bis zu den letzten Gränzen hin ganz, sie ist nicht innerhalb desjenigen Raums eingeschlossen, der für den Raum des realen Organismus gilt, in der That aber nur der Raum des vorgestellten Organismus ist.“ „Wol mag die Ansicht, die ich hier als die richtige bezeichne, zunächst auch bei anderen den Eindruck hervorrufen, den sie auf mich selbst machte, da

sie mir zuerst entgegentrat: wir erschrecken vor der Größe, die hiernach unser Centralorgan, vollends unser ganzer Leib und nun gar die Welt haben muß; vor der Ferne, in welche der Freund uns rückt, dem wir vertraulich die Hand reichen, diese Hand, die ja dann selbst realiter jenseits des ganzen Vorstellungsraumes sein muß."

Jenseits der Erkenntnißtheorie hat Ueberweg nur die Grundfragen der Ethik behandelt, an Schleiermacher und Beneke hier ganz eng angeschlossen. Doch zeigen schon einige mir vorliegende Briefe, daß die Fassung dieser Untersuchungen in seinem Aufsatz von 1854 (Ulrici's philosoph. Zeitschrift) von ihm später wesentlich verbessert war. Und ein Anhang zu der nun bald erscheinenden englischen Ausgabe seiner Logik wird aus seiner eigenen Feder den Grundriß seiner ethischen Ansicht mittheilen. Möchte eine unserer philosophischen Zeitschriften alsdann in deutscher Bearbeitung diese Uebersicht bald bei uns zugänglich machen. Sie gehörte zum Letzten was Ueberweg gearbeitet hat; in den letzten Tagen seiner Krankheit hatte er wiederholt eifrig nach diesem Correkturbogen gefragt und den Tag nach seinem Tode kam derselbe in Königsberg an.

August 1871. Wilhelm Dilthey.

Politische Correspondenz.

Berlin, 4. September.

Der Besuch Kaiser Wilhelm's in Ischl, dem in diesen Tagen der Gegenbesuch Franz Joseph's in Salzburg folgen soll, und die Conferenzen ihrer Reichskanzler im Wildbad Gastein stehen noch immer in der Mitte der politischen Tagesinteressen. Zum ersten Mal seit 1865 haben sich die zwei Herrscher persönlich genähert, die in der ereignißschweren Zwischenzeit gegen einander in Waffen standen, und deren Wege dann durch den Groll getrennt waren, welcher in dem Herzen des besiegten Theiles auch nach dem Friedensschluß zurückblieb. Wunderbar hat das Schicksal mit den beiden Fürsten gespielt. Es hat den Einen, der noch vor 8 Jahren gleichsam als Oberhaupt der Deutschen in Frankfurt einzog, um mit den entbotenen deutschen Fürsten die Reform des Bundes zu berathen, von der Höhe dieser stolzen Entwürfe herabgestürzt, und es hat den Andern hoch und immer höher gehoben und ihm zuletzt die Krone auf das Haupt gesetzt, welche einst die Vorfahren Franz Joseph's trugen. Es hat zwischen Oesterreich und Deutschland den trennenden Schnitt vollzogen, und Preußen an die Spitze des neugestalteten Deutschland gestellt. Und dieser Prozeß ist geschehen durch eine Kette von Ereignissen, die mit der Nothwendigkeit eines Verhängnisses sich in einander flochten, die mit einer Raschheit und durchschlagenden Gewalt sich folgten, welche Niemand geahnt hatte. Zwischen Königgrätz und Sedan ist der kurze Zwischenraum von 5 Jahren; in diesem Lustrum ist die größte Umwandlung vollbracht, welche jemals in dem Staatengebäude Europas vor sich gegangen ist.

Wir wissen über die vertrauten Unterredungen der Kaiser und ihrer Minister so wenig wie unsere Leser. Wir untersuchen auch nicht die Frage, ob in dem Augenblick, wo die cisleithanische Regierung mit den Clericalen Hand in Hand geht, Fürst Bismarck sich mit dem Grafen Beust über den Ultramontanismus unterhalten, noch ob er einen Werth darauf gelegt hat, aus dem vergilbten Pergament des Prager Friedens den Art. 5 auszumerzen. In der rumänischen Eisenbahnangelegenheit, die ohne Zweifel einen Gegenstand der Besprechungen bildete, hoffen wir daß das Gerücht sich bestätigt, wonach Fürst Bismarck sich bemüht, dieser Geldfrage jede politische Bedeutung zu entziehen. Die rumänische Regierung ist rechtlich verbunden, den deutschen Besitzern ihrer Eisenbahnobligationen die vom Zeitpunkt der Ausgabe der Papiere an garantirten Zinsen zu bezahlen, und die deutsche Regierung kann schwer umhin, sie im Interesse ihrer beschädigten Unterthanen zur Erfüllung dieser Rechtspflicht durch diplomatische Mittel anzuhalten. Aber in einer Sache, die nach jeder Seite hin unsauber ist, bei der die edlen Rumänen zwar Betrüger, aber zugleich Betrogene sind, bei der endlich jeder aufrichtige Obligationenbesitzer zugestehen muß, daß er mit den 12% Zinsen seiner vielleicht zum Curs von 60 gekauften Obligation auch nothwendig das Risiko eines so enormen Zinsfußes auf sich nahm — in einer solchen Sache

darf man den Bogen nicht zu straff spannen, sondern muß zufrieden sein, wenn die Beschädigten mit einem blauen Auge davon kommen. Denn groß wäre die Verantwortung, wenn die Privatinteressen einzelner deutscher Gläubiger jemals die Ursache würden, daß die deutsche Gesammtheit durch politische Beunruhigungen in ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit Schaden litte. So weit ist die Staatsmacht sicher nicht verpflichtet zur Wiedereinbringung der Verluste, welche eine leichtgläubige Privatspeculation sich selber zugefügt hat. Unsere Politik wird sich immer fern halten von den Rücksichtslosigkeiten, welche sich ein Palmerston im Interesse englischer Unterthanen gegen kleine Staaten erlaubte. Dafür bürgt uns der maßhaltende und gerechte Sinn des Reichskanzlers, und der correcte Weg, in den er die Angelegenheit durch seine Beschwerde bei der Pforte gebracht hat. Einem billigen Ausgleich, der von der rumänischen Regierung der Volksvertretung vorgeschlagen, von Deutschland genügend gefunden, von Oesterreich und Rußland unterstützt wird, kann sich die rumänische Kammer nicht entziehen; er wird auch, wenn jene Mächte einmüthig handeln, die Stellung des Fürsten Karl seinem Lande gegenüber nicht mehr erschüttern, als sie ohnedies schon erschüttert ist.

Man wird den Gewinn der Kaiserzusammenkunft, von Rumänien abgesehen, nicht in einzelnen Verabredungen zu suchen haben; noch weniger in größeren politischen Abmachungen, durch welche Oesterreich in nähere Beziehung zu uns träte, als Rußland oder Italien. Denn zu solcher speciellen Intimität läge weder in den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit eine Ermuthigung, noch in den Verhältnissen der Gegenwart ein Bedürfniß. Bis zum August des vorigen Jahres bewegte sich Oesterreich gleich Italien in dem Bann der französischen Politik. Dieses lehnte sich an den Kaiser Napoleon als den besten Freund der italienischen Einheit, durch dessen Wohlwollen es allein seinen Fortbestand und in Zukunft vielleicht den Erwerb von Rom sich sichern könne. Jenes beschäftigte sich seit dem Prager Frieden mit den Chancen, die für den Wiedererwerb seiner Machtstellung in Deutschland eintreten würden, sobald die Eifersucht des französischen Volks von Preußen Revanche für Sadowa fordere. Seitdem ist Italien durch die Ereignisse belehrt, es hat Rom durch die deutschen Siege erworben, und nicht Deutschland sondern Frankreich steht jetzt auf Seiten des Pabstes. Auch Oesterreich wurde durch Sedan belehrt; es gab seine Rüstungen auf und nachdem Graf Beust noch einige Monate vergeblich versucht hatte, Europa aus seiner Erstarrung aufzurütteln und eine gemeinsame Intervention der Neutralen in's Leben zu rufen, änderte es, überwältigt von der Größe der Ereignisse, die Richtung seiner Politik. Eingeklemmt zwischen dem feindseligen Rußland und dem siegreichen Deutschland, mußte es sich, seitdem Frankreich gefallen war, in das Unvermeidliche schicken. So kam der freundliche Depeschenwechsel vom December zu Stande, in welchem Beust mit Umgehung einer formellen Erörterung über den Prager Friedensvertrag Oesterreichs Bereitschaft erklärte, „in der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung einen Act von historischer Bedeutung, eine Thatsache ersten Ranges in der modernen Ent-

wickelung Europas zu erblicken und darnach das Verhältniß zu beurtheilen, welches zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und der neuen staatlichen Schöpfung angebahnt und befestigt werden solle."

Das ist die Grundlage der Begegnung von Ischl und Gastein. Aber die Begegnung selbst ist doch noch ein Schritt weiter und wir wollen ihren Werth für die Befestigung des Friedens in Europa keineswegs gering anschlagen. Daß der deutsche Kaiser seinem einstmaligen Verbündeten mit entgegenkommendem Wohlwollen die Hand reicht, beweist ja deutlich, wie wenig Deutschland daran denkt, an der Zersetzung des Donaustaats mitzuarbeiten, seine deutschen Glieder von ihm abzulocken. Und daß der Kaiser Franz Joseph die dargebotene Hand ergreift, läßt sich wohl als dauernder Verzicht auf jene Hoffnungen deuten, welche er nach dem böhmischen Krieg ebenso zäh festgehalten hatte, wie Maria Theresia nach den beiden ersten schlesischen Kriegen. Wenn die Begegnung diese Resignation bestärkt, wenn sie die Ueberzeugung befestigt hätte, daß das neue Europa auch eine neue Politik von Oesterreich verlange, daß die Sicherheit und die Wiedergenesung dieses Staats schlechterdings abhänge von seiner ehrlichen Freundschaft gegen Deutschland, welches zugleich der geeignetste Vermittler friedlicher Beziehungen zu Rußland wäre — dann könnten die Tage von Ischl und Salzburg segensvoll für den europäischen Frieden wirken. Denn wenn man in Wien ernsthaft auf jede Rückeroberung der verlorenen Stellung verzichtet, so giebt es — da Deutschland an eine Erweiterung seiner Grenzen im Südosten nicht denkt — in der That für die beiden Reiche keine widerstreitenden Interessen mehr. Sie können mit dem Schwergewicht ihrer geeinigten Kraft den Frieden unseres Welttheils bewahren. Ohne daß Deutschland die österreichischen oder Oesterreich die deutschen Grenzen garantirte, würden beide doch, einfach durch ihr ernstliches Friedensverlangen, jedem Versuch einer Störung des europäischen Besitzstandes die Aussicht auf Erfolg nehmen.

Aber freilich ein Paar Tage politischer Conversation werden kaum genügen, um jenes Ideal von einem, in fester Defensive zusammengeschlossenen Mitteleuropa zu verwirklichen, welches einst die Gagern'sche Partei in Frankfurt träumte. Dazu ist der eine der beiden Faktoren in sich selbst zu zerrissen, zu unzuverlässig, zu sehr von entgegengesetzten Antrieben bewegt. Während Beust dem Anschein nach die Freundschaft Deutschlands sucht, spotten die Organe Hohenwart's und Schäffles' über die Kaiserzusammenkunft und ihre feudalen und klerikalen Bundesgenossen verklagen die Ländergier Preußens und die Annexionsneigungen der Deutschösterreicher. Als Kaiser Wilhelm nach Ischl kam, floh von dort die österreichische Aristokratie nebst einigen wohlbekannten Mitgliedern des kaiserlichen Hauses. Zwei Strömungen bekämpfen sich in Wien, und wenn in den auswärtigen Beziehungen scheinbar die deutschfreundliche Richtung gesiegt hat, so ist dagegen in der inneren Politik ein System durchgedrungen, dessen innerste Triebfeder das Mißtrauen gegen das deutsche Wesen ist. Es ist wahr, die Staatsmänner der Verfassungspartei hatten abgewirthschaftet und es mit der Anerkennung der Verfassung unter den Völkern Oesterreichs nicht weit gebracht.

Nur mit Mühe wurde das Abgeordnetenhaus beschlußfähig erhalten, man sah zu spät ein, daß für eine dauernde Vorherrschaft des deutschen Elements der Körper Cisleithaniens zu groß sei, daß die Küstenländer an die ungarische Krone hätten abgegeben, Galizien und die Bukowina unter Gewährung einer größeren Selbständigkeit hätten ausgeschieden werden müssen. Diese politische Unfähigkeit der Verfassungspartei gab den Vorwand, die Entstehung des deutschen Reichs gab den wirklichen Grund zu einem Wechsel in der inneren Politik. Die deutsche Nationalität, bisher das verbindende Culturelement des vielsprachigen Reichs, die Grundlage seiner Einheit, die Trägerin des österreichischen Bewußtseins, erschien nun als eine höchst bedenkliche und unzuverlässige Stütze. Aus Angst vor der Anziehung, welche das mächtige deutsche Reich auf die stammverwandten Elemente in Oesterreich ausüben werde, entschloß man sich die Basis des Staats zu wechseln und ihn auf die numerische Mehrheit der slavischen Völker zu gründen. Da der politische und kirchliche Liberalismus vorzugsweise von dem deutschen Mittelstande vertreten ist, so wirkte der Einfluß des hohen Adels und der Geistlichkeit am Hofe ganz in antideutscher Richtung. Cisleithanien enthält nur 7 Millionen Deutsche, dagegen über 10 Millionen, freilich in verschiedene Zweige — Czechen-Mähren, Polen-Ruthenen und Slovenen — gespaltene Slaven. Wenn die Regierung jetzt mit diesen eine Verständigung suchte, so konnten die 2½ Millionen Deutsche, welche in Böhmen, Mähren und Schlesien wohnen, durch die Uebermacht der 4½ Millionen czechischer Race gebunden werden; in Krain überwiegen die Slovenen, in Kärnthen und selbst in einem District von Steiermark bilden sie wenigstens einen erheblichen Theil der Bevölkerung; in Tyrol, Vorarlberg und Oberösterreich hält der clericale Einfluß die deutsch-liberalen Bestrebungen nieder. So ließ sich die deutsch-nationale Sphäre auf einen sehr engen Kreis: auf die Hauptstadt, auf Niederösterreich, Salzburg und einen Theil von Steiermark und Kärnthen beschränken.

Die Federn des Ministerium Hohenwart haben sich freilich gegen diese Auslegung seiner Absichten verwahrt. Es sei widersinnig, sagten sie, dem Minister den Vorwurf zu machen, daß er slavische Politik treibe, da ja er selbst, da ferner die Persönlichkeiten in der Umgebung der Krone und an der Spitze des Staats Deutschösterreicher seien. Eine Verfassung, welche von sämmtlichen nichtdeutschen Völkern und einem großen Theile der deutschen Bevölkerung in Tyrol und Vorarlberg, Steiermark und Oberösterreich in ihrer gegenwärtigen Form beharrlich zurückgewiesen sei, könne von keinem denkenden Politiker als abgeschlossen, als gut und zweckmäßig bezeichnet werden. Zwischen Hohenwart und der Verfassungspartei bestehe nur ein Unterschied in den Ansichten über das Maß der Centralisation, welches Oesterreich, wie es nun einmal seit Jahrhunderten gewachsen und geworden sei, vertragen könne. Auch das neue Ministerium wolle die größtmögliche Centralisation, ja es habe den Polen nicht einmal so viel Zugeständnisse eingeräumt, als z. B. Rechbauer ihnen auf Kosten der Centralgewalt habe geben wollen. Diese Zugeständnisse, durch welche die umfangreiche, in dem § 11 der Decemberverfassung dem Reichsrath zugewiesene

Competenz nur eine höchst geringe Einschränkung erfahre, sollten nun auch auf die übrigen Königreiche und Länder ausgedehnt werden. Nur die Feststellung der Grundsätze des Unterrichtswesens, die Gesetzgebung über die politischen Verwaltungsbehörden erster und zweiter Instanz, dann einige mehr technische Arbeiten, wie die Gesetze über Credit- und Bankwesen, über Vormundschaften, über die Einrichtung öffentlicher Bücher &c. sollten den Einzellandtagen übertragen werden. Niemand könne einer so begrenzten Autonomie den Vorwurf des Föderalismus, der Zersplitterung des Staats machen. Werde nun als Preis einer derartigen Reform die Verfassung von allen Völkern des Reichs anerkannt, so sei dieser Erfolg nicht zu theuer erkauft.

Wenn dies das ursprüngliche Programm Hohenwart's war, so scheint er inzwischen weit darüber hinausgedrängt zu sein, und er hat selber Schuld daran, daß dies geschehen ist. Der Ausgleich mit den Ungarn im Jahre 1866 erfolgte am hellen Tageslicht, die Verhandlungen mit den Czechen wurden sorgsam in Dunkel gehüllt. Nur an ihrer übermüthigen Sprache erkennt man, daß sie weit mehr erreicht haben oder zu erreichen hoffen, als in der zur Rechtfertigung Hohenwart's geschriebenen Broschüre steht. Sie sprechen von einem Landesministerium, von einem festen Beitrage Böhmens zu den gemeinsamen Reichsausgaben, sie greifen den Vertrag zwischen Cisleithanien und Ungarn an und wollen die Zweitheilung in eine Viertheilung, den Reichsrath in Delegationen auflösen. Das Ministerium hielt es nicht für nöthig, zu seinen Besprechungen mit den czechischen Vertrauensmännern auch deutsche Vertrauensmänner hinzuzuziehen. So fehlte den Ansprüchen der Czechen das Gegengewicht und die Deutschen mußten das Gefühl gewinnen, daß über ihr Schicksal zu ihren Ungunsten entschieden werden solle, daß sie verrathen und verkauft seien. Die brutale Auflösung gerade der Landtage, in welchem sie die Mehrheit hatten, die Verbindung der Regierung mit den äußersten ultramontanen und feudalen Elementen, der slavische Racenhaß, der sich gerade jetzt wieder durch pöbelhafte Gewaltthätigkeiten gegen die Deutschen in Brünn, Pilsen und anderwärts Luft macht, konnte die Aufregung nur steigern. So ist das Ministerium, vielleicht wider Willen, zu einem slavischen geworden; es hat alles was deutsch ist, bis auf den Clerus, gegen sich vereinigt, es steht in ebenso entschiedener Feindschaft gegen die deutsche Nationalität, wie das Bürgerministerium gegen die slavische, und in dem Krankheitszustande Oesterreichs ist weiter nichts geändert, als daß Regierungspartei und Opposition nunmehr die Namen gewechselt haben.

Und doch ist noch mehr geändert. Denn Cisleithanien hat kein anderes Culturelement als das deutsche, es hat auch keine andere Nationalität, die wirklich von österreichischem Staatsbewußtsein erfüllt wäre. Es klingt theoretisch recht schön, daß Oesterreich sich nicht auf einen einzelnen Volksstamm, sondern nur auf die breite Grundlage aller Volksstämme stützen dürfe, allein in der Praxis führt dieser Grundsatz zum Kriege Aller gegen Alle, aber nicht zu einer haltbaren Staatsordnung. Wo mehrere Nationalitäten in einem Staate verbunden sind, muß die eine von ihnen durch Zahl oder geistige Kraft das Ueber-

gewicht haben und den anderen das, wenn auch noch so reichlich und billig berechnete, Maß ihrer Rechte zumessen. So war es in Ungarn, wo die Magyaren ihr Prinzipat festhielten, niemals zugaben, daß man von den „Nationen" der Länder der Stephanskrone spreche, und mit den Croaten erst unterhandelten, nachdem ihre eigene Verfassung gesichert war. So muß es auch in Westösterreich sein; man hat auch hier nur die Wahl, ob man die Deutschen in ihrer vorherrschenden Stellung belassen oder die Slaven dazu erheben will. Wo giebt es denn in der Welt einen sprachlich gemischten Staat, in welchem das Schwergewicht nicht in eine bestimmte Nationalität, sondern nur in die Vereinigung vieler Nationalitäten fiele? Die Schweiz ist zu zwei Drittheilen deutsch, Amerika ist überwiegend angelsächsisch, in Belgien beherrscht die wallonische Race die vlämische durch ihre Regsamkeit und französische Cultur. Gewiß hat die deutsche Verfassungspartei schwer gesündigt, indem sie nicht alle Kräfte anstrengte, um zu einem Ausgleich mit den slavischen Völkersplittern zu kommen. In träger Indolenz ließ sie den Widerstand fortbestehen, und viele ihrer Mitglieder dachten als Abgeordnete mehr an ihre Privatinteressen als an das Wohl des Vaterlandes. Auch das war kurzsichtig und falsch, daß man die Schul-, Ehe- und Kirchengesetzgebung nicht so lange vertagte, bis mit den Polen, Czechen und Slovenen ein vertragsmäßiges Verhältniß hergestellt war. Denn indem man jene secundäre Aufgabe dieser primären voranstellte, drängte man den in Oesterreich sehr mächtigen Clerus auf die Seite der slavischen Gegner und schwächte die eigene Kraft. Kurz die Mitglieder des Bürgerministeriums haben nicht als Staatsmänner, sondern als oberflächliche Durchschnittsliberale gehandelt, und es würde kein Glück für die Deutschen in Oesterreich sein, wenn sie jemals wieder an's Ruder kämen.

Aber das Ministerium Hohenwart hat die gleichen Fehler, nur in entgegengesetzter Richtung, begangen, und diese Fehler werden sich weit schwerer rächen, weil durch sie die bisherige Grundlage Westösterreichs erschüttert ist. Es hat sich das Mißtrauen auch der besten und ehrlichsten Deutschösterreicher zugezogen, es hat sie zu einem Verzweiflungskampf herausgefordert, der wahrlich nicht zur Befestigung des Staats dienen kann. Mit Fug und Recht fürchten die Deutschen, daß der Hohenwart'sche Ausgleich mit den Czechen und Slovenen darauf hinauslaufen werde, „das Bewerbungsgebiet der Deutschen noch weiter einzuengen, am Lehrstuhle, in der Gerichtsstube, in allen Zweigen der Administration nicht nach Wissen und Befähigung, sondern nach der Sprache und dem nationalen Eifer zu fragen, so daß nach und nach Wissenschaft, Bildung und Rechtspflege, kurz Alles, was cultivirte Völker auszeichnet, in Oesterreich zu Grunde geht" (Rede Kaiserfeld's). Und das wird auch wohl das einzige greifbare Resultat der römisch-slavischen Politik Hohenwart's werden, daß in Böhmen, Mähren und Schlesien, in Krain und soweit möglich auch in Kärnten und Steiermark die deutschen Beamten vertrieben, die deutschen Schulen vernichtet, die deutsche Gerichtssprache beseitigt wird. Und in weiterer Folge werden dann die Deutschen gezwungen sein, „auch ihrerseits über die Geschichte ihres Volks, über ihre

historischen und unveräußerlichen Rechte nachzudenken." Ja sie haben es seitdem schon gethan. Mit erschreckender Klarheit vernehmen wir dies aus jener „Stimme eines Deutschösterreichers," der kürzlich in einer ausgezeichneten politischen Broschüre den Bruch seiner Stammesgenossen mit dem Staate Oesterreich verkündete. Das Bürgerministerium hat in Jahren nicht so viel geschadet, als Hohenwart in diesen wenigen Monaten. Er hat den Deutschen das bittere Gefühl gegeben, daß sie mit ihrer relativ höchsten Cultur das Aschenbrödel unter den Völkern des Reichs werden sollen. Er hat ihnen das österreichische Staatsbewußtsein ausgetrieben und so die Geister heraufbeschworen, die man fürchtete und bannen wollte. Wenn er in dem Wahlkampfe siegt, so wird Westösterreich ein slavischer Staat mit wachsenden secessionistischen Neigungen der unterdrückten, aber an Bildung und Wohlstand hervorragendsten Nationalität; wenn er unterliegt, so ist abermals ein Experiment gescheitert und die allgemeine Zerrüttung beschleunigt.

Und diese inneren Zustände greifen unmittelbar in die auswärtige Politik über. So erschwert die Nachsicht, welche das Wiener Ministerium der polnischen Agitation erweist, die ihre Ziele auf dem Lemberger Parteitage noch so eben ungeschminkt aussprach, nothwendig eine Besserung der Beziehungen zu Rußland. Führen die Hohenwart'schen Maßregeln wirklich zu einem czechischen Königreich Böhmen-Mähren mit einer Pariastellung der deutschen Minorität, so kann auch die friedfertigste Reichsregierung mit einem so sich gestaltenden Oesterreich nicht auf gutem Fuße stehen. Und doch sind diese Nationalitätsfragen innere Fragen des österreichischen Staats, über welche der letztere nicht leicht eine Discussion mit einer andern Macht zulassen, noch ihr Bürgschaften für die Zukunft geben wird. So dürften die Gasteiner Unterredungen wohl nicht weit über allgemeine Friedens- und Freundschaftsversicherungen hinausgekommen sein.

Das deutsche Reich bedarf keiner Allianzen, um seine Stellung in Europa zu behaupten. Es ist so einig und stark geworden, daß fortan keine einzelne Macht, sondern nur eine Coalition mehrerer Mächte ihm Gefahr bringen kann. Wenn unsere Phantasie sich mit dem Zeitpunkt beschäftigt, wo einmal die Slaven und Romanen gemeinsam gegen die germanische Mitte Europas anstürmen werden, so sagt uns doch die nüchterne Ueberlegung, daß der jetzige Beherrscher Rußlands durch Neigung und Interesse an die Freundschaft Preußens gebunden ist, daß die socialen Reformen, die Schienenwege, die neue Militärverfassung Rußlands noch manches Friedensjahr zu ihrer Durchführung bedürfen und daß auch dann die Aggressivkraft des großen Reichs gegen Westen nicht in dem Grade zugenommen haben wird, als unsere Defensivkraft durch die Ausbreitung der Reserve- und Landwehreinrichtungen über ganz Deutschland zunimmt. So werden wir selbst in dem fernliegenden Fall einer Coalition noch immer gegen Frankreich die Waffenmacht verfügbar haben, welche im vorigen Jahr zu seiner Bezwingung genügte und welche auch in Zukunft wohl genügen wird.

In Betreff der künftigen Militärverfassung Frankreichs ist noch immer

nichts festgestellt. Thiers befindet sich über die Organisation der Armee mit der Mehrheit der Nationalversammlung ebenso im Streit, wie über die Auflösung der Nationalgarde, die Competenz der Generalräthe und das Steuer- und Zollsystem. Während der Entwurf der Commission der Nationalversammlung die Stellvertretung aufheben will, hält Thiers hier wie überall an den alten französischen Traditionen oder Vorurtheilen fest. Es wird mit der Frage vermuthlich diesmal wieder so gehen, wie im Jahre 1848, wo der Verfassungsausschuß die Aufhebung vorschlug, Thiers dagegen sprach und die Nationalversammlung zuletzt dem Egoismus der besitzenden Klassen mit großer Mehrheit nachgab. Wie in diesem Punkt, so wünscht die Commission auch in der Länge der Dienstpflicht dem preußischen Muster zu folgen. Die Verpflichtung zum Kriegsdienst soll vom 20. bis 39. Jahre dauern, wie es im alten Preußen so lange der Fall war, bis durch die Armeereform das stehende Heer und seine Reserven so bedeutend vermehrt waren, daß die Dauer der Landwehrverpflichtung auf 5 Jahre, bis zum 32. Lebensjahr, herabgesetzt werden konnte. Wir glauben nun nicht, daß das französische Volk jemals eine Dienstpflicht von 20 Jahren, welche in dem zweiten Jahrzehnt überwiegend Verheirathete träfe, ertragen wird. Noch unbegründeter erscheint uns die Besorgniß, daß man diese 20 Jahrgänge nicht allmählich heranbilden, sondern sie sofort in die Armee einfügen wolle, indem man die Mobilgarde und mobilisirte Nationalgarde als Reservisten resp. Landwehr an die active Armee anschlösse und die sedentäre Nationalgarde zu einer Landwehr zweiten Aufgebots umwandelte. Ja wenn sich solche Umwandlung durch Decrete machen ließe! Bourbaki und Chanzy klagten, daß man ihnen keine Soldaten, sondern eine Heerde von unbrauchbaren Menschen gegeben habe, und die drei unglücklichen Kriegsmonate der Republik haben die Disciplin und militärische Uebung der Mobilgarden nicht erhöht. Die sedentäre Nationalgarde hat gar keine militärische Vorbildung und steht auf der Stufe unserer alten Bürgergarden. Wenn Frankreich die zusammengerafften Schaaren der Republik ohne Sichtung als Reserve in seine Armee aufnehmen wollte, so würde es dieselbe mitten in der Neubildung ruiniren. Und wo fände es die Officiere und Unterofficiere, um diesen Massen einen Halt zu geben! Wer einen solchen Weg einschlüge, um rasch eine große Armee zu bekommen, würde alle Fehler Gambetta's wiederholen. So tumultuarisch wird weder Thiers noch einer der Generale der Commission verfahren wollen. Wohl aber arbeitet Thiers mit großer Anstrengung an der Wiederherstellung der militärischen Formationen, und er soll die Absicht haben, die 100 Infanterie-Regimenter der alten Armee um 20 neue zu vermehren, wobei das Material an Linientruppen, welche seit dem September v. J. neu gebildet wurden, ihm zur Ergänzung dient. Wie diese Vermehrung sich mit dem französischen Budget verträgt, wollen wir abwarten. Im Uebrigen darf sie uns nicht überraschen. Die Republik von 1848 bot allen Völkern ihren Friedensgruß, aber eine der ersten Maßregeln Lamartine's war die Vermehrung der Armee von 360,000 Mann auf 600,000 Mann. Heute ist das eingestandene Ziel aller französischen Parteien die Revanche an

Deutschland; man ist nur uneinig darüber, ob man in drei Jahren mit den Vorbereitungen fertig sein wird, oder vielleicht erst in zehn.

Im Bewußtsein unserer Macht können wir diesen Anstrengungen ohne Unruhe zusehen. Die militärische Kräftigung des Landes macht uns weniger Sorge, als die inneren Parteikämpfe, die jeden Augenblick den Bürgerkrieg wieder entzünden und die Ausführung des Friedensvertrags vereiteln können. Da Thiers jetzt bereits 6 Monat am Ruder ist, so ist schon deshalb ein baldiger Wechsel in der Scenerie wahrscheinlich. Ein Provisorium von 6 Monaten ist bei dem Emotionsbedürfniß der Franzosen etwas ganz Außerordentliches. Lamartine's Popularität dauerte nur einige Wochen, obwohl er seinem Lande während der Stürme der Februarrevolution große Dienste geleistet hatte und bei den ersten Wahlen wie Thiers in 15 Departements gewählt war. Cavaignac's Ruhm verblich in wenigen Monaten, obwohl er Frankreich von den Communisten errettet hatte. Was hat, bei Lichte besehen, Thiers gethan? Er ist die Verkörperung der maßlosen Eitelkeit, Herrschbegier und Selbstüberhebung der französischen Nation, und er war nur schlau genug, sich im Juli v. J. gegen einen Krieg zu verwahren, zu dem er am meisten gehetzt hatte, dessen glückliches Gelingen ihm aber damals zweifelhaft erschien. Seine unbegrenzte Begierde, sich an der Macht zu erhalten, mag immerhin eine Eigenschaft sein, die für unsere deutschen Interessen verwerthet werden kann, aber daß er, der mit all seinen Instincten dem Ideenkreis angehört, welcher Frankreich in's Verderben stürzte, in dem höchsten Nothstand des Landes der Mann der Situation werden konnte, ist der schlagendste Beweis für die geistige Unfruchtbarkeit und Unbeweglichkeit des heutigen Frankreich. Sein Verhältniß zu der Mehrheit der Nationalversammlung ist jetzt unheilbar zerrüttet, und der Ausgleich, der schließlich über den Rivet'schen Antrag stattgefunden hat, ist thatsächlich ein Triumph der Rechten über ihn und eine empfindliche Züchtigung seiner Gelüste nach einer dauernden Machtstellung. Wenn man unbefangen nach dem Maße der Schuld an der wachsenden Verwirrung fragt, welches die einzelnen Faktoren trifft, so wird man Thiers eben so voll zu beladen haben, wie die rechte Seite der Versammlung. Ja diese Seite vertritt in den Gemeindeangelegenheiten, der Decentralisation, den Steuer- und Zollfragen entschieden die aufgeklärteren Ideen. Wenn sie zu hastig auf eine monarchische Reconstituirung Frankreichs drängt, ehe die Verhältnisse dazu reif geworden sind, so darf sie für sich wenigstens die unbestreitbare Erfahrung anführen, daß kein Volk Europas sich weniger für eine Republik eignet, als das französische. „Die Franzosen," sagte Cavaignac, „sind so wenig Republikaner, daß sie im Nothfall Hanswurst I. wählen würden, um wieder zur Monarchie zu kommen;" und sie sind heute nicht anders, als sie 1848 waren. Ja die Chancen der Republik sind heute geringer als 1848, weil ein in einem großen Kriege besiegtes und nach Rache dürstendes Volk nothwendig ein Bedürfniß nach einer starken Regierung hat und weil die republikanische Dictatur Gambetta's und die Ausschweifungen der Commune bei der Mehrzahl der Franzosen in einem schlimmen Gedächtniß stehen.

Daher ist im Unterschied von 1848 die Republik bis heute nur als thatsächlicher Zustand, nicht aber als legale Staatsform anerkannt. Die Revolution vom 4. September setzte nur eine Regierung der Nationalvertheidigung ein. Durch den sogenannten Pact von Bordeaux gelobten sich die Parteien, daß sie die Frage: ob Monarchie, ob Republik vertagen wollten, bis der Frieden hergestellt und die Reorganisationsaufgaben Frankreichs gelöst seien. Der Rivet'sche Antrag war dazu ausersonnen, diesen Pact im republikanischen Interesse zu brechen, und es war Thiers, der aus persönlicher Machtbegierde sich in diese republikanische Verschwörung einließ.

Von einem Vertrauten von Thiers, dem Abgeordneten Barthelemy de St. Hilaire, ist kürzlich eine Broschüre erschienen: Monk oder Washington, in welcher Thiers als der moderne Washington gepriesen wird, der die Souveränität seines Volks an keine Dynastie verrathen werde. Rivet, der den Antrag stellte, den Chef der Executivgewalt zum Präsidenten der Republik auf drei Jahre zu ernennen, ist ebenfalls ein Freund Thiers' und selbstverständlich nicht ohne dessen Zustimmung mit seinem Antrage vorgegangen. Derselbe befriedigte zugleich den persönlichen Ehrgeiz des alten Herrn und die Wünsche der Republikaner, denn mit seiner Annahme wäre die Republik für die rechtliche Staatsform Frankreichs erklärt, die Herstellung der Monarchie die nächsten drei Jahre ausgeschlossen, und inzwischen konnte die Nationalversammlung durch Neuwahlen republikanisch verbessert werden, ein Geschäft, wozu Thiers, wie die Ergänzungswahlen vom 2. Juli bewiesen, ein besonderes Geschick hat.

Die Majorität der Nationalversammlung hat diese Intriguen mit großem Geschick vereitelt und die Spitze der Waffe, welche wider sie gerichtet war, auf den Gegner zurückgewandt. Sie hat die dreijährige Dauer der Thiers'schen Präsidentschaft beseitigt und nur den Titel bestehen lassen mit der ausdrücklichen Erklärung, daß derselbe an dem blos faktischen Bestehen der Republik nichts ändern solle. Sie hat Thiers ihrer Autorität doppelt unterworfen, indem sie sowohl ihn, wie die Personen seiner Minister für verantwortlich erklärte. Sie hat sich von der Last seiner schulmeisterlichen Ergüsse theilweise befreit, da er seine Absicht, vor der Versammlung zu reden, vorher der Versammlung durch Botschaft anzeigen muß. Und sie hat endlich den Rivet'schen Antrag benutzt, um ihre bestrittene constituirende Gewalt formell festzustellen. Die Linke selbst hatte ihr die Handhabe dazu gegeben, da sie ihr zumuthete, auf drei Jahre Republik zu machen. Eine Versammlung, die einen Präsidenten der Republik ernennen kann, darf auch einen Prätendenten auf den Thron rufen.

Es ist ein merkwürdiger Abstand zwischen dem Hochmuth, mit welchem Thiers die Versammlung bei der Debatte über die Auflösung der Nationalgarde abkanzelte, und zwischen der Bescheidenheit, mit welcher er den äußerst feindseligen Commissionsbericht über den Rivet'schen Antrag entgegennahm. Chanzy hatte ja ganz Recht; die Nationalgarden der großen Städte waren stets entweder feig oder meuterisch. Da das Land nach der Versicherung von Thiers vollkommen ruhig und die Ruhe durch eine starke Armee geschützt war, so konnte

man sie auflösen. Wenn Thiers sich gegen diese Maßregel mit großen Worten sträubte, so war dies gerade so weise, wie seine Weigerung das Pariser Proletariat zu entwaffnen. Er ließ der Linken das Mittel zu einer Revolutionirung der großen Städte in der Hand. Es schien fast, als wollte er im Interesse der Fortdauer seiner eigenen Gewalt die republikanische Partei nicht allzusehr gegen die monarchische abschwächen.

Damals rechnete er noch auf seine persönliche Unentbehrlichkeit. Seitdem aber erfuhr er, daß die Rechte sich nicht mehr vor seinem Rücktritt scheue. Sie hatte als Candidaten zur Präsidentschaft mehrere Generale und zu Ministern eine Liste von hervorragenden Persönlichkeiten zur Hand. Die trotzige Erklärung: ich spiele nicht mehr mit, wirkte also nicht mehr, und so nahm Thiers mit Dankbarkeit den leeren Präsidententitel ohne dauernde Befestigung seiner Gewalt entgegen, nachdem er durch den albernen Antrag des Justizministers Dufaure auf eine abermalige Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste um das Land, seiner Eitelkeit noch einmal ein leuchtendes Denkmal gesetzt hatte.

Dieses Spiel wird nicht lange mehr weiter gehen. Die Flitterwochen des Thiers'schen Einflusses sind vorüber und die Gegensätze von Monarchie und Republik werden schärfer auf einander platzen. Die Mehrheit der Nationalversammlung wird dem Präsidenten ein Ministerium aus ihrer Mitte aufzwingen, und die Republikaner werden an der Discreditirung und Auflösung der Versammlung arbeiten. Sie wissen zwar genau, daß die Mehrheit in Frankreich die Republik nicht will, aber sie sind wie 1848 entschlossen, nicht den Willen der Mehrheit, sondern ihren eigenen Willen für den Nationalwillen auszugeben. Warum auch nicht? Jede Partei, die in Frankreich zur Herrschaft kam, war eine Minorität und machte sich durch Gewaltacte und Schreckensmaßregeln zur Majorität. Das nennt man in diesem Lande Freiheit. Die Freiheit besteht darin, den Gegner niederzustrecken und sich selbst der öffentlichen Gewalt und ihrer Genüsse zu bemächtigen. Zwischen den Monarchisten, Republikanern und Socialisten ist in diesem Punkt durchaus kein Unterschied. Es sind nur Gesellschaften mit verschiedener Firma, welche das im Grunde gleichartige Geschäft betreiben, ihre Partei an's Ruder zu bringen und im Interesse der Partei und ihrer Stellenjägerei das Land auszubeuten.

Was das Ende sein wird, ob neue Aufstände der Rothen, eine Militärdictatur und zuletzt eine legitime oder illegitime Monarchie — wer weiß es? Als die gänzlich umgestalteten Artikel des Rivet'schen Antrags angenommen waren, meldete der Telegraph: Handel und Gewerbe nehmen einen neuen Aufschwung! Dieses kindische Telegramm verrieth, woran es Frankreich fehlt. Der Instinct des Landes drängt nach einer Stabilität der Zustände und es wird sie nur in einer monarchischen und leider wahrscheinlich ziemlich tyrannischen Staatsform finden.

Unsere Geschäfte mit Frankreich scheinen sich in jüngster Zeit etwas glatter abzuwickeln. Die dritte halbe Milliarde ist theils baar bezahlt, theils sind Wechsel dafür geboten, die man acceptiren wird, wenn die französische Regierung sich

dazu versteht, der Elsässer Industrie Einfuhrerleichterungen bis zum Schluß des Jahres zu gewähren. Dann werden unsere Truppen die Pariser Forts räumen, jedoch um in den Ebenen der Champagne und in Französisch-Lothringen Wacht zu halten. Unsere Fortschritte in den eroberten Provinzen scheinen nicht allzu groß zu sein. Der stahlharte Reichskanzler hat doch im Elsaß gar zu sehr dem altliberalen Prinzip der moralischen Eroberungen gehuldigt. Hoffentlich wird mit der Berufung des Herrn von Möller nach Straßburg in unser Beamtenthum eine strammere Haltung kommen. Man darf nicht vergessen, daß die Elsässer seit zwei Jahrhunderten an ein schlechthin gewaltthätiges Regiment gewöhnt sind. Man ist ihnen niemals mit Milde und Rücksicht begegnet, daher erscheint ihnen die Milde als Schwäche, und die schlechteren Elemente der Bevölkerung werden dadurch zu doppelter Frechheit herausgefordert. Sehr anzuerkennen ist die Entschiedenheit, mit der die Reichsregierung der ultramontanen Partei im Elsaß entgegengetreten ist. Sie hat den Versuch des Bischofs von Straßburg, Pfarrer ohne Zustimmung des Staats einzusetzen, energisch zurückgewiesen, und das Unterrichtswesen von dem Einfluß der Kirche dadurch noch mehr losgelöst, daß fortan die Schulen eines Inspectionskreises, katholische und protestantische, nur von einem Inspector, ohne Rücksicht auf die Confession, beaufsichtigt werden. Diese Maßregeln deuten an, daß Fürst Bismarck überhaupt entschlossen ist, den Kampf gegen den Erzfeind des deutschen Reichs, gegen den Ultramontanismus, weiter zu führen.

Ein baierscher Geistlicher erklärte kürzlich seinen Beichtkindern, für einen gläubigen Katholiken gezieme es sich nicht, das eiserne Kreuz zu tragen, weil es von einem ketzerischen Fürsten verliehen sei. Diese Aeußerung soll in der Gemeinde eine große Aufregung hervorgerufen haben, aber sie enthüllt die innersten Gesinnungen der ultramontanen Partei. Dem Schreiber dieser Zeilen wurde im Sommer 1866 von westphälischen Landwehrmännern, die er in Frankfurt im Quartier hatte, versichert: ihre Geistlichen hätten ihnen anbefohlen, auf die Oesterreicher nicht zu schießen, weil sie rechtgläubige Katholiken seien. Das neue Reich deutscher Nation wird sich seiner Macht und Unabhängigkeit erst dann erfreuen, wenn es diese vaterlandslose Partei in ihre Schranken zurückgewiesen hat. Zum ersten Mal seit dreißig Jahren sind dazu auf Anlaß des Reichskanzlers die einleitenden Schritte geschehen. Wir würdigen vielzusehr die Schwierigkeiten dieses Kampfes, um nun sofort bei den einzelnen Erlassen einen kritischen Maßstab anzulegen. Unsere ganze Gesetzgebung muß umgestaltet, die Aufsichtsinstanzen über die Schule müssen geändert, die bürgerliche Gültigkeit der Ehe muß auf andere Grundlagen gestellt werden. Man wird die landesgesetzlichen Vorschriften über das Stiftungswesen, die juristischen Begriffe über das Subject, dem das Kirchenvermögen der einzelnen Gemeinden gehört, untersuchen müssen. Aber bei den großen europäischen Aufgaben, welche auf dem Leiter unserer Politik ruhen, geben wir zu, daß ihm Zeit für diese neue und vielleicht schwerste innere Aufgabe gelassen werden muß.

Um so erfreulicher ist es, daß der Staat, der nächst Preußen das mäch-

tigste Glied des deutschen Reichs ist, nunmehr seine Stellung gegen den Ultramontanismus definitiv genommen hat. Der Erlaß des Cultusministers v. Lutz vom 27. August macht dem dreimonatlichen Schwanken der baierschen Regierung endlich ein Ende. Wenn man mit so unerbittlicher Logik und sarkastischer Schärfe den Nachweis führt, daß durch das Unfehlbarkeitsdogma die katholische Kirche wesentlich verändert, der Staat bedroht und außerdem durch die Verkündigung des Dogma die baiersche Verfassung verletzt, die Gesetze des Landes mißachtet worden seien, so muß die nächste Folge dieser feinen und entschiedenen Deduction ein energisches Vorgehen gegen die Bischöfe sein. Sind sie Rebellen gegen die Landesverfassung, so kann der Staat ihnen, so lange sie nicht durch feierlichen Widerruf zum Gehorsam zurückkehren, nicht aus seinen Einkünften Gehalt gewähren; soll die Unabhängigkeit des bürgerlichen Gebiets vom kirchlichen Zwang gesichert werden, so muß die obligatorische Civilehe eingeführt und die Schulaufsicht statt durch Geistliche, durch Pädagogen geführt werden. Auch dies wird nicht genügen. Der Staat wird nicht blos den Altkatholiken Schutz gewähren, sondern auch der infallibilistischen Kirche jeden Vorzug vor andern Gemeinschaften versagen müssen. Sie muß in der That gänzlich auf die Freiwilligkeit ihrer Gläubigen reducirt werden. Der Staat muß seine Beihülfe einstellen, sowohl in den Geldzahlungen wie in der executiven Beitreibung der Beiträge. Es muß mit der Trennung von Kirche und Staat in dieser Beziehung Ernst gemacht werden.

Der Kampf, der sich hier eröffnet, wird in vielen Jahren noch nicht beendet sein. Die Regierung des Staates Baiern aber würde sich unvergängliche Verdienste um die Nation erwerben, wenn sie diesen Kampf um die Befreiung des deutschen Geistes von der römischen Knechtschaft mit unerschrockenem Muthe durchführte. W.

Notizen.

Wenn ein Schriftsteller eine Reihe von Aufsätzen, die unter den überwältigenden Eindrücken des letzten Jahres niedergeschrieben waren, heute in unveränderter Gestalt wieder herausgeben kann, so ist dies ein Beweis, daß er mit richtiger Empfindung die Situationen in sich aufnahm und mit hellem Blick über sie urtheilte. H. B. Oppenheim hat unter dem Titel „Friedensglossen zum Kriegsjahr" eine solche Sammlung von Essays, die vom Juli bis zum März reichen, veröffentlicht. Sie tragen die lebendige Erregung der gewaltigen Momente an sich, durch welche sie hervorgerufen sind, und doch ist kaum ein Urtheil darin, welches wir nicht noch jetzt, nachdem wir zur vollen Ruhe der Reflexion zurückgekehrt sind, gern unterzeichnen möchten. Wer von uns kann sagen, daß er im vorigen Jahr individuelle Ideen und Stimmungen gehabt hätte, die sich emporhoben über die Ideen und Stimmungen, welche die

ganze Nation bewegten? Niemals hat ein Volk mit festerem, alle Lebenskreise gleichmäßiger durchdringendem Instinkte gehandelt als das deutsche in dieser Periode seines höchsten Aufschwunges. Aber darin zeigte sich doch ein Unterschied, daß die politischen Köpfe den Verfall Frankreichs, der sich in den ersten vier Wochen des Kriegs so furchtbar enthüllte, schon vorher mit Sicherheit vorausschauten, daß sie gleich im Beginn des Kampfes sich vollkommen klar waren über den Siegespreis den es gelte, und daß der sogenannte Volkskrieg, der nach der Kapitulation von Sedan begann, sie weder in ihren Forderungen noch in ihren Ansichten über die Widerstandsfähigkeit Frankreichs irre machte. Diese Sicherheit des Urtheils wird den Leser der Aufsätze ebenso erfreuen, wie die Wärme des patriotischen Gefühls. Man läßt an der Hand des Verfassers sich gern in die große Zeit zurückführen, weil die Aufsätze einen dauernd werthvollen Inhalt von Erfahrung, Beobachtung und Kenntniß des französischen Wesens in sich schließen. — Uebrigens bezieht sich nur die eine Hälfte des Buches auf das Kriegsjahr, die andere behandelt wirthschaftliche und literarisch-politische Gegenstände. Wir heben darunter zwei Aufsätze hervor, die uns besonders angesprochen haben. Der eine (zur Arbeiterfrage) enthält eine kritische Uebersicht über neuere deutsche und englische Werke, welche die sociale Frage und die Lage der Arbeiter behandeln; der andere (Karl Twesten als Schriftsteller) giebt uns ein Bild von der literarischen Thätigkeit eines der tüchtigsten und edelsten Vorkämpfer unseres Volkes. —

Noch eine andere Sammlung von Aufsätzen aus der Zeit des Krieges möchten wir denjenigen unserer Leser empfehlen, welche Sinn für völkerpsychologische Studien haben. Ludwig Bamberger hat in diesem Sommer eine Anzahl Artikel, die er in der A. A. Z. als „Material zur Völkerpsychologie" erscheinen ließ, unter dem neuen Titel „Zur Naturgeschichte des französischen Krieges" wieder herausgegeben. Er ist dadurch, daß er lange Zeit in Frankreich lebte, besonders befähigt, die Phänomene zu verdeutlichen, die wir im vorigen Jahr mit Staunen und Widerwillen als die Aeußerungen des französischen Geistes kennen lernten. Seine Beobachtungen über diese Krankheitszustände sind sehr schätzenswerth. Er hat uns eine Menge von Wahrnehmungen aufgezeichnet, welche als Stoff für den Völkerpsychologen dienen können, und aus den gesammelten Thatsachen gewisse Grundzüge der französischen Volksnatur mit überzeugender Klarheit festgestellt. Man bekommt eine Anschauung von den dauernden Elementen, aus denen sich das Wesen der großen Nation zusammengesetzt, und die gleichmäßig durchleuchten zur Zeit des Kaiserthums, wie zur Zeit Gambetta's, der Commune und des Herrn Thiers.

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Der Cardinal Alexander Albani.

(Schluß.)

4. Die Villa.

Wer jenen von dem Cardinal aufgehäuften „Wald" vorher gesehen hätte, der in dem ziemlich bescheidenen Raum der Villa verbaut und untergebracht werden sollte, der hätte vielleicht den Baumeister bedauert, der hier versuchen wollte, „aus ganzem Holze" zu schneiden. Diese 150 Statuen, 176 Büsten, Köpfe und Masken, diese 161 Basreliefs, 49 Thierfiguren, 29 Schalen, Becken und Vasen, 29 Brunnen, Candelaber, Urnen, Cippen, Altäre, 271 Säulen und 81 Inschriften machten ein hübsches Antiquarium; aber waren es Materialien für ein Lustschloß, in das man aus der Stadt flüchtete, um Frühlingsluft, Schatten und Maskenscherz zu genießen? Uns ahnen Säle möblirt wie der Kopf eines Antiquars, Corridore vollgestopft wie die Studio's gelehrter Sammler, Façaden wie die gestochenen Titelblätter alter Folianten.

Wir werfen einen Blick auf den Grundriß: ein mathematisches Spinnennetz! Diese Diagonalen, Sterne, Schnörkel ängstigen uns mit Vorstellungen von holländischem, fränkischem Gartenzopf, und dessen (freilich nur aus Hörensagen angenommener) steifer Förmlichkeit und gähnender Langerweile.

Aber wenn man dann vom Platz Barberini her auf langen aussichtslosen Straßen zwischen Mauern endlich die zwei hohen Thorpfeiler mit den Sphinxen erreicht hat, — womit soll man diesen Wechsel vergleichen! Es ist, wie wenn Jemand vor eine schöne Frau träte, gegen die er ein Vorurtheil hat, weil sie griechisch lesen soll und sich mit Differentialrechnung unterhalten, die er sich als eine welke, gelehrte Schlampe denkt, welche in Sentenzen spricht und die Menschen mit strengem Blick durch eine große, farbige Brille betrachtet. Nun aber erscheint sie voll Jugend, Anmuth, Unmittelbarkeit, ihre Vorstellungen reihen sich in Einfällen und launigen Beziehungen aneinander.

Wir kennen Frascati und Tivoli, wir erwarten zu einer breiten

Schloßfront aufzublicken, in deren Nähe Bäume, Gewässer und Hügel in architectonischen Rhythmen erstarren. Statt dessen öffnet sich die Scene, es breitet sich aus vor uns, schnell gleitet das Auge hin über eine sanftgeneigte Gartenfläche, einen Stern von Taxushecken, über den Streifen einer weiten Ebene und ruht gefesselt auf dem majestätischen Profil eines fernen Hochgebirgs in wechselnd tiefvioletten und rosafarbenen Tönen, in kühnen freien Linien, erhaben und beruhigend. Was die Kunst ringsum geschaffen, scheint nur als Vordergrund, als Belvedere für diese Ferne componirt zu sein, wie Claude für seine sonnigen Ebenen und blauen Fernen fremde Prachtbauten und Tempelruinen in die Seiten des Vordergrundes stellte.

Ein helles, heiteres, reiches Schlößchen glänzt zur Linken aus Oelbäumen hervor, gegenüber ein halbrunder Porticus, ein Parterre mit bunten Beeten dazwischen, wie ein riesiger Teppich, den eine fürstliche Carawane in der Wüste ausgespannt hat.

Unten, nach der Ebene zu aber, keine Mauer, kein Geländer. Nur eine Gruppe Cypressen, ein Scheinthor, ein verfallenes Tempelchen mit Tannen verengt die Oeffnung etwas, um die Landschaft einzurahmen. Der lebhafte Wechsel der gelben Gebäude, des tiefen Immergrüns, der reichen Arcaden mit Marmorbildern verschwindet, verklingt in der grandiosen Einförmigkeit der im glühenden Sonnenbrand verdorrten Ebene, der Oede der Campagna.

In ihr taucht noch eine Oase auf, die Gruppe von S. Agnese mit dem grauen Mausoleum der Constantia; — ein Mittelgrund, wie Poussin sie in seine Landschaften einzuschieben liebte. Zuletzt, alles beherrschend, die Silhouette des Sabinergebirges mit seiner Spitze, dem Monte Gennaro.

Ohne Zweifel war der Gedanke des Cardinals, daß die Natur vor der Kunst den Vortritt haben sollte. Ihr Bild sollte uns empfangen, als Ouverture; und wenn das Auge einmal ermattete vom Sehen: so sollte es Ruhe finden in diesem nie sättigendem Anblick.

Die Axe, in der wir eben eintraten, war die von Ost nach West; sie geht durch den großen Stern, die Granitsäule mit dem Familienwappen, durch die Schale inmitten der Area grande bis zu dem Scheinthor unten. Der Haupteingang aber liegt in der kleinen Axe (dem Cardo), die vom Thor des Casino zum Scheitel des Halbrunds läuft, dahinter dem großen Wasserfall seine Richtung giebt und in dem Thor nach Porta pia zu endigt.

Tritt man in dieser Axe ein, so ist der Anblick anders. Wir stehen in einem geschlossenen architectonischen Garten; es ist wie der Ansatz zu einem Peristyl. Ueberall Diagonalen und Symmetrie; überall ergänzen

aus Nischen der Hallen und Taxushecken Statuen und Büsten. Jenes war die landschaftliche Axe, dieses ist die architectonische. Die Villa Albani ist ein Garten im alten italienischen Geschmack, der sich aber nach Wunsch in einen freien landschaftlichen verwandeln kann. —

In einem Punkt nun war des Cardinals Idee von allen früheren verschieden. Denn er selbst war „der einzige Baumeister der Villa." Er hatte sie zur Aufnahme seiner Alterthümer geschaffen, aber er wollte diese so aufstellen, daß sie keine Alterthümer mehr schienen. Sie sollten sich so zusammenfinden wie damals, als sie noch keine Alterthümer waren, sondern selbstverständliche Theile der Umgebung des Lebens. Sie sollten womöglich wie ein für den Bau eigens ersonnener plastischer Schmuck erscheinen. Nichts sollte da sein von der Zusammenschichtung eines Magazins, vom Chaos einer Antiquarsbude, von dem öden Schaugepränge eines Prunksaals; nichts bleiben von den Unbilden der Zeit, von dem Staub und Dunkel der Vorzeit. Solche Façaden — wie noch die Villa Medici eine hat — mit ihren mosaikartig eingesetzten Sarkophagtafeln und Büsten, giebt es hier nicht. Auf kleine Sachen, in anderm Stoff als Marmor, z. B. dem leicht zu behandelnden Alabaster, ließ sich der Cardinal überhaupt selten ein. So hatte ihn Sabatini gelehrt; eine Sammlung, die von gelehrten Gesichtspunkten aus mit Fragmentarischem, Unansehnlichem sich füllt, sei kein Museum, sondern ein „Cimitero." Man kann hieraus abnehmen, was von der Beobachtungsgabe und dem Urtheil eines berühmten brillanten Vielschreibers, Henri Taine zu halten ist, der uns in einem Buche über Italien (das er auch ohne die Mühe der Reise hätte schreiben können) die Villa Albani als Typus der Villen des Seicento schildert und von dem „greisenhaften Geschmack des bric-à-brac" faselt.

In der einzigen Aeußerung Albani's über seine Schöpfung, die mir begegnet ist, in einem Brief an Olivieri vom 26. Mai 1758, lehnt er jedes andere Verdienst ab als das, „den Unbilden der Zeiten und der Barbarei des Pöbels die Ueberbleibsel des Alterthums entzogen zu haben, die er so leidlich wie möglich habe zurechtflicken lassen" (che ò procurato far risarcire meno male che sia stato possibile). Diese Richtung auf Restauration war dem Cardinal von Anfang an eigen; er duldete nichts Verstümmeltes; schon 1717 hören wir von einem Bildhauer Domenico Amici, den er zu dem Zweck besoldete; nach Stosch war seine herrschende Neigung, alte Bruchstücke, Statuen, Reliefs, Inschriften aneinanderzusetzen. Keysler sah bei ihm (1730) das freilich nicht lebenswerthe Verfahren, „wie man mit Scheidewasser die marmornen alten Busta und Köpfe verneuern und weißmachen könne." Später arbeitete Bartolomeo Cavaceppi für ihn, der ihm die Leucothea, die (münchener) Pallas, den Domitian

ergänzt und verkauft hat. Dieser hat die richtigen Grundsätze der Ergänzung und die gewissenhafte Praxis im Anschluß an den historischen Stilcharakter zuerst zur Geltung gebracht. Zuvor wurde die Bedeutung des Stücks mit den Hausgelehrten sorgfältig berathen. Etwas positiv muß der Cardinal in seinen Taufen doch gewesen sein; wenn auch geübter und scharfsichtiger als alle; „denn in dieser Kenntniß," sagt Winckelmann, „ist er gewiß stärker als alle Antiquare;" aber die Namen an seinen zahlreichen Hermen zeigen den „kecken Pfarrherrn" mehr als den methodischen Kritiker. Bei der Abfassung des Catalogs der Stoschischen Gemmen (1760) erbot er sich, die Porträtköpfe mit Fleiß zu übersehen; „nur mit den Weibern," sagte er, „habe ich, wie der König in Preußen, nichts zu thun." Es blieben nur zwanzig ungetaufte Köpfe übrig. Wegen aller dieser Verdienste galt er seiner Zeit für den réparateur en chef de l'antiquité; und Ennio Quirino Visconti nennt ihn den restitutore dell' antiquaria.*) Nichts machte ihm größere Freude als ein Stück antiker Technik wiederaufzufinden. Einen Künstler aus Urbino, der ihm Proben von Reliefs in Mosaik zeigte, nahm er sogleich in seine Dienste.**)

Damals nannte man den Stil der Villa „altrömischen Geschmack," und den Cardinal den Hadrian des achtzehnten Jahrhunderts. Allein die Villen am Fuß des Vesuv sind nicht das Vorbild der Villa Albani gewesen, auch nicht die Villen Tiburs. Für Imitation pompejanischer Häuser und Einrichtungen à la grecque war die Zeit noch nicht gekommen. Nur in dem späten „Billard" sieht man herculanische „Grotesken" und Wandgemälde. Das Casino hat die starke Ausdrucksweise des Barockstils, die diagonalen Voluten, oeils-de-boeuf, Fensterverdachungen in umgekehrten Spitzbogen. Dies schreibt man dem Baumeister auf die Rechnung, Carlo Marchionni; demselben, der im Jahre 1775 als Principe der Akademie von S. Luca die Angelica Kauffmann aufnahm. Aber der Aufgang vom Parterre zur Terrasse des Casino z. B. zeigt nur rechte Winkel ohne eine Spur von den malerisch gebrochenen und gekrümmten Linien, in denen noch nicht lange vorher nach Alessandro Specchi's Entwurf die wundervolle Treppe des spanischen Platzes vollendet worden war. Im Semicircolo herrscht schon der reine, schmucklose, trockene Stil des Vignola. Franzosen gegenüber entschuldigte der Cardinal dieses Fehlen barocker

*) Les morceaux les plus mutilés, erzählt der Reisende Grosley, les plus défigurés et incurables, reprennent chez lui la fleur du premier âge, nova facit omnia. Le fragment d'un buste qui, même dans son entier, aurait été pour tous les antiquaires una testa incognitissima, reçoit de lui, avec une nouvelle vie, un nom qui fixe irrévocablement son état.

**) Gio. Pietro Lucatelli schreibt (1. Aug. 1759): In somma gli antichi sapean far tutto, et il d°. Personaggio a tutto il da essi fatto sà adattarsi.

Grazie, ohne daß sie die Ironie merkten: Cela n'est pas fait pour des yeux accoutumés aux merveilles de l'art français; l'idée doit vous en paraître extravagante et l'exécution détestable.

Dennoch ist die Villa mehr als eine andere von altrömischem Geiste durchweht. Erinnern wir uns an die letzten römischen Anlagen, die Hadriansvilla, die antoninischen Bäder, so tritt sie mit diesen in eine Reihe, sie erscheint wie eine weitere Station auf der Wanderung der Bildwerke durch die Zeiten, bei der sie freilich immer mehr zusammenschmelzen. In ihr ist alles antik, — während z. B. im borghesischen Casino altes und neues durcheinander stand. Ferner wurde in ihr stets verwandtes, beziehungsreiches zusammengestellt; und der Raum war für die jedesmaligen Gäste eigens geschaffen.

Jeder Porticus, jede Vorhalle, jeder Saal, jedes Kämmerchen hatte seinen Charakter, seine tonangebende Hauptfigur oder Hauptserie. Damals dachte man aber noch nicht an Stilperioden, sondern nur an die Gegenstände.

Durch's Nordthor trat man, an einem großen Relief der triumphirenden Roma vorbei, in den Porticus des Casino, mit 44 Säulen, der für die Majestät der römischen Kaiser reservirt war. In der Mitte sah man die Himmelskönigin, auf Lemnos herabschwebend (Iliade 14, 225; es ist die lichtbringende Diana); zu ihren Seiten in sechs Nischen einen heroischen August, und in reichfigurirten Panzern Tiberius, L. Verus, Septimius Severus, Trajan und Hadrian. In diesen Porticus führten kleine Atrien; die an den beiden Enden hießen das Atrium des Antoninus Pius und des Marcaurel; dem der kolossale Pallaskopf beigesetzt war. In dem mittleren Atrium des Eingangs sah man eine der unglücklichsten Restaurationsgrillen des Cardinals, zwei nackte Knabenstatuen, des Cajus, Agrippa's Sohn von Julia, Tochter des August, und des Brutus, des Mörders Cäsar's, den Dolch zückend.

Der Kaiser-Porticus setzte sich zu beiden Seiten des Casino fort in zwei offenen Galerien, einer westlichen der Dichter, einer östlichen der Feldherrn. Der Porticus war übrigens sonst ganz leer; der Durchblick blieb frei nach den beiden zierlichen Tempelfronten hin, welche am Ende der Galerien flügelartig heraustraten. Der östlichen Front Gebälk trugen die vier Caryatiden des Crito und Menelaus; die westliche Front hieß Delubro di Diana; die hieratische Ara mit den neun Göttern diente als Basis einer Statue der ephesischen Diana.

Die Terrasse des Casino beherrscht nordwärts das Parterre, das im Süden durch den halbrunden Porticus abgeschlossen wird. Dieser besteht aus elf Bogen, deren mittlerer sich nach dem Canopus und seinen Flügeln

öffnet, so nannte man das ägyptische Cabinet. In den zehn Nischen hinter den Arcaden und zu den Seiten des Eingangs in den Canopus standen die Statuen der großen Götter, zu den Seiten der Nischen und an den Pilastern gegenüber wieder Hermen, Statuetten auf Säulen.

Nachdem nun dieser Entwurf ausgeführt worden war, zeigte sich, daß noch viel aufzustellen übrig blieb, und mehr kam täglich hinzu, da mit der Freude an den jetzt so vortheilhaft sich ausnehmenden Sachen die Sammellust des Cardinals zunahm und ebenso die Meldungen derer, die etwas gefunden oder loszuschlagen hatten. Und nachdem man eine Menge mittelmäßiger Sculpturen an die Balustraden der Kranzgesimse und der Freitreppe und in die Buxbaumwände vertheilt hatte, mußte man sich doch entschließen, kleine Gebäude dem Urplan anzuhängen, doch so, daß sie die Ansicht nicht veränderten.

Ein „Caffeehaus" schloß sich hinten an den Halbcirkel, sein Balcon beherrschte den tiefgelegenen südlichen Garten. Es sollte von Clérisseau mit Landschaften und Architecturstücken aus Dalmatien und Bajä ausgemalt werden. Dieser südliche Garten bot Raum zu einem zweiten imposanten Empfang durch Bildwerke. Eine lange Cascade im Geschmack des Cinquecento, mit Salzincrustationen, Amphitrite zwischen zwei riesigen Tritonenköpfen oben, ergoß sich treppenförmig vom Unterbau des Caffeehauses bis zum Thor. Wieder erschien hier die Roma zwischen thronenden heroischen Statuen des August und Claudius auf Bisellien und zwischen gefangenen Celtenfürsten.

Dann wurde an das östliche Ende des Casino ein Schweif kleiner Gemächer angehängt. Zuerst ein schmales, hohes Zimmer, wie eine Zelle, Stanza del rè prigionero, eines Barbarenkönigs aus Breccia; daneben Marsyas, die jüngere Agrippina. Sarcophagplatten mit Phädra, Alcestis, Raub der Cora, — lauter tragische Sujets. Dahinter ein Kämmerchen mit den feinsten erhabenen Arbeiten und Figürchen. Als man die große Herculesschale fand, mußte für sie ein jonisches Rundtempelchen mit sechzehn Säulen geschaffen werden. —

Allein man müßte ein Buch schreiben, wollte man alle sinnigen Beziehungen dieser Aufstellungen angeben. Es war dem Cardinal gelungen, sein Chaos so zu vertheilen, daß nirgends eine Anhäufung, eine Verwirrung entstand, ja die alten Werke so viel als möglich ihrer ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben erschienen. Caryatiden trugen wieder das Gebälk von Tempeln und Brunnennischen; Flußgötter ruhten über rauschenden Quellen; der alte Pan lehrte in der Felsgrotte den Olympus mit zärtlicher Sorgfalt die Flöte. Eine winzige Zelle war ein Bild der delphischen Höhle, in der Nische saß Apoll auf dem Erdnabel. Und so

fühlte sich Leda mit ihrem Schwane, der Satyr mit der Schalmei, der Schlummergott Morpheus heimisch in etwas wie einer einsamen Bergkluft. Wie für die Kaiser und Götter hohe, luftige Säulenhallen sich gebührten, so für die feinen „gelehrten" Bildwerke Zimmerchen von pompejanischer Niedlichkeit, wo man archäologische Meditationen pflog. Hier sah man Euripides mit dem Catalog seiner Tragödien, Alexander im Gespräch mit Diogenes, Atlas mit dem Himmelsglobus.

Die Perlen der Sammlung durfte man indeß nicht in Garten und Hallen suchen; für sie waren die nur sparsam besetzten Prachtzimmer des zweiten Stockwerks bestimmt. Die Galleria nobile ist ein Saal, wie er wohl nicht seines gleichen hat. Nirgends ist je so viel Kostbares in Material und Kunst, von so noblem Geschmack, in so reiner Harmonie versammelt worden, und fast alles echtes Alterthum. Sie ist fürstlich reich, schimmernd wie die Gemächer des Menelaos in den Versen der Odyssee vor der Einbildungskraft aufsteigen, und doch edel und klar. Alle Reize der Villa waren hier in einem Brennpunkt gesammelt. Ihr Plan ist von dem Balcon aus zu übersehen. Gegenüber gesellt sich zu dem Hochgebirge mit seinen gebrochenen Linien, ein zweites von sanfteren Formen, wie langhingezogene Schleppen in die Ebene sich verlierend: der alte Vulcan Latiums, das Albanergebirge. Im Innern bekleidet die Wände der köstliche farbige Marmor, den der Cardinal in Porto d'Anzo gefunden, und dessen Steinbrüche zum Theil verschollen sind. Feine Mosaikarabesken zieren die Pilaster, vermischt mit Proben moderner, florentinischer Arbeit. Gemmen sind in sie eingefügt; darüber ein Fries von Terracotten; Trophäen sind mit Sphinxen und Alabastervasen über den Thürsimsen gruppirt. Reliefs sind wie Tableaus in Marmorrahmen in die Wände eingelassen; kurz alle Formen des Kunstvortrags haben ihr Contingent gestellt; und da der Cardinal kein antikes Plafondgemälde bekommen konnte, mußte ihm Mengs ein solches ergänzen.

Nur zwei Statuen durften hier Platz finden. In den großen Spiegelnischen sah man einst die „Leucothea" und die Pallas, beide jetzt in München. Sie galten für Werke des hohen griechischen Stils, also aus dem Zenith alter Kunst. Zwei Typen des Weiblichen; die Anmuth göttlicher Mütterlichkeit und die strenge Grazie geistesstarker Jungfräulichkeit.

Auch in den Seitenzimmern sollte man in wenigen ausgewählten Werken Geist und Stil hellenischer Kunst kennen lernen und genießen. Hier war über einem Kamin das Relief des Orpheus im Augenblick der ewigen Trennung; in einem andern der bronzene Sauroctonos, den der Besitzer am liebsten dem Praxiteles selbst zugeschrieben hätte; wie in einem Lararium reihten sich rings in Nischen Bronze- und Marmorstatuetten.

Ueber dem prachtvoll mit Marmor umrahmten Kamin eines dritten Zimmers stand das Antinousrelief. Seltsamer Weise vermißte man hier das unschätzbarste von allen: das Kampfrelief. —

Dies ist das Ganze, in welchem der beste Theil dessen was in den vier mittleren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts der Boden Roms zu Tag gegeben, bewahrt und vereinigt worden ist. Gedenktafeln nennen die Namen Joseph II., Leopold von Toscana, Gustav III. von Schweden, welche die Villa besuchten und bewunderten. Zu derselben Zeit kamen aus den Städten am Fuß des Vesuv noch größere Schätze zum Vorschein. Aber während Albani ein Chaos vorfand, aus dem er ein Kunstwerk schuf, so fanden die Neapolitaner künstlerisch geordnete Gruppen und machten daraus ein Magazin.

Im ganzen empfing der Besucher der Villa noch bis zum Jahre 1868 den Eindruck der ursprünglichen Anlage. Siebzig Werke waren zwar 1797 nach Paris entführt, und von ihrem Herrn, als er sie zurückerhielt, dort versteigert worden; die besten erwarb König Ludwig. Aber die Zahl war so groß, daß andere passende in die Lücken einrücken konnten, und der Typus der Anlage nicht verändert erschien. Dann aber nahmen die Castelbarco's, durch Verschwägerung Erben der Albani's, eingreifende Umstellungen vor, fast alle geschmacklos, von dünkelhaften Pedanten angegeben. Die ägyptischen Werke wurden in den Unterbau des Caffeehauses versetzt, ein Zimmer etruskischer und archaischer Sculpturen gebildet, die Caryatiden aus dem Tempelchen genommen und als Statuen aufgestellt; in dem einst freien Porticus stolperte man nun über Urnen, Vasen und Bildsäulen.*)

5. Leben.

Die Familie Albani besaß seit den Tagen Clemens XI. noch zwei andere Villen außerhalb Rom; die eine im Albanergebirge, die andere am Seegestade. Alljährlich machte man mit einem Theil der Hausgenossen und vornehmen Gäste, Römern und Fremden, in diesen drei Villen die

*) Die Zerstörung der Schöpfung des Cardinals blieb einem Bankier aufbehalten, der die Villa 1866 von den Castelbarco's kaufte. Er begann seine Verschönerungen damit, daß er die zwei Herculesschalen wegnahm (die große mußte wieder auseinandergebrochen werden, um aus ihrem Tempelchen herausgeschafft zu werden), und dafür eine Anzahl Inschriften und Dutzendarbeiten hineinbringen ließ, durch deren Ausscheidung er seine in Trastevere befindlichen und (gegen die gute Tradition des alten römischen Adels: er ist ein jüdischer Emporkömmling und eine Creatur der Jesuiten) vollkommen unzugänglichen Statuenmagazine lüftete. Seine Absicht ist, neben dem großen Geschäft, wenn er die Villa als Ganzes verkauft, noch eine Reihe kleiner Geschäfte mit guten Stücken zu machen. Es ist derselbe, von dem man sich in Rom erzählt, daß er ganze Statuen zerbrechen und zu zweien ergänzen läßt.

Runde. Nach dem Carneval ging man nach Porto d'Anzo, am Anfang des Sommers zog das ganze Haus in die römische Villa; im Hochsommer suchte man die Berge.

Der Palast Albani in Castel Gandolfo liegt unter dem päbstlichen Schlosse am Abhang des Berges nach der Campagna zu. Oben sieht man über den immergrünen Laubgängen eines Parks die malerischen Zinnen, Thürme und Mauern des grauen Schlosses der Savelli. „Die Allmacht und der Quell der Erkenntniß des höchsten Schönen," ruft Winckelmann, „hätte diese Gegend nicht wunderbarer bilden können." „Es sind," schreibt er den 26. Juni 1762, „Cardinäle und Damen, ja schöne Damen hier. Des Abends wird gespielt und getanzt; die Alten sehen zu."

Das päbstliche Schloß krönt den westlichen Rand des Kraters des Sees. Hier beherrscht der Blick Rom mit der Peterskuppel; man verfolgt die Linie der appischen Straße, in der Ferne steht der schmale, lichtblaue Streifen des Meers. Der Contrast des von tausendjähriger Geschichte durchwühlten Trümmerbodens mit diesem glänzenden, ewig jugendlichen Spiegel drängt sich jedem auf: hier oder nicht weit davon war es, wo die letzten Strophen des Childe Harold entstanden sind:

Thy shores are empires, chang'd in all save thee —

Von der östlichen Seite des Schlosses aus sieht man sich eingeschlossen in die Einsamkeit des Gebirges. Tief unten der Spiegel des Sees, dessen steile Wände sich so gleichmäßig erheben wie ein Amphitheater, eine Naumachie; gegenüber der Monte cavo, damals noch mit den Ruinen des latinischen Jupitertempels, die wenige Jahre später der Cardinal von York, der letzte der Stuarts, zerstören ließ, um ein Nest fauler Mönche an die Stelle zu pflanzen. Dort weite Fernen, hier ein abgeschlossenes Heiligthum der Natur und Vorwelt; dort die Stadt gehüllt in Dünste, mit Gegenwart, Hof, Kirche; hier die Erinnerung an Latiums Urzeit, an sein Bundesheiligthum, an Alba Longa.

Einst stand hier, ebenfalls janusartig dem Berge und dem Meere zugewandt, die Villa des Domitian, deren gewaltigen Terrassen und Nischen man die nun auch schon aus uralten Eichen bestehenden berühmten Galerien und die Gänge der Villa Barberini verdankt. Denn als Urban VIII. hier zuerst Villeggiatur hielt und das alte Schloß zum päbstlichen Sommersitz umbaute, nahmen die Barberini den schönsten Fleck für sich in Beschlag. Castelle mittelalterlicher Feudalherren nisteten in den Mauern kaiserlicher Lustgärten, und nun sind, nachdem jene eiserne Zeit wie ein Traum vorübergerauscht, ihre Castelle wieder zu Lustschlössern geworden, und selbst diese scheinen uns jetzt für Menschen längstvergangener Zeit eingerichtet. —

In dem Städtchen Nettuno, wo Alexander VI. ein Castell baute, hatten seit dem siebzehnten Jahrhundert die Cenci, Doria Pamfili kleine Paläste. Und als man sich in solchen engen Nestern nicht mehr behaglich fühlte, bauten die Costaguti ihre stattliche Villa weiter nordwestlich am Ufer auf den Trümmern des Capitols von Antium. Dort fand man ein solches Chaos von kostbaren Marmorn, Säulen, Bronzelampen, Münzen und Statuen, daß die Sage sich erhielt, diese Villa (jetzt Borghese) sei auf Statuen erbaut. Porto d'Anzo kam besonders in Aufnahme, seit Innocenz XII. einen neuen Hafen, südöstlich vom alten, angelegt hatte und bei der Gelegenheit selbst in Nettuno erschienen war (1700). Unter den Cardinälen, die ihn begleiteten, war auch Johann Franz Albani, und der ihm ergebene Monsignor Bianchini. Das liebliche Ufer blieb ihm in der Erinnerung; er kaufte dort ein Grundstück, nicht weit von Villa Costaguti. Der Cavaliere Alexander fand dabei unter der Leitung Bianchini's (seit 1711) die Reste des Theaters, wo Nero gesungen hatte; noch war die Bühne mit ihrer Bekleidung von edlem Marmor erhalten, ebenso die Orchestra. Alexander entwarf selbst den Plan des Casinos. Von seiner Thurmplatte aus genießt man einen seltenen Anblick des Meeres, wie eine Riesenschlange legt es sich in weitem Halbkreis um das Land.

„Dieses," ruft Winckelmann, „ist der Ort meiner Seligkeit, und hier wünschte ich Sie, mein Freund, zu sehen, und mit Ihnen längs dem stillen Ufer der See, an dem mit Myrthen bewachsenen hohen Gestade, sorgenlos zu schleichen, und auch, wenn das Meer wüthet und tobt, dasselbe unter einem Bogen des alten Tempels des Glücks, oder von dem Balcon meines Zimmers selbst, ruhig anzuschauen. Ein solcher monatlicher Aufenthalt und Geist und Herz stärkender Genuß der schönen Natur und der Kunst überwiegt den Glanz aller Höfe und ihres geräuschvollen Getümmels."

Rechts von dem Casino konnte man sich in den Trümmern der neronischen und severischen Villen verlieren; in Grotten, wo die Brandung unablässig wiederhallt, in Höhlen und Gängen, wo man sich einst barg vor der Sommerglut; gegenüber ragen Mauern des westlichen Molo aus der Flut hervor, wie das Wrack eines vor Jahren geschehenen Schiffbruchs. Nach Südosten, nach Nettuno hin und darüber hinaus bis zu dem Wasserschloß Astura, reihen sich meilenweit am glatten Ufer die Grundmauern anderer Villen, oft in sauberem Grundriß unter dem Spiegel des Wassers sichtbar, das fortwährend mit Muscheln und Seethierchen auch Marmortäfelchen und Mosaikstücke auf den Sand wirft. —

Der Ton, der in den Albanischen Villeggiaturen herrschte, war nicht sehr geistlich. Im Frühling war nach Winckelmann die römische Villa

fast der Hof von Rom. „Der Pabst selbst pflegt uns alle Jahre einen Besuch zu machen. Des Abends ist mehrentheils Concert und Tanz, wo alle Fremde erscheinen können.... Man geht gegen Abend dahin, wo man mit dem Cardinal wie mit einem Bürger spaziert.“ ... Am tollsten ging es im Sommer 1764 her. „Ganz Rom war alle Abende daselbst versammelt, und vielmals waren bis sechzig Personen zum Abendessen.... Bis an den hellen lichten Morgen wurde getanzt und gespielt.... Der Herr Cardinal war fast vierzehn Tage unpäßlich und zu Bette; dem ohngeachtet ging die Fresserei, das Tanzen, Spielen und Singen fort, wie vorher und nachher, bis endlich der Pabst selbst die letzten Tage dem Unwesen Einhalt that.“

Der Hof des Cardinals glich dem unserer rheinischen Churfürsten; in Rom setzte er die Traditionen des venezianischen Cardinals Ottoboni, des verschwenderischen Mäcens der Musiker und Maler, fort. Er liebte, so schreiben die Zeitgenossen, das Spiel, die Weiber, das Theater, die Literatur und die Künste; er war eine der häufigsten Cardinalsfiguren in den Conversationen. Als der sächsische Churprinz Friedrich Christian in den Jahren 1738 und 39 in Rom war, wohnte er im Palast Albani, und nie hatten die Neffen Clemens XI. ein so fürstliches Haus gemacht. Die Gesellschaft war aber sehr bunt; die Tagebücher erzählen von dem Aergerniß, welches durch das verbotene Pharaospiel (**bassotta**) gegeben wurde, wobei Franceschino, Hannibal's Kammerdiener, die Karten aufschlug. Eines Abends bei einem lucullischen Souper wurde der Prinz mit einer von Alexander selbst gedichteten Cantate überrascht. Er führte ihn nach Nettuno und lud ihm dort die elegantesten und reizendsten Damen des römischen Adels zusammen, die Gräfin Bolognetti, die Marchesinnen Patrizi und Crescenzi und die Grimaldi. Dazu stimmte es trefflich, daß der devote Prinz die Exercizien der Jesuiten zur Abwechselung mitmachte. Bei seiner Abreise ließ er für 12,000 Scudi Geschenke zurück, wovon 3000 auf die Albani'sche Dienerschaft kamen; das übrige ging drauf in Juwelen für den Cardinal Kämmerling.

In der Carnevalszeit besuchte der Cardinal zweimal wöchentlich eine musikalische Akademie, deren es dort viele gab. Zu den anmuthigsten Erscheinungen derselben gehörten die zwei musikalischen Töchter des Malers Batoni, Rufina und Benedetta. Durchreisende Sänger und Sängerinnen ließen sich hier wenigstens einmal hören, das römische Urtheil war maßgebend.

Alexander Albani war ein Mann von einnehmenden Manieren, lebhaft im Gespräch, heiter, sehr verbindlich, ohne Dünkel (**morgue**); bis in sein achtzigstes Jahr von fester Gesundheit. Die Namen dreier großer

Damen sind uns aufbewahrt, mit denen er liirt war. Die erste war die Wittwe des Conestabile Colonna; die zweite die Marchesa Anna Grimaldi aus Bologna. Sie sammelte Cameen und Münzen und heißt in Briefen ihrer Zeit die celebre antiquariessa; sie führte gelegentlich des Cardinals antiquarische Correspondenz. Im Jahre 1740 war sie in einen strepitösen Ehescheidungsproceß verwickelt, wobei der Antheil des Cardinals an dessen delicaten Verhandlungen sogar im gazzettino besprochen wurde. Sie starb 1746 zu Livorno, nachdem sie einen Officier Ferreri geheirathet, von dem Albani die schönsten Steine zurückkaufte. Noch später (1754) erwarb Bajardi für den König von Neapel 135 seltene Goldmünzen, die zu ihrem Studio gehört hatten.

Die letzte, die den Abend seines Lebens vergoldete, soeur de charité des amours, war die Gräfin Francesca Cheroffini, Checca genannt, die auch Cameen sammelte. Die fesselnde Gewohnheit, welche die Leidenschaft überdauerte, wurde vergoldet durch die Erinnerung, die das Bild zweier Töchter auffrischte. Graf Friedrich Ulrich von Lynar besuchte ihren Salon im Jahre 1762; er schreibt darüber: „Madame Cheroffini war ehemals sehr Mode, so man ihr noch ansieht; in ihrem Hause ist wöchentlich Concert. Mlle la fille ainée, eine von den römischen Schönheiten, und singt gut. Mlle la fille cadette, ein Mädchen von fünfzehn bis sechzehn Jahren, hat die Lebhaftigkeit der Mutter und ist gar nicht schön, hat aber viel Frappantes in Physiognomie, ihre Augen blitzen von Feuer, Verstand, Satire, und jedes Wort begleitet sie mit Grimassen, die sehr expressiv sind; wenn sie älter wird, kann sie große passions erregen." Die ältere, Vittoria, wurde im Jahre 1764 mit dem Generalpächter Lepri verheirathet; noch in demselben Jahre entspann sich ein Ehescheidungsproceß, der dem Cardinal sehr ärgerlich war. Casanova, der 1761 nach Rom kam, fand hier ein Haus von großem Ton, wo die Dame in römischem Geschmack empfing. „Sie schien mir einnehmend (engageante); noch mehr ihre Töchter; aber die Anbeter jeder Art waren, wie mir schien, zu viele. Ueberall ein Luxus von Flitterkram, der mir unausstehlich war. Die Fräuleins, eine belle comme l'amour, waren gar zu artig gegen Jedermann."

Die Cheroffini's waren wie die Familie des Cardinals; die Römer nannten ihn in einer Spottinschrift: Cardinalis tituli divae Cheroffinae. Jeden Abend mußte Winckelmann mit zu ihr fahren. „Ich bin," schreibt er den 10. Juni 1767, „mit dem Cardinal und der ganzen werthen Cheroffineria in der Villa."

Neben diesen Beziehungen zu der guten Gesellschaft — die man sich auch hier ziemlich leer, intrigant und lästerzüngig vorstellen kann — un-

terhielt der Cardinal natürlich durch sein ganzes Leben sehr mannigfache Verbindungen mit Gelehrten und Künstlern. Seine Händel in Alterthümern, seine baulichen und malerischen Entwürfe, Mittheilungen der Funde an Genossen, Berathschlagungen mit Kennern, seine amtliche Stellung als Präfect der öffentlichen Bauten führten zu antiquarischen Correspondenzen (wie mit Stosch in Florenz), zu freundschaftlichen Verhältnissen, zu dauernden Engagements. Die namhaftesten römischen Archäologen fanden Stellen in seinem Hause und öffentliche Aemter durch seine Protection. Am längsten war bei ihm der gelehrte und bescheidene Antonio Baldani (1691—1766), schon 1718 sein Vorleser, auch Secretär der päbstlichen Akademie für römische Alterthümer und Canonicus an der Rotonda, einer jener römischen Gelehrten, „die nicht den Kitzel haben zu schreiben." Der Numismatiker Abate Palazzi war sein maestro di camera und auch Commissar der Alterthümer; in diesem Amte folgte ihm Ridolfino Venuti (1705—63) aus Cortona, Gentiluomo des Cardinals, der Vorgänger Winckelmann's. Später hat er noch Gaetano Marini in Rom eingeführt; Raffei, Morcelli standen ihm zuletzt zur Seite. Auch den wunderlichen Neapolitaner Martorelli suchte er in seine Dienste zu ziehen. Ficoroni war seine rechte Hand in Geschäften. Kurz mehr als zwei Menschenalter war er „das Haupt von allen Alterthumsverständigen in Rom."

Eine glückliche Fügung für beide Theile war es, daß grade in der reichsten und bewegtesten Zeit, als er die Villa baute und füllte, Winckelmann in seine Dienste trat. Die Bekanntschaft war ein Werk des alten Baron Philipp von Stosch in Florenz. Unser Landsmann hatte die Aufsicht über die Bibliothek Clemens XI. und das Cabinet der Handzeichnungen; aber der Dienst war leicht: seine Beschäftigung mit der Bibliothek bestand in deren Gebrauch; freilich war auch das Salair das bescheidenste: 120 Scudi. Das schönste war, außer der Wohnung im Palast und in den drei Villen, das Verhältniß zu dem Cardinal: er pries sich, das beste Loos ergriffen zu haben, weil er den Herrn und Freund in einer Person habe.

Beide Männer gewährten sich wechselseitig soviel Nutzen wie Unterhaltung: der deutsche Polyhistor war für den Cardinal eine lebendige Bibliothek; und dieser für den Neuling in Rom ein Schatz von Memoiren eines sechzigjährigen antiquarischen Commerz. Der alte Herr wurde von dem Eifer des „spätklugen," beständig mit mehreren Entwürfen zugleich schwangeren Gelehrten fortgerissen und besuchte mit ihm viele Galerien und andere Orte, an welche er sonst nicht gedacht hätte; er versprach, mit ihm eine antiquarische Reise durch die Campagna zu machen.

Man verdankt der Eitelkeit Winckelmann's, der seinen deutschen

Freunden den vertraulichen Verkehr mit der alten Eminenz gern als Spiegel für den steifen nordischen Dünkel schildert, hübsche Züge, in welchen der Cardinal uns eigentlich zum erstenmal als Mensch nahe tritt. Wir erhalten ein lebhaftes Bild, mit welcher Ungenirtheit sich diese geistlichen Herren bei Untergebenen, die ihnen sympathisch sind, gehen lassen. Für den Cardinal, der einen großen Theil seiner Zeit mit Cerimonien, unter Höflingen, Gunstbedürftigen, kurz Menschen in Masken zubrachte, war der etwas formlose, naive, eigenwillige und doch fügsame deutsche Bär erfrischend und ergötzlich: „meine nackte Wahrheit gefällt dem Cardinal."

„Wir sind so vertraute Freunde zusammen, daß ich des Morgens auf seinem Bette sitze, um mit ihm zu plaudern.... Ihm offenbare ich die geheimsten Winkel meines Herzens und ich genieße von seiner Seite eben diese Vertraulichkeit." Z. B. der Cardinal, der bei jedem Sieg der Preußen Condolenzschreiben an den Grafen Kaunitz, bei ihren Niederlagen noch vorhandene Glückwünsche an diesen und die Kaiserin sandte, rief in Winckelmann's Gegenwart bei der Kunde von Derouten der Kaiserlichen: Benedetto il Re di Prussia! und Winckelmann fügt hinzu: „er ist zu unbesonnen in seinen Reden und ich sollte dergleichen billig nicht schreiben." Im Anfang war die stürmische Zuneigung des Cardinals etwas zeitraubend. In den Fasten, wo die Cardinäle Anstands halber ein eingezogenes Leben führen, mußte er ihm seine Abende opfern. Manchmal ließ er ihn noch um 5 Uhr in der Nacht holen, um bei ihm zu sitzen. „Der Cardinal läßt mir weder Ruhe noch Rast; ich muß des Morgens und des Abends mit ihm ausfahren.... Kaum läßt mir der indiscrete Cardinal Zeit, Ihnen diese paar Zeilen zu schreiben."

Indeß wie kann man Jemandem ernstlich böse sein, von dem man sieht, „daß er nicht vergnügter ist, als wenn man um ihn ist und selbst vergnügt?" einem Herrn, — „der mich wie sich selbst liebt und nichts mehr wünscht, als mich vor seinem Ende glücklich zu sehen."

Reisende bemerken oft an Südländern, an Italienern diese Gutmüthigkeit, eine Kindlichkeit, die uns bei bejahrten, weltförmigen, in allen Verhältnissen des Lebens und der Geschäfte abgeriebenen Menschen überrascht, zuweilen beschämt. Ihr Antheil am persönlichen, auch körperlichen Wohl und Wehe eines untergeordneten Hausgenossen, einer vorübergehenden Bekanntschaft paßt wenig zu ihrer sonstigen Zurückhaltung, Verstellung, ihrem Egoismus und Geiz. Sie zeigen oft eine Zärtlichkeit, eine Sorge, ein Mitgefühl, wie es eine Gattin nur haben kann; während der Nordländer, sonst gewiß ein zuverlässigerer Freund, in diesen kleinen Beziehungen — die doch einen großen Theil des täglichen Glücks aus-

machen — rauher ist, ja in einer Art falscher Scham seine Empfindung unter affectirter Kälte und Selbstsucht, unter wunderlichen Sarcasmen versteckt. Diese liebenswürdige Gutmüthigkeit des Italieners ist der natürlichen Anmuth seiner Bewegungen und der Leichtigkeit seiner Fassungsgabe verwandt.

Im Sommer 1760 litt Winckelmann an großer Schwäche. „Der Cardinal trägt alle mögliche Sorge für mich, und schont mich, wo er weiß und kann.“ Ebenso bei einem Fieber im Sommer 1762. Es verging kein Tag, wo er ihn nicht zweimal besuchte. „Der Herr Cardinal, der wie ein Vater handelt und manche Viertelstunde bei meinem Bette gesessen, füttert mich jetzt wieder auf an seiner Tafel.“ Auch die Eifersucht fehlt nicht: er soll sich „zuverlässig“ in Rom niederlassen und die Mittel dazu von ihm suchen. Er will durchaus nicht haben, daß sein Antiquar fortfährt deutsche Bücher zu schreiben, die er nicht lesen kann. Doch läßt er sich auch Beschränkungen seiner Zudringlichkeit gefallen, ohne es übel zu nehmen. „Anfangs war ich etwas gebunden, weil er mich beständig um sich haben wollte; jetzt aber bin und lebe ich in der Freiheit.... Er weiß nun, wie ich wünschte gehalten zu sein.“

So war Alexander Albani als Siebziger! „Er hat 73 Jahre auf dem Nacken; aber er denkt als ein Mann von vierzig, und baut, als wenn er gewiß wäre, noch zwanzig Jahre zu leben.“ Er gehörte zu denen, die im beständigen Sturm der Aufregungen das Geheimniß finden, ewig jung zu bleiben:

Das Leben ist, zu tosen mit der Welt die tost,
Und endlich still zu gehn aus den Getösen.

Wie oft war der Cardinal auf der Via Appia in seiner rothen vergoldeten und verschnörkelten Karosse hinausgerollt nach Castello und Porto d'Anzo, zuweilen im Gefolge eines der sieben Päbste, die er erlebt, oft mit fremden und einheimischen Fürsten oder mit Collegen im Purpur, zuweilen auch mit schönen Damen. Am 13. December 1779 in später Dunkelheit fuhr er zum letztenmale hinaus, diesmal aber in sehr demüthiger Begleitung, von Cisterziensermönchen, und schon eine halbe Stunde vor dem Thore machte er Halt, vor der säulengetragenen Vorhalle einer einsamen Kirche. Es schien ihm eben die Stunde gekommen, „still zu gehn aus den Getösen,“ das purpurne Maskenkleid für immer abzulegen.

Wenn man durch das S. Sebastians-Thor auf der alten Heer- und Gräberstraße fortgeht, an den Catacomben des heiligen Callistus, der Ruhestätte der heiligen Cäcilia vorbei, so trifft man kurz vor dem massigen,

zinnenbekrönten Cylinder der Cäcilia Metella, der heidnischen Namens- und Geschlechtsgenossin jener, rechts vom Wege die alte Pilgerkirche, welche jenem Thor den Namen gegeben hat. Weiter hinaus liegen die Ruinen der mittelalterlichen Burg der Caetani, der Circus des Maxentius. Wir stehen hier in der Mitte einer weiten Gräberregion, über einer unterirdischen Stadt. In diesen langen Reihen marmorner Denkmale zu den Seiten der Straße bargen stolze Römer die Asche, welche ihnen vom Brand des Lebens und der Leidenschaften übrig geblieben war, und forderten die Nachkommen auf, ihren Namen zu lesen. In den weitläufigen Grüften unter dieser Kirche und noch anderwärts harrten Christen eines Rufs, der selbst die Stille des Grabes durchdringen sollte. Aber in dieser tiefen Einsamkeit, inmitten der weiten stillen Ebene, die von den Bogen römischer Aqueducte durchzogen wird und in der Ferne von amethystenen Bergen begrenzt, scheint ein Hauch ewigen Friedens vom Himmel zu wehen, und hier kommt es uns schwerbegreiflich vor, wie man je glauben konnte, daß der Zustand aller Bewohner jener unterirdischen Stadt nicht die gleiche tiefe Ruhe sei.

Tritt man in die Kirche ein, so zieht zuerst eine Capelle das Auge auf sich, unter dem Altar eine Statue des heiligen Sebastian, deren Modell Bernini mit deutlicher Benutzung des Barberinischen Faun gearbeitet hat. Am Ende rechts hat Carl Maratta eine andere Capelle gemalt; und von hier tritt man in einen abgesonderten Raum, eine Familiengruft. Von den vielen Besuchern dieses Orts werden wenige sich des Cardinals Albani erinnern, und längst keiner mehr von seinem Namen und Stamm. Denn die Familie Albani ist nun schon über ein Menschenalter erloschen. Es war am 11. December 1779, als er sich verabschiedete, „alt und lebenssatt." Das Requiem in S. Lorenzo in Lucina, wo der Cardinal Borghese die Messe las und der Pabst mit 21 Cardinälen erschien, war der letzte Pomp, den er über sich ergehen ließ. Zwei altchristliche Reliefs, die Vertreibung aus dem Paradiese und der Tod der Maria, bezeichnen die Stelle, wo seine Reste beigesetzt sind.

Auf der Höhe, wo er stand, wäre er wie wenige berufen gewesen, salomonische Betrachtungen anzustellen. Nehmen wir die Eitelkeiten weg, unter denen sein Leben verlief, so bleibt etwa ein vornehmer Römer aus der Zeit Cicero's, Lucull's, August's. Der wahre Gehalt seines Lebens war der Verkehr mit den ewigen Gestalten, in welchen Griechenland einen Theil seines Geistes fernen Zeiten vermachte, diesen wollte er ein würdiges Asyl bereiten, er glaubte wohl, daß die lebendige Quelle solcher Gebilde verloren sei und von der Menschheit nie wiedergefunden werde. Dies war das Wesen, das Ewige, an dem er Theil hatte, neben dem

Schein, dem Nichtigen, der Schale des Priesterwesens, in das ihn die Laune des Schicksals versetzt hatte. Darum muß man nicht denken, daß etwas wie Zwiespalt gewesen sei in seinem Leben, daß eine Lüge auf ihm gedrückt habe. Er machte den grandiosen Pomp mit, fast wie altrömische Staatsmänner und Feldherren den altgeheiligten Trug der Staatsreligion, den sie durchschauten. Er war aus ähnlichem Stoff gemacht wie jene, in ähnliche Formen gegossen.

C. Justi.

Sechs Jahre österreichischer Politik.*)

1. Kaiser Josef I., Oesterreichs Hoffnung.

Ueber Ungarn und Siebenbürgen, Croatien und Slavonien, Böhmen, Mähren, Schlesien, das Erzherzogthum ob der Enns und unter der Enns, Kärnthen, Krain, Steiermark, Tirol und die österreichischen Vorlande am Rhein spannte sich zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Waltung jenes deutschen Hauses Habsburg, das damals schon seit mancher Geschlechterfolge die kaiserliche Krone auf Söhne, Enkel und Urenkel vererbt. Im Besitze einer europäischen Vorherrschaft hatte schon einmal das 16. Jahrhundert die Habsburger erblickt und um dieselbe Zeit hatte die deutsche Linie des Hauses Habsburg fast die ganze Summe der jetzt beherrschten Gebiete als Stücke ihrer Hausmacht gezählt. Aber den mächtigen Untergrund hatte der Weltherrschaft Karl's V. sein transpyrenäisches Königreich gegeben und mehrere Menschenalter hindurch hatte darauf das deutsche Erzhaus Oesterreich gerade seine ansehnlichsten Kronlande zwar titelweise besessen, aber mit den Waffen umlagern müssen. Erst in denselben letzten Jahrzehenden des 17. Jahrhunderts, in denen die spanisch-habsburgische Macht niederging und der habsburgische Zweig auf spanischem Throne verdorrte, hatten die deutschen Erzherzöge von Oesterreich den gesammten Besitzstand ihres Hauses wiederum gesammelt. Mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts durfte solche Sammlung und die Sicherung des Erworbenen vollendet gelten. Dem weitgestreckten Staatengefüge unter erzherzoglicher Herrschaft, das in seiner Gesammtheit den ehrwürdigen Namen Oesterreich empfangen, waren nun die äußeren Bedingungen zu einer Großmacht ersten Ranges gegeben. Indessen ebensowohl als Gesammtstaat Oesterreich, wie als europäische Großmacht hatte dies jugendliche Werden noch mit manchen Schwierigkeiten zu ringen. Ein Jahrhundert hindurch und länger waren die auswärtigen politischen Interessen der deutschen Habsburger mit den staatsmännischen Absichten und Zielen ihrer spanischen Vettern beinahe zusammengefallen. Dieser Gewöhnung galt es sich noch erst zu entschlagen und an die Stelle habsburgischer Gesammtinteressen eine selbständige österreichische Politik zu setzen. Die junge Großmacht Oesterreich hatte solche Allianzen erst zu suchen und zu festen, die dem veränderten Zuschnitt der Macht und der veränderten abendländischen

*) Die weiteren Ausführungen und Belege zu diesem Aufsatze wird der Verfasser im nächsten Band seiner europäischen Geschichte im achtzehnten Jahrhundert bringen.

Stellung entsprachen. Dabei mochte man Freunden, Nebenbuhlern und Feinden die Selbständigkeit eines eigenen österreichischen Willens und Vermögens zu erkennen geben.

Noch schwieriger aber stellte innerhalb der eigenen Landesgrenzen sich die Lösung vielfältiger Aufgaben. Als eine abendländische Macht durfte sich Gesammtösterreich schon fühlen, einen österreichischen Staat gab es noch nicht. Ehe, Erbschaft und die Kraft des deutschen Schwertes hatten viele Länder und ein buntes Völkergemisch zu einem Reiche zusammengebracht und nur äußerlich waren bisher die einzelnen Theile zu einer Einheit verknüpft. Einem österreichischen Erzherzoge und einigen Oberbehörden in Wien schuldeten die Insassen sämmtlicher Theile Unterthanenpflicht, Steuerleistung und Heeresfolge. Mit dieser rohesten Form der Verkettung war alles, was an Einung vorhanden, gegeben. Daß dies lediglich Personalunion sei, leugnete freilich das Oberhaupt so vieler Landschaften und Völker, doch in mehr als einem Falle war das Band der Einung noch lockerer als staatsrechtlich verbürgte Personalunion: die Furcht nämlich der Unterworfenen vor den Kriegsheeren des herrschenden Erzhauses. In keinem gemeinsamen Volks- und Staatsinteresse fanden die einzelnen nach Sprache, Sitte, Glauben, Recht und geschichtlicher Lebensentwickelung unterschiedlichen Nationalitäten des Gesammtreiches sich zusammen. Nicht allein mangelte deshalb ein österreichisches Vaterlandsbewußtsein, sondern wie viel es an patriotisch ruhmvoller Erinnerung in diesem und jenem Reichstheile gab, dies war zumeist doch ein stolzes Gedenken an siegreiche Schläge, die Oesterreichs Völkerschaften sich untereinander ausgetheilt. Buntscheckig und unverträglich wie die Nationalitäten grenzten sehr verschiedenartig geschichtete Verfassungszustände und unter diesen sehr staatsfeindliche Sondergerechtsame hart aneinander. Kaum in irgend einem Reichstheile paßte der überkommene Zuschnitt der Verwaltung und des Gerichtswesens, der Finanzwirthschaft und des Militärwesens den veränderten und gesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart noch an. Am ungenügendsten erwiesen sich die alten Formen in jenen transleithanischen Ländern, die so lange türkischer Eroberung verfallen und der Schauplatz umwälzender Kriege gewesen waren. Doch nur wenig besser stand es in den deutschen Provinzen, von denen die Wiedereroberung und die jüngste Sammlung des Reiches ihren Ausgang genommen. Seitdem der Zuschnitt des Ganzen größer geworden und der breitere Bestand neue Ansprüche geweckt, reichte die veraltete Organisation nirgendwo mehr aus.

Einem Zeitalter des blutigen Schaffens im Feldlager hatte eine durchgreifende neue Reichsverwaltung, welche die Bedürfnisse des Ganzen wie der einzelnen Theile ausgiebig befriedigte, nicht entspringen können,

Des schöpferisch Aufbauenden, oder auch nur des behutsam Bessernden war bisher indessen noch weniger geleistet worden, als bei umsichtigem Aufmerken und unter Aufbietung eines redlichen Eifers erreichbar gewesen. Vom Herkömmlichen hatte man sich nicht losgesagt, oder wo man wirklich ein Neues versuchte, hatte es nicht an Mißgriffen gefehlt. Die allgemeine Verwirrung war noch im Steigen begriffen, die Unzulänglichkeit der Reichsverwaltung machte sich stetig bemerkbarer und anstatt versöhnenden Ausgleich zu schaffen, hatte man alte feindselige Gegensätze sich sogar noch verschärfen lassen.

Das überkommene Geschlecht der höheren und mittleren Reichsbeamten war den Fragen und Anforderungen einer neuen Zeit nicht gewachsen, zum Theil faul und schlaff, zum Theil durch Unterschleif und gewohnheitsmäßige Bestechlichkeit entsittlicht. Wohlgemeinte Verfügungen der oberen Stellen blieben auf ihrer Wanderung durch die unteren Behörden entweder stecken, oder kamen verunstaltet zur Ausführung. Beschwerden und gemeinnützige Vorschläge der unteren Aemter rankten sich in mühsamem Instanzenzuge nach oben, blieben in dieser oder jener Amtsstube liegen und kamen selten zur Kenntniß der höchsten Stelle, noch seltener zur Erledigung. Das altständische Wesen in den deutschen und halbdeutschen Provinzen, ehedem von oben herab mit mancher gewaltthätigen Rechtsverletzung bekämpft, war längst zu einem inhaltlosen Herkommen ausgeartet und wäre schwerlich einer Wiederbelebung fähig gewesen. Um aus diesen Provinzen wieder selbstthätige Glieder des Reiches zu bilden, mußte an die Stelle der verkümmerten Landstände ein völlig Neues gesetzt werden. Auf den repräsentativen Institutionen des magyarischen Königreiches hingegen lastete wohlbegründeter Argwohn der Centralregierung. In dem Bestand eines ungarischen Reichstages durfte man mit Fug und Recht die Quelle großer Verlegenheiten erblicken. Begriff und Wesen der communalen Selbstthätigkeit in Stadt und Land waren dem Zeitalter fremd: die unteren Stände waren weder wirthschaftlich selbständig noch politisch vorgebildet und wo sich irgend ein Ansatz des selbstthätigen Volksgeistes offenbarte, glaubte die Vorsicht der oberen Staatswächter solche Regung als staatsverbrecherischen Unfug ersticken zu müssen. An schwerem Siechthum krankten die Finanzen des Reiches. Weder dem Umfang der kaiserlichen Erbstaaten, noch dem Vermögen der zahlreichen Provinzen, noch endlich dem Verbrauch der Centralregierung entsprach der jährliche Steuerertrag. Nachdem die Kosten langwieriger Kriege die Domänen und Baarfonds des Erzhauses verschlungen hatten, veranschlagte der kaiserliche Schatz seine geregelten Friedenseinnahmen auf die geringfügige Summe von 12 bis 14 Millionen Gulden. Der französische König hatte um dieselbe Zeit

eine Friedenseinnahme von 119 Millionen Franken; England brachte mit Bequemlichkeit ein jährliches Jahresbudget von 4 Millionen Pfd. St. auf; der zeitgenössische König von Preußen bezog ein gesichertes Einkommen von 4 Millionen Thalern. Trotz der niedrigen Ziffer der Gesammteinnahme entsprangen aus einer unzweckmäßigen Zutheilung der Staatslasten vielfältige Bedrückungen der wirthschaftlich producirenden Classen. Auf den unterthänigen Bauern lag der härteste Steuerdruck und der große Besitz der geistlichen Genossenschaften ging steuerfrei aus. Der Handel nach dem Ausland lag beinahe todt und für den Verbrauch an industriellen Erzeugnissen war man vom Auslande abhängig. Innere Zollschranken und unter diesen einige unübersteigliche trennten die Gebietstheile Oesterreichs von einander. Die Erträge solcher Binnenzölle wurden von den Erhebungskosten aufgezehrt und der Ueberfluß der einzelnen Landschaften kam der Gesammtheit nicht zu gut. Hätte der kaiserliche Schatz jene Friedenseinnahme von 14 Millionen Gulden wenigstens als regelmäßige Jahreszufuhr bezogen! Doch viele Eingänge waren schon im Voraus verpfändet, andere wurden in Folge partieller Landescalamitäten hinfällig. Zeitweilig fehlten am Gesammteingange zwei Viertheile oder gar zwei Drittheile des Voranschlags. Um den Ausfall zu decken, nahm man ausländische Anleihen zu hohem Zinsfuße auf, oder behalf sich, was noch schlimmer war, mit den Vorschüssen wucherischer Privatleute. Dabei litten alle Zweige des Staatsdienstes. Die Landesverwaltung gewöhnte sich an Unzuverlässigkeit und Gleichgültigkeit, die Beamten ihres Gehaltes und die Aemter einer geregelten Geldzufuhr nicht gewiß arbeiteten unwillig und unpünktlich; dem Gerichtswesen galten die Sporteln wichtiger als das Recht; das tapfere Heer des Kaisers litt Mangel an Nahrung, Kleidung und Sold; zwischen dem Soll der Regimenter und ihrem Bestand bot sich ein klaffender Unterschied der Zahlen; in der militärischen wie in der bürgerlichen Verwaltung deckten Gewaltthat und andere unerlaubte Mittel den Ausfall. So konnte ein Glaube der Bevölkerung an die Heiligkeit des obrigkeitlichen Amtes nicht aufkommen. Es gehörte zum guten Tone, die Fähigkeit der Behörden zu bekritteln und ihren rechtschaffenen Willen zu bezweifeln. Anstatt auf die Grundlegung der europäischen Großmacht Oesterreich stolz, nun auch mit freudiger Zuversicht an die aufsteigende Entwickelung des Reiches zu glauben, ergingen die gebildeten Stände sich in schonungsloser Verurtheilung der unbefriedigenden Gegenwart und durchdrangen sich entweder mit schwarzsichtigem Verzagen oder mit vornehmer Gleichgültigkeit gegen den Staat.

Auch die auswärtige Politik der jungen Großmacht hatte schon manchen Fehlgriff gebüßt, manche Enttäuschung erlitten und sich zahlreicher Ver-

säumnisse schuldig gemacht. Den Ansprüchen, die man zur Schau trug, entsprach noch keineswegs das Ansehen im hohen Rath der europäischen Mächte. Eine kräftige Initiative war in den wichtigeren abendländischen Fragen von Oesterreich noch nicht ausgegangen. Zu ängstlich schauten die Lenker des Reiches sich nach fremdem Rathe und fremder Beihülfe um. Von denselben Regierungen, welche Oesterreich seine Bundesgenossen nannte, mußte man an einem Tage lästige Bevormundung, am anderen Tage verletzende Mißachtung entgegennehmen.

Innerhalb Oesterreichs und draußen legte man zu Anfang des 18. Jahrhunderts die größere Menge der Mißstände und Fehlgriffe dem persönlichen Verschulden Kaiser Leopold's I. zur Last. Wohl war gerade im Laufe seiner langen prüfungs- und erfolgreichen Regierung Oesterreich eine Großmacht geworden, aber der Bewältigung solcher Arbeitsfülle, wie sie die Gegenwart dem Oberhaupt des Reiches nun auferlegte, hielt man den gealterten Herrscher nicht einmal annähernd gewachsen. Am 5. Mai 1705 schloß Kaiser Leopold die Augen.

Nach Charakter, Weltanschauung und Lebensgewöhnung dem Vater durchaus ungleichartig, folgte der römische König Josef als Kaiser des deutschen Reiches und als Beherrscher der österreichischen Erbstaaten. Vorurtheilslose und welterfahrene Männer hatten Josef erzogen; die Jesuiten, deren Einfluß man die schwersten Sünden der vorigen Regierung aufbürdete, hatten auf des römischen Königs Entwickelung keine Einwirkung gewonnen. - Zwischen den Umtrieben dieser Sekte und den Grundsätzen Josef's schien eine unübersteigbare Scheidewand aufgerichtet. Eine sittlich tüchtige Gattin aus protestantischem Fürstenhause, an Jahren die ältere, ernsten und zugleich milden Sinnes, waltete als treue Gefährtin an seiner Seite. In manchen Künsten und Wissenschaften hatte Josef sich mit Lust und Erfolg versucht. Man hatte die Lernbegierde des Knaben eher dämpfen als spornen müssen. Die Stählung des Körpers war über der vielseitigen Ausbildung des Geistes nicht vernachlässigt worden. Mit Josef's Fertigkeit und Ausdauer bei anstrengender Leibesübung, mit seinem scharfen Ritte und mit seinem Jagdglücke nahmen nur wenige der adligen Herren am Wiener Hofe es auf. Mittelgroßer Gestalt, schlanken Wuchses, lebhaft in allen Bewegungen, hatte der Jüngling ein Feuer des Temperaments verrathen, welches neben der feierlich schleppenden Haltung des Vaters um so augenfälliger abstach. Zwar gaben hochgewölbte Brauen Josef's Miene den Ausdruck des Ernstes und wohl gar der Strenge, doch das Azur der Augen leuchtete freundlich; häufig umspielte den wohlgeformten Mund ein heiteres Lächeln. Es fehlte die hängende Unterlippe der habsburgischen Voreltern und in seine Züge warf jener Geist selbst-

quälerischen Trübsinnes, der von der spanischen Ahnin her das Haus der Erzherzöge von Oesterreich durchwanderte, keine Schatten. Man rühmte Josef's Hochherzigkeit, Leutseligkeit und Gerechtigkeitsliebe als natürliche Anlagen seines Gemüths. Man erzählte, daß Thätigkeit in Staat und Heer die unbefriedigte Sehnsucht seiner Jünglingsjahre gewesen. Man berichtete Bewunderungswerthes von seinen rühmlichen Absichten und beklagte die gescheiterten Pläne des römischen Königs. Eine pünktliche Regelung der Verwaltung, Ordnung der Finanzen, einen durchgreifenden Personenwechsel in den Aemtern, umsichtigste Pflege des Heerwesens und eine selbstbewußtere Haltung der auswärtigen Politik, kurz alles was der Zukunftsentwickelung Oesterreichs noth that, sollte der römische König längst mit seinen Freunden berathen haben. Alle Matten, Faulen und Unfähigen im Reiche fürchteten seine Nachfolge und deshalb hatte die Mißgunst der väterlichen Räthe ihn von den Staatsangelegenheiten fern gehalten. Es war ein Triumph der Jesuiten gewesen, als sie den Ehrgeiz des Thronfolgers dem Vater verdächtig gemacht. Auf Josef's baldigen Regierungsantritt zielte hingegen die Summe aller politischen Hoffnungen in Oesterreich hin und mit nicht minderer Ungeduld hatten sämmtliche ausländische Freunde des Kaiserhauses den Thronwechsel herbeigesehnt. Gott gebe ihm gute Räthe, schrieb der holländische Gesandte wenige Tage nach Josef's Erhebung, und dieser Kaiser wird das Andenken an einen der vollkommensten Fürsten auf Erden zurücklassen. Wenn die hochgespannten Erwartungen, mit welchen die tüchtigeren Feldherrn und die fähigen Staatsmänner der kaiserlichen Staaten, der gebildete Bürgerstand der österreichischen Städte, die ausländischen Gesandten am Wiener Hofe und alle patriotisch gesinnten Männer in deutschen Landen den Thronwechsel begrüßt, sich auch nur zur Hälfte erfüllten, so ging der österreichische Reichskörper einer nach innen gedeihlichen und nach außen glänzenden Zukunft entgegen.

Bei seiner Thronbesteigung hatte Kaiser Josef I. das 27. Lebensjahr noch nicht vollendet. Nur sechs Jahre der Herrschaft waren diesem Fürsten vergönnt.

Von hellerem und so zu sagen idealerem Schimmer als so manche Vorgänger und als sein nächster Nachfolger umglänzt, scheint in den Denkbildern österreichischer Vergangenheit die Gestalt des jugendlichen Kaisers Josef's I. aus der Reihe der Ahnen und Blutsverwandten als eine auserlesenere und bevorzugtere herauszutreten. An den Umfang der Hoffnungen, welche seinen Regierungsantritt feierten, reichte das Maaß der Klage über Josef's frühzeitiges Hinscheiden vollauf heran. Als ein Unheil für Oesterreich, für Deutschland und für Europa hat man den vorschnellen Abbruch seiner Herrscherlaufbahn bezeichnet.

---

2. Der deutsche Einheitsstaat Oesterreich.

In der Lebensgeschichte der Staaten, wie in dem Verlaufe jedes einzelnen Menschenlebens giebt es kritische Epochen, in welchen nicht allein für das Geschick des heutigen und morgigen Tages, sondern für eine ausgedehnte Spanne weiterer Entwickelung, vielleicht sogar für die Gestaltung der gesammen Zukunft, die entscheidenden Würfe fallen. In diesem oder in jenem Augenblick gerade und in keinem späteren muß der entscheidende Wurf geschehen. Vorhandene Anlagen und Kräfte müssen auf solcher Stufe der Entwickelung ihrem eigenthümlichen Wesen und Inhalt nach begriffen und nutzbar gemacht, aufsprossende Keime müssen ohne Verzug gepflegt und gestärkt werden, oder die eben noch hoffnungsreichen Möglichkeiten zerstieben zu ungreifbaren Schatten, die jugendlichen Triebe verwildern und keinem zweckmäßigem Gesetze fügsam, verwüsten ungeordnet hervorgebrochene Kräfte einander gegenseitig.

Nach der einsammelnden Thätigkeit des 17. Jahrhunderts war für Oesterreich nun der Zeitpunkt herangerückt, wo sich Bedeutsamstes entscheiden mußte. Vielleicht hatte das Abwarten und Verschleppen der letzten Regierungsjahre Leopold's I. schon unwiederbringliche Güter verschleudert. Um so ungesäumter galt es aufzumerken, anzugreifen und vor allem dem staatlosen Zustand im Reiche der Erzherzöge von Oesterreich ein Ende zu machen. Längst schon hatte in England und Frankreich der Staat die provinzialen und nationalen Besonderheiten überwunden. Auf der spanischen Halbinsel versprach die Herrschaft eines französischen Prinzen soeben ein gleiches zu erzielen. Im europäischen Norden und Osten lagerten straff centralisirte Staatsgewalten neben einander. In Italien dankte das kleine Piemont der staatlichen Durcharbeitung der Bevölkerung seine Geltung in der Welt. Daß sogar ein Kurfürst des deutschen Reiches, kraft solcher staatlichen Organisation seiner Landschaften, sich schon einer selbstthätigen europäischen Politik vermessen, mochte den kaiserlichen Beherrscher von Oesterreich um so nachdrücklicher zum Schaffen im eigenen Hause spornen. Zwar gab es in Oesterreich der provinzialen und nationalen Besonderheiten und Gegensätze mehrere und schärfere als in irgend einem anderen europäischen Staatswesen; es war ebenfalls die politische Erziehung der österreichischen Nationalitäten hinter den westlichen Culturvölkern um eine weite Wegstrecke zurückgeblieben: doch mußte gerade jenes Hinderniß und diese Verzögerung das Pflichtbewußtsein eines denkenden Herrschers um so lebhafter steigern und den Eifer verdoppeln.

Das damalige Oesterreich bedurfte einer schöpferischen Gesetzgebung, welche den vielfältigen Volks- und Gesellschaftsbedürfnissen gerecht ward

und veraltete oder mißbräuchliche Freiheiten durch neue wirthschaftliche Segnungen überwand, weiter einer unnachsichtigen Reform des Gerichtswesens und einer handlichen Rechtscodifikation, endlich einer geregelten, pünktlichen und bis zu den entlegensten Gliederungen des Reiches greifenden Verwaltung. Mittels solcher Neueinrichtungen durfte die kaiserliche Centralregierung hoffen, der vielsprachigen Völkermischung im Umkreis ihres Reiches Meister zu werden. Ward dieses Ziel verfehlt oder ward die Durchführung solcher Absichten auch nur verschleppt, so ließ sich umgekehrt von einer Stunde zur anderen eine Verschlimmerung der Lage gewärtigen. So wie die Verhältnisse im Reiche beschaffen waren, konnten sie nicht bleiben, und an ein träges Beharren in staatlichen Dingen pflegt nur der Faule und Feige zu glauben. Wenn nicht die staatliche Einigung Oesterreichs, so gewann der Prozeß der Auflösung und endlich chaotische Anarchie die Oberhand. Ward der Ausgleich nicht gefunden, so verstärkte in dem unterworfenen Ungarn und Siebenbürgen sich der Stammeshaß gegen das herrschende Deutschthum und ebenfalls zu den Landschaften diesseits Taya und Leitha griff über kurz oder lang der sonderstaatliche autonomistische Gedanke hinüber. Unter der Asche glimmte auch in Böhmen, Mähren und Schlesien mancher Funke, der in unbewachtem Augenblicke als versengende Glut hervorlodern mochte. Eines ernstlichen Nachdenkens bedurfte damals die Frage nicht, in welche Verfassungsgestalt Gesammtösterreich seinen staatlichen Bestand am glücklichsten zu fassen und Europa die größten Dienste zu leisten vermöge. In dem Gefüge des Föderalismus, wie kunstvoll auch immer dasselbe abgepaßt ward, konnte das zukünftige Gedeihen Oesterreichs nicht begriffen sein. Wo hätte man die politischen Kräfte hernehmen wollen, die eines föderalistisch geeinten Staatsleibes an Haupt und Gliedern warteten! Nicht allzu glänzend und nicht überreichlich fiel das Ergebniß aus, wenn man alles Brauchbare in einem Mittelpunkt sammelte. Um den vielfältigen Reibungen und unvorhergesehenen Zufällen eines föderalistischen Staatslebens vorzusehen, mangelte an höchster Stelle die eingeschulte Gelenkigkeit der Führung und innerhalb der einzelnen Kronlande die Gewöhnung der Bevölkerung an Staats- und Gemeindepflichten. Um den Zusammenschluß zu bundesstaatlicher Einung auch nur versuchen zu dürfen, hätten die einzelnen Reichstheile einander eine ganz andere Mitgift an gegenseitigem Vertrauen und eine schon erprobte Anhänglichkeit an das Gesammtreich entgegenbringen müssen. Föderalismus bedeutete in Oesterreich den Krieg Aller gegen Alle und bei den unberechenbaren Wechselfällen des Kampfes vielleicht am Ende die materielle Ueberwältigung des deutschen Wesens durch Magyaren- oder Slaventhum. Zurückzugreifen galt es deshalb zu den gesammtstaatlichen Ueberlieferungen des glück-

lichsten Zeitalters, welches den Ländern unter deutsch-habsburgischer Waltung jemals erblüht. Erst seit wenigen Jahren hatte ehedem im 16. Jahrhundert Ferdinand I. zu dem Besitz der deutschen Stammländer den Erwerb Böhmens, Ungarns, Siebenbürgens, Kroatiens und Slavoniens gesellt, als dieser Fürst sich angeschickt, um aus so vielen ungleichartigen Theilen ein Reichsganzes mit einheitlicher Centralstelle und mit ausgleichender Codificirung der Provinzialgesetzgebungen heranzubilden. Wie Ferdinand I. einen österreichischen Gesammtadel geschaffen, vollbürtig durch alle Landschaften und Nationalitäten des Reichs hindurch, so war auch schon die Berufung eines gesammtstaatlichen österreichischen Reichstages von ihm erwogen worden.*) Unter dem Drange eiserner Zeiten hatten die Nachfolger des ersten Ferdinand solche Vorlagen und Vorhaben bei Seite gelegt. Doch wozu der Regierung die Kraft versagte: die Schöpfung der einheitsstaatlichen Realunion, hatten einzelne freiere Geister um so unerschütterlicher als Oesterreichs Wahlspruch bekannt. Fertig war schon im 17. Jahrhundert der Gedanke und ausgesprochen war das Wort, daß die sämmtlichen Königreiche und Länder der deutschen Erzherzöge von Oesterreich „einen einzigen und natürlichen Leib“ zu bilden hätten. Mit der Thronbesteigung Josef's I. war die Aufgabe so dringlich wie möglich gewiesen, und derjenige Herrscher, der in der Gestalt des Einheitsstaates die österreichische Bevölkerung zu gehorsamen Unterthanen erzog und zu künftigen Genossen des modernen Staates vorbereitete, erwarb für kommende Jahrhunderte sich den Nachruf, das wahrhaft Große geleistet zu haben.

Die nationale Farbe, zu welcher jener österreichische Einheitsstaat sich zu bekennen hatte, konnte auf der damaligen Stufe des Völkerlebens im Osten keine andere als die deutsche sein. Welche Verträge auch immer einstmals den Zusammentritt der östlichen Ländergruppe unter Oberherrlichkeit des Hauses Habsburg bewirkt, und ob auch das eine und andere Kronland sich ehedem seinen nichtdeutschen Staatscharacter vertragsmäßig ausbedungen, nunmehr war durch deutsche Waffenthat die Einung auf's neue hergestellt und das deutsche Schlachtschwert hatte pergamentene Verbriefungen durchhauen. Nicht als ein Vertheidigungswerk Deutschlands gegen Osten, sondern als ein Keil deutschen Angriffs war die baierische Ostmark einst in das magyarische und slavische Donauland hineingetrieben worden. Blieb sie ihrem geschichtlichen Berufe getreu, so mußte mit jedem Machtzuwachs der Markgrafen, Herzöge und Erzherzöge von Oesterreich ein siegreicher Fortschritt des deutschen Volkselements, der deutschen Gesittung und des deutschen Staates im Südosten zusammenfallen. Und

*) Bidermann, Geschichte der österreichischen Gesammtstaatsidee. 1867.

wirklich waren dieselben Donauländer, über welche jetzt umwärts und abwärts vom deutschen Erzherzogthum das Haus Oesterreich herrschte, schon einmal das bevorzugte Ackerfeld mittelalterlich deutscher Culturarbeit gewesen. Was Czechen, Südslaven und Magyaren an lebenskräftigen Staatseinrichtungen, an gesundem Rechtsbewußtsein und geistiger Gesittung überhaupt empfangen, dies dankten sie deutscher Einwirkung und vornehmlich deutscher Einwanderung. Erst der Untergang des königlichen deutschen Staates hatte die Germanisirung Böhmens, Mährens und des unteren Donaulandes in Stocken gerathen lassen. Sofern nicht deutsches Element, wie in Böhmen, schon das vorherrschende geworden, hatte in jenen Gebieten seitdem auch der culturhistorische Fortschritt gestockt. Nun war durch die deutschen Siege wieder ebener Boden geschaffen; wie in den besten Tagen des mittelalterlichen Kaiserthums waltete deutsches Staatsgebot im slavischen und magyarischen Osten. Zwar hatten die Religionskriege Deutschlands Wohlstand zerrüttet, Deutschlands Selbstbewußtsein herabgewürdigt und an dem Geistesmark des deutschen Volkes gezehrt: gerade in den deutsch-österreichischen Landen hatte die jesuitische Gegenreformation der habsburgischen Erzherzöge die Volkswirthschaft am gründlichsten zerrüttet und das geistige Leben des Volkes auf das nachhaltigste verfinstert: dennoch hätte zu Anfang des 18. Jahrhunderts auch der hochmüthigste Magyar die durchschnittliche Ueberlegenheit deutsch-österreichischer Cultur nicht zu läugnen gewagt.

Und nur das Magyarenthum Ungarns und Siebenbürgens vermochte damals den Angriffen der deutschen Civilisation einen volksthümlichen und eigensinnigen Widerstand entgegenzusetzen. Die Südslaven hielten aus Antagonismus gegen den magyarischen Stamm treu zum Hause Oesterreich: weder kraft einer nationalen Bildung, noch kraft eines selbständigen politischen Willens vermochten sie der Einbürgerung der deutschen Sprache des deutschen Rechts und des deutschen Staates zu widerstehen. In Kärnthen und Steiermark war noch nicht einmal die Vorahnung einer slavischen Frage aufgedämmert. In Böhmen war das Czechenthum weich und gefügig geworden. Böhmen lieferte dem Kaiser die zahlreichsten und zuverlässigsten Truppen und an der Spitze der Reichsverwaltung standen Staatsmänner böhmischer Abkunft, welche trotz ihres czechischen Namens sich einer hervorragend deutschen Gesinnung nicht schämten. In Krain und Istrien, Welschtirol und Mähren drang das deutsche Volkselement noch siegreich vor.*) In dem widerspenstigen Ungarn und Siebenbürgen aber blickte, von dem hochmüthigen magyarischen Herrenthum befrohndet, der Wohlthat

*) Bidermann, Geschichte der österreichischen Gesammtstaatsidee.

der Rechtsgleichheit und des Rechtsschutzes beraubt, die nichtmagyarische Bevölkerung um so vertrauensvoller der Wiener Regierung und der Gesetzgebung des deutschen Staatskerns entgegen. Ein deutscher Staat Oesterreich, der die Stammes- und Gesellschaftsverhältnisse scharfsichtig würdigte und rechtzeitig in Angriff nahm, konnte sich die Slaven im Königreich Ungarn zu seinen dankbarsten Unterthanen erziehen. Nicht mittels einer Folge vereinzelter Ausnahmegesetze, oder gar mit Verübung zweckloser Gewaltthätigkeit durfte man die deutsche Culturereroberung wieder beginnen und ihre civilisatorische Kraft auf's neue erproben. Mit unüberlegten und sprungweisen Eingriffen hatte seit dem Carlowitzer Frieden gelegentlich die Regierung Leopold's I. ihr Glück versucht. Ihre Maßnahmen hatten nicht den Stempel des civilisatorischen Berufes an der Stirn getragen. Ihr Ziel war nicht der Aufbau des österreichischen Einheitsstaates mit geistiger und politischer Vorherrschaft des deutschen Culturelements gewesen, sondern der augenblicklichen Füllung des Staatsschatzes, zeitweiliger Verpflegung des kaiserlichen Heeres und der Bereicherung deutscher Militär- und Civilvögte hatten jene Anstalten gegolten. Niemand durfte sich wundern, wenn damit nur Oel in's Feuer gegossen worden. Nicht launenhaft und bruchstückweise gegebene, oder von dem Eigennutz deutscher Beamten diktirte Zwangsgebote, wohl aber eine durchdachte, umsichtige und planmäßige Reform, die in jeglichem Stücke sowohl den gemeinsamen Anliegenheiten des Reichs, wie auch den besonderen Interessen der einzelnen Völker gerecht ward, konnte damals die abendländische Welt mit einem Einheitsstaat Oesterreich und mit deutscher Vorherrschaft im Osten beschenken.

3. Aufgaben und Möglichkeiten der auswärtigen Staatskunst.

In den Erblanden, im deutschen Reiche und in Europa boten dem jungen Kaiser sich Verhältnisse entgegen, welche dem Einsatz eines kräftigen Wirkens glückliche Erfolge versprachen. In Deutsch-Oesterreich durfte Josef I. jenes zuversichtliche Vertrauen, welches alle Bessergesinnten ihm entgegenbrachten, als schönste Morgengabe seiner Herrscheranfänge verrechnen. Mehrere tüchtige Feldherrn und begabte Staatsmänner vermochte er um seinen Thron zu sammeln. Dem strategischen Genie des Prinzen Eugen von Savoyen war der politische Scharfblick dieses hervorragendsten Feldherrn seines Zeitalters ebenbürtig. Derselbe Eugen, der das Schwert der Großmacht Oesterreich von Sieg zu Sieg getragen und als geschickter und geehrter Vertreter seines Kaiserhofes diplomatische Unterhandlungen mit sicherer Hand zum Ziele führte, hatte ebenfalls auf das Genauste ermittelt, was der inneren Landesverwaltung frommte und dem Staatsleben Oesterreichs noth that. Eine sittliche Größe, an deren eben so reinen wie

festen Gang durch's Leben die Verdächtigung der Feinde und Neider nicht heranreichte, wußte Prinz Eugen nur von einer einzigen Triebfeder seines öffentlichen Wirkens: mit der Sorge um Oesterreichs Wohlfahrt und Ruhm stattete er dem Kaiserhaus, das dem flüchtigen Jüngling einst ein Vaterland gegeben, den vollwichtigen Mannesdank ab. Als Feldherr wie als Staatsmann hatte Eugen den kühnen Flug seiner schöpferischen Gedanken unter Kaiser Leopold I. vielfach behindert oder doch mißdeutet gefunden. Nun erst ließ sich hoffen, daß Prinz Eugen von Savoyen der Meister des gegenwärtigen Tages geworden. Mit Auszeichnung redet die Nachwelt auch noch von anderen kaiserlichen Heerführern jener Epoche: von dem greisen Rabutin, von Feldmarschall Daun und von den gediegenen Kenntnissen und tüchtigen Leistungen des Grafen Guido von Stahremberg. Als einer der fähigsten Staatsmänner, welchen die Geschichte der österreichischen Politik aufweist, war dem Prinzen Eugen in freundschaftlichem Einklang der Gesinnung Graf Wenzel von Wratislaw verbunden, kundig der fremden Höfe, vielseitig unterrichtet, arbeitsam und der Rede wie der Feder mächtig. Durch Anfechtungen der Gegenwart war Wratislaw nicht zu verdrießen und durch Täuschungen nicht zu entmuthigen. Mit der Oberfläche der Erscheinung nicht befriedigt, forschte er dem wesenhaften Kern und den verborgenen Ursachen nach. Wratislaw war ein Staatsmann, der für die Zukunft bauen wollte und konnte. Aus Verstandesgründen wie von Herzen österreichischer Patriot, war er bereit, für die Verwirklichung des österreichischen Einheitsstaates seine Tage und Nächte und noch den letzten Athemzug einzusetzen. Sein sittliches Urtheil bot er Gegnern und Freunden, Hohen wie Geringen, mit gleicher Offenheit entgegen: weder Kaiser noch Kaiserin schonte sein mahnendes oder richtendes Wort. Einen berechtigten Ehrgeiz beugte er selbstentsagend dem öffentlichen Wohle; höhere Ehrenposten schlug er aus, wenn er an niedererer Stelle dem Reiche und dem Kaiser Ersprießlicheres zu leisten glaubte. Wo, wie in militärischen Dingen, seine Kenntniß nicht ausreichte, hielt er seine Meinung bescheiden zurück. Wachsam aber war Wratislaw's Auge vornehmlich auf die Verschiebungen der europäischen Lage gerichtet; ein Kenner der auswärtigen Politik, fähig wie bereit, auch den kleinsten Vortheil zu erhaschen, arbeitete er unterdessen doch auch umsichtige Verwaltungspläne aus: nach dem Muster der bewährtesten ausländischen Einrichtungen wollte er das gesammte österreichische Steuerwesen umbilden. An der Spitze der Finanzen waltete mit strengster Redlichkeit Graf Gundacker von Stahremberg. Die Noth des Augenblickes und die Ungeduld der Reformpartei hatten Kaiser Leopold I. nicht lange vor seinem Ausgang eine Neubesetzung des wichtigen Postens und die Beauftragung Stahremberg's abgerungen. Auch inmitten

schwerer Verlegenheiten des Staatsschatzes blieb dieser Präsident der Hofkammer sich in unverzagter Berufstreue gleich: das Staatsschiff mußte hindurch, sich selbst aber wußte er unter allen Umständen für die Pflicht des Amtes verantwortlich. Als fähige Arbeiter, wenn auch nur zweiten Ranges, doch den Anliegenheiten Oesterreichs aufrichtig ergeben, durfte man den geschäftskundigen Baron Seilern, den fleißigen Grafen Trautson und den weltmännisch erfahrenen Grafen Sinzendorff bezeichnen. Wenigstens waren diese und noch einige andere Männer des josefinischen Hofes geschickt und eifrig genug, um mit Selbständigkeit die Weisungen eines leitenden Meisters zur Ausführung zu bringen. Fügte man der Tüchtigkeit und dem guten Willen der höchsten Beamten des Reiches noch die Einsicht und Geschäftsbeflissenheit einiger kaiserlicher Vertreter im Auslande, wie des Grafen Goës in den Niederlanden und des Marchese de Prié in Italien hinzu, so wies sich das Material an Geisteskraft, über welches Josef I. im Mittelpunkte der Reichsverwaltung verfügte, als ein werthvolles und auch zur Durchführung schwierigerer Aufgaben befähigtes aus.

Kurz vor dem Regierungsantritte Josef's war den zerrütteten kaiserlichen Finanzen eine neue Einnahmequelle eröffnet worden. In dem damals lodernden Kriege des Hauses Oesterreich mit Frankreich hatte der Kurfürst von Baiern die französische Partei ergriffen, seinen Abfall von Deutschland mit dem Verluste seines Landes gebüßt und die baierischen Gebiete befanden sich nun unter kaiserlicher Verwaltung.

In Ungarn und Siebenbürgen hatte das ungeschickte Zufahren der kaiserlichen Beamten und Besatzungstruppen, so wie kaiserliche Verkürzung derjenigen Gerechtsame, welche bis dahin dem evangelischen Bekenntniß im Königreich verblieben waren, seit dem Jahre 1702 noch einmal einen Aufruhr entzündet. Halbe oder verfehlte Zugeständnisse Leopold's I. hatten den Trotz der Rebellen und die Ruhmredigkeit ihres eitlen Führers Rakoczy im Laufe der nächsten Jahre gesteigert und der revolutionäre Brand hatte weiter um sich gefressen. Wenn man von Wien aus den gerechtfertigten Beschwerden der Unterthanen jenseits der Leitha Abhülfe zu schaffen wußte, so konnte es für den Durchbruch eines staatlichen Regimentes in Ungarn von entscheidender Bedeutung werden, daß Josef beim Antritte seiner Regierung die aufrührerischen Elemente des Magyarenthums unter Waffen fand. Mittels billiger Nachgiebigkeit auf confessionellem Gebiete ließen sich zunächst die empörten evangelischen Stände befrieden. Eine Hauptbeschwerde sämmtlicher Insurgenten bildeten ferner die Zollschranken, welche die ungarischen Grenzen umschnürten: das Verbot der Getreideausfuhr, der erschwerte Export der ungarischen Weine und Minenprodukte und die beispiellose Vertheuerung des Salzes. Solchen tief empfundenen

Leiden und wohl begründeten Klagen, welche die großen Grundbesitzer und die städtischen Kreise so manchesmal vergeblich bei der kaiserlichen Regierung eingebracht, vermochte gerade die Aufrichtung eines österreichischen Einheitsstaates am glücklichsten abzuhelfen. In einer Empörung des Landvolkes wider seine adligen Frohnvögte waren die Ursprünge der jetzigen ungarischen Rebellion zu suchen. Erst nachdem die Bauern gegen ihre Herren aufgestanden, hatte der Adel gegen den Kaiser die Waffen ergriffen. Es war nicht unwahrscheinlich, daß wirthschaftliche Entlastungsgesetze die niederen Classen, welche das dienende Gros des Revolutionsheeres ausmachten, unter die kaiserlichen Fahnen zurückführen würden. War es aber der Regierung erst gelungen, mittels solcher unverfänglicher Zugeständnisse die unverbesserlichen Rebellen zu vereinzeln, so hatte der Aufstand seine Schrecken verloren. Es kam dem Kaiser zu, den abermals Unterworfenen die Bedingungen des Ausgleiches vorzuschreiben. Noch manche Auswüchse ungarischer Adelsliberrtät hatte auf demselben Preßburger Reichstag des Jahres 1687, der dem Hause Habsburg die erbliche Krone von Ungarn verbürgte, königliche Gnadenbewilligung übrig gelassen. Zusehends stellte sich deutlicher heraus, daß solche angeblichen Freiheiten sich weder mit einem österreichischen Einheitsstaate, noch überhaupt mit einem geordneten Staatswesen vertrugen. Alle staatsfeindlichen Privilegien hatte der letzte Adelsaufstand hinfällig gemacht. Den gebändigten Insurgenten gegenüber wäre Kaiser Josef I. seiner politischen Verpflichtungen ledig gewesen.

Um die Zeit des österreichischen Thronwechsels brach in Nord- und Osteuropa das bisherige Staatensystem aus den Fugen. Um einem Angriffsbündniß der übrigen nordischen Mächte zu begegnen, war im Jahre 1701 der jugendliche König Karl XII. von Schweden von der skandinavischen Halbinsel aufgebrochen, hatte seine Feinde besiegt und waltete nun als ruhmbedeckter Kriegsfürst in Polen. Doch während er kostbare Jahre inmitten des adligen Parteigetümmels der Republik Polen vergeudete, waren über sein eigenes Reich schon die Würfel geworfen worden. Ein Mächtigerer begann die schwedische Großmacht des Nordens zu überholen. Alles was es an Kräften und Mitteln innerhalb der weitgespannten Grenzen des moskowitischen Reiches gab, hatte als Herr und Gott einer willenlosen Masse so eben der vierte Selbstherrscher aus dem Hause Romanow zu *einem* Zwecke zusammengefaßt. Sein asiatisches Rußland mit ebenbürtigem und wo möglich mit überherrschendem Stimmrecht in den Rath der abendländischen Großmächte einzuführen, hatte dieser Fürst des Ostens als das Walten eines gewaltigen Menschenlebens erkoren. Schon hatte Zaar Peter von Rußland seinem Reiche den Zugang zur Ostsee erobert. Während man im schwedischen Kriegslager noch

die Geschicke der Welt zu ordnen glaubte, wurden die Lebenswurzeln der schwedischen Machtstellung schon durchschnitten und die siegreichen Schläge gerade, mit denen Karl XII. damals den polnischen König zu Boden schmetterte, und das anarchische Staatswesen Polens noch ärger zerrüttete, brachen russischem Machtgebote auch in Polen das Thor. Als wahrhaft lebendige Kraft kam das Reich des Zaaren Peter unaufhaltsam empor. Auf keine andere Allianz wiesen Oesterreichs Staatsinteressen so bedeutsam hin, wie auf die moskowitische. Der türkische Halbmond war Oesterreichs wie Rußlands Nachbar und Feind. Zu freundschaftlicher Zutheilung gemeinsam erlegter osmanischer Beute gab es für Oesterreich noch werthvolle, ja unschätzbare türkische Provinzen zu erwerben. Als unmittelbare kaiserliche Eroberung, im Süden und Osten das Magyarenland umklammernd, versprachen dieselben auch der kaiserlichen Herrschaft in Ungarn einen festeren Stützpunkt.*). Schon war zu Anfang des 18. Jahrhunderts von einer Auftheilung der Republik Polen unter ihren König und die Nachbarmächte vielfach die Rede gewesen. Schritt man schließlich zur That, so fiel das große Wort bei solchem Geschäfte voraussichtlich an Rußland und unter dem Wohlwollen dieses Bundesgenossen ließ sich für Oesterreich ebenfalls im Norden Ungarns ein Gebietstheil von gefügigerer slavischer Nationalität gewinnen. Wiederholt hatte der Gründer der jungen moskowitischen Großmacht der neuen Großmacht Oesterreich ein engeres Bündniß angetragen. Freilich auch in diesem Falle nur die Durchführung seines eigenen Staatsgedankens im Auge, hatte Zaar Peter dem Kaiser Leopold russische Hülfsvölker zur Verfügung gestellt: Oesterreich möge mit denselben seine süd- und westeuropäischen Kriege ausfechten. Vielfache Bedenklichkeiten und unter diesen einige grillenhafte hatten für die Ablehnung solcher Anträge entschieden.**) Im Jahre 1705 war der rechte Zeitpunkt für eine russische Allianz noch nicht verpaßt und sogar gegen die ungarischen Rebellen ließ sich russische Waffenhülfe verwerthen.

Nach Westen hin befand sich beim Regierungsantritte Josef's I. Oesterreich in einem engen Angriffsbündnisse mit den beiden protestantischen Seemächten: der niederländischen Republik und dem parlamentarischen England. Als ein Vertheidigungswerk wider die ruhmsüchtige, gewaltthätige und eroberungslustige Monarchie des französischen Königs Ludwig's XIV. hatte der große Oranier Wilhelm III. von England und

*) Ueber die Vortheile und Nothwendigkeit einer österreichisch-russischen engeren Allianz, als der für Oesterreich naturgemäßesten und aussichtsvollsten, handelt schon unter Josef I. eine scharfblickende Denkschrift des Conte Belcardi aus dem Juli 1709. Oesterr. Staatsarchiv.

**) Die Verhandlungen in den Russica des Oesterr. Staatsarchivs.

Holland die Allianz der Habsburger mit den protestantischen Seemächten zum ersten- und zum zweitenmale geknüpft: den Ausfällen und Raubzügen jener französischen Militärmacht, welche von einem furchtbaren Festungsgürtel aus die schwächeren Nachbarn mit ihren Heeresmassen überfiel, wollten die vereinten Kräfte Central- und Westeuropas steuern. Bei dem neuerdings entzündeten Kriege aber handelte es sich um ein noch Größeres. Auf dem Thron des letzten spanischen Habsburgers hatte mit dem Anbruch des neuen Jahrhunderts sich als Beherrscher des transpyrenäischen Spaniens, Indiens, Neapels, Siciliens, Mailands, Sardiniens, Belgiens ein französischer Prinz, Philipp V., der Enkel Ludwig's XIV. niedergelassen. Die Enthronung dieses Bourbonen und die Erhebung eines Oesterreichers, des jüngeren Bruders Kaiser Josef's I., als Beherrschers aller spanischen Reiche sollte die Waffenerfolge der Verbündeten krönen. Inmitten holländischer und englischer Truppen kämpfte der österreichische Erzherzog Karl seit dem Jahre 1704 an den Grenzen Portugals und in Catalonien, während in Oberitalien sich die Kaiserlichen mit den französischen Heeren maßen und an Maas und Schelde wiederum holländisch-englische Waffen die spanischen Niederlande umlagerten. Eine auserwählt günstige Stellung schien dem Hause Oesterreich in diesem Angriffsbündnisse zugewiesen. Für ein dynastisch habsburgisches Anliegen hatte man gemeinsam die Waffen ergriffen. Dennoch waren die Seemächte die Antragsteller des Bündnisses und die Urheber des großen Krieges gewesen. Ihre Bitten hatten Kaiser Leopold die Entsendung des jüngeren Erzherzogs nach Spanien abgerungen. *) Um ihrer handelspolitischen Interessen und Gewinne willen hatten England und Holland sich verpflichtet, jedes Stück der spanischen Monarchie an das Erzhaus Oesterreich zu bringen. Sie hatten die größere Leistung in diesem Kriege freiwillig übernommen. Murrend zwar, doch immer wieder kamen sie mit Darlehen den österreichischen Finanzen zu Hülfe. Der Oberbefehlshaber des Angriffsbündnisses, der englische Herzog von Marlborough, war ein liebenswürdiger Anwalt der österreichischen Ansprüche und nachsichtig hatte er bisher Ausfälle der kaiserlichen Leistungen entschuldigt. Im letzten Lebensjahre Leopold's I. war Marlborough mit einem englischen Heere dem bedrängten Kaiser zu Hülfe gezogen und hatte im Verein mit Eugen Baiern und Franzosen an der oberen Donau auf das Haupt geschlagen. In der Lombardei wurden die Kaiserlichen durch Bundestruppen in seemächtlichem Solde unterstützt und ebenfalls der kaiserlichen Kriegführung am Oberrhein reichte man von Flandern aus die stärkende Hand.

---

*) v. Noorden, europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert. I.

Einem Mißgriff, wie nahe derselbe liegen mochte, hatte Kaiser Josef I. bei diesem Bundeskriege gegen Frankreich vorsichtig auszuweichen: weder die handelspolitischen Ziele der Seemächte, noch auch den dynastischen Ehrgeiz des Hauses Habsburg durfte er mit dem österreichischen Staatsinteresse verwechseln. Losgelöst von dem ehemaligen Wahlspruch seines Geschlechts, der auf Vergrößerung der Habsburgischen Hausmacht um jeden Preis, unter welchem Himmelsstriche, inmitten welcher Nationalität, unter welchen Zuwachsbedingungen auch immer gelautet, mußte die kaiserliche Politik diesen spanischen Erbfolgekrieg von österreichischem Gesichtspunkte aus führen. Mochte der jüngere Erzherzog als König Karl III. von einem Siege zum andern fortschreiten, oder Enttäuschung auf Enttäuschung ernten: in beiden Fällen hatte der Regent der österreichischen Erblande auf seiner Hut zu sein. Weder bei der Darreichung von Kräften und Opfern, noch auch bei der schließlichen Friedensabkunft mit Frankreich, durfte man die Ansprüche Karl's auf spanische Königreiche als einen schlechthin österreichischen Staatszweck behandeln. An den verstümmelten Westmarken Deutschlands war der Kriegspolitik des damaligen Oesterreichs die vornehmste Wahlstatt ihrer Mühen und Thaten gewiesen und im deutschen Reiche selbst mochte Kaiser Josef I. die Früchte dieses französischen Krieges und seiner Siege ernten.

4. Kaiser und Reich zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

Im Frieden wie im Kriege bot zu Anfang des 18. Jahrhunderts das römische Kaiserreich deutscher Nation dem Auslande eine verfallene und bemitleidenswerthe Gestalt entgegen. Als politisches Ganzes war dieser abgelebte Reichskörper ebenso wehrlos wie unberathen. Am Regensburger Reichstage gediehen nur formale Rechtsstreitigkeiten, Rechtsbedenken und Rechtsverwahrungen; wärmeres Leben durchpulste lediglich das verbitterte Religionsgezänk. Als im Jahre 1703 der Reichstag gelegentlich seine Sitzungen eingestellt, bemerkte man nicht einmal den Stillstand der verrosteten Maschine. Mit deutscher Herrenfreiheit hatte Gott unser Vaterland furchtbar gestraft und eine nicht minder schwere Heimsuchung war mit dem Bedientensinne des Volkes über uns gekommen. Die Städte waren bequemes Fachwerk der fürstlichen Verwaltungsanstalten geworden und auf dem Lande lagen Gemeindeleben und Gemeindesinn todt. Wir waren politisch unmündig und wirthschaftlich verarmt, unsere Industrie war vom Ausland überholt, vom Weltmeer waren wir ausgeschlossen und des Handels beraubt, unsere Reichstruppen gingen zerlumpt und fahnenflüchtig, oder bettelnd und raubend einher und ihre tüchtigen Regimenter thaten die Einzelfürsten an das Ausland zur Miethe aus. Geeinigt hätten

wir, wie in jenen Tagen ein venetianischer Gesandter schrieb, der Welt Gesetze vorschreiben können, aber, wie derselbe Berichterstatter frohlockend hinzufügte, die Vorsehung hatte den Saamen des Mißtrauens und der Zwietracht ausgestreut. Ueppig war die Saat aufgegangen und stand nun schon seit manchem Menschenalter in Blüthe. Wir waren alles in allem eine tief gesunkene aber dennoch nicht rettungslos verlorene Nation.

Eben damals begannen mehrere bessere Männer über das staatliche, wirthschaftliche und geistige Elend Deutschlands nachzudenken und in dieser Erkenntniß unseres Elends lag eine Möglichkeit der Rettung enthalten. In den geheimen Grundtiefen unseres Volkslebens hub es an sich zu regen und in unscheinbarer Verborgenheit wuchs das Geschlecht heran, welches sich zu Trägern eines kräftigeren Werdens vorbildete. Das freie vernunftgemäße Denken, das in den Frühlingstagen der deutschen Kirchenreformation den abergläubischen Ueberlieferungswust eines Jahrtausends durchbrochen, um bald darauf unter dem wüsten Federstreit der nachreformatorischen Theologie heimathflüchtig aus Deutschland auszuwandern, wagte sich wiederum in der Spekulation des einzigen Leibniz, doch gleichzeitig auch hier und dort in manchen schüchternen und bald schon kühneren Ansätzen hervor. Die Späherblicke der hofkirchlichen und polizeilichen Ueberwachung umschleichend, nisteten Cartesianismus und bald auch Spinozismus sich an den deutschen Hochschulen ein. Während die ehrwürdigen Vielwisser des deutschen Katheders sich in frommem Eifer zur Abwehr rüsteten, überkam sie bei der Ausarbeitung ihrer umständlichen Gegenschriften ein erster Anflug des Zweifels. Allmälig nur, aber endlich allmächtig überwältigte sie der Genius der Wahrheit: vor ihren Augen ward es heller und unversehends befanden sich die Sträubenden auf der Bahn des voraussetzungslosen Denkens. Ohne es zu wissen und zu wollen, bereiteten sie in der Stille sich selbst und ihre Schüler für den willigen Empfang der Locke'schen Erkenntnißlehre vor. Ehe sie die Möglichkeit eines solchen Endergebnisses zugegeben, standen sie schon auf dem festen Boden der Erfahrungswissenschaft; mit offenem Visir feierten bald darauf der muthige Zweifel und die nüchterne Kritik der englischen Freidenker siegreichen Einzug in die Köpfe und Abhandlungen der deutschen Forscher. Das Joch des Buchstabens, welches in ihrer vorschnellen Erstarrung die kirchliche Umwälzung des 16. Jahrhunderts dem deutschen Volke auferlegt, begann sich zu heben. Unabhängig von theologischer Bevormundung und unbekümmert um die Ueberlieferung und den Bann der theologischen Schulen hatte Pufendorf die Grundsätze eines menschlichen Naturrechts entwickelt und in der unverwüstlich sittlichen Anlage des Menschengeistes die Quellen der Rechtsbildung und des sittlichen Gesetzes entdeckt. Kraft

des souveränen Menschenrechts zu denken und zu forschen, forderte Thomasius die Methode voraussetzungsloser Forschung für sämmtliche Disziplinen des wissenschaftlichen Erkennens ein; in denselben Tagen eroberte derselbe Mann der selbständigen deutschen Wissenschaft das deutsche Sprachgewand und so zu sagen den deutschen Leib. Eben bereiteten die Lehrjahre des jungen Christian Wolf sich vor, um in den Mittelpunkt alles wissenschaftlichen Denkens künftig die selbständige Philosophie zu stellen: in ihm war dem deutschen Volke schon der Heiland gegeben, der endlich einmal wieder Begriff und Wesen der Sittlichkeit von den Glaubensformeln der dogmatischen Theologie zu lösen wagte. Abseits von der gedankenleeren Fehde der zünftigen Theologen, welche Deutschland seit anderthalb Jahrhunderten gepeinigt hatten, bahnte die junge Aufklärung ihren Richtweg durch dichtes Gestrüpp. In die Bollwerke tugendstolzer und allwissender Rechtgläubigkeit selbst hatte der ungeberdige Geist des Zeitalters schon die eine und andere Bresche gerissen. Die einzigen Lehrsätze des Evangeliums, das reine Herz vor Gott und die Liebe zu den Brüdern, brachte die erwärmende Gluth der pietistischen Reformation wiederum zu Ehren. Zu selbstthätiger Empfängniß einer Gottesoffenbarung, die in unendlich vielfältiger Strahlenbrechung sich dem Menschenherzen vermittelt, forderten die Weckrufe der unvergeßlichen Spener, Francke und ihrer Freunde auf und in ihrem Abthun des confessionellen Amtspriesterthums war ebenfalls ein Sieg über den Zwang des Buchstabens und sogar ein Anfang zu kritischer Bibelforschung enthalten. Wider Dämonenlehre, Hexenwahn und den christkirchlichen Cult des persönlichen Teufels hatte Balthasar Bekker den Kampf begonnen und andere Muthige setzten unverdrossen die Fehde fort. Dem „gestäupten" protestantischen Pabstthum hatte Dippel den Krieg angesagt und in schweinsledernem Folianten lieferte Arnold den Nachweis, daß das wahre und weltveredlende Christenthum sich von jeher außerhalb der herrschenden und rechtgläubigen Kirche seine Hütten gebaut. Schon waren auch wackere Männer geistlichen Standes hervorgetreten, die das ketzerrichterliche Schwert bei Seite gelegt hatten und nun als Pfingstzeugen einer neuen Geistesoffenbarung ihren Gemeinden das urchristliche Gebot der Duldung auslegten. Nach rechts und links boten sie den Bekenntnissen die versöhnende Hand entgegen. Die trübselige Entgeistung der evangelischen Landeskirchen vor Augen, hatten die protestantischen Theologen Helmstädts sogar eine mildere Beurtheilung der römischen Kirche in Umlauf gebracht. Unmöglich ließ sich ja verkennen, wie der pietistischen Bewegung auf protestantischer Seite wahlverwandt, sich innerhalb der katholischen Kirche seit einem Menschenalter eine vertieftere und satzungsfreiere Frömmigkeit aufgethan. Nicht nur in

dem staatlich geächteten Jansenismus Frankreichs, sondern auch in der herrschenden französischen Kirche war diese idealere Richtung und die Forderung des reinen Herzens vor Gott zum Durchbruch gekommen. Auf protestantischer wie katholischer Seite widmeten bedeutende und edle Denker jener Epoche ihre ernsthaftesten Studien gerade der Frage, ob und wie der traurige Riß des 16. Jahrhunderts auszugleichen sei. Den Unterhandlungen des Berliner Hofes, die im Austausch mit Genf und England Aussöhnung und Union der evangelischen Bekenntnisse bezweckten, gingen an anderen deutschen Fürstenhöfen Bemühungen um Herstellung des katholisch-protestantischen Bekenntnißausgleiches zur Seite. Ein zeitweiliger Latitudinarismus innerhalb der deutschen katholischen Kirche, mehrfache Uebertritte protestantischer Fürsten zum alten Glauben, die aus Gründen der Politik vollzogen, ihren evangelischen Landeskirchen nicht zum Nachtheil gereichen sollten, die Thatsache, daß in Kursachsen nun ein katholischer Reichsstand die evangelische Körperschaft des Reichstages führte, wiederholte Bündnisse endlich des katholischen Hauses Habsburg mit England und Holländ: solche und andere Zeichen der Zeit erweckten den Männern des versöhnenden Fortschritts Zuversicht und Hoffnung. In dem Werke der confessionellen Duldung und Versöhnung wollten sie die unerläßlichste Vorbedingung eines wieder aufsteigenden deutschen Nationallebens erkennen.

Sogar das nationale und politische Bewußtsein der Deutschen schien so eben aus dumpfer Todesstarre zu erwachen. Es mehrten sich die Patrioten, welche der gegenwärtige Zustand des Vaterlandes mit tiefem Schmerz und der wohlverdiente Hohn des Auslandes mit bitterem Grimm erfüllte. Weil sie in der Heimath noch kein Feld ihres Wirkens fanden, hatten einige Tüchtige sich in fremdstaatlichen Dienst begeben. So war der Kreis, der Wilhelm den Oranier umringte, ein Versammlungsort der besten Männer Deutschlands gewesen. Deutsche Geistesarbeit in Staat und Heer brachte Rußland als europäische Macht empor. Nicht zufällig war es, wenn in diesen Tagen das Wort des gewaltigen Leibniz dahin trachtete, der deutschen Nation die glanzvollen Epochen Otto's des Großen, des dritten Heinrich und des Staufen Barbarossa als Herrlichkeit des alten Reiches zur Anschauung zu bringen. Mochte ungefähr ein Menschenalter später schon alles, was in Deutschland deutsch und staatlich dachte, sich hoffnungsvoll dem staatlichen Aufsteigen eines Theils des Reiches zuwenden, zu Anfang des Jahrhunderts fiel die Summe sämmtlicher politischen deutschen Hoffnungen noch nicht diesem oder jenem Theile, sondern dem Reich und Kaiser zu.

Seltsam und kaum mehr faßbar mag dem deutschen Geschlechte, das

heute zur Arbeit an dem zukünftigen deutschen Staat berufen ist, die Vorstellung einer Einung unter habsburgischem Banner dünken. Dennoch dürfte nur pflichttreue und selbstverleugnende Leistung für den glanzvollen Aufbau, der heute begonnen ward, die vaterländische Geschichtsschreibung dereinst verzeihen lehren, daß am Vorabend noch von Deutschlands Neugründung, unter allen Fürsten und Politikern des Reiches nur die einzigen Hohenzollern und die preußischen Staatsmänner auf dem Hoftage des lothringischen Kaisers von Oesterreich fehlten. Warum deshalb das Eingeständniß scheuen, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine kaiserlich habsburgische Einung des Reiches noch nicht außerhalb der Grenzen des Erreichbaren gelegen.

Vermerklich hatte in den letzten Lebensjahren Kaiser Leopold's I. sich ein vaterländisch gesinnter Aufschwung in den süddeutschen Reichslanden geregt. Haß und Argwohn gegen das vergrößerungssüchtige Baiern ließen die zahlreichen kleineren fürstlichen und reichsstädtischen Stände des Südens zu der kaiserlichen Fahne schwören. Wenn sie standhaften Sinnes sich in demselben politischen Gedanken sammelten, so fiel die eigenwillige Haltung der Herzöge von Würtemberg kaum noch bedenklich in's Gegengewicht. In Mitteldeutschland waren die beiden hessischen Fürstenhöfe treue Parteigänger des österreichischen Erzhauses; die übrigen kleinen mittel- und norddeutschen Stände ließen sich durch Gebot und Zwang der benachbarten größeren Reichsfürsten bestimmen. Es frug sich darum vornehmlich, welcher Art die Beziehungen seien, die der Kaiser zu den ansehnlicheren Fürstenhöfen des Reiches pflegte. Abgethan war beim Regierungsantritte Josef's I. die ehrgeizige Nebenbuhlerschaft, mit welcher die baierischen Wittelsbacher den kaiserlichen Einfluß im Reiche belauert und behindert hatten. Kurfürst Max Emanuel von Baiern und sein Bruder, der Kurfürst von Köln, weilten als Flüchtlinge auf französischem Boden. Aus dem baierischen Lande in kaiserlicher Gewalt ließen sich manche Stücke zur Belohnung zuverlässiger Anhänger herausschneiden, den Kern aber hoffte man zu Wien mit den kaiserlichen Erbstaaten zu vereinigen. Das pfälzische Kurhaus war der Kaiserin Wittwe nächstverwandt und kaiserlichem Interesse bisher ergeben gewesen. Ein Mitglied der Familie Schönborn, die in kaiserlichen Diensten stand, saß auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz und der dritte geistliche Kurfürst, der Erzbischof von Trier, war ein verfallener und unselbständiger Greis. Der Kurfürst von Sachsen, erwählter König der polnischen Republik, blieb auch über seine Entthronung durch schwedische Waffen hinaus tief in die polnischen Wirren verflochten. Trotz allen Niederlagen des Augenblicks gipfelten Friedrich August's von Sachsen Entwürfe noch immer in der Aufrichtung des souveränen und erblichen König-

thums von Polen. Im Jahre 1705 war er schwedischen Einbruches in sein sächsisches Erbland gewärtig. Sowohl als Kurfürst von Sachsen, wie bei den ehrgeizigen Plänen seiner nordischen Politik blieb Friedrich August kaiserlicher Unterstützung bedürftig. Noch immer wartete Kurbraunschweig-Hannover der Einführung in das kurfürstliche Collegium: der gute Wille des Kaisers mußte dazu behülflich sein. Durch die hannoversche Gemahlin Josef's I. aber war unmittelbarer Einwirkung auf das Welfenhaus die Thür geöffnet.

Den größten Schwierigkeiten begegnete eine kaiserliche Reichspolitik jener Tage am preußische Hofe. Weder mit gütlichen Reformvorschlägen, noch mit Zwangsmitteln ließ sich bei offenem Vorangehen des Kaisers in Berlin etwas ausrichten. Merkbar genug war zwischen den altüberlieferten Ansprüchen des Kaiserthums und der neustaatlichen Schöpfung des großen Kurfürsten von Brandenburg schon ein Zwiespalt der Interessen und ein Widerspruch aller Bestrebungen zu Tage getreten. In knappem und schlagendem Ausdruck hätten zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Wiener Staatsmänner noch nicht sagen können, weshalb sie das Anwachsen der brandenburgisch-preußischen Heeresmacht, die fortschreitende staatliche Organisation und die unruhig tastende Politik dieses norddeutschen Reichsfürstenthums mit so aufregender Besorgniß beobachteten. Eben so wenig war man sich in Berlin einer deutschen Aufgabe Preußens schon bewußt geworden. Dennoch blieb der Gegensatz vorhanden und äußerte auf der einen Seite sich als vorahnende Eifersucht, auf der anderen Seite aber bald als beleidigter Stolz, bald als eigenwilliges Trotzen. Auch durch die mannigfachen Versöhnungsakte der brandenburgischen und kaiserlichen Politik schimmerten bleibende Reizbarkeit und bleibendes Mißtrauen hindurch. Den kaiserlichen Hof gereue, behauptete in jenen Jahren ein kundiger Beobachter, die Ertheilung der Königskrone an die Hohenzollern und nicht größer könnten Animosität und Argwohn sein, als zwischen dem Kaiser und dem preußischen König.*) Daß Preußen weder aus den nordischen Händeln, noch aus dem Krieg gegen Frankreich Vortheil ziehe, war die angelegentliche Sorge der Wiener Staatsmänner. Immer auf's Neue rügten kaiserliche Rescripte die Vergrößerungssucht des preußischen Hofes und die Ungebundenheit einer preußischen Reichstagspolitik, die sich selbst keinen Reichsbeschlüssen unterwerfen wolle und das Band zwischen Haupt und Gliedern zu lösen trachte.**) Dagegen legte der preußische Gesandte

*) Venetianische Relation Dolfins. 1708. Herausgegeben von v. Arneth.

**) Kaiserliche Rescripte an Baron Heems in Berlin. Oesterr. Staatsarchiv. Correspondenz des preuß. Residenten Bartholdi in Wien. Preußisches Staatsarchiv.

den kaiserlichen Anträgen auf dem Reichstage so viele Schwierigkeiten wie möglich in den Weg; Kurbrandenburg leistete seine reichsständischen Verpflichtungen nur zögernd oder gar nicht und achtete sorgfältig darauf, daß dem Erzhause Oesterreich auch nicht die kleinste Vergrößerung an deutschem Gebiete zuwachse.

Dennoch, wenn von dem Tage ab, wo Kurfürst Friedrich Wilhelm bei Fehrbellin den nordischen Reichsfeind auf's Haupt schlug, überhaupt noch jemals die Möglichkeit gegeben war, die Monarchie der Hohenzollern ihrem deutschen Berufe zu entfremden, so war dies damals der Fall, als Kaiser Josef I. des Reiches Krone trug und König Friedrich I. auf dem preußischen Throne saß. Das junge preußische Königthum war von dem gehässigen Neide aller Mittleren und Kleinen umstellt, und gegen Preußen lag die grimmige Eifersucht des hannoverschen Welfenhauses im Felde. Was Preußen wollte, durchkreuzte Hannover, und wer sich mit dem Berliner Hofe überworfen hatte, dem ward Hannover hold. Dem preußischen Begehren, eine selbständige Rolle in der Welt zu spielen, warf versagend und hemmend sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Argwohn Hollands und das Mißwollen Englands entgegen. In dem kaiserlichen Hause Oesterreich glaubten die Seemächte den zuverlässigeren Bundesgenossen zu besitzen: die Stärkung des Kaisers und die möglichste Ansammlung aller Reichskräfte in kaiserlicher Hand entsprach ihren Wünschen. Ihre Politik ging deshalb darauf aus, den deutschen Reichsstand Brandenburg-Preußen zu keinem gesteigerten Ansehen gelangen zu lassen. Wie große Aussichten sich den Hohenzollern so eben im Osten boten, obwohl die preußische Kriegsmacht sich beinahe schon mit der kaiserlichen messen konnte und wie sehr man in Berlin verstand und liebte, sich dem Kaiser gegenüber in die Brust zu werfen, so war Preußens Stern unter König Friedrich I. doch sehr verdunkelt. Die Ansprüche dieses Monarchen zielten auf eine ähnliche Stellung zum Reichskörper, wie sie die nordischen Kronen Dänemark und Schweden einnahmen und noch weiter flogen die Wünsche. Der preußische Resident in Wien durfte von einer zukünftigen Kaiserkrone auf hohenzollerschem Haupte reden. Wenn der König von Preußen, urtheilte Prinz Eugen noch unter Josef I., so viel Festigkeit als Ehrgeiz besäße, könnte er dem Hause Oesterreich empfindliche Verlegenheit bereiten.*) Aber der Sinn dieses Fürsten war unbeständig. Was sich König Friedrich nicht mit Gewalt abtrotzen ließ, das mochte Schmeichelei ihm selbst, oder Arglist seinem unwürdigen Günstling und ersten Minister abgewinnen. Friedrich I. von Preußen schmollte viel und grollte heftig, er drohte vielleicht

*) v. Arneth, Prinz Eugen.

mit dem Austritt aus dem Reiche: des Entschlusses, der die That gebiert, war er nicht mächtig. Wahrhaft patriotisch deutsche Thaten des Hauses Oesterreich würden ihm die Fähigkeit des Widerstandes geraubt haben.

Sehr hoch dachte Josef I. von der Bedeutung seiner kaiserlichen Würde. Sie galt ihm keineswegs nur als Erinnerung an eine glänzende Vergangenheit. Ueber die formellen Ehrengerechtsame und über die politischen Vortheile hinaus, welche die kaiserliche Krone ihrem Träger noch immer gewährte, hätte Josef gewünscht, den Namen eines deutschen Kaisers wieder angesehen und einflußreich zu erheben. Schon als römischer König hatte er das nachsichtige väterliche Verfahren gegen aufsässige kurfürstliche und fürstliche Reichsstände mißbilligt. Die schleppenden Verhandlungen des Reichstages hatten sein Mißvergnügen geweckt; widersetzliche Reichsstände hatte er mit Schwert und Feuer überziehen wollen. Schon bald nach seinem Regierungsantritte ward die Klage laut, daß der kaiserliche Commissar am Reichstage und daß die kaiserlichen Residenten an den deutschen Höfen befehlender und barscher redeten, als seit der Beurkundung der verfassungsmäßigen Reichsanarchie im westfälischen Frieden üblich geworden.*) Alsbald waren scharfe Rescripte und Exekutionsbedrohungen an jene Reichsstände ergangen, deren Reichscontingente und Matrikelbeiträge im Rückstande waren. Gerade die mächtigeren Herren schonte die kaiserliche Mahnung am wenigsten. Auf das Emsigste begann man in Wien sich die mehrjährige Unterbrechung des verrotteten Reichskammergerichts zu Nutze zu machen, um mit vielfacher Competenzüberschreitung die Befugnisse des kaiserlichen Reichshofrathes zu erweitern. Hier verbot ein zürnendes Mandat des Kaisers dem Reichstage, sich um kaiserliche Anordnungen in dem eroberten Reichslande Baiern zu kümmern, dort griff kaiserliche Initiative sehr voreilig in die Besetzung der Reichsfeldherrnstelle ein. Heute drohte Josef I. dem Bischofe von Münster, welchen die Mehrheit des Capitels erwählt, die Belehnung mit dem Weltlichen zu versagen; am andern Tage ward Hannover ohne Befragen der Fürstenbank in das kurfürstliche Collegium eingeführt. Da erging an den Reichstag das Ansinnen, die Errichtung neuer Kuren künftig kaiserlichem Belieben anheim zu geben. Da wurden ergebene Parteigänger des Hauses Oesterreich und österreichische Staatsbeamte zwangsweise in die Fürstenbank des Reichstages eingeschoben. Noch war kein Jahr seit dem Thronwechsel verflossen, und schon hatte der neue Kaiser sich zu dem alterthümlichen Schauspiel

*) Für das Folgende: Kaiserl. Rescripte an den Prinzipalcommissar des Reichstages, Kardinal Lamberg. Oesterr. Staatsarchiv. Correspondenz des kaiserl. Gesandten in Berlin und Rescripte an denselben. Ebend. Correspondenz Bartholdi's aus Wien. Lünig, Reichsarchiv.

einer feierlichen Thronsitzung erhoben: zwei Kurfürsten des Reiches, Baiern und Köln, waren der Acht und Aberacht, ihr unglücklicher Leib aber dem Unfrieden überliefert worden. In handgreiflichem Widerspruch zu den westfälischen Friedensbestimmungen forderte Josef I. die Unterstützung der Niederländer ein, um bei Bündniß- und Friedensschlüssen des Reiches die einzelnen Reichsfürsten ihres selbständigen Unterhandlungsrechtes mit dem Auslande zu entkleiden. Wahrlich einen sehr vollen Lebensinhalt wollte dieser Kaiser Josef I., der in offiziellen Mandaten und in vertraulichen Briefen sich so bitter über die Verkümmerung kaiserlicher Machtvollkommenheit beklagte, dem Amte eines Kaisers von Deutschland zurückgeben. Seit der Epoche Karl's V. hatte kein Kaiser, sogar den zweiten Ferdinand nicht ausgenommen, sich so angelegentlich wie Josef mit der Hoffnung auf Wiederherstellung mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit getragen.*)

Wenn eine deutsche Großmacht Oesterreich sich in ihren eigenen Grenzen zu einem staatlichen Ganzen heranbildete, wenn der Kaiser die moderne Staatsidee in seinen eigenen Erblanden zur Durchführung brachte, wenn das Haus Habsburg seiner kreuzritterlichen Vergangenheit im Dienste der katholischen Gegenreformation, des Aberglaubens und der Unduldsamkeit absagte, wenn die kaiserliche Regierung confessionelle Duldung und Aufklärung als den Wahlspruch ihres Waltens im Reiche bekannte und mittels solcher Wandlung die protestantische Oppositionspartei unter Preußens Führung überflügelte, so mochten die Jahre des spanischen Erbfolgekrieges gerade den hochfliegenden Wünschen Josef's die Gestalt greifbarer Wirklichkeit gewinnen.

Von Kaiser Josef I. erwarteten alle vaterlandsgesinnten Männer in Deutschland die Wiederherstellung deutscher Waffenehre im Kampfe mit Frankreich. Falls in jenen Jahren traurigsten Verfalles irgend ein politischer Gedanke in Deutschland volksthümlich heißen konnte, so war es die Aussicht, in diesem Kriege endlich Rache an dem räuberischen Frankreich zu nehmen. Die Hoffnung, alte und junge Schmach zu sühnen, hatte zuerst das Nördlinger Bündniß, darauf das Reich in den Kampf um die spanische Erbschaft getrieben, wiewol die Thronfolge des einen

*) Ich möchte jene sogenannte österreichische Denkschrift vom Jahre 1705 (bei Droysen, zur Geschichte Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm's I.), welche mit ihren ausschweifenden Phantasien und voll von inneren Widersprüchen der politischen Auffassung keinesfalls aus der Feder eines österreichischen Staatsmannes in den Jahren 1702 bis 1711 geflossen sein kann, als eine journalistische Parodie betrachten, welche Angesichts des kaiserlichen Ehrgeizes Josef's I., in dem ersten oder zweiten Jahre von Josef's Regierung an einem reichsfürstlichen Hofe geschmiedet worden ist. Der Verfasser bediente sich des damals so üblichen pamphletistischen Kunstgriffes, unter der Maske des Gegners zu schreiben und im Gewande abenteuerlicher Uebertreibung die Absichten des Gegners verdächtig und lächerlich zu machen.

oder anderen Erben die Interessen Deutschlands nicht berührte. Frisch und schmerzhaft brannte von der Abtrennung des Elsasses und von dem Falle Straßburgs her noch die deutsche Wunde. Die Versäumnisse des Kriegs der neunziger Jahre und des Friedens vom Jahre 1697 sollte dieser gewaltigere Waffengang mit Ludwig XIV. einholen. Auf deutschen Fluren und im Ringen mit größtentheils deutschen Truppen waren im Sommer 1704 die bis dahin unüberwindlichen Heere des französischen Kriegsstaates von einer ersten zermalmenden Niederlage ereilt worden. Bis über den Rhein zurück hatte jener Sieg die gebrochenen Trümmer der französischen Armee geschleudert. Deutsche Flugschriften mahnten eben, in dem gegenwärtigen Kriege das Schwert nicht rasten zu lassen, bis aller Raub am deutschen Reiche dem welschen Nachbar entrissen. Seine Wahlcapitulation verpflichtete Josef I. mindestens Straßburg und die Reichszugehörigkeit der elsässischen Zehnstädte dem Reiche zurück zu erobern. Im Sinne solchen Versprechens hatte Josef den Bruch seines Vaters mit Frankreich beschleunigt; stürmisch hatte er die Führung des deutschen Reichsheeres gefordert. Wie heftig hatte man darauf den römischen König im Jahre 1702 die Belagerung und Einnahme Landaus betreiben sehen! Seitdem das mittelalterliche deutsche Königthum an deutscher Herrenfreiheit zu Grunde gegangen, waren an dem Baume deutscher Freiheit zwar der argen Früchte manche gewachsen: dennoch hätte auch in dieser Zeit der Auflösung derjenige Kaiser, der als Sieger am Rhein dem deutschen Reiche Elsaß und Lothringen wiederbrachte, sich eines königlichen Wortes in Deutschland vermessen dürfen!

5. Die spanische Erbschaft und die ungarische Frage.

Im ersten Jahre von Josef's Regierung ernteten die Waffen der Verbündeten keine Lorbeern. Nur auf der pyrenäischen Halbinsel war das Glück ihnen hold: dort rückte allerdings die Wahrscheinlichkeit in Sicht, daß der österreichische Erzherzog den Thron der ehemaligen habsburgischen Könige von Spanien gewinnen werde. An Maas und Schelde hingegen hatte die Bedächtigkeit der holländischen Kriegscommissare die Campagne verdorben und trotz des Anmarsches des Prinzen Eugen mit kaiserlichen und preußischen Truppen mußte man befürchten, daß der einzige Verbündete in Italien, Victor Amadeus, Herzog von Piemont, den französischen Waffen demnächst erliege. Unter Mitwirkung des deutschen Reichsheeres hatte der englische Herzog von Marlborough von der Mosel her einen Stoß gegen Frankreich gewagt. Doch an der Mosel war das Reichsheer nicht rechtzeitig zur Stelle gewesen und hatte ebenfalls im Elsaß

die französische Grenze nicht durchbrochen. Von um so großartigerem Erfolge der Verbündeten erzählte die Kriegsgeschichte des Jahres 1706.

Bei dem belgischen Ramillies erlagen die Streitkräfte Frankreichs zum zweitenmale dem Genie des englischen Oberfeldherrn, nnd jene reichen brabantischen und flandrischen Städte und Landschaften, um deren Besitz so manche blutige Entscheidungsschlacht geschlagen worden, unterwarfen sich den Gegnern Ludwig's XIV. Mit dieser Eroberung war Frankreichs feste Vormauer im Norden niedergerissen. In Spanien hielt König Karl der Oesterreicher Einzug in die Königsstadt Madrid; und schon am Rande des Verderbens, auf die einzige Festung Turin beschränkt, von der eisernen Mauer der französischen Kanonen umzingelt, ward der hochherzige Fürst von Piemont durch das Schwert Eugen's entsetzt. Die standhafte Ausdauer des Herzogs hatte den Verbündeten herrliche Früchte erworben. Die alten Reichslehen Mailand und Mantua waren den kaiserlichen Waffen als Siegespreis verfallen; die südöstliche Flanke Frankreichs lag nun dem Angriffe offen; über die zahlreichen kleinen Fürstenthümer Mittelitaliens herrschte das Gebot des kaiserlichen Feldherrn.

Dort allein, wo deutsche Tüchtigkeit Deutschlands Ehre vertreten sollte, auf dem Kampfplatz am Oberrhein, hatten auch in diesem ereignißvollen Jahre die deutschen Waffen nichts als Schimpf geerntet. Im Frühjahre wäre beinahe die gesammte Reichsarmee von einem französischen Marschall abgefangen worden. Dann hatte man ansehnliche Streitkräfte den ganzen Sommer hindurch müßig gehen lassen. Selbst die deutschen Generale behaupteten, bei so vielen Märschen und Contremärschen die Reichsarmee aus dem Auge verloren zu haben. Auch als der französische Feldherr im Herbste Verstärkungen über Verstärkungen vom Elsaß nach Belgien sandte, hatte das deutsche Heerlager sich nicht zum Angriff aufgerafft. Als ob des üblichen Elends im Reichsheerlager noch nicht genug sei, war in diesem Jahre vom preußischen Könige die Erhebung seines Schwagers, des Markgrafen von Baireuth, zum zweiten und zwar protestantischen Reichsfeldmarschall durchgesetzt worden. Die Nebenbuhlerschaft aber dieses „guten alten, schier in die Kindheit gerathenen Markgrafen von Baireuth," *) hatte der gewohnheitsmäßigen Unthätigkeit des ersten Feldmarschalls Vorschub geleistet. Schon seit dem Beginn des Krieges nur noch eine Ruine aus früheren glänzenden Tagen hatte der Markgraf von Baden anfänglich krankheitshalber die Reichsarmee nicht führen können und hernach aus grämlicher Verbitterung nicht schlagen wollen.

Wo aber standen die neunzigtausend Mann kaiserlicher Truppen, welche

*) Kaiserl. Rescript an Kardinal Lamberg 10. Juni 1707. Oesterr. Staatsarchiv.

das Haus Oesterreich der Allianz wider Frankreich als Bundesleistung gelobt? War der Kriegseifer Josef I. so bald erloschen? Zu Anfang des Jahres 1706 hatte der Kaiser doch dem Reichstag und den Seemächten versprochen, in diesem Feldzuge persönlich des Oberbefehls am Rhein zu warten. Von Regensburg, von London und vom Haag aus war ihm für solchen patriotischen Entschluß ein warmer Dank zu Theil geworden. Nun mit dem Ausgang des Kriegsjahres 1706 ergoß sich von England und Holland her eine Flut bitterster Vorwürfe über die Trägheit und Blindheit der Deutschen. Selbst des Kaisers schonten die Beschwerdeschriften nicht. Vielleicht nicht grundlos wollten die Feldherrn der Westmächte behaupten, daß, wenn auf der deutschen Flanke Frankreichs gerade so wie in Flandern, Spanien und Italien die Bundespflicht erfüllt worden, Frankreich nun schon kampfunfähig die Waffen strecken müsse. Neunzigtausend Mann, wie die Bundesconvention vereinbarte, hätte Oesterreich für den französischen Krieg nicht aufbringen können, wol aber verfügte der Kaiser über sechzigtausend Mann geübter und schlagfertiger Truppen. Ein kaiserliches Corps hatte im Verein mit Miethstruppen der Seemächte den Herzog von Piemont errettet und einige kaiserliche Regimenter hatten an dem ergebnißlosen deutschen Feldzuge theilgenommen; doch in dieser und jener Leistung war die damalige Streitmacht des Hauses Oesterreich noch nicht enthalten.

Seiner Zusage, persönlich die Führung des deutschen Krieges zu übernehmen, hatte Josef den bedenklichen Zusatz angehängt: wenn es die Lage in Ungarn erlauben werde. Mit dem Hinweis auf Ungarn entschuldigte der Kaiser sich im Herbste.

Von den ersten rebellischen Bewegungen im ungarischen Königreiche ab hatten die verbündeten Seemächte die Erstickung dieses Brandes gefordert. Ausführlich hatten sie erörtert, wie eine solche Rebellion die Einkünfte des Kaisers schmälern, seine Truppen in Anspruch nehmen und einen Tummelplatz der Leidenschaften bieten werde, auf welchen die Intriguen Frankreichs, die Einmischung der Pforte vom Süden her und die unberechenbare Laune des schwedischen Eroberers vom Norden her hinübergreifen könnten. Je größeren Umfang der Aufstand gewonnen und je rathloser die kaiserlichen Minister dem Tumulte gegenüber gestanden, um so ernster hatten die Vorstellungen Englands und Hollands gelautet. Durchaus begründet und dem Staatsinteresse Oesterreichs entsprechend waren einige ihrer Vermittlungsvorschläge zu Gunsten des evangelischen Bekenntnisses und der wirthschaftlichen Anliegen Ungarns gewesen. Ebenso verwerflich hingegen war es, wenn die Gesandten der Seemächte in unmittelbaren Austausch mit den Rebellen traten und diesen nicht nur die diplomatische Vermittlung, sondern sogar die künftige Bürgschaftsleistung

ihrer Staaten in Aussicht stellten. Ohnehin liebte das hochmüthige Magnatenthum jenseits Taya und Leitha die Erinnerung zu bemänteln, daß seit dem Jahre 1687 der ganze Umfang ungarischer Verfassungsrechte sich auf einen Gnadenerlaß des regierenden Hauses gründe. Angesichts der ausländischen Einmischung bestärkte sich der magyarische Adel in der trotzigen Vorstellung, daß das kaiserliche Recht der jüngsten Eroberung hinfällig geworden und daß Ungarn mit dem Hause Oesterreich wiederum wie Macht mit Macht verhandle. Dennoch hatte Kaiser Leopold die seemächtliche Vermittlung zugelassen und die seemächtliche Garantie wenigstens nicht entschieden genug abgelehnt. An einem Tage zum Ausgleich um jeden Preis bereit, hatte am nächsten Tage die Wiener Regierung sich ihrer Nachgiebigkeit geschämt und während die Friedensunterhändler tagten, dem Zorn und Schwert ihrer Generale freien Lauf gelassen. Unter dem Feldgeschrei „Verrath und Meineid des Kaisers," hatten die Aufständischen solche Schwankungen der Wiener Politik ausgebeutet und ihrer Sache größeren Anhang gewonnen. Ueber 75,000 Mann waren zu Anfang des Jahres 1705 unter den Fahnen des Fürsten Rakoczy versammelt gewesen.

Um alle Kräfte für den Kampf mit Frankreich zu sparen, hatte Josef I. vor seiner Thronbesteigung zum Vergleiche mit Ungarn gerathen. Seine Hände waren von magyarischem Blute rein und keines Vertragsbruchs konnte man ihn zeihen, als er schon in den ersten Wochen seiner Regierung den Aufständischen Verzeihung und sogar noch einmal die Verfassungsbewilligungen vom Jahre 1687 anbot. Als die Rebellen die Gnade des Kaisers verwarfen, hatte Josef ihre Vernichtung durch das Schwert beschlossen. Wiederum wollten die englischen und holländischen Gesandten sich in's Mittel legen. Mit zürnendem Bescheid waren sie diesmal abgewiesen worden. Für den Herrscher der seine aufrührerischen Unterthanen bändige, lautete jetzt die Antwort, bedürfe es in Oesterreich ebensowenig wie anderswo einer Aufsicht des Auslandes.*) Daß längere Nachsicht gegen Meineid und Gewaltthat ein politisches Verbrechen sei, urtheilte Graf Wratislaw. Ehedem hatte der Prinz von Savoyen versöhnlichen Maßregeln zugestimmt, nun wollte auch er nicht länger von Nachsicht, sondern nur von Unterwerfung auf Gnade und Ungnade wissen. Auf das Kräftigste waren seit dem Sommer 1705 Anstalten zur Wiedereroberung Ungarns und Siebenbürgens getroffen worden, und wäre die Ausführung des Vorhabens so entscheidend ausgefallen, daß mit dem ersten oder zweiten Regierungsjahre Josef's die klaffende Wunde geschlossen

*) Holländischer Resident Bruyninx und Bartholdi aus Wien. Heinsius Archiv und Preußisches Staatsarchiv.

ward, so durfte der Kaiser sich über die Vorwürfe der Verbündeten hinwegsetzen. Was Oesterreich einstweilig an Leistungen für die gemeinsame Sache versäumte, ließ sich nach der Unterdrückung des Aufstandes doppelt und dreifach nachholen. Mit dem Spätherbst 1705 waren die kaiserlichen Waffen Siebenbürgens Meister gewesen und in Ungarn hatten die Rebellen schwere Verluste erlitten. Schon begann im Insurgentenheere der Gehorsam gegen die Führer zu wanken und der Glaube an den Erfolg zu sinken. Um den Aufruhr vollends zu ersticken, hielt sich der Kaiser berechtigt, noch mehrere Regimenter vom Rhein nach Ungarn abzufordern. Doch so nahe dem Ziele blieb alles unvollendet liegen. Anstatt während des Winters 1705 auf 1706 rastlos Kräfte auf Kräfte einzusetzen, um der Hydra im Osten den Todesstoß zu geben, hatte nun auch Kaiser Josef die vermittelnde Einmischung der Seemächte über sich ergehen lassen. Außerordentliche Gesandte Hollands und Englands, und unter diesen sogar ein so ungestümer Republikaner wie Graf Sunderland, mußten während ihrer Anwesenheit in Wien den kaiserlichen Standpunkt anerkennen und im Verkehr mit den österreichischen Ministern die ausschweifenden Forderungen des ungarischen Adels verdammen; trotzdem bestürmte man vom Haag und von London aus den Wiener Hof mit zudringlichsten Zumuthungen. Vor Eröffnung der Campagne des Jahres 1706 war im ungarischen Tyrnau ein Friedenscongreß zusammengetreten; die Abgesandten der Seemächte führten dort das große Wort. Von Frist zu Frist steigerten die Rebellen ihre Ansprüche. Das Frühjahr 1706 kam herbei, der Congreß verhandelte noch immer vergebens. Von kaiserlicher Seite hatte man denselben abbrechen wollen. Der Eigensinn der ausländischen Unterhändler setzte die Verlängerung und endlich im Mai 1706 sogar einen zweimonatlichen Waffenstillstand durch. Die Ruhe in Ungarn sollte die kaiserlichen Truppen auf den westlichen Kriegsschauplatz führen. Doch der Uebermuth der stets mit dem Schwerte klirrenden Rebellen ließ dies nicht zu. Während der Friedensconferenzen und des Waffenstillstandes gewann der magyarische Aufruhr das Ansehen einer europäischen Frage. Nicht bei Ludwig XIV. nur, sondern an allen Höfen fanden die Botschafter Rakoczy's Zugang. Auch Schweden und Rußland waren nun von den Aufständischen zur Friedensvermittlung aufgefordert worden. Um sich für die jüngsten kaiserlichen Strafreden zu rächen, drängte sich ebenfalls der preußische Hof zur Mediation herbei.

Nicht mehr als Unterthanen des Kaisers, sondern als kriegführende Macht und als conföderirte Stände Ungarns und Siebenbürgens wollten die Rebellen von den österreichischen Ministern bezeichnet sein. Als solche forderten sie für den ungarischen Reichstag das Recht der Königswahl

und für Prinz Rakoczy die fürstliche Herrschaft in Siebenbürgen. Auf den glorreichen Erwerb so vieler heißer Kämpfe sollte das Erzhaus Oesterreich mit einem Federstriche verzichten, und die britischen und holländischen Mediatoren errötheten wirklich nicht, als sie im Jahre 1706 und noch bei mancher späteren Gelegenheit dem Kaiser die Niederlegung der erblichen Krone von Ungarn und das Aufgeben einer unmittelbaren Herrschaft über Siebenbürgen zumutheten.*) Unter solchen Verhandlungen, die an jedem Tage die Wiederaufnahme blutigeren Waffenganges voraussehen ließen, verstrich ein großer Theil des Sommers 1706 und unterdessen hatten die kaiserlichen Truppen weder am Rhein den Welschen, noch in Ungarn die Rebellen züchtigen können. Von entgegengesetzten Meinungen und Rathschlägen bestürmt, hatte Kaiser Josef die unfruchtbare Friedensconferenz aus der Nähe überwachen müssen.

In bitteren Gegenvorwürfen durfte die österreichische Regierung sich wider ihre Verbündeten ergehen. Rücksichtslos gegen die gerechtfertigtsten Interessen eines Dritten hatten diese die vornehmsten Bedingungen österreichischer Staatsexistenz aufopfern wollen, um so schleunig wie möglich alle Mittel Oesterreichs dem eigenen Willen und Vortheil nutzbar zu machen. Ihre Einmischung hatte den Sieg der kaiserlichen Waffen im Osten aufgehalten und der Insurrection sogar neue Kräfte zugeführt. Nun fand sich der Kaiser erst recht durch den Kampf in Ungarn gebunden. Von dem Mißerfolg der Kriegführung am Rhein kam nicht nur während des Jahres 1706, sondern ebenfalls noch im Laufe der nächsten Jahre ein beträchtlicher Antheil auf die Rechnung jener selbstsüchtigen und rücksichtslosen Politik der Seemächte.

Ein noch schwereres Verschulden lastete jedoch auf derjenigen Regierung, deren eigene Angelegenheit der ungarische Aufstand war. Die Alternative war dem kaiserlichen Hofe kenntlich genug gegeben. Entweder man schlug trotz aller Abmahnungen des Auslandes zuerst den Aufruhr nieder und erfüllte hernach seine Bundespflicht um so pünktlicher, oder man beschränkte sich in Ungarn noch für eine Weile auf nothdürftige Vertheidigung, vertagte die blutige Abrechnung mit den Insurgenten und bot das Aeußerste zu eiliger Ueberwindung des französischen Gegners auf. Alles, was zwischen diesem „Wenn und Oder" lag, war selbstmörderische Schwächlichkeit. Kaiser Josef hatte zwar einen mittleren Weg versucht, doch auf diesem nur die Verstimmung seiner Verbündeten und eigenen Schaden geerntet.

---

*) Ich stütze mich auf die Correspondenzen in den Stepney papers und Coxe papers im brit. Museum, auf die Correspondenz mit Vienna im Record office, die Relationen von Hamel Bruyninx im Heinsius' Archiv und die österreichische Correspondenz aus dem Haag und London im österr. Staatsarchiv.

Es gab damals eine Partei am Kaiserhofe, welche in der Zähmung der ungarischen Stände die wichtigste Stufe aufsteigender Kaisermacht erblickte.*) Erst mit der Aufrichtung uneingeschränkter Souveränetät im ungarischen Königreiche, behauptete diese Ansicht, werde das Erzhaus Oesterreich wahrhaft mächtig werden. Sogar den Krieg gegen Frankreich glaubte man der Bezwingung Ungarns als der näheren Aufgabe nachsetzen zu dürfen. Es ist nicht nachweisbar, wie das persönliche Urtheil Josef's in dieser Frage gelautet hat. Der schroffe Abbruch der Friedensconferenzen zu Ausgang des Juli 1706, die herbe Weigerung des Kaisers, jene Unterhandlung auf's Neue aufzunehmen, seine Betheuerung, alles andere fahren zu lassen, um in Ungarn alles zu wagen**) und endlich die Abführung der letzten Truppen aus dem Reiche nach Ungarn: ein solches Aufraffen der österreichischen Regierung in der zweiten Hälfte des Jahres 1706 scheint indessen darauf hinzudeuten, daß auch Josef die österreichische Bedeutung des Krieges in Ungarn nicht unterschätzte.

Noch waren jenseits der Leitha die Versäumnisse des Sommers 1706 nicht eingeholt, als sich im Westen Aussichten aufgethan hatten, welche dem Erzhause baldige freie Verfügung über seine sämmtlichen Streitkräfte versprachen. Von Frankreich waren Friedenserbietungen an Holland ergangen. Der französische Hof beantragte eine Zerstückelung der spanischen Monarchie: für den habsburgischen Erzherzog das Königreich Spanien und die transatlantischen Reiche, für Ludwigs Enkel Neapel, Sicilien, Sardinien und das Herzogthum Mailand. Den Holländern bot Ludwig XIV., sei es zu eigenem Besitze, oder sei es zur Ueberlieferung an Erzherzog Karl, die belgischen Provinzen und dazu noch einen vortheilhaften Handelsvertrag mit Frankreich.***) Die vornehmsten Zwecke der holländischen Kriegführung waren mit diesem Angebote erfüllt: Holland gewann entweder ganz Belgien oder doch die militärische Vorherrschaft in diesen Landschaften und durchbrach die französischen Zollschranken. Im Rathe der holländischen Staatsmänner waren die Meinungen getheilt. Eine starke Partei, von der einflußreichen Stadt Amsterdam geführt, war für Annahme des Gebotes. Die Sachwalter dieser Partei wiesen höhnend auf Kaiser und Reich, die der Erfüllung ihrer Bundespflichten sich beharrlich entzögen. Aeußersten Falles, meinten jene Sachwalter des Friedens, solle man dem Bourbonen noch das Herzogthum Mailand entwinden: so schütze man Piemont vor einer neuen französischen Vergewaltigung und habe das

*) Bartholdi 25. August 1706.

**) Bartholdi 28. Juli, 31. Juli, 11. Dezember 1706.

***) Buys an Godolphin 27. August 1706. Concept, von den vier Bürgermeistern Amsterdams und dem Rathspensionarius gebilligt. Niederl. Reichsarchiv.

Aeußerste zur Befriedigung des Kaisers gethan. In der That ließ das französische Angebot die Möglichkeit einer Cession Mailands noch offen.

Einem gespenstischen Schatten vergleichbar hatte Kaiser Leopold's I. letzte Tage der Argwohn verbittert, daß die westlichen Verbündeten schließlich doch einmal einen früheren Pakt mit Frankreich verwirklichen und bundesuntreu Italien an einen französischen Prinzen überliefern, die Ansprüche des Hauses Habsburg aber auf die spanische Halbinsel verweisen würden. Auf den italienischen Besitz des letzten habsburgischen Vetters von Spanien hatten die heißesten Wünsche der vorigen Regierung gezählt: schon für ein Stück dieses Besitzes wäre man bereit gewesen, das Anrecht auf alle übrigen spanischen Länder in den Kauf zu geben. Hatte der Herrscher, der jetzt die Geschicke Oesterreichs leitete, den Wahngebilden mittelalterlicher Kaiserpolitik und den Gelüsten früherer habsburgischer Regenten nach transalpinischem Besitze abgesagt, so durfte Kaiser Josef auf der Basis der französischen Erbietungen immerhin die Friedensunterhandlung versuchen. Er hatte seinerseits freilich noch die Bedingungen für das deutsche Reich zur Sprache zu bringen. Er konnte gemeinsam mit Holland gehen, oder wenn die Niederländer nach dem Besitze Belgiens begierig, dem österreichischen Gesandten den Einblick in den Gang der Friedensverhandlung weigerten, so blieben noch andere Wege übrig, auf denen der Kaiser Oesterreichs Vortheil wahrnehmen mochte. Um seiner eigenen Handelsbeziehungen willen war England in den Krieg eingetreten, und den britischen Handelsgewinn wo möglich auf Hollands Kosten zu steigern, hielten viele Staatsmänner Englands für das begehrenswertheste Ergebniß des Kampfes. Schon hatten die großen Angebote Ludwigs XIV. an die batavische Republik mißgünstige Eifersucht auf englischer Seite geweckt. Damals schwankten die Chefminister Englands hinsichtlich ihrer parlamentarischen Stellung noch zwischen den friedensfreundlichen antiholländischen Tories und den kriegseifrigen, mit Holland nahe befreundeten Whigs. Im Herbste 1706, ehe der Uebertritt des britischen Cabinets zu der whigistischen Partei sich entschieden, hätte eine vertrauliche Eröffnung des Kaisers vermuthlich noch die Thatenlust der englischen Regierung beschwichtigt. Wenn Kaiser Josef die Zutheilung Spaniens, Indiens, Belgiens und allenfalls noch Mailands als ausgiebige Versorgung seines Bruders erachtete, im Reiche des habsburgischen Königs aber England das Vorrecht der höchstbegünstigten Handelsmacht verbürgte, so würde der Londoner Kaufmannsstand bourbonische Herrschaft und hohe bourbonische Zolltarife in Süditalien gelassenen Muthes verwunden haben. Zur rechten Zeit wäre mit einem solchen durchaus ehrenvollen Frieden der Kaiser wieder Herr seiner eigenen Angelegenheiten geworden. Indessen

auf die erste Kundschaft des französischen Angebots und der holländischen Friedensbereitschaft hin meldeten Rescripte des Kaisers nach London und dem Haag, daß Oesterreich in keine Theilung willige. Mit heftiger Verwahrung mußten sich die kaiserlichen Gesandten sogar gegen die Abtretung irgend eines Stückes der spanischen Erbschaft erklären. Auf demselben Standpunkt verharrte die Wiener Regierung kategorisch und unerschütterlich im Laufe der beiden nächsten Jahre. Gegen ähnliche schon vergrößerte Angebote Frankreichs schritt sie in Holland mit Ernst und Reizbarkeit ein, verwarf jede Theilungsverhandlung als unzeitigen Friedensgedanken und wies gleich standhaften Sinnes die Anträge von der Hand, welche Ludwig XIV., sei es durch das lothringische Fürstenhaus, sei es über Rom, unmittelbar an den Kaiser gelangen ließ.

Der Bundeskrieg gegen Frankreich ging voran, erfolgreich in Flandern, wo man im Jahre 1708 schon die französische Grenze durchbrach und sich der großen Festung Lille bemächtigte, unheilvoll hingegen auf der pyrenäischen Halbinsel, wo seit einer Niederlage der Engländer bei Almanza im Frühjahr 1707 die Herrschaft des Erzherzogs wieder enger zusammenschrumpfte. Auch in der zweiten Epoche des Erbfolgekrieges sind auf dem deutschen Kriegsschauplatz die kaiserlichen Truppen nicht erschienen. Im Jahre 1707 blieb des Kaisers Versprechen, persönlich den Oberfehl des Reichsheeres zu übernehmen, ebenso uneingelöst wie das Jahr zuvor. In diesem Sommer durchzog ein französischer Marschall sengend und plündernd die süddeutschen Reichskreise und so herabgewürdigt waren die Siegeshoffnungen unseres Vaterlandes schon wieder, daß man es ewigen Dankes von Kaiser und Reich werth erachtete, als, im Rücken der ungestraft und beutebeladen abgezogenen Franzosen, der Kurfürst von Hannover an der Spitze der Reichsarmee die Grenze in Vertheidigungszustand setzte. Während des Jahres 1707 hatte der heiße Kampf in Ungarn dem Kaiser keine Streitkräfte für den deutschen Kriegsschauplatz übrig gelassen, im folgenden Feldzug aber wirkte ein kaiserliches Corps unter Prinz Eugen an der Seite des Herzogs von Marlborough in Flandern. Was der Kaiser sonst nur irgend an Truppen hatte aufbringen können, das diente seit dem Herbst 1706 auf der italienischen Halbinsel. Hieß Bundespflicht oder Sorge für den jüngeren Erzherzog Kaiser Josef gerade in Italien die Kriegführung so angelegentlich betreiben?

Die verbündeten Westmächte hatten für des Kaisers Anstrengungen jenseits der Alpen nur Zurechtweisungen und endlich sogar nur Verwünschungen übrig. Zu denjenigen Operationen in Italien, auf welche Holland und England die ganze Kraft verwandt wissen wollten, steuerte der Kaiser nur widerstrebend und säumig bei. Als, von Piemont aus

unternommen, ein Angriff auf die französische Seestadt Toulon im Jahre 1707 scheiterte und mit einem ebenso gefährlichen wie unheilvollen Rückzuge endete, legten die Seemächte diese Enttäuschung der Verspätung und der Lückenhaftigkeit der österreichischen Streitkräfte zur Last. Ebensowenig aber schien es von Sorge um den kaiserlichen Bruder zu zeugen, als Josef ebensowohl die Einschiffung seiner überzähligen italienischen Truppen, wie auch die Entsendung des Prinzen Eugen nach Spanien rundweg abschlug. Der Betheuerung, daß die seemächtlichen Streitkräfte zu siegreicherem Aufschwung der erzherzoglichen Sache in Spanien nicht ausreichten und daß einzig der Oberbefehl Eugens die Zerwürfnisse im Heerlager Karl's III. bemeistern könne, der Anklage sogar, daß die Hartherzigkeit und Gleichgültigkeit des Kaisers seinen Bruder ins Verderben stürze: allen solchen Vorstellungen und Drohungen setzte der Wiener Hof sein beharrliches „wir wollen nicht" entgegen. Jene Regimenter hingegen, welche man von der Eroberung der Lombardei her in Italien übrig hatte, rüstete der kaiserliche Feldmarschall Daun im Frühling 1707 zum Feldzuge gegen das Königreich Neapel. Weder die Abmahnungen des Prinzen Eugen, noch der heftige Widerspruch der Verbündeten machten den Kaiser an diesem Vorhaben irre. Das ganze englische Volk, schrieb damals der britische Premier, ist wüthend über solche Thorheit des Kaisers.*) Vergeblich drohte man von Holland aus mit Lösung der Allianz. So manchen Einspruches unerachtet beharrte Josef auf seinen Weisungen an Daun. Von Spanien her hatte Karl III. widerstrebend seine Einwilligung zu einer derartigen Verwendung der kaiserlichen Truppen geben müssen: denn besser sei es, war von Wien aus dem Erzherzog bedeutet worden, wenn Italien, als wenn Spanien zur Dynastie komme, während England und Holland zwar um Spaniens doch nimmermehr um Italiens willen den Krieg fortsetzen würden.**) Wie eine reife Frucht fiel beim Anmarsche des kaiserlichen Heeres die Krone Neapels den Habsburgern zu. Wiederum forderten die Seemächte unverzügliche Entsendung der kaiserlichen Truppen nach Spanien. Unter heftigem Sträuben bewilligte Oesterreich endlich ein Corps von 3000 Mann und darauf noch 5000 Mann in Sold und Verpflegung der Seemächte. Vollzählig hat dieses Contingent niemals auf den spanischen Schlachtfeldern gestanden und ebenso wenig die kleineren Nachsendungen, welche der Unmuth der Seemächte dem Wiener Hofe erpreßte. Von einem Jahr zum andern rügten Klagen Karls III., Beschwerden des kaiserlichen Befehlshabers in Spanien und Vorwürfe Eng-

*) Godolphin an Marlborough 20. Mai 1707. Coxe papers. Brit. Museum.

**) Eigenhändige Correspondenz des Königs Karl III. von Spanien mit Graf Wratislaw. Herausgegeben von v. Arneth. Oester. Archiv. 16. Band.

lands den Verfall der österreichischen Truppen jenseits des Meeres. Für so manche und große Enttäuschungen, welche die Sache des habsburgischen Hauses im Königreich Spanien erlitt, machten die verbündeten Mächte das eigenwillige Versagen des Wiener Hofes verantwortlich.*)

Als nächstes und dringlichstes Anliegen umwarb die kaiserliche Regierung nach dem Falle Neapels die Hülfe einer englischen Flotte zur Eroberung Siciliens. War staatsmännische Erwägung am Wiener Hofe damals zu der Erkenntniß gediehen, daß jene vielgliedrige und vielsprachige Monarchie der früheren Könige von Spanien ein staatliches Ungeheuer sei: um ihrer Ausdehnung, Ungleichartigkeit der Theile und zwangsweisen Zusammenbündelung willen morsch im Innern und ohnmächtig nach Außen? Zielte österreichische Staatsklugheit vielleicht auf die Herstellung des Einheitsstaates Italien unter Herrschaft eines blutsverwandten Prinzen als treuesten Nachbars des Einheitsstaates Oesterreich? Derartige Ziele im Auge durfte man allerdings, gegen die handelspolitischen Zwecke der Seemächte gleichgültig, Spanien und Indien dem Bourbonen und den spanischen Krieg seinem eigenen Schicksal überlassen.

Doch nach solcher Reife des politischen Gedankens forscht man leider vergebens. Daß jegliches Stück der alten spanischen Monarchie für das Haus Habsburg erworben werden müsse, war die aufrichtige Meinung des kaiserlichen Hofes. Daß man, trotzdem zur Theilung genöthigt, zwar Spanien und Indien, nimmermehr aber die spanischen Herrschaften in Italien fahren lassen dürfe, war durchaus im Geiste Leopold's I. auch unter dem jetzigen Kaiser das Geheimniß des Wiener Cabinets. Aber keineswegs vorwiegend im Interesse Karl's III., nicht einmal um dem jüngeren Erzherzog sämmtliche spanisch-italienische Gebiete zu überliefern, sondern als ein Wienerisch österreichisches Haus- und Staatsanliegen behandelte die kaiserliche Politik die Eroberung Italiens. Im Jahre 1703 bei seiner Abreise nach Spanien, hatte Karl III. auf das Herzogthum Mailand zu Gunsten seines Vaters und älteren Bruders Verzicht leisten müssen.**) Nach der Eroberung im Jahre 1706 traf die kaiserliche Regierung Anstalten, um dieses Land, dem man ebenfalls Mantua anzuhängen hoffte, in unmittelbare Verwaltung zu nehmen. Obwohl die englische Regierung im Herbst 1703 die Cession genehmigt, schritten die Seemächte, vom Herzog von Piemont aufgestachelt, gegenwärtig dennoch gegen die

---

*) Zu vergleichen: Karl's III. und Wratislaw's Correspondenz; Mahon, war of succession in Spain; Murray, Marlborough despatches; v. Arneth, Graf Guido von Stahremberg; Stanhope's, Rivers', Noyelles', Cragg's Corresp. Brit. Museum und Rec. office; Schonenberg Correspondenz, Heinsius' Archiv.

**) Noorden, europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert I. 396.

österreichische Besitznahme Mailands ein. Sie verlangten, daß Karl III. gerade so wie seine spanischen Vorgänger das alte Reichsland Mailand vom Kaiser zu Lehen empfange. Zögernd kam Josef I. dem Gebote der Verbündeten nach und mit Hülfe der Seemächte hoffte sein Bruder sich jener älteren lästigen Verpflichtung noch völlig zu entledigen. Doch nur zum Scheine hatte der Kaiser das Anrecht des spanischen Königs auf Mailand anerkannt: nach dem Frieden sollte das Herzogthum unwiderruflich an die deutsche Linie des Hauses Oesterreich fallen. Als König Karl direkte Befehle nach Mailand ausfertigte, erhob sich feindselige Mißhelligkeit zwischen den Brüdern. Um Josef's Argwohn zu beschwichtigen, widerrieth Graf Wratislaw dem spanischen Könige sogar, ohne kaiserliches Mitwissen über den Ankauf von Möbeln in Mailand zu verfügen.*)

Unter dem Vorgeben, für die Gerechtsame seines königlichen Bruders einzutreten, doch in Wirklichkeit, um den eigenen Gewinn nicht kürzen zu lassen, weigerte die kaiserliche Regierung dem Herzog von Savoyen die Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtung. Wohl hatte nicht allein bundestreue Hingabe sondern ebensowohl staatskluge Berechnung Victor Amadeus von Piemont-Savoyen, den gescheitesten und ehrgeizigsten Fürsten Süd-, West- und Mitteleuropas, den Verzweiflungskampf gegen Ludwig XIV. wagen lassen. Aber selbst die kaiserlichen Minister hatten darauf eingestanden, daß Victor Amadeus durch den heldenmüthigen Einsatz seines Landes, seiner Hauptstadt, seines Thrones und seines Lebens den österreichischen Waffen die Eroberung Italiens ermöglicht habe. Karl III. hatte dem Herzog von Savoyen den ausbedungenen Lohn in mailändischem Gebiete sofort auszahlen wollen; doch von Wien aus verschleppte man unter kränkenden Vorwänden die Auslieferung. Daß das aufstrebende Piemont ganz Mailand wie eine Artischoke verspeisen, das Haus Habsburg von italienischem Boden verdrängen, das Supremat in Italien an sich reißen, die Krone Spaniens einem Prinzen seines Fürstenhauses erjagen wolle, behaupteten die kaiserlichen Minister und Gesandten zu ihrer Rechtfertigung.**) So lange Kaiser Josef gelebt, ist das Haus Habsburg dem Piemontesen nicht gerecht geworden. Ist es Zufall, oder das gesetzmäßige Walten weltgeschichtlicher Gerechtigkeit gewesen, wenn das damals schon staatlich so hoch entwickelte, aber von dem ahnungsschweren Mißwollen Oesterreichs verfolgte Piemont hernachmals alle verwegensten Träume Victor Amadeus' II. verwirklichen durfte?

---

*) Karl's III. und Wratislaw's Correspondenz, 15. Januar 1708. v. Arneth.

**) Englische und holländische Correspondenzen aus Wien. Rec. off. und Heinsius Archiv. Gallas, Hoffmann, Heems, Sinzendorff aus London und dem Haag. Oesterreich. Staatsarchiv.

Auf Neapel hatte Kaiser Josef I. keinen vertragsmäßigen Anspruch vorzuweisen. Dennoch maßte seit der Eroberung sich der Wiener Hof auch dort das Recht einer Neben- und sogar Oberregierung an. Von Wien aus verwarf man den Statthalter, welchen Karl III. bezeichnet. Man richtete zur Beaufsichtigung der spanischen Regierung einen kaiserlich deutschen Staat im Königreiche ein. Man verlangte, daß auch in Neapel sich Karl III. jeglicher Anordnung begebe, die nicht zuvor vom Kaiser gebilligt worden. Schon drohten Straßenrevolten sich gegen die mißliebige kaiserlich habsburgische Regierung zu erheben. Wiederholt mußte Karl III. nach Wien bemerken, daß die angeblich kaiserlich österreichische Partei im Königreich Neapel sich aus Lumpen, Falschmünzern und ähnlichem Gesindel rekrutire. In reizbaren Zuschriften erläuterte Karl III. sein sonnenklares Recht, in seinem Eigenthum Befehle und Anstellungen aus eigener Vollmacht zu ertheilen. Dagegen erging von Wien aus an den österreichischen Feldherrn in Neapel der kaiserliche Befehl, kaiserlicher Ordre nachzuleben und entstehe daraus was da wolle, sich an die Verfügungen des spanischen Vicekönigs nicht zu kehren. Die Rivalität des kaiserlichen und des königlichen Einflusses in Neapel brach bei jeder militärischen wie administrativen Frage immer wieder auf's Neue hervor.*) In Holland und England entschuldigten die österreichischen Gesandten die italienische Politik ihres Hofes mit dem Umstand, daß Kaiser Josef I. keine männliche Nachkommenschaft habe, und daß, für den Fall eines frühen Ablebens des Kaisers, sein Nachfolger Erzherzog Karl bequemer die Waltung über Italien als das spanische Regiment mit der Kaiserkrone und der österreichischen Hausmacht verbinden werde. Ein Einblick jedoch in die vertraulicheren Auslassungen der österreichischen Politik läßt keinen Zweifel übrig, daß die eifrigen Anstrengungen Josef's für den habsburgischen Besitzstand in Italien mindestens ebensosehr der Ausbreitung der eigenen gegenwärtigen Macht, wie den Interessen seines Bruders und dem Ausblick auf die Nachfolge gegolten haben.

*) Die Belege vorzüglich in der von v. Arneth herausgegebenen eigenhändigen Correspondenz Karl's III. mit Wratislaw.

Carl von Noorden.

Die preußisch-italienische Allianz von 1866. (III.)

4.

Sofort am Tage nach der Unterzeichnung des preußisch-italienischen Bündnißvertrags stellte Preußen in Frankfurt den Antrag auf Zusammenberufung eines Parlamentes zur Prüfung der ihm von den Regierungen zu unterbreitenden Vorschläge für die Reform des Bundes. Allein die Hoffnung des Grafen Bismarck, sich durch diesen Schritt die öffentliche Meinung zu gewinnen, schlug fehl. Statt den preußischen Minister beim Wort zu nehmen, statt ihn, falls, wie männiglich überzeugt war, er es nur auf die Köderung des Liberalismus abgesehen hatte, an seiner eignen Leimruthe festzufangen, zogen unsere liberalen Turn-, Schieß- und Singvögel es vor, mit den Herren von Mensdorff, von Beust, von Dalwigk und anderen für Einheit und Freiheit schwärmenden schönen Seelen Chorus zu machen gegen den schändlichen Blut- und Eisenmann, der wer weiß wie viele Geviertmeilen deutschen Bodens — die Zahl gaben die Wiener und Frankfurter Zeitungen nicht genau an — dem französischen Erbfeind verkauft hatte, um dessen Beistimmung oder gar Beistand zu dem ruchlosen Krieg gegen die deutschen Brüder an der Save und Drave zu bezahlen.

Wieviel diese Haltung der deutschen Liberalen beitragen mußte, das Vertrauen der Italiener in die Sache ihres Verbündeten zu erhöhen, läßt sich denken. Die italienische officiöse Presse fand sich bemüßigt, uns Deutschen auseinanderzusetzen, daß Preußen sich nicht mehr ohne schwere Demüthigung von dem betretenen Weg zurückziehen könne, und beschwor die deutschen Patrioten, nicht länger die Alliirten Oesterreichs zu sein. Sie unterließ es, hinzuzufügen, daß dieselben wider Willen sich auch zu Alliirten Frankreichs machten.

Aber wenn dieser wohlgemeinten Mahnungen ungeachtet die deutsche öffentliche Meinung in ihrem Trotz gegen die Politik des Herrn von Bismarck verharrte und wenn sie die Durchführung derselben verhinderte —? Auch diesen Fall zogen die Italiener in Betracht. Sie wußten, daß die Stellung des preußischen Ministerpräsidenten nicht allein durch seine außerordentliche Unpopularität bei den liberalen Mittelklassen gefährdet war, daß er gegen mächtigere Widersacher in den hohen und höchsten Schichten einen tagtäglichen Kampf zu bestehen hatte. Wenn er den Anstrengungen all dieser Gegner unterlag, wenn er abtreten mußte, kein Zweifel, daß dann mit ihm auch seine Politik zu Fall kam. Der preußisch-italienische

Bündnißvertrag verpflichtete Preußen nicht zum Krieg gegen Oesterreich, und sobald Herr von Bismarck einen Nachfolger erhielt, wurde der Vertrag ein bedeutungsloses Stück Papier, ohne daß Italien ein Recht gehabt hätte, Klage zu führen. Eine entschlossenere Regierung als die, in deren Händen damals die Geschicke Italiens lagen, würde, nachdem sie einmal den Vertrag unterzeichnet, sich durch keinen Zweifel mehr haben abhalten lassen, Alles zu thun, damit der Vertrag auch wirklich zur Ausführung gelange und alle die Vortheile bringe, um deretwillen er abgeschlossen worden. Allein der General La Marmora, vergessend, daß er selbst jede Initiative von Seiten Italiens ausdrücklich verweigert hatte, empfand es als eine Unbill, daß vorerst nur Italien, nicht Preußen durch den Vertrag gebunden war, und hielt es weder für pflichtgemäß noch für klug, sein Thun und Handeln einzig auf die Voraussetzung zu bauen, daß der Vertrag werde ausgeführt werden.

In Wien mochte man die Zweifel und Bedenklichkeiten des Generals La Marmora kennen oder errathen; und man hielt es dort offenbar für kein schweres Ding, trotz des zwischen Italien und Preußen abgeschlossenen Vertrags — von dessen Inhalt man wohl bald eine hinreichend genaue Kenntniß erlangt haben dürfte — noch in jedem Augenblick, sobald es Oesterreich beliebte, Italien zufrieden zu stellen und das Bündniß unwirksam zu machen. Einstweilen aber versuchte man nur, die preußische Regierung „an den Fuß der Mauer" zu treiben, sie zu nöthigen, daß sie entweder die getroffenen militärischen Vorkehrungen wieder aufhebe oder sich offen als die herausfordernde Friedensstörerin bekenne. Das preußische Cabinet nahm am 21. April den österreichischen Vorschlag der gleichzeitigen Rückgängigmachung der ergriffenen außerordentlichen Maßregeln an. Allein kaum war die preußische Antwort in Wien eingetroffen, so ließ die österreichische Regierung durch eine Note vom 26. April in Berlin erklären, daß der Kaiser zwar bereit sei, die zur Verstärkung der Garnisonen nach Böhmen beorderten Truppen zurückzuziehen, daß Oesterreich sich jedoch genöthigt sehe, sein italienisches Heer auf den Kriegsfuß zu setzen, da neuere Nachrichten darthäten, daß die Italiener einen Angriff auf Venetien vorbereiteten. Daß man in Wien sich wirklich durch Italien bedroht erachtet habe, auch wenn Preußen abrüstete — ist schlechterdings unglaubhaft. Um die vorgeblichen österreichischen Befürchtungen plausibel erscheinen zu lassen, muß auch noch das Werk des österreichischen Generalstabs über den Krieg von 1866 behaupten, daß Italien in jenem Moment seine Rüstungen nahezu beendet gehabt und daß zumal der Mannschaftsstand der italienischen Armee die systemmäßige Kriegsstärke erreicht hätte.*) Die Wahr-

*) Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1866. Bd. I, S. 31.

heit ist, daß Italien noch gar keine eigentlichen Rüstungen vorgenommen hatte und daß seine Armee sich noch Ende April auf dem Friedensfuße befand.

Den zu Anfang des Jahres von der italienischen Regierung begonnenen Heeresreductionen war selbst dann nicht Einhalt gethan worden, als bereits die Verhandlungen mit Preußen begonnen hatten. Am 7. März sprach La Marmora dem Kriegsminister wohl von der Möglichkeit eines Feldzugs, doch auch nur eben von der Möglichkeit;*) und während General Govone nach Berlin ging, um militärische Abmachungen für einen baldigen Krieg zu erwirken, that die italienische Regierung nichts weiter, als daß sie durch Decret vom 11. März 30,000 Mann der sogenannten zweiten Kategorie einberief, damit dieselben den vorgeschriebenen Unterricht von 40 Tagen erhielten — eine sehr unschuldige Maßregel, da diese Leute noch nie sich unter den Waffen befunden hatten, so unschuldig, daß dadurch nicht einmal die vorgenommenen Reductionen aufgewogen wurden. Diese letzteren wurden erst Ende des Monats rückgängig gemacht. Keine der im März verfügten Maßregeln hatte eine unmittelbare Verstärkung der Armee zur Folge; die einberufenen Mannschaften konnten frühstens im Juni, zum Theil erst im Juli die erforderliche Ausbildung erlangt haben, um in die active Armee eingereiht zu werden.**) Die gesammte italienische Armee, Combattanten und Nichtcombattanten, zählte, die Offiziere einbegriffen, am 31. März die Friedensziffer von 182,714 Mann und hatte sich einen Monat später, am 30. April, sogar um einige Hundert Mann vermindert.***) Nur unbedeutende Maßnahmen, welche nichts kosteten, die Beschleunigung oder Verzögerung einiger auch im Frieden vorzunehmenden Truppenbewegungen, wurden im März beschlossen. La Marmora wollte ja keine unnöthigen Ausgaben machen. Doch dies war nicht das einzige Motiv, welches ihn von Rüstungen abhielt. Bis zum Abschluß des Vertrags mit Preußen fürchtete er, daß, sobald Italien Miene mache zu rüsten, Oesterreich die Forderungen Preußens befriedigen möchte. Und diese Besorgniß schwand auch nach der Unterzeichnung des Bündnisses nicht gänzlich. Zumal aber waren es die französischen Rathschläge, wodurch sich der General La Marmora überzeugen ließ, daß er sich mit den Rüstungen nicht übereilen dürfe. Der Kaiser Napoleon wünschte schon darum, daß Italien nicht zu frühzeitig rüste, weil ihm daran gelegen war, daß Preußen allein als der Friedensstörer erscheine; die sehr erregte öffent-

*) (Chiala), Le Général La Marmora et l'Alliance Prussienne. S. 104.
**) Chiala, Cenni Storici, S. 244.
***) Chiala, ebenda, S. 135.

liche Meinung Frankreichs, welche dem Kaiser vorwarf, der unter der Decke spielende Mitschuldige Bismarck's zu sein, hätte, falls Italien rüstete, sofort dahinter die Hand des Kaisers geargwohnt. Doch die Rücksicht auf die hitzige Rednerei der Franzosen war für den Kaiser nicht die Hauptsache. Ihm stand es ja fest, daß dieselbe öffentliche Meinung, welche jetzt keifte und murrte, ihm binnen Kurzem zujubeln werde, wenn erst palpabele Beweise ihr gezeigt haben würden, wie wunderbar die unerforschlichen Wege des Kaisers zur Mehrung der Ehre und der Größe Frankreichs geleitet hatten. Allein für das Gelingen seiner Politik bedurfte Napoleon eines Italiens, das sich leiten ließ; und ein nicht gerüstetes Italien war jedenfalls leichter zu führen und zu lenken, als eines, das von Waffen starrte.

Als um die Mitte des April Oesterreich bereits alle beurlaubten Soldaten seiner Südarmee einberufen hatte, während in Italien noch keine eigentliche auf den Krieg berechnete Maßregel ergriffen worden, begann es dem Kriegsminister Pettinengo, einem redlichen doch beschränkten Manne, unheimlich zu werden, und um sein Gewissen zu beruhigen, richtete er am 24. April ein Pro-Memoria an den Ministerpräsidenten, worin er ihm die dringende Nothwendigkeit kriegerischer Maßnahmen vorstellte. Allein La Marmora ließ sich durch diese Vorstellung seines Collegen nicht beirren. Er wies darauf hin, daß im Jahre 1859 es dem Grafen Cavour durch geschicktes Hinhalten gelungen war, Oesterreich als den Angreifer erscheinen zu lassen, und er wollte es dem Grafen Cavour gleichthun. Doch er that es seinem großen Vorgänger nicht gleich, denn dieser hatte es freilich verstanden, sich aller unvorsichtigen Uebereilungen, welche die politische und diplomatische Stellung Piemonts hätten compromittiren können, zu enthalten, aber ohne darum irgend etwas zu unterlassen, was die Kriegstüchtigkeit der Armee zu erhöhen im Stande war. La Marmora's Zögern hat dagegen die Kriegstüchtigkeit der Armee verhindert. Sein eigener Apologet bekennt es, und in Worten, welche zu charakteristisch sind, als daß sie hier nicht wiedergegeben zu werden verdienten. „Die politische Situation," so sagt Chiala, „welche wir geschildert haben, scheint uns genügend die Gründe klar zu machen, aus welchen in dieser Periode (vom 7. März bis zum 27. April) die italienische Regierung ihre Thätigkeit auf Vorkehrungen dieser Art beschränkte; und wenn deshalb einerseits man nicht umhin kann zuzugestehen, daß unsere militärische Lage in mehreren Stücken vortheilhafter gewesen wäre, wenn wir schon vom 7. März an in größerem Umfang gerüstet hätten, so darf doch andererseits nicht vergessen werden, daß eben durch unser knappes und vorsichtiges Verfahren wir uns jene beneidenswerthe diplomatische Position verschafften, wodurch

uns die Erreichung des Zweckes des Feldzugs gesichert wurde, auch für den Fall, daß der Ausgang des Feldzugs unseren Waffen ungünstig gewesen wäre." *)

Selbst die offene Ankündigung Oesterreichs, daß es ein Heer aufstelle in Venetien, würde den italienischen Minister und General vielleicht noch nicht aus seiner gelassenen Ruhe aufgescheucht haben. Er wiegte sich ja nicht leichtsinnig in Sicherheit. In Paris wünschte man, daß Italien sich auch durch die Rüstungen Oesterreichs nicht beirren lasse und fortfahre ungerüstet zu bleiben. Das hieß, daß Frankreich die Ungefährdetheit Italiens verbürgte. Allein La Marmora war nicht mehr völlig Herr, den Wünschen Frankreichs nachzuleben. Die Erregung des Landes, des Parlaments verbot es ihm. Die Nation hatte begonnen an den Krieg zu glauben und heiße Ungeduld erfüllte schon die Herzen. In der Kammer der Abgeordneten kam es am 26. April zu bewegten Verhandlungen aus Anlaß einer Vorlage des Ministeriums, wodurch es zur provisorischen Weiterführung des Staatshaushalts ermächtigt sein wollte. Die Opposition beantragte ein Mißtrauensvotum, das folgendermaßen lautete:

„In Anbetracht, daß der Nationalkrieg gegen Oesterreich, wenn er allezeit das Grundprincip der italienischen Politik war, heute in Folge der politischen und ökonomischen Zustände des Landes eine unerläßliche Pflicht und höchste Nothwendigkeit geworden ist;

„In Anbetracht, daß, wenn ein Nationalkrieg durch glückliche Gelegenheiten begünstigt werden kann, er doch niemals abhängig gemacht werden darf von diplomatischen Zukömmlichkeiten, welche die Action der Regierung fesseln und die Principien der Nationalität und Freiheit verletzen;

„In Anbetracht, daß der Nationalkrieg zu unternehmen und durchzuführen ist mittelst vertrauensvoller und freisinniger Verwendung aller Kräfte der Nation;

„In Anbetracht, daß die bisher vom Ministerium befolgte Politik diesen Anschauungen nicht entspricht und die bisher von ihm gewählten Mittel der Fürsorge für das, was die Lage gebieterisch erheischt, hinter dem Zweck zurückbleiben;

„In Anbetracht endlich, daß Angesichts der außerordentlichen Kriegsvorbereitungen Oesterreichs das Ministerium noch zögert, den nationalen Wünschen energischen Ausdruck zu geben und den Rüstungen Rüstungen entgegen zu stellen;

Erklärt die Kammer, kein Vertrauen zu hegen zu dem gegenwärtigen Ministerium."

---

*) Cenni Storici, S. 238.

Dieser Antrag war ganz der Linken würdig, einer Partei, die sich immer durch ihren patriotischen Schwung, muthige Begeisterung, reges Gefühl für die nationale Würde ebenso sehr ausgezeichnet hat als durch ihre praktische Unfähigkeit, ihren Unverstand, ihr Rhetorenthum. Weil die französische Allianz Italien Opfer und Demüthigungen gekostet hatte, wollte die Linke überhaupt von keinen Allianzen, von keinen diplomatischen Vereinbarungen wissen. „Meine Herren," rief der Abgeordnete La Porta, „die fremden Helfer kommen nach Italien im Namen einer Idee und entschädigen sich dann auf Kosten unserer nationalen Unabhängigkeit, indem sie uns Gebiete und Grenzen nehmen. (Geräusch auf der rechten Seite der Kammer). Ihr mögt so viel Geräusch machen als ihr wollt, aber Plombières und die Abtretung Savoyens und Nizzas sind geschichtliche Thatsachen und die Geschichte läßt sich nicht aus der Welt schaffen." Die Linke, die Tribünen beklatschten den Redner, der Präsident gebietet Ruhe. Ein Mitglied der Rechten, Massari, ruft: „die Franzosen haben Italien geschaffen!" „Wir haben Italien geschaffen, wir Italiener!" ruft ihm zornig und entrüstet ein Anderer, Civinini, entgegen. Der Auftritt zeichnet treffend den Gegensatz der beiden Parteien, der Gemäßigten und der Radicalen, von welchen diese stets durch ihren Mangel an Sinn für die realen Bedingungen des staatlichen Lebens, jene durch ihre Gleichgültigkeit für die idealen Triebe, für die feinen Empfindlichkeiten der Volksseele gesündigt haben.*) Am besten wurde der Mißtrauensantrag der Opposition von dem Abgeordneten Guerzoni begründet. Nachdem derselbe darauf hingewiesen, wie die Friedseligkeit des tapfern Generals La Marmora von jeher so weit ging, ihm die gütliche Ueberredung des Kaisers Franz Joseph als möglich und die diplomatische Lösung der venetianischen Frage als wünschenswerth erscheinen zu lassen, fuhr der Redner also fort: „Ich will nur an die Thatsache erinnern, daß vor kaum vierzig Tagen das Ministerium La Marmora abrüstete. Aber während das Ministerium La Marmora sich in den Träumen der Windstille einwiegte, thürmten sich im Norden dichte Wolken auf, welche den Sturm ankündigten. Nach den uns bekannten Umständen zu urtheilen, wurde es von den Ereignissen ganz unvorbereitet betroffen. So viel wir wissen, falls der deutsche Streit zur raschen Entscheidung gelangt wäre, würde das Ministerium

*) Vier Jahre später, in der Kammersitzung vom 21. August 1870, war es derselbe Herr Massari, welcher, als ächtes enfant terrible der französisch gesinnten Rechten, nicht Scheu trug, seinem Entsetzen über die Schlachten von Wörth und Gravelotte durch den Angstruf Luft zu machen, daß es nun voraussichtlich mit der „misera Italia" aus sei, daß das italienische Parlament wohl zum letzten Male frei berathe. Und wiederum war es Civinini, welcher den jammervollen Zitterpropheten an die der nationalen Würde schuldigee Achtung erinnerte.

nicht einmal rechtzeitig jene Gunst der Gelegenheit haben benutzen können, worauf es heute so großen Werth legt. Das einzige Verdienst, welches der General La Marmora im vorliegenden Fall allenfalls haben mag, besteht darin, daß er auf seinem Wege den deutschen Zwist gefunden hat; aber er kann nicht behaupten, sich durch eigenes Thun diese günstige Gelegenheit gewonnen zu haben. Er hätte sie vielleicht nicht einmal wahrgenommen ohne die Beihülfe eines großen Zurechtweisers. Nachdem der österreichisch-preußische Streit in Gang gekommen, glaubte das Ministerium darin die lang ersehnte und verkündigte Gelegenheit zu ersehen. Und ich will auch glauben und hoffen, daß es dieselbe nach seiner Art und innerhalb der Grenzen seiner Politik zu benutzen gewillt sei. So handelnd bleibt es sich selbst treu; denn es hat nie etwas Anderes versprochen, etwas Anderes gewünscht als einen Gelegenheitskrieg; es versteht nun einmal nicht einen Nationalkrieg, der nicht auf beiden Seiten und im Rücken durch wuchtige Allianzen garantirt wäre. Allein in unseren Augen erscheinen auch der Zeitpunkt und die für die Benutzung der Gelegenheit gewählten Mittel ungenügend, irrig, verspätet. Wir hätten gewünscht, daß, als der deutsche Zwist auskam, Italien es auf sich genommen hätte, die Dinge so weit zu treiben, daß Oesterreich nicht mehr zurückweichen konnte ohne Schande, ohne Schmach; unsere Kriegsvorbereitungen mußten derart sein, daß sie mit der deutschen Frage die italienische verwickelten, daß wir nöthigenfalls auch vor Preußen in's Feld ziehen konnten und mindestens zugleich mit ihm. Heute nehmen die Kriege, der General La Marmora hat es gesagt, einen raschen Verlauf; vielleicht könnte ein einziger verlorener Schlachttag uns um die Gelegenheit bringen, die wir ergreifen zu können glaubten.... Falls man in Wahrheit die Mitwirkung aller nationalen Kräfte wünscht, so zeige man, daß man sie bei Zeiten vorzubereiten im Stande und Willens ist." U. s. w. Diese Rede, welche nur zu richtig die Folgen der La Marmora'schen Politik vorausahnte, hinderte nicht, daß eine bedeutende Mehrheit sich gegen den Mißtrauensantrag der Linken aussprach. Aber als am folgenden Tage die Nachricht von der in Berlin übergebenen österreichischen Note nach Florenz kam, begriff La Marmora, daß er das Vertrauen, welches ihm die Kammermehrheit noch bewilligt hatte, auf's Spiel setzen würde, wenn er Angesichts der österreichischen Herausforderung noch länger die Rüstungen hätte hintanhalten wollen. In einer Circulardepesche vom 27. April kündigte der italienische Minister sofort an, daß Italien gezwungen sei, die zu seiner Vertheidigung erforderlichen militärischen Vorkehrungen zu treffen.

Dieses Ergebniß war in Wien schwerlich beabsichtigt gewesen. Das österreichische Cabinet hatte dem preußischen die beiderseitige Entwaffnung

vorgeschlagen wohl in der Hoffnung, daß das letztere nicht darauf eingehen werde. Als wider Erwarten die preußische Regierung auf den Vorschlag einging, suchte man in Wien nach einer Auskunft, wie man, ohne den Entwaffnungsvorschlag zurückzunehmen, doch die eigenen Rüstungen fortsetzen könnte, und man entdeckte, daß Oesterreich von einem Angriff Italiens bedroht sei. Die Italiener zu kriegerischen Vorkehrungen zu drängen, konnte nicht in der Absicht der österreichischen Staatsmänner liegen. In Wien war man zur Züchtigung des brandenburgischen Rebellen entschlossen, aber natürlich wünschte man es mit Preußen allein zu thun zu haben. Man schätzte zwar Italiens Kriegsmacht gering; doch besser war es, wenn man gar nicht mit ihr zu rechnen hatte, wenn Italien neutral blieb. Und daß man sich in Güte Italiens zu entledigen vermöchte, daran zweifelte man nicht. Man verachtete in Wien die Italiener als Soldaten ohne Muth und Disciplin, man verachtete sie noch mehr als Politiker ohne Treu und Glauben und die zudem völlig von den Befehlen Frankreichs abhängig waren. Mochte immerhin ein Bündniß zwischen Italien und Preußen abgeschlossen worden sein, es konnte nicht allzuviele Mühe kosten, die Italiener dem Bündniß wieder abwendig zu machen.*) Wenn nur Oesterreich sich mit Frankreich verständigte, — und diese Verständigung war auf gutem Wege — so brauchte es sich wegen Italiens wenig Sorgen zu machen. Und übrigens wie wenig ernstlich die Italiener selbst trotz des abgeschlossenen Bündnisses an Krieg dachten, das ging ja daraus hervor, daß Italien bis zur Stunde noch nicht gerüstet hatte. Die Wiener Staatsmänner hatten also gemeint, Italien gegenüber sich nicht geniren zu müssen und in Venetien ein Heer sammeln zu können, ohne daß dadurch die Gefahr des Krieges mit Italien ernsthafter würde. Ja, gerade indem man so vorging, setzte man vielleicht den richtigen Hebel an, um das mühsam zu Stande gekommene Einvernehmen zwischen Preußen und Italien sofort wieder aus den Angeln zu heben. Wenn Italien sich weigerte zu rüsten, — und in Paris setzte man voraus, es werde sich weigern — und wenn dies zu einer Verstimmung führte zwischen Florenz und Berlin, so konnte Oesterreich seine in Venetien gesammelten Streitkräfte plötzlich nach dem Norden werfen und die Preußen, welche ja ihre Kriegsvorbereitungen rückgängig zu machen gehabt hätten, überraschen.

Jedenfalls liegt eine solche Erklärung näher als die von Chiala (S. 128) gegebene Versicherung, Oesterreich habe die Abrüstung im Nor-

*) In diesem Glauben mußte man bestärkt werden, als in jenen Apriltagen ein Herr Landau, Vertreter des Hauses Rothschild in Florenz, sich mit Vorwissen der italienischen Regierung nach Wien begab, um der österreichischen Regierung noch einmal in's Gemüth zu reden und ihr die Abtretung Venedigs für Geld und gute Worte anzuempfehlen.

den betrieben, um sich auf das unvorbereitete Italien zu stürzen, ehe Frankreich in der Lage gewesen wäre zu interveniren, und um nach einem ersten Erfolge das schiedsrichterliche Urtheil des Kaisers Napoleon behufs der Erledigung der venetianischen Frage anzurufen. Wir werden gleich sehen, warum der Verfasser der „Cenni Storici" dem Wiener Cabinet diesen Plan eines plötzlichen Angriffs auf Italien unterstellt.

Nicht nur in Florenz, auch in Berlin brachte die österreichische Note vom 26. April andere Wirkungen hervor als die Wiener Staatsmänner gewollt hatten. Sie hatten wohl gehofft, den Grafen Bismarck in Verlegenheit zu setzen, indem sie ihn vor die Alternative stellten, entweder Italien zu verleugnen oder sich offen zu der Allianz zu bekennen. In der That zogen sie den preußischen Minister aus einer höchst unerquicklichen Lage. In demselben Augenblicke, da er den österreichischen Vorschlag der beiderseitigen gleichzeitigen Abrüstung angenommen hatte, verdoppelten sich die gegen seine Politik gerichteten Anstrengungen: zu den Adressen aus dem liberalen Lager, die den König um Erhaltung des Friedens angingen, kamen die Bemühungen der Junkerpartei und hundertfache Intriguen. Die Kreuzzeitung beschwor den Wiener Hof, sich mit Preußen über Schleswig zu verständigen. Graf Bismarck verhehlte den italienischen Bevollmächtigten nicht, daß für den Augenblick die widerstrebenden Strömungen die Oberhand gewonnen hätten: am 25. April theilte er ihnen mit, daß die Rückgängigmachung der getroffenen Vorbereitungen erfolge, freilich so langsam als möglich. General Govone betrachtete seine Anwesenheit in Berlin als nutzlos und reiste nach Hamburg ab. Graf Barral trat eine Rundreise nach mehreren deutschen Höfen an, denen er seine Beglaubigung als Gesandter vorzulegen hatte.

Da bot die österreichische Note vom 26. dem Grafen Bismarck das erwünschte Mittel, die Verhandlungen über die Abrüstung abzubrechen. Er vermochte jetzt endlich den König zu überzeugen, wie wenig aufrichtig die vorgebliche Friedensliebe Oesterreichs war, und erklärte am 30. April dem Wiener Cabinet, daß nur, wenn Oesterreich sein gesammtes Heer auf den Friedensfuß zurückbringe, Preußen im Stande sein werde, das Gleiche zu thun.

An demselben letzten Tage des April befahl La Marmora dem General Govone, der auf seine Weisung bereits wieder nach Berlin zurückgekehrt war, die preußische Regierung aufmerksam zu machen, daß Italien der Gefahr eines plötzlichen Angriffs von Seiten Oesterreichs ausgesetzt sei, und die Erwartung auszusprechen, daß, wenn der Fall einträte, Preußen sofort Oesterreich den Krieg erklären würde.

Daß La Marmora ernstlich an die Gefahr eines österreichischen An-

griffs geglaubt hätte, will nicht einleuchten. In jenem Augenblick dachte man in Wien an ganz Anderes, als sich kopfüber in den Krieg mit Italien zu stürzen mit der gewissen Aussicht, dadurch in Verwicklungen mit Frankreich zu gerathen. Eben an jenem 30. April erklärte die offizielle Wiener Abendpost, daß nichts den Intentionen der österreichischen Regierung ferner liege als ein Angriff auf Italien. Und die officiösen Blätter ergingen sich in allerlei Variationen, aus denen das eine Thema deutlich hervorklang, daß Oesterreich nur einen wirklichen Feind kenne, Preußen, und mit Italien sich in Liebe und Güte zu vertragen vermöge. Es stehe nicht in den Sternen geschrieben, hieß es da, daß das Haus Habsburg in aller Ewigkeit über die Lagunenstadt zu herrschen habe. Wenn Ehre und Interesse es erheischten, so müsse der Kaiser seinen italienischen Besitz vertheidigen; aber wenn die Ehre es gestatte und die Hoffnung eines größeren Gewinnes es anrathe, so könne er ihn aufgeben. Die frechen Feinde, die da Venetien als die Achillesferse Oesterreichs betrachteten, möchten sich getäuscht haben. Oesterreich sei nicht verpflichtet, die Rolle einer italienischen Macht zu spielen; aber es sei bestimmt, eine deutsche Macht zu sein. Und ein radicales Frankfurter Blatt, welches damals mit wundervoller Divination in der Seele der österreichischen Staatsmänner las, verfehlte nicht, die italienische Regierung zu mahnen, daß sie sich doch ja nicht durch die erregten Leidenschaften der Menge fortreißen lassen, sondern in kluger Zurückhaltung bauen möge auf die wohlwollenden Absichten des österreichischen Monarchen. Ganz im Einklang mit dieser Sprache seiner Vertrauten, ließ das Wiener Cabinet durch den Fürsten Metternich in Paris erklären, daß Oesterreich bereit sei, vollständig in Venedig abzurüsten, wenn Frankreich ihm die Zusicherung gebe, daß Italien nicht angreifen würde. In einem Ministerrath, der unter dem Vorsitz des Kaisers Napoleon am 29. April statthatte, wurde beschlossen zu antworten, daß Frankreich die von Oesterreich begehrte Zusicherung nicht zu geben vermöchte; daß man aber übrigens in Paris sehr wohl wüßte, wie wenig Italien die Absicht habe Oesterreich anzugreifen, und daß, wenn Oesterreich entwaffnete, Italien wahrscheinlich dasselbe thun würde.*) Weit entfernt von irgend welchen offensiven Anschlägen gegen Italien, war das Wiener Cabinet vielmehr eifrigst bemüht, sich im Süden den Frieden zu sichern. Es hatte sofort erkannt, daß es durch sein Rüsten in Venetien einen Fehlschritt gethan, und es suchte mit Frankreichs Hülfe die Sache wieder gut zu machen. So wenig aber als in Wien war man in Paris von den Gegenrüstungen erbaut, welche La Marmora wider den Wunsch

*) Chiala, S. 150.

Frankreichs unter dem Drucke der inländischen öffentlichen Meinung begonnen; in den Tuilerien so gut wie in der Hofburg hatte man ein Interesse daran, dem italienischen Minister zu zeigen, daß er sich übereilt habe. In dem General La Marmora die Einsicht wieder wachzurufen, welche ihm einen Augenblick lang abhanden gekommen zu sein schien, die Einsicht, daß das preußische Bündniß ihm nicht solche Garantien bot, daß ein verständiger Mann wie er um seinetwillen die französischen Rathschläge in den Wind schlagen durfte, — dies dem italienischen Minister auf's Neue klar zu machen, war um so nothwendiger, je ernsthafter die Rathschläge waren, welche der Kaiser Napoleon voraussichtlich demnächst an die italienische Regierung zu richten hatte. Das Florentiner Cabinet mußte vorher in die rechte empfängliche Stimmung versetzt werden. Es ist darum höchst wahrscheinlich, daß der Kaiser, in der Hoffnung, seinen weiteren Rathschlägen einen glatteren Weg zu dem Herzen des Generals La Marmora zu bahnen, dem General anempfahl, doch einmal nachzuschauen, ob Italien, welches im Vertrauen auf seinen Vertrag mit Preußen gerüstet hatte, in jedem Falle auf Preußens Hülfe rechnen könnte. Wenn La Marmora in Berlin sich als durch Oesterreich bedroht ausgab, so zeigte es sich vielleicht, daß Preußen keineswegs ein wahrhaft zuverlässiger Alliirter war, keineswegs bereit, in jedem Falle Italien zu schirmen und zu schützen. Indessen ist es immerhin auch möglich, daß man von Paris aus dem General in der That vor einem österreichischen Ueberfall bange zu machen gewußt hat und daß La Marmora sich in gutem Glauben befand, als er dem preußischen Cabinete gegenüber Besorgnisse äußerte, welche — wie Chiala sich selbst widersprechend zugiebt — hinterher für völlig unbegründet erkannt wurden.

Wenn man in Paris, wo man sehr wohl den Streit der Strömungen in den hohen preußischen Regionen kannte, darauf gerechnet hatte, das Berliner Cabinet werde, um eine Auslegung des Allianzvertrags angegangen, nicht eine alle Aengstlichkeiten des Generals La Marmora beschwichtigende Antwort ertheilen, so schien einen Augenblick lang diese Rechnung zutreffen zu wollen. Graf Bismarck vermochte nicht sofort das listige Spiel zu Schanden zu machen.

Govone meldete am 2. Mai nach Florenz, daß in einer Unterredung, welche er Tags zuvor mit dem preußischen Premier gehabt, dieser sich dahin ausgesprochen habe, in Wahrheit sei durch den Wortlaut des Bündnißvertrags die preußische Regierung nicht verpflichtet, Oesterreich den Krieg zu erklären, falls dasselbe Italien den Krieg erklärte, und der König werde eine derartige Deutung des Vertrags schwerlich zulassen. Indessen seine, des Ministers, Meinung gehe dahin, daß das Interesse

Preußens erfordere, in solchem Falle zu interveniren, und er verspreche, daß, wenn Oesterreich gegen Italien die Offensive nähme, er und seine Collegen dem König den Rath ertheilen würden, seinerseits die Waffen zu ergreifen, und daß sie aus der Annahme dieses Rathes eine Cabinetsfrage machen würden. Italien möge Vertrauen haben in die Macht der Umstände und der wahren preußischen Interessen. General Govone begriff nicht. Er drückte seine Verwunderung aus, daß, nachdem ein Schutz- und Trutzbündniß unterzeichnet worden, einer der beiden Theile mit Krieg überzogen werden könnte, ohne daß der andere sich rührte; doch falls der Vertrag eine so weite Auslegung gestattete, schlug er vor, dem sogleich abzuhelfen und zur näheren Feststellung der beiderseitigen Verpflichtungen und zur Erhöhung des gegenseitigen Vertrauens eine in's Einzelne gehende Militärconvention abzuschließen. Worauf Graf Bismarck erwiderte, der König möge sich nicht derart verbinden, die Dinge auf's Aeußerste zu treiben. Der italienische Unterhändler fuhr fort nicht zu begreifen. Er sagte, Italien müsse wissen, ob es bauen könne auf die Entschlossenheit der preußischen Regierung den Krieg herbeizuführen und im bejahenden Falle, wie viele Zeit sie dazu brauchen werde; falls aber auf Preußen nicht zu bauen wäre, so werde Italien sich nach anderweitiger Wahrung seiner Interessen umschauen. Graf Bismarck antwortete, es werde in zwei oder drei Tagen ein Kriegsrath abgehalten werden, der über die Mobilisirung der Armee entscheiden solle; achtzehn bis zwanzig Tage würden zur Mobilisirung genügen.

Die Aeußerungen des Grafen Bismarck machten auf den General Govone einen niederdrückenden Eindruck, und Graf Barral telegraphirte gar an die Florentiner Regierung, sie möge auf ihrer Hut sein und nur auf sich selbst und die Freundschaft Frankreichs vertrauen. *)

Die italienischen Unterhändler verzagten zu schnell. Ihre Aengstlichkeit benahm ihnen völlig jenen Scharfblick, jene „accortezza," worauf die Italiener sich mit Recht zu gute thun. Graf Bismarck hatte so geantwortet wie er antworten mußte. Er zwar sah den Krieg als nothwendig und unvermeidlich an; aber der König hoffte noch immer, daß Oesterreich ihm einen andern ehrenvollen Ausweg lassen würde. Was die Deutung des Bündnißvertrags anging, so war derselbe offenbar kein völlig bilateraler: allerdings standen die Worte Schutz und Trutz im Eingang, aber die einzelnen Artikel, welche die Verpflichtungen eines jeden der beiden Contrahenten angaben, stellten die Initiative des Kriegs einzig in das Ermessen Preußens. Uebrigens war es dem Grafen Bismarck klärlich nicht

*) Bonghi, Alleanza, S. 67. Chiala, S. 142.

um ein advocatenmäßiges Deuteln des Vertrags zu thun: er hieß die Italiener vertrauen auf die Macht der Umstände, der preußischen Interessen. Wie sehr er zu dieser Mahnung berechtigt war, das vermochte er schon am nächsten Tage zu zeigen. Vom König ermächtigt, berief er am 2. Mai den General Govone auf's Neue zu sich, um ihm eine befriedigendere Antwort zu ertheilen. Zwei Fälle müßten unterschieden werden: was Preußen thun würde, wenn Italien Oesterreich angriffe, — was, wenn Oesterreich Italien angriffe. Im ersten Falle würde Preußen sich nicht zum Eintritt in den Krieg verpflichtet glauben, wohl aber im zweiten, im Falle eines österreichischen Angriffs auf Italien. Der König willigte also ein, Italien zu helfen, wofern sich dieses nur jeder Herausforderung enthielt; doch wollte er nicht sich seiner Freiheit begeben, in neue Unterhandlungen mit Oesterreich zu treten; wofern ihm dieses annehmbare Bedingungen vorschlug, würde er sie angenommen haben. In jedem Falle aber, so setzte Graf Bismarck hinzu, sollte Italien zeitig und redlich benachrichtigt werden, und würde man Sorge tragen, daß es Oesterreich gegenüber nicht allein stände.*) Zugleich kündigte der preußische Premier dem italienischen General an, daß am nächsten Tage, dem 3. Mai, der Kriegsrath sich versammeln und voraussichtlich die Mobilisirung eines großen Theiles der Armee beschließen werde. Und so geschah es. Nicht nur ein Theil, sondern die ganze Armee wurde in der Woche vom 5. zum 12. Mai aufgeboten. Die Zusicherungen aber, welche Graf Bismarck dem General Govone gegeben, erhielten in einem Schreiben des Königs Wilhelm an den König Victor Emmanuel vom 6. Mai eine ausdrückliche und feierliche Bestätigung.

So wurde, was in den Worten des Grafen Bismarck vom 1. Mai die italienischen Bevollmächtigten beunruhigt hatte, sofort zurückgenommen, entkräftet, verbessert; und der General La Marmora hat kein Recht gehabt, den Italienern noch Jahre später als große Neuigkeit mitzutheilen, das Berliner Cabinet „habe keine völlige Sicherheit gegeben, daß es den Krieg erklärt haben würde, falls Oesterreich die Grenzen Italiens überschritt.“**) Die Wahrheit ist vielmehr, daß Preußen seinen im Bündnißvertrag übernommenen Verpflichtungen die weiteste Auslegung gab, und daß es dann — wie La Marmora's College, Jacini, mit allem Grund hervorhebt — diese Verpflichtungen thatsächlich erfüllt hat. „Es ist darum völlig überflüssig,“ setzt Jacini hinzu, „eine subjective psychologische Untersuchung anzustellen über das, was in der Seele eines Staatsmannes in

*) Bonghi, S. 68.

**) Agli Elettori di Biella. Lettera del Generale La Marmora. 1868. S. 29.

einem gegebenen kritischen Moment vorgegangen sein mag." *) Aber auch diese Aeußerung muß zurückgewiesen werden. Es liegt nicht das geringste Anzeichen vor, daß in der Seele des Grafen Bismarck in irgend einem Augenblick etwas vorgegangen wäre, was nicht seinen offenen Erklärungen und der vollsten Vertragstreue entsprochen hätte. Die Bestimmtheit, die Einheit, die Beharrlichkeit des Wollens in dem deutschen Staatsmann läßt keinen Zweifel zu; aber er sah zu klar, um nicht die Hemmungen und Schwierigkeiten zu gewahren, die sich ihm entgegenstellten, und war zu redlich, um seine italienischen Verbündeten über diese Schwierigkeiten und Hindernisse auch nur einen Augenblick im Dunkeln zu lassen. Ein minder klarer, minder aufrichtiger Staatsmann würde sich selbst und seine Verbündeten getäuscht haben. Graf Bismarck zog es vor, sich selbst und den Verbündeten immerfort die Wahrheit zu sagen, aber, wie er selbst voll Zuversicht und Muthes war, so hieß er auch die Andern vertrauen auf die Logik der Situation, auf die Macht der Umstände, auf den Sieg der ächten Kräfte und der wahren Interessen. Graf Bismarck handelte nicht wie Jemand, der da meint, es sei dem Menschen gegeben, die unendlichen Möglichkeiten des Geschehens zu meistern; aber wie Jemand, der da überzeugt ist, daß die unendlichen Möglichkeiten des Geschehens durch die Gesetze der Geschichte beherrscht werden, welche der Mensch zu erkennen, an die er zu glauben, auf die er zu vertrauen im Stande ist. Anders die italienischen Staatsmänner. Statt in der Klarheit und Aufrichtigkeit des preußischen Ministers die beste Gewähr für sich zu finden, ließen sie sich durch die Schwierigkeiten schrecken, auf die er hinwies, die er aber zu überwinden vertraute. Weil er ihnen nicht das Unmögliche versprach, meinten sie ihrerseits das Unmögliche thun zu können, indem sie alle Möglichkeiten berechnen und beherrschen wollten. Graf Bismarck berechnete das zu Berechnende; im Uebrigen verließ er sich auf die Güte seiner Sache, auf die Wahrheit der das Leben der Nationen leitenden Gesetze, und auf die Kraft, die er in sich trug und die, das fühlte er, auch der Ungunst des Zufalls gewappnet entgegentreten würde. Die Italiener dagegen wollten zum Voraus gegen jeden Zufall Vorkehrung treffen und sie hielten das Bereich des Zufalls für größer als es ist; denn sie glaubten an kein historisches Gesetz, sie vertrauten nicht auf die Güte ihrer Sache, sie spürten nicht in sich die jederzeit rüstige Kraft. Eine psychologische Untersuchung dessen, was in den italienischen Staatsmännern vorging, eine nicht etwa subjective, sondern auf ganz objective Thatsachen gegründete Untersuchung wird uns zeigen, wie kleinliche

---

*) Jacini, S. 163.

ängstliche Berechnung das Schicksal in Fesseln legen zu können wähnt, das Schicksal, welches nur der beherrscht, der sich ihm muthvoll anvertraut.

5.

Es wäre dem Grafen Bismarck vielleicht selbst noch in jenen ersten Tagen des Mai nicht gelungen, den König zur Mobilmachung der Armee zu bestimmen — trotz des auf die Herausforderung Preußens berechneten österreichischen Vorschlags (vom 26. April), die Entscheidung der Herzogthümerfrage dem Bund zu überweisen —, wenn man nicht in Berlin davon Wind bekommen hätte, daß sich zwischen Wien und Paris ein für Preußen bedrohliches Einvernehmen zu schlingen begann. In Wien hatte man endlich begriffen, daß, wenn man Italien der preußischen Allianz abwendig machen und zu diesem Ende die guten Dienste Frankreichs erlangen wollte, man sich zu einem wirklichen Opfer verstehen müsse. Die Bemühungen der österreichischen Diplomatie, die Italiener durch Frankreich zum Entwaffnen bestimmen zu lassen, waren gescheitert. Das italienische Cabinet hatte nur am 3. Mai der französischen Regierung gegenüber nochmals erklärt, daß Italien nicht die Absicht habe, die Initiative eines Kriegs gegen Oesterreich zu ergreifen.

An eben diesem 3. Mai entwickelte im französischen gesetzgebenden Körper Herr Thiers seine Doctrin von der Größe Frankreichs und der Ohnmacht Deutschlands als ewigen Rechtsaxiomen, denen zum Trotz das ruchlose Verbrechen der deutschen Einheit im Werke sei. Als den intellectuellen Urheber des schändlichen Unterfangens denunzirte er den Kaiser. Die Häupter der demokratischen Opposition, Jules Favre und Emile Ollivier, ließen um des Opponirens willen ihre demokratischen Ueberzeugungen bei Seite und secundirten diesem Angriff des engherzigen Pfahlbürgerthums auf die trotz all ihres Lauerns und Schleichens doch von einem freieren Geist getragene Politik Napoleons. Der Troß der Deputirten von Präfectengnaden jubelte den Oppositionsführern Beifall. Die nationale Eitelkeit und Eifersucht begann zum ersten Male an dem Deckel zu lüpfen, unter welchem sich bisher die imperialistische Mehrheit so gefügig geduckt hatte. Um ein bißchen Oel auf die schäumende Flut zu gießen, entstellte der Staatsminister Rouher die von Italien gegebene Erklärung und versicherte, das italienische Cabinet habe zugesagt, daß es Oesterreich nicht angreifen werde. Die Mehrheit ließ sich dadurch beruhigen. Auf den Kaiser machten diese ersten wenn auch noch schüchternen Oppositionsvelleitäten seiner Janitscharen einen tiefen Eindruck; das so deutlich an die Wand gemalte Schreckbild der deutschen Einheit fing an ihn zu beklemmen; er begann irre zu werden an seiner Politik der freien Hand;

er fühlte das Bedürfniß, unbedingt sicher zu gehen. Es mußte ihm darum zu keiner geringen Befriedigung gereichen, als am Tage nach der Verhandlung im gesetzgebenden Körper Oesterreich sich endlich herbeiließ zu einem Vorschlag, der zu seinen Absichten paßte.

Solange man in Wien noch gehofft hatte, Preußen ohne Krieg, auf dem unblutigen Felde eines neuen Olmütz, demüthigen zu können, hatte man den von berufenen und unberufenen Rathgebern wieder und wieder vorgebrachten Rath, Italien abzufinden, als mit der Würde Oesterreichs unverträglich zurückgewiesen. Als man aber nachgerade zur Ueberzeugung gelangt war, daß in Berlin nicht mehr die Männer von 1850 regierten, da hatte man sich in der Hofburg mit leidenschaftlicher Hast in den Gedanken hineingedacht, mit dem brandenburgischen Rebellen, weil er es denn haben wollte, ein für allemal abzurechnen, die noch ungerochene Felonie des Eroberers von Schlesien zu züchtigen; und mit der rasch entzündeten Kriegslust kam natürlich auch das brennende Verlangen, den kaiserlichen Fahnen den Sieg zu sichern. Nun da es sich darum handelte, die Herrschaft Oesterreichs in Deutschland auf für alle Zeit unerschütterliche Grundlagen zu stellen, verlor der doch schon verlorene Posten in Italien jeden Werth. Noch mochte man ihn nicht ohne Weiteres vor den Drohungen des verachteten Nachbars räumen; dagegen sträubte sich der habsburgische Stolz. Aber nicht länger sprach der französische Einbläser zu tauben Ohren. Der Kaiser von Oesterreich ließ seinen guten Bruder, den Kaiser der Franzosen, wissen, daß, „wenn der Krieg ausbräche, wenn große militärische Erfolge die Macht Oesterreichs befestigten und in seinen Händen sichere Eroberungen ließen, daß dann Oesterreich einer alten Provinz entsagen könnte, um eine neue zu gewinnen; denn eine siegreiche Macht vermöge im Interesse des Friedens Zugeständnisse zu machen, welche Drohungen gegenüber unmöglich seien.“ *)

Das Gebiet, dessen Eroberung dem Kaiser von Oesterreich den Verzicht auf seinen italienischen Besitz gestatten sollte, war Schlesien. An die Rückgewinnung Schlesiens dachte man in der Hofburg wohl nicht eben zum ersten Male. In einer Depesche vom 21. December 1864 hatte Graf Mensdorff der preußischen Regierung erklärt, daß Oesterreich seine Zu-

*) So hieß es in den Instructionen, welche das Wiener Cabinet am 1. Juni, zur Erläuterung der von ihm auf die Einladung zum Congreß gegebenen abschlägigen Antwort, seinen Gesandten in Paris, London und St. Petersburg zugehen ließ. Daß in diesem Sinne Oesterreich sich dem Kaiser Napoleon gegenüber bereits im April ausgesprochen, wird ausdrücklich berichtet von Julian Klaczko in seinen „Préliminaires de Sadowa“ (Revue des deux mondes, 15. Sept. und 1. Oct. 1868) — allerdings einem von Entstellungen und haltlosen Unterstellungen wimmelnden Tendenzstück, dessen Verfasser aber gerade über die Haltung Oesterreichs sich genauer zu unterrichten in der Lage gewesen zu sein scheint.

stimmung zur Einverleibung der Elbherzogthümer in Preußen nur ertheilen könnte, falls ihm selbst als Aequivalent eine Vergrößerung seines deutschen Besitzes gewährt würde. Man verstand in Wien sehr wohl, daß der Erwerb der Herzogthümer für Preußen kaum einen materiellen Gewinn vorstellte, wenn auch Oesterreich sich in Deutschland vergrößerte, und nun vollends, wenn die Hohenzollern sich herbeiließen, die Errungenschaft Friedrich's des Großen herauszugeben, so wären sie damit in der That zur Bedeutung der Kurfürsten von Brandenburg hinabgestiegen. In Berlin verschmähte man selbstverständlich — für einige preußische Zeitungen war es nicht selbstverständlich — auf ein derartiges Ansinnen einzugehen. Aber in Wien hatte man an dem Gedanken, sich in Deutschland auszudehnen, Gefallen gefunden, und im Frühjahr 1866 nahm man ihn mit einer verbessernden Variante wieder auf: war es nicht eine Verbesserung, wenn man die Zugeständnisse, welche man den Preußen in den Herzogthümern zu machen bereit gewesen, vielmehr den Italienern in Venetien machte? Preußen, statt sich freiwillig auf den ihm von Rechtswegen zukommenden bescheidenen Platz von 1740 zurückzubegeben, vermaß sich gar auf der Bahn Friedrich's II. weiterzuschreiten; — so sollte es denn seinen Vorwitz theuer büßen. Es wollte den Krieg, — es sollte ihn haben. Aber es wagte nicht allein in den Kampf zu gehen; es brauchte einen Verbündeten und glaubte schon ihn gefunden zu haben. Hier lag der Fehler der preußischen Rechnung. In Berlin vertraute man darauf, daß Oesterreich immer erklärt hatte, es könne Venetien nur nach einem Krieg abtreten; aber man hatte nicht bedacht, daß der Krieg nicht nothwendig ein Krieg gegen Italien sein mußte. Das wäre denn doch allzu viel Gutmüthigkeit gewesen, wenn Oesterreich seinem deutschen Gegner den italienischen Verbündeten gelassen hätte, da es ihm diesen Verbündeten wegzunehmen vermochte. Was Preußen den Italienern zu bieten hatte, das konnte ihnen Oesterreich ja viel wohlfeiler bieten. Und wie die Dinge nun standen, lag es in Oesterreichs Interesse, die Italiener ein gutes Geschäft machen zu lassen. In Deutschland galt es Oesterreichs Hegemonie zu wahren und zu erhöhen; in Italien handelte es sich nur noch um einen Ehrenpunkt. Blieb Habsburgs Ehrenschild blank und rein, so mochten die Italiener immerhin den Vortheil an Land und Leuten einheimsen. Wenn Oesterreich Preußen besiegte und sich in Deutschland ausdehnte, so zeigte es damit, daß es auch die Italiener hätte besiegen und seinen italienischen Besitz hätte behalten können; dann durfte es in Italien großmüthig sein, ohne daß irgendwer diese Großmuth für Schwäche genommen hätte. Ueber die Bereitwilligkeit der Italiener, Oesterreichs Großmuth mit der geziemenden Gesinnung der Dankbarkeit zu acceptiren,

machte man sich keine Sorgen. Die guten Leute hätten auch wohl noch schwierig sein sollen! Ihre Wünsche waren ja nicht maßlos wie die Preußens; sie verlangten nur Venetien, und war ihnen das zugesichert, wozu hätten sie noch Krieg geführt?

So wurde also bereits im April dem Kaiser Napoleon, mit dem man als dem rechtmäßigen Vormund Italiens verhandelte, zugestanden, daß, wenn Oesterreich sich im Krieg gegen Preußen einen entschädigenden Gebietszuwachs gewänne, es bereit sein würde zu einer gütlichen Auseinandersetzung mit Italien. Allein diese Erklärung wurde in Paris noch zu unbestimmt und unsicher befunden und Frankreich wollte darauf hin nicht, wie Oesterreich begehrte, Italien zum Entwaffnen und zum Aufgeben des preußischen Bündnisses veranlassen. In Wien erkannte man endlich, daß bloße Worte nicht hinreichten, daß man in Paris Thaten sehen wollte, und am 4. Mai ließ der Kaiser Franz Joseph an den Kaiser Napoleon den förmlichen Vorschlag gelangen der Abtretung Venetiens unter der Bedingung, daß Frankreich und Italien neutral blieben und Oesterreich gestatteten, sich mittelst der Eroberung Schlesiens zu entschädigen; die Abtretung sollte an Frankreich geschehen, welches seinerseits das cedirte Land an Italien weiter zu cediren hätte; — beide Acte, die Cession Venetiens und die Eroberung Schlesiens, sollten gleichzeitig erfolgen und der eine die Voraussetzung des andern bilden. *)

Das österreichische Anerbieten that den alten Wünschen des Kaisers bezüglich der Lösung der venetianischen Frage trefflich Genüge; dasselbe mußte ihm aber im jetzigen Augenblick doppelt willkommen erscheinen, je bitterer die öffentliche Meinung Frankreichs ihm vorwarf, um Italiens und Preußens willen die französischen Interessen preiszugeben. Bisher hatte er durch sein äußeres Gehaben allerdings zu diesen Vorwürfen einen gewissen Anlaß geboten. In der That war es zwar völlig richtig, was er behauptete: er hatte sich Preußen gegenüber seine ganze Freiheit des Handelns bewahrt; doch hatte er dabei einigermaßen den Anschein getragen, als stehe er mit seinen Sympathien auf der Seite Preußens. Nun war das nicht länger von Nöthen. Die Stimmung, welche jetzt in Wien durchgebrochen war, verhieß, daß es zum Krieg kommen werde, auch wenn man nicht länger von Paris aus durch eine zur Schau getragene Freundlichkeit für Preußen die Berliner Regierung bezüglich der Haltung Frankreichs sorglos zu machen suchte. Jetzt da es noch anderswo als in Berlin Leute gab, welche auf den Krieg lossteuerten, „mußte der Kaiser sich getrieben fühlen, mit denen zusammenzugehen, welche ihm die Sicherheit boten, daß seine Absichten triumphiren würden." (Chiala.) Preußen, obwohl wiederholt

*) Chiala, Cenni Storici S. 152.

in sehr verständlicher Weise dazu eingeladen, hatte bis jetzt diese Sicherheit nicht bieten wollen. Durch den österreichischen Vorschlag würde sie ihm geboten, dachte er. Der Kaiser neigte ohnehin der in ganz Europa herrschenden Meinung zu, daß Oesterreich, selbst wenn es mit einem Theile seines Heeres das venetianische Festungsviereck zu bewachen hätte, doch den Preußen gewachsen wäre; jeder Zweifel aber hörte für ihn auf, wenn Oesterreich alle seine Kräfte gegen Preußen zu richten im Stande war. Die Eroberung Schlesiens konnte also nicht ausbleiben, und das österreichische Anerbieten versprach ihm darum zu gleicher Zeit die Verwirklichung seines Lieblingsgedankens, die Ausführung des Programms von 1859, und außerdem „eine Berichtigung der Rheingrenze im Falle eines glänzenden Sieges der österreichischen Waffen, ohne daß er das Schwert zu ziehen brauchte.“ *)

Napoleon beeilte sich den österreichischen Vorschlag dem italienischen Ministerpräsidenten in größter Heimlichkeit mitzutheilen (vermuthlich durch das Organ des Prinzen Napoleon, welcher gerade während jenes bewegten Frühjahrs in der Nachbarschaft von Florenz hin- und wiederreiste zur Bereicherung seines Wissens über etruskische Alterthümer und die umbrische Malerschule, dabei aber von Zeit zu Zeit in Florenz vorsprach). Der wackere General fühlte sich, scheint es, in seiner sprüchwörtlichen Loyalität nicht eben gekränkt, als der Kaiser, der doch den Vertrag mit Preußen kannte, ihm anempfahl, die eingegangenen Verbindlichkeiten zu brechen. La Marmora setzte sich zusammen mit seinem Collegen und Vertrauten Jacini und die Beiden beriethen. „Die Sache war ernsthaft, überaus ernsthaft die Folgen,“ so schrieb La Marmora darüber später an seine Wähler. „Ohne Blutvergießen und ohne irgend etwas zu compromittiren, hätten wir erlangt, was uns ein glücklicher Krieg geben konnte.“ Natürlich! nichts wäre compromittirt worden außer der Ehre Italiens. Und der Lobschreiber der La Marmora'schen Gesta, Chiala, setzt naiv hinzu: „Da es sich um das

*) Chiala, S. 163. Ueber den letzteren Punkt verbreitet sich Chiala nicht weiter, und es muß dahin gestellt bleiben, inwieweit er berechtigt war zu einer Behauptung, welche auf die deutsche Politik des Hauses Habsburg im Jahre 1866 ein so eigenthümliches Licht zu werfen geeignet ist. Nur das ist sicher, daß Chiala jedenfalls nicht eine ihm als unbegründet bekannte Insinuation gegen Oesterreich hat in die Welt schleudern wollen. Sein Buch ebenso wie die Bonghi'sche Schrift wurden geschrieben vor dem Krieg von 1870, zu einer Zeit, da es noch galt, dem italienischen Volke eine etwaige Allianz mit Oesterreich und Frankreich gegen Deutschland mundgerecht zu machen, und weit entfernt, noch irgend eine Spur des alten Hasses Italiens gegen die Habsburger an sich zu tragen, bieten diese beiden Darstellungen des letzten Krieges Italiens gegen seine vieljährigen Bedrücker vielmehr ein rührendes Exempel christlicher Versöhnungsseligkeit. Mit dieser erbaulichen Liebe zum bisherigen Feind steht in seltsamem Gegensatz die scharfe Sprache, welche die beiden Schriften gegen den Freund und Verbündeten führen. Preußen kommt bei Chiala wie bei Bonghi überall schlecht weg, und es hat gewiß nicht an diesen beiden, wo immer sie es brauchen, wohlunterrichteten Schriftstellern gelegen, wenn sie von irgend welchen Verheißungen, die Preußen oder Herr v. Bismarck dem Kaiser Napoleon gemacht hätte, schlechterdings nichts zu berichten haben.

höchste Interesse einer Nation handelte, so durften die Erwägungen der Redlichkeit nicht allein das Wort haben." Jacini aber berichtet über jene Berathung, die in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai im Palazzo Vecchio zu Florenz statt hatte, folgendermaßen: „Es war das ein furchtbarer Augenblick, denn gerade dazumal war auf die kriegerische Hitze, welche die preußische Regierung im Monat März gezeigt hatte, eine seltsame Kühle gefolgt, und Graf Bismarck hatte an dem Sinn des geheimen Vertrags deuteln wollen" ... Wir haben gesehen, daß bereits am 2. Mai Herr von Bismarck dem Vertrage die volle von den Italienern behauptete Tragweite zuerkannt hatte ... „In anderen Zeiten vielleicht," so fährt Jacini fort, „würden die Staatsmänner nicht gefehlt haben, welche in einer ähnlichen Lage kein Bedenken getragen hätten, auf dieses glänzende Anerbieten einzugehen," ... und hier führt der italienische Exminister aus, daß es ja ein Leichtes gewesen wäre, durch irgend welche diplomatische Weiterungen den Ausbruch der Feindseligkeiten in der Zeit bis zum 8. Juli zu hintertreiben, und mit diesem Tage würde die im Vertrage vorgesehene Frist abgelaufen sein, innerhalb welcher Italien mit Preußen zu gehen hatte. „Allein Italien wies im Gegentheile durch den Mund des Mannes, der seine Geschicke leitete, die Versuchung zurück."*).

Uns scheint es, als ob es nicht so gar schwer gewesen wäre, der Versuchung zu widerstehen, und wenn statt der tugendsamen Staatssecretäre der italienischen Gegenwart der leibhaftige Machiavelli in jener furchtbaren Nacht im Palazzo Vecchio einen Entschluß zu fassen gehabt hätte, er würde Nein gesagt haben, und zwar vermuthlich, indem er in seinem treulosen Herzen etwas mehr von patriotischer Entrüstung über das unwürdige Ansinnen gespürt hätte, als seine vom Vollgefühle ihrer Redlichkeit durchdrungenen Nachfahren.

Das Ansinnen war aber nicht nur unwürdig, sondern unvortheilhaft. Chiala hat ganz Recht: Die Erwägungen der Redlichkeit brauchten nicht allein das Wort zu führen; — die allereinfachsten Erwägungen der praktischen Nützlichkeit genügten, um das österreichisch-französische Anerbieten als schlechthin unannehmbar erscheinen zu lassen. Ganz abgesehen davon, daß es für Italien doch wohl nicht ganz gleichgültig war, ob es sich durch den schnödesten Treubruch die unversöhnliche Feindschaft des Berliner Cabinetes und die Verachtung ganz Europas zuzog, so versprach der österreichisch-französische Vorschlag, wie er gefaßt war, nicht einmal mit Gewißheit den Preis des Treubruchs. Die Abtretung Venetiens war abhängig gemacht von der Eroberung Schlesiens. Wenn aber Oesterreich Schlesien nicht eroberte? Ein so vorsichtig rechnender Mann wie La Marmora mußte immerhin auch diese Möglichkeit unterstellen.

*) Jacini, S. 167.

Die italienischen Berichterstatter, Bonghi und Chiala, erzählen, daß auf die erste abweisende Antwort, welche La Marmora nach Paris telegraphirte, der Kaiser Napoleon — derselbe kam gerade von Auxerre zurück, wo er mit orakelhafter Feierlichkeit seinen Widerwillen gegen die Verträge von 1815 verkündigt hatte — den Kaiser Franz Joseph bewogen habe, den ursprünglichen Vorschlag zu verbessern, derart, daß die Abtretung Venetiens von keiner andern Bedingung mehr abhängig sein sollte, als der einen: der Neutralität Italiens während des österreichisch-preußischen Krieges. In dieser zweiten verbesserten Gestalt theilte Napoleon das österreichische Anerbieten aufs Neue dem General La Marmora mit, und zwar, so sagt Chiala, war diese zweite Mittheilung derart abgefaßt, daß dem General die Verantwortlichkeit einer neuen Weigerung sehr ernsthaft erscheinen mußte. Wenn der General empfunden hätte, wie das von ihm regierte Volk empfand, er würde keinen Augenblick gedacht haben, daß er sich durch die Weigerung irgend eine Verantwortlichkeit auflade. Ganz Italien sah in jugendlicher Ungeduld und jugendlichem Selbstvertrauen dem Kriege entgegen, es ersehnte ihn mit all der Glut seiner südlichen Natur. Jener andächtige Ernst, der unser deutsches Volk überkommt beim Herannahen einer schicksalschweren Stunde, liegt nicht in dem leichtlebigen Temperament des Italieners. Doch die Nation, die das Heilige längst nicht mehr in der Religion empfindet, die aber in langen schmerzlichen Jahrhunderten an das Vaterland, das niegekannte und doch altverheißene, einen messianischen Glauben genährt hat, die italienische Nation betrachtete den letzten Krieg gegen den fremden Unterdrücker wie einen heiligen Krieg. Was an idealer Begeisterungsfähigkeit in den Herzen lag, das loderte empor, und wenn der höchste patriotische Schwung auch die Rhetorik brauchte, um sich Luft zu machen, so ist das im goldfruchttragenden Süden nun einmal nicht anders. Die ächte Tugend fehlte nicht. Der Republikanerkönig auf Caprera stellte sich anspruchslos dem König Victor Emmanuel zur Verfügung. Unter die Fahnen des Königs eilten die Soldaten und Recruten, zahllose Freiwillige unter die Garibaldi's. Die Gemeinden, die Provinzen, einzelne Bürger wetteiferten in Spenden für das Heer, in Verheißungen von Ehrengaben für tapfere Thaten. Das Land gewährte das großartige Schauspiel der Vorbereitung für einen nationalen Kampf. Schwerlich hätte es im Belieben eines Ministers gestanden, diese Gluten zu ersticken durch den kühlen Erguß einer officiösen Feder, der da plötzlich der Nation angekündigt hätte: Oesterreich hat Venetien an Frankreich abgetreten und Frankreich tritt es weiter an Italien ab; also ist der Krieg, für den wir uns begeistert haben, unnöthig geworden. Eine Nation erträgt weniger leicht solche plötzliche Temperaturwechsel als ein in den Harnisch seiner Loyalität

gepanzerter Minister und General. Doch selbst wenn der italienischen Regierung nicht einfach durch die Stimmung der Nation das umstandlose Eingehen auf den österreichisch-französischen Anschlag verboten worden wäre, so war derselbe auch in der neuen verbesserten Form keineswegs sehr verführerisch. Italien sollte für seine Neutralität Venetien erlangen; aber wenn Oesterreich alle seine Kräfte gegen Preußen zu wenden vermochte und so, wie den Wiener und Pariser Schicksalslenkern augenscheinlich dünkte, Preußen aufs Haupt schlug, welche Bürgschaft hätte dann Italien gehabt, daß ein übermächtig gewordenes Oesterreich ihm Venetien beließ? Der österreichisch-französische Vorschlag war nicht nur für Italien beleidigend, sondern geradezu einfältig, und es ist zum Verwundern, daß Kaiser Napoleon nicht allein von der Redlichkeit, sondern zumal auch von der Einsicht der italienischen Regierung eine so geringe Meinung hegte, wie sie der ihr von ihm zur Annahme empfohlene Antrag voraussetzt.

Die Welt hätte gar nicht gewußt, welch furchtbare Versuchung der General La Marmora siegreich bestanden, wenn er selbst es sich später nicht hätte angelegen sein lassen, ihr davon salbungsvolle Kunde zu geben. „Jeder andern Rücksicht," so schrieb er, „ging in meiner Seele das Gefühl der Ehre und der Vertragstreue voran." Und allerdings Leuten von sprichwörtlicher Biederkeit geziemt es, sie auch selbst im Munde zu führen.

Der La Marmora'sche Historiker, Chiala, weiß den Kaiser Napoleon nicht genug zu preisen, weil derselbe die abschlägige Antwort La Marmora's hinnahm, ohne der italienischen Regierung gram zu werden. Die Unschuld! Die da nicht weiß, daß der Kaiser die Weigerung La Marmora's keineswegs so verstand, als ob sie ihm unmöglich machte, mit der Wiener Regierung weiter zu verhandeln auf der Basis ihres Vorschlags der freiwilligen Abtretung Venetiens. Napoleon respectirte die loyalen Scrupel des italienischen Staatsmannes — und fuhr fort, mit Oesterreich die Frage zu erörtern, wie dem Krieg in Italien, wenn er nicht gänzlich abgewendet werden konnte, mindestens keine größere Ausdehnung zu geben wäre, als den edeln, vor allem überflüssigen Blutvergießen zurückschauernden Gesinnungen Frankreichs und Oesterreichs entsprach. Und wie sehr La Marmora diese Gesinnungen fortwährend theilte, erhellt daraus, daß er es war, welcher, zugleich mit seiner Weigerung neutral zu bleiben, dem Kaiser Napoleon den — übrigens auch in London und St. Petersburg aufgekommenen — Gedanken unterbreitete der Berufung eines europäischen Congresses, dessen Berathungen den Krieg verhindern sollten.*) Der wackere General, gediegen wie seine Friedliebe war, übersah nur, daß Frankreich und zumal Oesterreich, friedliebend in Italien, in Deutschland den Krieg brauchten. Alle Wünsche des wackeren Generals wären erfüllt worden, wenn der Congreß

*) Bonghi, S. 70.

Venetien dem Kaiser von Oesterreich ab- und dem König von Italien zuerkannt hätte. Doch damit wäre weder den Tuilerien noch der Hofburg gedient gewesen.

Mit welchem Maße von Aufrichtigkeit der Kaiser auf den Gedanken eines Congresses einging, läßt sich schwer sagen, wie denn seine ganze Haltung in und zu den Verwicklungen von 1866 eine, um mit einem bekannten Guizot'schen Ausspruch zu reden, viel zu „perplexe" gewesen ist, als daß sie dem untersuchenden Beobachter eine sichere Definirung erlaubte. Das Nacheinander der Windungen eines um Auswege nicht verlegenen Politikers läßt sich verfolgen, und wenn der Mann ein Ziel hat, so bleibt in all den Windungen doch das Streben nach dem Ziel erkennbar. Aber das Nebeneinander der verschiedenartigen Impulse, von denen der Kaiser zu gleicher Zeit geschoben wurde, läßt sich nicht leicht auseinander legen. Zwischen seinen theils ideologischen theils selbstsüchtigen Speculationen bestand ein Widerspruch, in welchem sein schwerfälliger, unelastischer Geist befangen blieb. Vielleicht hoffte er von vorn herein, daß der Congreß nicht zu Stande kommen werde, wollte aber, indem er dazu die Initiative ergriff, die Anklagen widerlegen, welche in Frankreich und anderwärts ihn der Anstiftung des Krieges ziehen. Auch mochte er sich wohl nicht einer diplomatischen Action weigern, welche den anderen neutralen Großmächten angemessen schien. Indessen ist es wahrscheinlich, daß er das Zusammentreten des Congresses wirklich wünschte, einmal um vor Allem die späte Genugthuung zu genießen, daß seine „Idee" von 1863 nun doch zur Verwirklichung kam, und dann, weil er voraussah, daß der Congreß, falls derselbe nicht auf friedlichem Wege die Verträge von 1815 in dem von ihm beliebten Sinne änderte, um so gewisser zum Kriege führen müsse. Und wenn über den nutzlosen Berathungen des Congresses der 8. Juli herankam, so hätten dieselben dann doch den Nutzen gehabt, die Frist für die Wirksamkeit des preußisch-italienischen Bündnisses verstreichen zu lassen; brach dann nach dem 8. Juli der Krieg in Deutschland aus, so konnte General La Marmora ihm mit verschränkten Armen und ruhigen Gewissens zuschauen. Eine derartige Auffassung der Absichten Napoleon's findet sich in dem Bismarck'schen Rundschreiben vom 29. Juli 1870 ausgesprochen.

Eben dieses Rundschreiben giebt Mittheilungen, welche darthun, daß, während der Kaiser im Mai 1866 einerseits mit Oesterreich Verhandlungen im oben angegebenen Sinne pflog, andererseits Verwandte des Kaisers und vertrauliche Agenten fortfuhren, auf eine Verständigung zwischen Preußen und Frankreich hinzuarbeiten. Indeß dürfte der Vorschlag, worin diese Bemühungen gipfelten, der Vorschlag einer französisch-preußisch-*italienischen* Tripelallianz, schwerlich als der Ausdruck der wirklichen Ab-

sichten des Kaisers gelten können. Den wirklichen Absichten des Kaisers entsprach es nicht, selbst zu den Waffen zu greifen: er hatte gewiß nie daran gedacht, im Bunde Italiens und Preußens der mitkämpfende Dritte zu werden. Und wenn er je daran gedacht hatte, so ging das jetzt nicht länger an. Die Sympathien der ungeheuren Mehrheit der Franzosen, nicht nur der legitimistisch, klerikal, conservativ Gesinnten, sondern auch der Liberalen waren entschieden österreichisch. Diese Stimmung hatte sich unzweideutig kundgethan in dem lärmenden Beifall, welchen in der Kammersitzung vom 3. Mai die Bänke der Rechten den Thiers'schen Ausfällen gegen Italien und Preußen gespendet hatten; zur Beschwichtigung der sonst so ergebenen Versammlung hatte Rouher, der kaiserliche Advocat, in den ausdrücklichsten Worten die Regierung des Kaisers verwahrt gegen jede Solidarität mit Italien, geschweige denn mit Preußen. Nur eine gewisse, allerdings dem Kaiserthum nahe stehende Gruppe phantasievoller Politiker, die prinzlich napoleonische Hofdemokratie, schwärmte auch jetzt noch für eine Allianz des liberalen Westens gegen Oesterreich, diese Burg der Reaction. Von dem Prinzen Napoleon, bei welchem die Herstellung der Nationalitäten nicht nur wie bei seinem Vetter, dem Kaiser, eine luftige speculative Idee war, sondern sich zum alleinseligmachenden Princip verdichtet hatte, war immer einer Allianz Frankreichs mit Italien und Preußen das Wort geredet worden. Er und seine Freunde, welche um Ungarns, Polens, Rumäniens und anderer wasserhell und ohne Beigeschmack zu distillirender Nationalitäten willen das buntgemitschte Oesterreich in seine Urbestandtheile auflösen wollten, begriffen nicht, wie der Kaiser dieses ruhmvolle Unternehmen den Italienern und Preußen allein überlassen mochte; und um so weniger begriffen sie es, als sie bezweifelten, daß Italien und Preußen ohne Frankreichs Hülfe der Sache gewachsen seien. Sie fanden die vom Kaiser angekündigte Neutralität nicht der Würde Frankreichs angemessen und zumal nicht seinem Interesse: denn wie der Kaiser hoffen konnte, ohne daß er etwas dafür leistete, Frankreichs natürliche Grenzen oder, wie man es lieber nannte, die gallischen Bevölkerungen des linken Rheinufers zu erwerben, das leuchtete den Herren nicht ein. Daß Preußen die Allianz Frankreichs nicht begehrte, daß selbst Italien für jetzt nicht den französischen Beistand in Anspruch nahm, sondern nur wünschte, denselben im Fall der Noth anrufen zu können, — das war für die Missionäre der Nationalitätenpropaganda unwesentlich. Nicht aber für den Kaiser. Der wollte nicht am Kriege Theil nehmen, aber mit wachsender Ungeduld wartete er seit Wochen, seit Monaten darauf, daß von Berlin her eine Stimme ertönte, die da sagte, Preußen hoffe ebenso wie Italien an Frankreich einen Freund und Helfer in der Noth zu finden. Doch vergeblich wartete der Kaiser darauf, die Preußen zur Erkenntniß ihrer eigenen Unzulänglichkeit kommen zu sehen;

ängstliche Berechnung das Schicksal in Fesseln legen zu können wähnt, das Schicksal, welches nur der beherrscht, der sich ihm muthvoll anvertraut.

5.

Es wäre dem Grafen Bismarck vielleicht selbst noch in jenen ersten Tagen des Mai nicht gelungen, den König zur Mobilmachung der Armee zu bestimmen — trotz des auf die Herausforderung Preußens berechneten österreichischen Vorschlags (vom 26. April), die Entscheidung der Herzogthümerfrage dem Bund zu überweisen —, wenn man nicht in Berlin davon Wind bekommen hätte, daß sich zwischen Wien und Paris ein für Preußen bedrohliches Einvernehmen zu schlingen begann. In Wien hatte man endlich begriffen, daß, wenn man Italien der preußischen Allianz abwendig machen und zu diesem Ende die guten Dienste Frankreichs erlangen wollte, man sich zu einem wirklichen Opfer verstehen müsse. Die Bemühungen der österreichischen Diplomatie, die Italiener durch Frankreich zum Entwaffnen bestimmen zu lassen, waren gescheitert. Das italienische Cabinet hatte nur am 3. Mai der französischen Regierung gegenüber nochmals erklärt, daß Italien nicht die Absicht habe, die Initiative eines Kriegs gegen Oesterreich zu ergreifen.

An eben diesem 3. Mai entwickelte im französischen gesetzgebenden Körper Herr Thiers seine Doctrin von der Größe Frankreichs und der Ohnmacht Deutschlands als ewigen Rechtsaxiomen, denen zum Trotz das ruchlose Verbrechen der deutschen Einheit im Werke sei. Als den intellectuellen Urheber des schändlichen Unterfangens denunzirte er den Kaiser. Die Häupter der demokratischen Opposition, Jules Favre und Emile Ollivier, ließen um des Opponirens willen ihre demokratischen Ueberzeugungen bei Seite und secundirten diesem Angriff des engherzigen Pfahlbürgerthums auf die trotz all ihres Lauerns und Schleichens doch von einem freieren Geist getragene Politik Napoleons. Der Troß der Deputirten von Präfectengnaden jubelte den Oppositionsführern Beifall. Die nationale Eitelkeit und Eifersucht begann zum ersten Male an dem Deckel zu lüpfen, unter welchem sich bisher die imperialistische Mehrheit so gefügig geduckt hatte. Um ein bißchen Oel auf die schäumende Flut zu gießen, entstellte der Staatsminister Rouher die von Italien gegebene Erklärung und versicherte, das italienische Cabinet habe zugesagt, daß es Oesterreich nicht angreifen werde. Die Mehrheit ließ sich dadurch beruhigen. Auf den Kaiser machten diese ersten wenn auch noch schüchternen Oppositionsvelleitäten seiner Janitscharen einen tiefen Eindruck; das so deutlich an die Wand gemalte Schreckbild der deutschen Einheit fing an ihn zu beklemmen; er begann irre zu werden an seiner Politik der freien Hand;

er fühlte das Bedürfniß, unbedingt sicher zu gehen. Es mußte ihm darum zu keiner geringen Befriedigung gereichen, als am Tage nach der Verhandlung im gesetzgebenden Körper Oesterreich sich endlich herbeiließ zu einem Vorschlag, der zu seinen Absichten paßte.

Solange man in Wien noch gehofft hatte, Preußen ohne Krieg, auf dem unblutigen Felde eines neuen Olmütz, demüthigen zu können, hatte man den von berufenen und unberufenen Rathgebern wieder und wieder vorgebrachten Rath, Italien abzufinden, als mit der Würde Oesterreichs unverträglich zurückgewiesen. Als man aber nachgerade zur Ueberzeugung gelangt war, daß in Berlin nicht mehr die Männer von 1850 regierten, da hatte man sich in der Hofburg mit leidenschaftlicher Hast in den Gedanken hineingedacht, mit dem brandenburgischen Rebellen, weil er es denn haben wollte, ein für allemal abzurechnen, die noch ungerochene Felonie des Eroberers von Schlesien zu züchtigen; und mit der rasch entzündeten Kriegslust kam natürlich auch das brennende Verlangen, den kaiserlichen Fahnen den Sieg zu sichern. Nun da es sich darum handelte, die Herrschaft Oesterreichs in Deutschland auf für alle Zeit unerschütterliche Grundlagen zu stellen, verlor der doch schon verlorene Posten in Italien jeden Werth. Noch mochte man ihn nicht ohne Weiteres vor den Drohungen des verachteten Nachbars räumen; dagegen sträubte sich der habsburgische Stolz. Aber nicht länger sprach der französische Einbläser zu tauben Ohren. Der Kaiser von Oesterreich ließ seinen guten Bruder, den Kaiser der Franzosen, wissen, daß, „wenn der Krieg ausbräche, wenn große militärische Erfolge die Macht Oesterreichs befestigten und in seinen Händen sichere Eroberungen ließen, daß dann Oesterreich einer alten Provinz entsagen könnte, um eine neue zu gewinnen; denn eine siegreiche Macht vermöge im Interesse des Friedens Zugeständnisse zu machen, welche Drohungen gegenüber unmöglich seien.“*)

Das Gebiet, dessen Eroberung dem Kaiser von Oesterreich den Verzicht auf seinen italienischen Besitz gestatten sollte, war Schlesien. An die Rückgewinnung Schlesiens dachte man in der Hofburg wohl nicht eben zum ersten Male. In einer Depesche vom 21. December 1864 hatte Graf Mensdorff der preußischen Regierung erklärt, daß Oesterreich seine Zu-

*) So hieß es in den Instructionen, welche das Wiener Cabinet am 1. Juni, zur Erläuterung der von ihm auf die Einladung zum Congreß gegebenen abschlägigen Antwort, seinen Gesandten in Paris, London und St. Petersburg zugehen ließ. Daß in diesem Sinne Oesterreich sich dem Kaiser Napoleon gegenüber bereits im April ausgesprochen, wird ausdrücklich berichtet von Julian Klaczko in seinen „Préliminaires de Sadowa“ (Revue des deux mondes, 15. Sept. und 1. Oct. 1868) — allerdings einem von Entstellungen und haltlosen Unterstellungen wimmelnden Tendenzstück, dessen Verfasser aber gerade über die Haltung Oesterreichs sich genauer zu unterrichten in der Lage gewesen zu sein scheint.

stimmung zur Einverleibung der Elbherzogthümer in Preußen nur ertheilen könnte, falls ihm selbst als Aequivalent eine Vergrößerung seines deutschen Besitzes gewährt würde. Man verstand in Wien sehr wohl, daß der Erwerb der Herzogthümer für Preußen kaum einen materiellen Gewinn vorstellte, wenn auch Oesterreich sich in Deutschland vergrößerte, und nun vollends, wenn die Hohenzollern sich herbeiließen, die Errungenschaft Friedrich's des Großen herauszugeben, so wären sie damit in der That zur Bedeutung der Kurfürsten von Brandenburg hinabgestiegen. In Berlin verschmähte man selbstverständlich — für einige preußische Zeitungen war es nicht selbstverständlich — auf ein derartiges Ansinnen einzugehen. Aber in Wien hatte man an dem Gedanken, sich in Deutschland auszudehnen, Gefallen gefunden, und im Frühjahr 1866 nahm man ihn mit einer verbessernden Variante wieder auf: war es nicht eine Verbesserung, wenn man die Zugeständnisse, welche man den Preußen in den Herzogthümern zu machen bereit gewesen, vielmehr den Italienern in Venetien machte? Preußen, statt sich freiwillig auf den ihm von Rechtswegen zukommenden bescheidenen Platz von 1740 zurückzubegeben, vermaß sich gar auf der Bahn Friedrich's II. weiterzuschreiten; — so sollte es denn seinen Vorwitz theuer büßen. Es wollte den Krieg, — es sollte ihn haben. Aber es wagte nicht allein in den Kampf zu gehen; es brauchte einen Verbündeten und glaubte schon ihn gefunden zu haben. Hier lag der Fehler der preußischen Rechnung. In Berlin vertraute man darauf, daß Oesterreich immer erklärt hatte, es könne Venetien nur nach einem Krieg abtreten; aber man hatte nicht bedacht, daß der Krieg nicht nothwendig ein Krieg gegen Italien sein mußte. Das wäre denn doch allzu viel Gutmüthigkeit gewesen, wenn Oesterreich seinem deutschen Gegner den italienischen Verbündeten gelassen hätte, da es ihm diesen Verbündeten wegzunehmen vermochte. Was Preußen den Italienern zu bieten hatte, das konnte ihnen Oesterreich ja viel wohlfeiler bieten. Und wie die Dinge nun standen, lag es in Oesterreichs Interesse, die Italiener ein gutes Geschäft machen zu lassen. In Deutschland galt es Oesterreichs Hegemonie zu wahren und zu erhöhen; in Italien handelte es sich nur noch um einen Ehrenpunkt. Blieb Habsburgs Ehrenschild blank und rein, so mochten die Italiener immerhin den Vortheil an Land und Leuten einheimsen. Wenn Oesterreich Preußen besiegte und sich in Deutschland ausdehnte, so zeigte es damit, daß es auch die Italiener hätte besiegen und seinen italienischen Besitz hätte behalten können; dann durfte es in Italien großmüthig sein, ohne daß irgendwer diese Großmuth für Schwäche genommen hätte. Ueber die Bereitwilligkeit der Italiener, [illegible] Großmuth mit der geziemenden Gesinnung der Dank

machte man sich keine Sorgen. Die guten Leute hätten auch wohl noch schwierig sein sollen! Ihre Wünsche waren ja nicht maßlos wie die Preußens; sie verlangten nur Venetien, und war ihnen das zugesichert, wozu hätten sie noch Krieg geführt?

So wurde also bereits im April dem Kaiser Napoleon, mit dem man als dem rechtmäßigen Vormund Italiens verhandelte, zugestanden, daß, wenn Oesterreich sich im Krieg gegen Preußen einen entschädigenden Gebietszuwachs gewänne, es bereit sein würde zu einer gütlichen Auseinandersetzung mit Italien. Allein diese Erklärung wurde in Paris noch zu unbestimmt und unsicher befunden und Frankreich wollte darauf hin nicht, wie Oesterreich begehrte, Italien zum Entwaffnen und zum Aufgeben des preußischen Bündnisses veranlassen. In Wien erkannte man endlich, daß bloße Worte nicht hinreichten, daß man in Paris Thaten sehen wollte, und am 4. Mai ließ der Kaiser Franz Joseph an den Kaiser Napoleon den förmlichen Vorschlag gelangen der Abtretung Venetiens unter der Bedingung, daß Frankreich und Italien neutral blieben und Oesterreich gestatteten, sich mittelst der Eroberung Schlesiens zu entschädigen; die Abtretung sollte an Frankreich geschehen, welches seinerseits das cedirte Land an Italien weiter zu cediren hätte; — beide Acte, die Cession Venetiens und die Eroberung Schlesiens, sollten gleichzeitig erfolgen und der eine die Voraussetzung des andern bilden. *)

Das österreichische Anerbieten that den alten Wünschen des Kaisers bezüglich der Lösung der venetianischen Frage trefflich Genüge; dasselbe mußte ihm aber im jetzigen Augenblick doppelt willkommen erscheinen, je bitterer die öffentliche Meinung Frankreichs ihm vorwarf, um Italiens und Preußens willen die französischen Interessen preiszugeben. Bisher hatte er durch sein äußeres Gehaben allerdings zu diesen Vorwürfen einen gewissen Anlaß geboten. In der That war es zwar völlig richtig, was er behauptete: er hatte sich Preußen gegenüber seine ganze Freiheit des Handelns bewahrt; doch hatte er dabei einigermaßen den Anschein getragen, als stehe er mit seinen Sympathien auf der Seite Preußens. Nun war das nicht länger von Nöthen. Die Stimmung, welche jetzt in Wien durchgebrochen war, verhieß, daß es zum Krieg kommen werde, auch wenn man nicht länger von Paris aus durch eine zur Schau getragene Freundlichkeit für Preußen die Berliner Regierung bezüglich der Haltung Frankreichs sorglos zu machen suchte. Jetzt da es noch anderswo als in Berlin Leute gab, welche auf den Krieg lossteuerten, „mußte der Kaiser sich getrieben fühlen, mit denen zusammenzugehen, welche ihm die Sicherheit boten, daß seine Absichten triumphiren würden." (Chiala.) Preußen, obwohl wiederholt

*) Chiala, Cenni Storici S. 152.

in sehr verständlicher Weise dazu eingeladen, hatte bis jetzt diese Sicherheit nicht bieten wollen. Durch den österreichischen Vorschlag würde sie ihm geboten, dachte er. Der Kaiser neigte ohnehin der in ganz Europa herrschenden Meinung zu, daß Oesterreich, selbst wenn es mit einem Theile seines Heeres das venetianische Festungsviereck zu bewachen hätte, doch den Preußen gewachsen wäre; jeder Zweifel aber hörte für ihn auf, wenn Oesterreich alle seine Kräfte gegen Preußen zu richten im Stande war. Die Eroberung Schlesiens konnte also nicht ausbleiben, und das österreichische Anerbieten versprach ihm darum zu gleicher Zeit die Verwirklichung seines Lieblingsgedankens, die Ausführung des Programms von 1859, und außerdem „eine Berichtigung der Rheingrenze im Falle eines glänzenden Sieges der österreichischen Waffen, ohne daß er das Schwert zu ziehen brauchte." *)

Napoleon beeilte sich den österreichischen Vorschlag dem italienischen Ministerpräsidenten in größter Heimlichkeit mitzutheilen (vermuthlich durch das Organ des Prinzen Napoleon, welcher gerade während jenes bewegten Frühjahrs in der Nachbarschaft von Florenz hin- und wiederreiste zur Bereicherung seines Wissens über etruskische Alterthümer und die umbrische Malerschule, dabei aber von Zeit zu Zeit in Florenz vorsprach). Der wackere General fühlte sich, scheint es, in seiner sprüchwörtlichen Loyalität nicht eben gekränkt, als der Kaiser, der doch den Vertrag mit Preußen kannte, ihm anempfahl, die eingegangenen Verbindlichkeiten zu brechen. La Marmora setzte sich zusammen mit seinem Collegen und Vertrauten Jacini und die Beiden beriethen. „Die Sache war ernsthaft, überaus ernsthaft die Folgen," so schrieb La Marmora darüber später an seine Wähler. „Ohne Blutvergießen und ohne irgend etwas zu compromittiren, hätten wir erlangt, was uns ein glücklicher Krieg geben konnte." Natürlich! nichts wäre compromittirt worden außer der Ehre Italiens. Und der Lobschreiber der La Marmora'schen Gesta, Chiala, setzt naiv hinzu: „Da es sich um das

*) Chiala, S. 163. Ueber den letzteren Punkt verbreitet sich Chiala nicht weiter, und es muß dahin gestellt bleiben, inwieweit er berechtigt war zu einer Behauptung, welche auf die deutsche Politik des Hauses Habsburg im Jahre 1866 ein so eigenthümliches Licht zu werfen geeignet ist. Nur das ist sicher, daß Chiala jedenfalls nicht eine ihm als unbegründet bekannte Insinuation gegen Oesterreich hat in die Welt schleudern wollen. Sein Buch ebenso wie die Bonghi'sche Schrift wurden geschrieben vor dem Krieg von 1870, zu einer Zeit, da es noch galt, dem italienischen Volke eine etwaige Allianz mit Oesterreich und Frankreich gegen Deutschland mundgerecht zu machen, und weit entfernt, noch irgend eine Spur des alten Hasses Italiens gegen die Habsburger an sich zu tragen, bieten diese beiden Darstellungen des letzten Krieges Italiens gegen seine vieljährigen Bedrücker vielmehr ein rührendes Exempel christlicher Versöhnungsseligkeit. Mit dieser erbaulichen Liebe zum bisherigen Feind steht in seltsamem Gegensatz die scharfe Sprache, welche die beiden Schriften gegen den Freund und Verbündeten führen. Preußen kommt bei Chiala wie bei Bonghi überall schlecht weg, und es hat gewiß nicht an diesen beiden, wo immer sie es brauchen, wohlunterrichteten Schriftstellern gelegen, wenn sie von irgend welchen Verheißungen, die Preußen oder Herr v. Bismarck dem Kaiser Napoleon gemacht hätte, schlechterdings nichts zu berichten haben.

höchste Interesse einer Nation handelte, so durften die Erwägungen der Redlichkeit nicht allein das Wort haben." Jacini aber berichtet über jene Berathung, die in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai im Palazzo Vecchio zu Florenz statt hatte, folgendermaßen: „Es war das ein furchtbarer Augenblick, denn gerade dazumal war auf die kriegerische Hitze, welche die preußische Regierung im Monat März gezeigt hatte, eine seltsame Kühle gefolgt, und Graf Bismarck hatte an dem Sinn des geheimen Vertrags deuteln wollen" ... Wir haben gesehen, daß bereits am 2. Mai Herr von Bismarck dem Vertrage die volle von den Italienern behauptete Tragweite zuerkannt hatte ... „In anderen Zeiten vielleicht," so fährt Jacini fort, „würden die Staatsmänner nicht gefehlt haben, welche in einer ähnlichen Lage kein Bedenken getragen hätten, auf dieses glänzende Anerbieten einzugehen," ... und hier führt der italienische Exminister aus, daß es ja ein Leichtes gewesen wäre, durch irgend welche diplomatische Weiterungen den Ausbruch der Feindseligkeiten in der Zeit bis zum 8. Juli zu hintertreiben, und mit diesem Tage würde die im Vertrage vorgesehene Frist abgelaufen sein, innerhalb welcher Italien mit Preußen zu gehen hatte. „Allein Italien wies im Gegentheile durch den Mund des Mannes, der seine Geschicke leitete, die Versuchung zurück."*).

Uns scheint es, als ob es nicht so gar schwer gewesen wäre, der Versuchung zu widerstehen, und wenn statt der tugendsamen Staatssecretäre der italienischen Gegenwart der leibhaftige Machiavelli in jener furchtbaren Nacht im Palazzo Vecchio einen Entschluß zu fassen gehabt hätte, er würde Nein gesagt haben, und zwar vermuthlich, indem er in seinem treulosen Herzen etwas mehr von patriotischer Entrüstung über das unwürdige Ansinnen gespürt hätte, als seine vom Vollgefühle ihrer Redlichkeit durchdrungenen Nachfahren.

Das Ansinnen war aber nicht nur unwürdig, sondern unvortheilhaft. Chiala hat ganz Recht: Die Erwägungen der Redlichkeit brauchten nicht allein das Wort zu führen; — die allereinfachsten Erwägungen der praktischen Nützlichkeit genügten, um das österreichisch-französische Anerbieten als schlechthin unannehmbar erscheinen zu lassen. Ganz abgesehen davon, daß es für Italien doch wohl nicht ganz gleichgültig war, ob es sich durch den schnödesten Treubruch die unversöhnliche Feindschaft des Berliner Cabinetes und die Verachtung ganz Europas zuzog, so versprach der österreichisch-französische Vorschlag, wie er gefaßt war, nicht einmal mit Gewißheit den Preis des Treubruchs. Die Abtretung Venetiens war abhängig gemacht von der Eroberung Schlesiens. Wenn aber Oesterreich Schlesien nicht eroberte? Ein so vorsichtig rechnender Mann wie La Marmora mußte immerhin auch diese Möglichkeit unterstellen.

*) Jacini, S. 167.

Die italienischen Berichterstatter, Bonghi und Chiala, erzählen, daß auf die erste abweisende Antwort, welche La Marmora nach Paris telegraphirte, der Kaiser Napoleon — derselbe kam gerade von Auxerre zurück, wo er mit orakelhafter Feierlichkeit seinen Widerwillen gegen die Verträge von 1815 verkündigt hatte — den Kaiser Franz Joseph bewogen habe, den ursprünglichen Vorschlag zu verbessern, derart, daß die Abtretung Venetiens von keiner andern Bedingung mehr abhängig sein sollte, als der einen: der Neutralität Italiens während des österreichisch-preußischen Krieges. In dieser zweiten verbesserten Gestalt theilte Napoleon das österreichische Anerbieten aufs Neue dem General La Marmora mit, und zwar, so sagt Chiala, war diese zweite Mittheilung derart abgefaßt, daß dem General die Verantwortlichkeit einer neuen Weigerung sehr ernsthaft erscheinen mußte. Wenn der General empfunden hätte, wie das von ihm regierte Volk empfand, er würde keinen Augenblick gedacht haben, daß er sich durch die Weigerung irgend eine Verantwortlichkeit auflade. Ganz Italien sah in jugendlicher Ungeduld und jugendlichem Selbstvertrauen dem Kriege entgegen, es ersehnte ihn mit all der Glut seiner südlichen Natur. Jener andächtige Ernst, der unser deutsches Volk überkommt beim Herannahen einer schicksalschweren Stunde, liegt nicht in dem leichtlebigen Temperament des Italieners. Doch die Nation, die das Heilige längst nicht mehr in der Religion empfindet, die aber in langen schmerzlichen Jahrhunderten an das Vaterland, das niegekannte und doch altverheißene, einen messianischen Glauben genährt hat, die italienische Nation betrachtete den letzten Krieg gegen den fremden Unterdrücker wie einen heiligen Krieg. Was an idealer Begeisterungsfähigkeit in den Herzen lag, das loderte empor, und wenn der höchste patriotische Schwung auch die Rhetorik brauchte, um sich Luft zu machen, so ist das im goldfruchttragenden Süden nun einmal nicht anders. Die ächte Tugend fehlte nicht. Der Republikanerkönig auf Caprera stellte sich anspruchslos dem König Victor Emmanuel zur Verfügung. Unter die Fahnen des Königs eilten die Soldaten und Recruten, zahllose Freiwillige unter die Garibaldi's. Die Gemeinden, die Provinzen, einzelne Bürger wetteiferten in Spenden für das Heer, in Verheißungen von Ehrengaben für tapfere Thaten. Das Land gewährte das großartige Schauspiel der Vorbereitung für einen nationalen Kampf. Schwerlich hätte es im Belieben eines Ministers gestanden, diese Gluten zu ersticken durch den kühlen Erguß einer officiösen Feder, der da plötzlich der Nation angekündigt hätte: Oesterreich hat Venetien an Frankreich abgetreten und Frankreich tritt es weiter an Italien ab; also ist der Krieg, für den wir uns begeistert haben, unnöthig geworden. Eine Nation erträgt weniger leicht solche plötzliche Temperaturwechsel als ein in den Harnisch seiner Loyalität

gepanzerter Minister und General. Doch selbst wenn der italienischen Regierung nicht einfach durch die Stimmung der Nation das umstandlose Eingehen auf den österreichisch-französischen Anschlag verboten worden wäre, so war derselbe auch in der neuen verbesserten Form keineswegs sehr verführerisch. Italien sollte für seine Neutralität Venetien erlangen; aber wenn Oesterreich alle seine Kräfte gegen Preußen zu wenden vermochte und so, wie den Wiener und Pariser Schicksalslenkern augenscheinlich dünkte, Preußen aufs Haupt schlug, welche Bürgschaft hätte dann Italien gehabt, daß ein übermächtig gewordenes Oesterreich ihm Venetien beließ? Der österreichisch-französische Vorschlag war nicht nur für Italien beleidigend, sondern geradezu einfältig, und es ist zum Verwundern, daß Kaiser Napoleon nicht allein von der Redlichkeit, sondern zumal auch von der Einsicht der italienischen Regierung eine so geringe Meinung hegte, wie sie der ihr von ihm zur Annahme empfohlene Antrag voraussetzt.

Die Welt hätte gar nicht gewußt, welch furchtbare Versuchung der General La Marmora siegreich bestanden, wenn er selbst es sich später nicht hätte angelegen sein lassen, ihr davon salbungsvolle Kunde zu geben. „Jeder andern Rücksicht," so schrieb er, „ging in meiner Seele das Gefühl der Ehre und der Vertragstreue voran." Und allerdings Leuten von sprichwörtlicher Biederkeit geziemt es, sie auch selbst im Munde zu führen.

Der La Marmora'sche Historiker, Chiala, weiß den Kaiser Napoleon nicht genug zu preisen, weil derselbe die abschlägige Antwort La Marmora's hinnahm, ohne der italienischen Regierung gram zu werden. Die Unschuld! Die da nicht weiß, daß der Kaiser die Weigerung La Marmora's keineswegs so verstand, als ob sie ihm unmöglich machte, mit der Wiener Regierung weiter zu verhandeln auf der Basis ihres Vorschlags der freiwilligen Abtretung Venetiens. Napoleon respectirte die loyalen Scrupel des italienischen Staatsmannes — und fuhr fort, mit Oesterreich die Frage zu erörtern, wie dem Krieg in Italien, wenn er nicht gänzlich abgewendet werden konnte, mindestens keine größere Ausdehnung zu geben wäre, als den edeln, vor allem überflüssigen Blutvergießen zurückschauernden Gesinnungen Frankreichs und Oesterreichs entsprach. Und wie sehr La Marmora diese Gesinnungen fortwährend theilte, erhellt daraus, daß er es war, welcher, zugleich mit seiner Weigerung neutral zu bleiben, dem Kaiser Napoleon den — übrigens auch in London und St. Petersburg aufgekommenen — Gedanken unterbreitete der Berufung eines europäischen Congresses, dessen Berathungen den Krieg verhindern sollten.*) Der wackere General, gediegen wie seine Friedliebe war, übersah nur, daß Frankreich und zumal Oesterreich, friedliebend in Italien, in Deutschland den Krieg brauchten. Alle Wünsche des wackeren Generals wären erfüllt worden, wenn der Congreß

*) Bonghi, S. 70.

Venetien dem Kaiser von Oesterreich ab- und dem König von Italien zuerkannt hätte. Doch damit wäre weder den Tuilerien noch der Hofburg gedient gewesen.

Mit welchem Maße von Aufrichtigkeit der Kaiser auf den Gedanken eines Congresses einging, läßt sich schwer sagen, wie denn seine ganze Haltung in und zu den Verwicklungen von 1866 eine, um mit einem bekannten Guizot'schen Ausspruch zu reden, viel zu „perplexe" gewesen ist, als daß sie dem untersuchenden Beobachter eine sichere Definirung erlaubte. Das Nacheinander der Windungen eines um Auswege nicht verlegenen Politikers läßt sich verfolgen, und wenn der Mann ein Ziel hat, so bleibt in all den Windungen doch das Streben nach dem Ziel erkennbar. Aber das Nebeneinander der verschiedenartigen Impulse, von denen der Kaiser zu gleicher Zeit geschoben wurde, läßt sich nicht leicht auseinander legen. Zwischen seinen theils ideologischen theils selbstsüchtigen Speculationen bestand ein Widerspruch, in welchem sein schwerfälliger, unelastischer Geist befangen blieb. Vielleicht hoffte er von vorn herein, daß der Congreß nicht zu Stande kommen werde, wollte aber, indem er dazu die Initiative ergriff, die Anklagen widerlegen, welche in Frankreich und anderwärts ihn der Anstiftung des Krieges ziehen. Auch mochte er sich wohl nicht einer diplomatischen Action weigern, welche den anderen neutralen Großmächten angemessen schien. Indessen ist es wahrscheinlich, daß er das Zusammentreten des Congresses wirklich wünschte, einmal um vor Allem die späte Genugthuung zu genießen, daß seine „Idee" von 1863 nun doch zur Verwirklichung kam, und dann, weil er voraussah, daß der Congreß, falls derselbe nicht auf friedlichem Wege die Verträge von 1815 in dem von ihm beliebten Sinne änderte, um so gewisser zum Kriege führen müsse. Und wenn über den nutzlosen Berathungen des Congresses der 8. Juli herankam, so hätten dieselben dann doch den Nutzen gehabt, die Frist für die Wirksamkeit des preußisch-italienischen Bündnisses verstreichen zu lassen; brach dann nach dem 8. Juli der Krieg in Deutschland aus, so konnte General La Marmora ihm mit verschränkten Armen und ruhigen Gewissens zuschauen. Eine derartige Auffassung der Absichten Napoleon's findet sich in dem Bismarck'schen Rundschreiben vom 29. Juli 1870 ausgesprochen.

Eben dieses Rundschreiben giebt Mittheilungen, welche darthun, daß, während der Kaiser im Mai 1866 einerseits mit Oesterreich Verhandlungen im oben angegebenen Sinne pflog, andererseits Verwandte des Kaisers und vertrauliche Agenten fortfuhren, auf eine Verständigung zwischen Preußen und Frankreich hinzuarbeiten. Indeß dürfte der Vorschlag, worin diese Bemühungen gipfelten, der Vorschlag einer französisch-preußisch-*italienischen* Tripelallianz, schwerlich als der Ausdruck der wirklichen Ab-

sichten des Kaisers gelten können. Den wirklichen Absichten des Kaisers entsprach es nicht, selbst zu den Waffen zu greifen: er hatte gewiß nie daran gedacht, im Bunde Italiens und Preußens der mitkämpfende Dritte zu werden. Und wenn er je daran gedacht hatte, so ging das jetzt nicht länger an. Die Sympathien der ungeheuren Mehrheit der Franzosen, nicht nur der legitimistisch, klerikal, conservativ Gesinnten, sondern auch der Liberalen waren entschieden österreichisch. Diese Stimmung hatte sich unzweideutig kundgethan in dem lärmenden Beifall, welchen in der Kammersitzung vom 3. Mai die Bänke der Rechten den Thiers'schen Ausfällen gegen Italien und Preußen gespendet hatten; zur Beschwichtigung der sonst so ergebenen Versammlung hatte Rouher, der kaiserliche Advocat, in den ausdrücklichsten Worten die Regierung des Kaisers verwahrt gegen jede Solidarität mit Italien, geschweige denn mit Preußen. Nur eine gewisse, allerdings dem Kaiserthum nahe stehende Gruppe phantasievoller Politiker, die prinzlich napoleonische Hofdemokratie, schwärmte auch jetzt noch für eine Allianz des liberalen Westens gegen Oesterreich, diese Burg der Reaction. Von dem Prinzen Napoleon, bei welchem die Herstellung der Nationalitäten nicht nur wie bei seinem Vetter, dem Kaiser, eine luftige speculative Idee war, sondern sich zum alleinseligmachenden Princip verdichtet hatte, war immer einer Allianz Frankreichs mit Italien und Preußen das Wort geredet worden. Er und seine Freunde, welche um Ungarns, Polens, Rumäniens und anderer wasserhell und ohne Beigeschmack zu destillirender Nationalitäten willen das buntgemitschte Oesterreich in seine Urbestandtheile auflösen wollten, begriffen nicht, wie der Kaiser dieses ruhmvolle Unternehmen den Italienern und Preußen allein überlassen mochte; und um so weniger begriffen sie es, als sie bezweifelten, daß Italien und Preußen ohne Frankreichs Hülfe der Sache gewachsen seien. Sie fanden die vom Kaiser angekündigte Neutralität nicht der Würde Frankreichs angemessen und zumal nicht seinem Interesse: denn wie der Kaiser hoffen konnte, ohne daß er etwas dafür leistete, Frankreichs natürliche Grenzen oder, wie man es lieber nannte, die gallischen Bevölkerungen des linken Rheinufers zu erwerben, das leuchtete den Herren nicht ein. Daß Preußen die Allianz Frankreichs nicht begehrte, daß selbst Italien für jetzt nicht den französischen Beistand in Anspruch nahm, sondern nur wünschte, denselben im Fall der Noth anrufen zu können, — das war für die Missionäre der Nationalitätenpropaganda unwesentlich. Nicht aber für den Kaiser. Der wollte nicht am Kriege Theil nehmen, aber mit wachsender Ungeduld wartete er seit Wochen, seit Monaten darauf, daß von Berlin her eine Stimme ertönte, die da sagte, Preußen hoffe ebenso wie Italien an Frankreich einen Freund und Helfer in der Noth zu finden. Doch vergeblich wartete der Kaiser darauf, die Preußen zur Erkenntniß ihrer eigenen Unzulänglichkeit kommen zu sehen;

umsonst ließ er ihnen durch allerlei Mittelspersonen und zumal auch durch ihre italienischen Verbündeten den Gedanken nahe legen eines festen Abkommens mit Frankreich, wodurch dieses für eine mäßige Prämie sich verpflichtet hätte, Preußen gegen jeden Schaden zu versichern. Während man in Florenz die Vortheile eines solchen Assecuranzvertrags sehr klar fand, wollten die schwerfälligen Preußen sie nicht begreifen. So lange man aber in Berlin so schwer von Begriffe blieb, konnten natürlich die Anstrengungen, welche Nigra, der italienische Gesandte in Paris, unterstützt von dem Prinzen Napoleon, machte, um den Kaiser zu einem festen Uebereinkommen mit Italien und Preußen zu bestimmen, keinen Erfolg haben.*) Wohl aber erklärt es sich, daß im Mai die Ungeduld des Kaisers derart stieg, daß er seinen vertraulichen Agenten gestattete, in Berlin geradezu die Allianz Frankreichs anzubieten. Wenn Preußen darauf einging, so bewies dies, daß es endlich zur Erkenntniß gekommen war und daß es mit sich handeln lassen würde. Aber Preußen blieb verstockt — blieb verstockt, während Oesterreich sich so liebenswürdig als vernünftig zeigte. Was konnte da der Kaiser thun, als die Gunst und Freundschaft die er in erster Hand den Preußen hatte offeriren lassen, nun den Oesterreichern zuzuwenden? Und völlig und unwiderruflich entschloß er sich hiezu erst spät genug. Noch im Juli wäre die Allianz Frankreichs, nicht die im Krieg mitkämpfende, aber die zu Preußens Gunsten intervenirende und friedenstiftende zu haben gewesen, wenn Preußen den entsprechenden Preis hätte zusagen wollen. Aber Graf Bismarck wollte dem König nicht einmal von dem angebotenen Pacte reden.**) Vergebens empfahl General Govone dem preußischen Minister noch in einer letzten Unterredung, die am 2. Juni statt hatte, das einzige Mittel zu gebrauchen, wodurch Preußen sich gegen die Eventualität einer französischen Intervention zu sichern vermochte. Der gute Rathgeber predigte auch jetzt noch umsonst.***)

Während so der Kaiser im Mai zugleich mit Oesterreich Verhandlungen pflog und doch die Hoffnung nicht aufgab, daß man endlich in Berlin ebenso gut wie in Wien die Nothwendigkeit einer Verständigung mit Frankreich erkennen werde, konnte ihm jede Verzögerung der Katastrophe nur nützlich dünken. Eine solche Verzögerung brachten die ersten präliminaren Erörterungen über den Congreß mit sich. Dieselben begannen damit, daß am 8. Mai Drouyn de Lhuys sich in vertraulicher Weise an das englische und das russische Cabinet wandte mit der Anfrage, ob die beiden Mächte geneigt wären, einen Congreß zu beschicken, welcher ausschließlich berathen sollte über die Cession Venetiens an Italien vorbehaltlich einer

*) Chiala, S. 185.
**) Bonghi, S. 71.
***) Chiala, S. 206.

Oesterreich zu gewährenden Entschädigung, über das Loos der Elbherzogthümer und über die Reform des deutschen Bundes, soweit hiebei das europäische Gleichgewicht in Frage war. Diese präliminaren Erörterungen, die Oesterreich den Vortheil gewährten, seine Rüstungen zu vervollständigen, mußten dem Berliner Cabinet ungelegen kommen: denn dieses hatte auf die ihm durch die preußischen Heereseinrichtungen ermöglichte schnellere Mobilisirung gezählt. Alles aber, was die Chancen Preußens verminderte, konnte — so rechnete man in Paris — dasselbe nur geneigter machen, eine Verständigung mit Frankreich zu suchen. Indessen so unbequem die langen Negociationen über den Congreß dem Grafen Bismark auch waren, — die förmlichen Einladungen gingen erst am 24. Mai von Paris ab und wurden am 29. und 30. in Berlin, Wien, Frankfurt und Florenz communicirt —, so ließ sich der preußische Premier doch dadurch weder zu Unvorsichtigkeiten noch zu Aengstlichkeiten bestimmen: er nahm die Einladung an und zeigte nichts von der in Paris erhofften gelehrigen Erschrockenheit. Er ließ auch diesmal Oesterreich für sich arbeiten, und Oesterreich arbeitete für ihn wie es sieben Jahre vorher für den Grafen Cavour gearbeitet hatte. In Wien, wo die Rüstungen nun genügend vorangebracht waren, verlor man im Vertrauen auf den vielversprechenden Gang, den die geheimen Verhandlungen mit Frankreich nahmen, alle Besonnenheit und acceptirte die Einladung zum Congreß in einer Form, welche eine Ablehnung bedeutete. Am 1. Juni antwortete der österreichische Ministerpräsident, Oesterreich müsse sein Erscheinen auf dem Congreß von der Bedingung abhängig machen, daß im Voraus übereingekommen würde, es sollten die Berathungen keinerlei Veränderung in dem Gebietsbestande der betheiligten Mächte zum Gegenstand haben dürfen. Es heißt, Graf Mensdorff und mehrere seiner Collegen seien dagegen gewesen, daß eine derartige Bedingung gestellt würde, welche, indem sie jede ernsthafte Entscheidung des Congresses zum Voraus ausschließen wollte, Oesterreichs wahre auf den Krieg gerichtete Politik so völlig in's Licht setzte; aber der Kaiser Franz Joseph sei nicht dem Rathe seiner Minister, sondern dem seines damaligen Vertrauten, des Grafen Moriz Esterhazy, gefolgt. Wenn dies richtig ist, so möchte man vermuthen, daß Graf Mensdorff nicht ganz eingeweiht war in die Heimlichkeiten, woraus Franz Joseph und sein Vertrauter die feste Zuversicht schöpften, Preußen werde in dem bevorstehenden Kriege seine verdiente Strafe empfangen.

Heinrich Homberger.

Die Holbein'sche Madonna.

Die Holbein'sche Madonna, bekannt, ohne weiteren Zusatz, unter diesem Namen, hat lange Jahre für eine der größten Zierden des Dresdner Museums gegolten. Als reinste Verkörperung Deutscher Weiblichkeit ist sie oft über ihre italiänische Schwester gestellt worden. Hätte ein Brand oder ähnliches Unglück ihren Verlust herbeigeführt, so würde man sie betrauert haben wie einen schönen Stern, der am Himmel verlosch, sie würde als unersetzlich betrachtet worden sein, etwa wie Goethe's Iphigenie, wenn ein Zufall denkbar wäre, welcher alle gedruckten und geschriebenen Exemplare des Stückes zugleich vernichtete, so daß nur die Erinnerung derer noch übrig bliebe, welche es einst gelesen oder gesehen hatten. Die Dresdner Madonna ist in Kupferstich und Lithographie in vielen Häusern zu finden, die Basler Regierung sandte eigends einen Maler, um sie für das Basler Museum zu copiren. Auf sie hin war Holbein der größte Deutsche Maler, größer als Dürer selber, und auf sie hin zumeist erschien Deutsche Malerei der italiänischen ebenbürtig.

In den letzten Jahren jedoch ist dieser Ruhm des Gemäldes mehr und mehr beschränkt worden. Man entdeckte Ungleichheiten in der Behandlung, man erkannte an vielen Stellen die größere Vortrefflichkeit des dieselbe Composition darstellenden Gemäldes zu Darmstadt, man erhob dieses in immer bedeutenderem Maaße auf Kosten des Dresdner, bis dieses zuletzt, als Copie und geringe Arbeit angeklagt, in offenen Streit dagegen gebracht wurde. Beide Gemälde hatten ihre Verfechter. Eine Confrontation erschien wünschenswerth. Diese wurde endlich auf der in Dresden veranstalteten Holbeinausstellung ermöglicht und die Zeitungen veröffentlichen das Gutachten in Dresden versammelter Kunstkenner, deren ausgesprochene Absicht war, das Verhältniß beider Arbeiten zu einander festzustellen, und die sich in diesem Bestreben in einer Anzahl von Thesen vereinigt haben, deren, dem Publicum ex officio mitgetheilter Inhalt, wie es scheint, das letzte geistige Ergebniß der wochenlang Angesichts der beiden Gemälde gepflogenen Verhandlungen bleiben wird.

Die Versammelten erklären sich dahin.

1) Das Darmstädter Exemplar der Holbein'schen Madonna ist das unzweifelhaft ächte Originalbild von Hans Holbein des Jüngeren Hand.

2) Im Kopfe der Madonna, des Kindes und des Bürgermeister Meyer auf diesem Bilde sind nicht unerhebliche spätere Retouchen wahrzunehmen, durch welche der ursprüngliche Zustand in den genannten Theilen getrübt ist.

3) Dagegen ist das Dresdner Exemplar der Holbein'schen Madonna eine freie Copie des Darmstädter Bildes, welche nirgends die Hand Hans Holbein's des Jüngeren erkennen läßt.

Dresden, den 5. September 1871.

Folgen die Namen.

„Dieses Ergebniß" — schließt die Nationalzeitung ihre Mittheilung — „welches ein bisher als Meisterstück berühmtes Bild der Dresdner Gallerie zu Gunsten eines zweiten, noch minder bekannten Exemplares vom Throne stößt, wird Aufsehen erregen."

Der Zusatz der Nationalzeitung ist von Wichtigkeit. Man sieht daraus, wie die Oeffentlichkeit, der man die obige Erklärung übergeben hat, dieselbe auffaßt. Es handelt sich für das Publicum nicht darum, nachträglich abzuwägen, was in dieser Erklärung etwa unberührt gelassen sein könnte, was die Ausdrücke „freie Copie," „Hand Holbein's des Jüngeren" ganz genau abgewogen sagen oder nicht sagen, sondern man rechnet so: „Zwei Gemälde sind vorhanden. Eins nur kann ächt sein. Das Darmstädter ist dafür erklärt. Das Dresdner ist damit abgethan." Das Publicum hat nicht lange Zeit, ihm von Autoritäten zugefertigte Gutachten nachzuprüfen. Es sieht eine Anzahl angesehener Namen unter der Dresdner Erklärung. Es nimmt von vornherein an, man wisse, was man unterschrieben habe und sei sich über die Tragweite der Erklärung nach allen Richtungen hin klar gewesen. Solche, wenn einmal das allgemeine Interesse rege geworden ist, warm aufgenommenen Facta erhärten rasch im allgemeinen Bewußtsein und es kostet Anstrengung sie wieder auszutilgen. Deshalb, nur um dem Festsetzen eines möglicherweise ungerechten Vorurtheils vorzubeugen, halte ich es für meine Pflicht, auszusprechen, daß die Dinge noch nicht so weit gediehen sind, um irgendwie über das Dresdner Gemälde ein entscheidendes Urtheil zuzulassen.

Es ist nicht gleichgültig, wenn ein Werk von dem Range der Holbein'schen Madonna, das zu den kostbarsten Inventurstücken des Deutschen geistigen Gemeinbesitzes gezählt wird, depossedirt werden soll. Man nimmt der Nation Etwas. Es bleibt eine Lücke. Die Darmstädter Madonna wird Niemand dafür eintreten lassen wollen, die ich von einem der Unterzeichner der Erklärung selbst ein mittelmäßiges Werk an sich nennen hörte. Denn darüber werden auch die Unterzeichner der Erklärung der Mehrzahl nach nicht im Zweifel sein: die Dresdner Madonna, mag sie nun sein was sie will, ist ein Werk ersten Ranges, das zu bewundern kein Irrthum war.

Hierüber aber spricht sich ja auch keiner der drei Punkte aus. Sehen wir nun, was eigentlich in ihnen enthalten und welches der Sinn der durch sie versuchten Entscheidung sei.

Man könnte einwerfen, wozu das? Es fehle der Erklärung in keiner Weise an Deutlichkeit. Ich bin dieser Meinung nicht. Die Unterzeichner haben sich bei der Fragestellung selbstgewählte enge Grenzen gezogen, und in den drei Paragraphen ihrer Erklärung Umstände unberührt gelassen, deren bloße Berührung eben, mochte diese nun im zustimmenden oder verneinenden Sinne ausgefallen sein, ihrer Erklärung einen ganz andern Gehalt und den daraus fließenden Folgerungen des Publicums eine andere Richtung gegeben haben würde. Auch sind bei Formulirung ihrer drei Punkte Ausdrücke gebraucht worden, welche ohne Erläuterung, was strikte gemeint sei, dem Publikum kaum mitgetheilt werden durften.

Ich gehe sie der Reihe nach durch.

ad 1. Das Darmstädter Gemälde, (dessen frühere Schicksale als bekannt vorausgesetzt werden dürfen und auf die es hier nicht aukommt) erscheint bei genauester Prüfung allerdings als eine Arbeit Holbeins des Jüngern. Zwar wirkt ungünstig für den Gesammteindruck ein dicker gelber Firniß, allein er verhüllt doch nicht, worauf es hier ankommt, die Pinselführung des Malers. Darüber, daß dieses Werk von Holbein stamme, kann keine Meinungsverschiedenheit herrschen.

Soll deshalb aber, weil die Darmstädter Madonna von Holbein sicherlich herrührt, die Dresdner nicht von ihm herrühren können? Die Erklärung sagt das nicht, aber das Publikum schließt so.

ad 2. Die Erklärung sagt, daß einige namhaft gemachte Köpfe der Darmstädter Madonna übermalt seien.

Diejenigen Köpfe aber, welche hier als übermalt bezeichnet werden, so daß sie, verändert, verdorben oder getrübt, wie man will, durchaus einen andern Anblick bieten, als der Maler ihn schuf, sind die hauptsächlichsten der Composition. Auf sie fällt das Auge zumeist, sie enthalten den eigentlichen Geist des Gemäldes, alles andere erscheint neben ihnen bis zu einem gewissen Grade als Nebensache.

ad 3. Das Dresdner Exemplar, sagt die Erklärung, sei eine freie Copie des Darmstädter Bildes, welche nirgends die Hand Hans Holbein's des Jüngeren erkennen lasse.

Es ist aber nicht gesagt, ob die Hand Hans Holbein's nur die malende, oder die zeichnende, oder keine von beiden sein solle. Und ferner, das Publikum weiß nicht, daß dieser Ausdruck „freie Copie" sich doch nur auf diejenigen Theile des Gemäldes beziehen kann, bei denen überhaupt eine Vergleichung möglich war. Auf die hauptsächlichsten Theile also nicht! Diejenigen Theile des Darmstädter Gemäldes, welche unentstellt durch Uebermalung sind, zeigen alle die Vorzüge, welche Holbeins Portraits zeigen, von denen viele auf der Dresdener Ausstellung zu-

sammengebracht worden sind und sich genau vergleichen ließen: wunderbares Eingehen auf die Natur, miniaturhafte Genauigkeit, feinste Ausarbeitung der Details; all das besitzt die Dresdner Tafel an den meisten dieser Stellen nicht, erscheint vielmehr hier so offenbar als eine nur flüchtige, oberflächliche Nachmalung der Darmstädter Tafel, daß an diesen Stellen nicht von einer freien, sondern von einer fast sclavischen, zugleich aber unvollkommenen Nachahmung des Musters die Rede sein muß. Niemand wird in der Malerei dieser Nebensachen und Nebenfiguren die Hand Holbeins nachzuweisen versuchen wollen. Allein, was die Hauptsachen anlangt, die Köpfe des knienden Mannes, der Mutter und des Kindes, sowie der knienden Figur vorn rechts: wer kann da von Copie, freier oder unfreier, reden, da ganz etwas anderes gegeben ist, als die Darmstädter Tafel enthält? Ich bemerke ausdrücklich, daß ich mich hier einstweilen nur auf die Kritik der drei Köpfe beschränke. Sind sie schlecht gemalt? Nein, sagt man, nur ein Meister ersten Ranges konnte so arbeiten. Welcher? — Unsere Aufgabe ist nicht, ihn zu nennen. Giebt es unter allen bekannten Namen einen einzigen, der dergleichen hätte schaffen können? — Keinen. (Soweit mir wenigstens Antwort zu Theil geworden ist.) Warum also nicht Holbein selber? Weil es nicht seine Malerei ist. Und warum dies nicht? — Weil die auf der Dresdner Holbeinausstellung vorhandenen anderen Gemälde seiner Hand anders gearbeitet sind.

Sehen wir nun, worin für beide Werke das Gemeinsame und das Unterscheidende liegt.

Das Darmstädter Gemälde zeigt in der Composition durchgehende Abweichungen vom Dresdner. Die Gestalten scheinen andere Verhältnisse zu haben; viel Einzelheiten sind anders gefaßt, und zwar nicht blos zufällig; die Architectur ist eine andere. Die Darmstädter Composition hat eine Neigung ins Breite, es ist als lastete ein Druck auf den Gestalten; die Dresdener ist davon bis ins Genaueste hinein befreit worden. Die Figur der Darmstädter Madonna selbst scheint vom Gürtel abwärts zu kurz, die Nische drückt gleichsam auf ihre Krone, der knieende Mann hat keinen rechten Raum für sich, der knieende Knabe vor ihm drängt sich wie in ihn hinein nach rückwärts. Andere Kleinigkeiten der Art ergeben sich bei eingehender Betrachtung in Menge.

Die eigentliche Natur dieser Unterschiede, ist jedoch weniger zur Sprache gekommen als es sollte. Längst schon ist darauf hingewiesen worden: das Darmstädter Gemälde war für eine Stelle bestimmt, an der es von der Tiefe auf's betrachtet wurde, zu diesem Zwecke ist es in der Verkürzung gezeichnet, wie die Orgelflügel, welche Holbein

für den Dom zu Basel malte. Obgleich ein Aufenthalt in Italien nicht nachzuweisen ist, so zeigen viele von Holbein's Compositionen, wie sehr er Mantegna, den Meister perspectivischen Aufrisses, studirt habe. Holbein besaß vollendete Kenntnisse in dieser Richtung, manche seiner Zeichnungen sind Meisterlösungen derartiger Aufgaben. Ohne Zweifel waren ähnliche Rücksichten bei der Composition der Darmstädter Madonna für ihn maaßgebend, deren Standort er genau berechnete. Man halte z. B. die für die Beobachtung völlig ausreichende Photographie der Felsing'schen Zeichnung des Darmstädters Gemäldes in entsprechender Weise in die Höhe und betrachte sie aus der Tiefe. Ein ganz anderer Anblick bietet sich. Die Gestalten trennen sich mehr von einander. Die obere Linie der Nische drückt keineswegs mehr auf die Krone der Madonna; im Gegentheil, diese, nur halb in der Nische drinstehend, erscheint nun höher, emporstrebender, während die Nische zurückweicht. Die gesammte Architektur thut gleichsam einen Schritt zurück und die knieende Frau rechts, wie der knieende Mann links neben der Madonna, würden nicht mehr, wenn sie sich erheben wollten, mit den Köpfen an die Consolen stoßen, welche bei gewöhnlicher Ansicht allerdings dicht über ihnen heraustreten.*) Der störende Anschein, als sei die Madonna vom Gürtel ab zu kurz, verschwindet. Was früher irgend unharmonisch, schwer, gedrückt und beeinträchtigt aussah, wird natürlich, harmonisch, leicht und aufschwebend, und löst sich von einander.

Die zuerst von Waagen aufgestellte Meinung, das Darmstädter Gemälde sei für einen Kirchenaltar, für feste, dem Künstler im Voraus bekannte Verhältnisse bestimmt und ausgeführt worden, fände hierin also eine neue Bestätigung. Aus dem veränderten Anblick des Dresdner Gemäldes aber ergiebt sich, dieses habe eine andere Bestimmung gehabt.

Hier ist die Stellung der Figuren überall so eingerichtet worden, wie sie für ein Gemälde sich gehören, das man an einer der Wände des eigenen Hauses hat. Die Perspective des Dresdner Gemäldes ist durchaus eine andere. Die Nische ist erhöht und die Madonna tiefer hineingestellt. Die Gruppen zur Rechten und Linken sind dem Beschauenden mehr entgegen gebracht, die Figuren erscheinen gestreckter als auf dem Darmstädter Gemälde. Man hat darüber gestritten, ob die Abweichungen des Dresdner Gemäldes Verbesserungen oder Verschlechterungen seien: es sind zunächst doch nur Veränderungen, wie der anders gewordene Zweck und Standpunkt des neu anzufertigenden Gemäldes sie erforderten, und sie sind mit soviel Kunst und Einsicht vorgenommen, daß Niemand als Holbein selber

*) Deshalb auch die zu beiden Seiten anstoßende Mauer so niedrig, die auf dem Dresdner erhöht worden ist, wie nothwendig war: sie soll entfernter erscheinen.

der Umbau der Composition, wie er vor uns steht, zuzuschreiben ist. Die Kunst, lieber möchte ich sagen: Wissenschaft, mit der der Meister verfuhr, ist noch nicht gewürdigt worden. Die Dresdner Madonna, schlank aufstrebend, harmonisch in jeder Linie, und das Auge mit dem Gefühl freien, edlen Wuchses erfüllend, das nur ein großer Meister zu erregen im Stande ist, wirkt in der veränderten Zeichnung erst mit voller Gewalt. Sie ist die Mitte und Hauptperson der Composition. Wer wollte diese Umgestaltung, auch wenn Holbein nichts daran gethan, als daß er die herrliche Zeichnung (den Carton also) lieferte, eine freie Copie nennen, auf der seine Hand nicht nachzuweisen sei? Diese, bis in jede Falte des Gewandes veredelnde Hand, kann nur die Holbein's selbst gewesen sein: in jeder Hinsicht, eine neue Schöpfung steht vor uns. Man hat Einwürfe gegen die Architectur der Nische in ihrer neuen Gestalt versucht. An sich soll nicht darüber gestritten werden, jedenfalls aber liefern die Basler Zeichnungen den Beweis, daß Holbein, wenn er die Architectur des Darmstädter Gemäldes entwarf, nicht weniger die des Dresdner erfunden haben könne.

Indessen, wie gut all das sein möge, es könnte gegen diese Sätze eingewandt werden, sie enthielten eben doch nur das subjective Urtheil eines Bewunderers, der sein Gefühl für Beweis zu geben suche. Glücklicher Weise sind wir in der Lage, hier exactes Beweismaterial beizubringen, Thatsächliches, aus dem gefolgert werden muß, die Zeichnung der Dresdner Madonna könne nur von Holbein herrühren.

Unter den Basler Zeichnungen befinden sich drei (in Photographien auf der Dresdner Ausstellung vorhandene) Blätter, welche als Studien nach der Natur für die Composition allgemein anerkannt sind, ohne daß die Frage, zu welchem Gemälde, dem Dresdner oder Darmstädter sie gehören, zum Austrage gekommen wäre.

Da findet sich:

1) Der Kopf der mittelsten Frau der Gruppe rechts, genau dieselbe Stellung wie auf beiden Gemälden, nur mit dem Unterschiede, daß auf der Zeichnung die Frau das Kinn bis zum Munde mit einem Tuche verbunden trägt wie die andere hinter ihr. Hat sie dies auf den Gemälden verloren, so erkennt man jedoch auf dem Darmstädter durch die Malerei hindurch deutlich, daß es ihr zuerst auch hier vom Maler gegeben war, der es mit späterer Abänderung verschwinden ließ, den früheren Farbenauftrag jedoch nicht herunterkratzte, so daß er sich später plastisch durchwachsend fühlbar machte. Ein Beweis, nebenbei, für Aechtheit und Priorität des Darmstädter Gemäldes, da das Dresdner nichts von dieser früheren Untermalung zeigt. Diese Studie zeigt ferner, wie Holbein die Gestalten der Gemälde im Allgemeinen verschönerte, denn aus dem auf der Studie

kleinen und unbedeutenden Auge der Frau hat er auf dem Gemälde ein größeres gemacht oder machen müssen, welches dem Antlitze keinenfalls übel steht.

2) Die obere Gestalt des im Vordergrunde rechts knieenden Mädchens, dessen weißes Kleid mit feiner schwarzer Stickerei auf der Darmstädter Tafel so bewunderungswürdig ausgeführt ist, während es die Dresdner Tafel in so flüchtiger Malerei nur wiedergiebt. Hier zeigt Holbein's Studie große Abweichungen von beiden Gemälden. Auf diesen trägt das Mädchen einen diademartigen Perlenaufsatz mit dicken Flechten: auf der Zeichnung schlicht den Rücken herabfallendes Haar. Dieses Haar jedoch auf dem Darmstädter Gemälde als früher vorhanden gewesen und sodann übermalt, wiederum heute aber durchwachsend, erkennbar! Allein hierbei, bei dieser Verschönerung durfte sich der Meister nicht begnügen: eine ganz andere Profillinie verlangte man! und so, während die alte, der Zeichnung entsprechende Profillinie sich gleichfalls auf der Darmstädter Tafel selbst noch plastisch verräth, zeigt im übrigen jedoch das Antlitz des Mädchens, wie das Gemälde es zeigt, durchweg eine andere, der Zeichnung völlig fremde Formation. Die in der Natur mit einer Neigung zum Dicklichen ausgestattete Nase ist zart und fein geworden, die ebenso etwas plumpe Oberlippe zart ausgeschweift und das zurückweichende Kinn angenehm gerundet vorgebracht.

Nun aber wenden wir uns zum Dresdner Gemälde.

Keine Spur von Aehnlichkeit der Züge zwischen dem Kopfe der Dresdner und der Darmstädter Tafel. Statt des Darmstädter reizenden Köpfchens, das Dresdner ein nicht einmal hübsches, mit einer Neigung zu groben Zügen versehenes Gesicht; nur der Kopfputz der gleiche. Dagegen unverkennbar, daß dies Antlitz des Dresdner Gemäldes das nämliche sei, welches Holbein's Naturstudie zeigt! die nämliche Nase, das nämliche Kinn und derselbe Mund, nur alles auf dem Dresdner Gemälde eine Reihe Jahre später dargestellt und, möglicherweise, wiederum etwas gemildert, diesmal jedoch ohne die Natur zu verleugnen, wie das erstemal geschah.

Nun darf wohl gefragt werden, heißt das „frei copiren?" Haben Darmstädter und Dresdner Gemälde hier überhaupt mit einander zu thun? Wie war es möglich, daß auf dem Dresdner Gemälde eine Aehnlichkeit mit der Natur wieder erschien, von der auf dem Darmstädter gar nichts zu bemerken war? Der Meister des Dresdner Gemäldes also hat nach der Natur gearbeitet.

3) der Kopf des knieenden Mannes mit gefalteten Händen, so offenbar jedoch in späteren Jahren erst von neuem nach der Natur gezeichnet, daß kein Zweifel sein kann, diese Studie (von Holbein's Hand natürlich)

habe für das Dresdner Gemälde gedient! Das Darmstädter Gemälde zeigt feste, jugendlichere Formen (entsprechend Holbein's früher [1516] gemalten Portrait desselben Mannes, das sich in Basel befindet), unsere Zeichnung dagegen deutet auf beginnendes höheres Alter hin.

Und zu diesen Indicien nehmen wir den gänzlich veränderten Kopf der Dresdner Madonna selber, mit dem Anfluge eines leisen Doppelkinnes, das der Darmstädter fehlt. Nur nach der Natur kann diese ganz andere Auffassung des Antlitzes auf das Gemälde gebracht worden sein.

Ich erwähne als Schluß dieser Kette einen letzten Umstand, durch den wir zugleich zu der Frage zurückgelenkt werden, ob, nachdem der Beweis geführt worden ist, Holbein's Hand allein könne die Zeichnung für das Dresdner Gemälde gemacht haben, sich nicht vielleicht auch die Möglichkeit herausstellt, seine Hand sei auch als die, welche die Farben aufgetragen hat, wenn nicht nachweisbar, so doch wenigstens nicht so ohne weiteres abweisbar.

Wir sehen, wie bereits erwähnt ward, auf dem Darmstädter Gemälde die zum Gebete gefalteten Hände des knieenden Mannes halb verdeckt von der Schulter des knieenden Knaben vor ihm. Früher ein wirksames Mittel, die Gestalt des letzteren vorzuschieben, konnte später diese Verdeckung keine Dienste mehr leisten. Es galt die Gestalt des Mannes nun mehr hervorzuheben, die gefalteten Hände sind auf dem Dresdner Gemälde deshalb über der Schulter des Knaben sichtbar und es ist sogar noch ein Zwischenraum vorhanden. Man betrachte diese Hände: von wem anders als Holbein kann diese nunmehrige Vervollständigung ausgegangen sein? Es ist bekannt, was Hände auf sich haben. Welcher Maler hätte daran gerührt, und welcher dies Meisterstück so vollbracht?

Gerade diese Hände sind mit denen des Darmstädter Gemäldes (so weit sie da sichtbar sind) verglichen worden auf die Malerei hin. Welche Feinheit und Naturwahrheit hier, urtheilte man, welche nur allgemeine Farbengebung dort! Und nun ging man weiter zum Vergleich der einen sichtbaren Hand der Madonna und verglich die schöne, kräftige Naturnachahmung auf dem Darmstädter Bilde mit dem „verschwommenen, kraftlosen Anblicke," welchen das Dresdner Gemälde bieten sollte.

Ich wiederhole hier: für die Malerei des Dresdner Gemäldes nehme ich Holbein's eigene Hand nur in den Köpfen der Maria, des Kindes, des Mannes und der knieenden Figur vorn rechts, sowie für die Hände der Maria und des Mannes in Anspruch.*) Alles andere haben Gehülfen

*) Daß Holbein nur ganz bestimmte Hauptsachen auf der Dresdner Tafel neu malte, während das Uebrige durch seine Leute copirt ward, kann seinen Grund in den

geliefert. Alles was mechanisch nachahmbar war, was tale quale (Veränderungen der Contoure in Abrechnung) herübergenommen ward, ist nicht von Holbein. Die aufgezählten Theile jedoch, wenn freilich auch nicht mit der Malerei der Porträts stimmend, welche sich auf der Holbeinausstellung finden, erscheinen mir dennoch zu ausgezeichnet auch im Colorit, als daß ich Holbein hier nur den Carton zuschieben dürfte,

Es kommt nämlich in Betracht, daß nichts anderes als Portraits in Dresden zum Vergleich herangezogen worden sind, auf den hin man „die Hand Holbein's auf dem Dresdner Bilde nirgends nachweisbar" finden wollte.

Bekannt aber ist die Verschiedenheit der malerischen Behandlung von Köpfen auf historischen Gemälden und auf Porträts. Sollte etwa nach dem Oelportrait, welches Raphael von Pabst Giulio II. gemacht hat, festgestellt werden, ob seine Hand auf dem Fresco der Messe von Bolsena, wo wir denselben Pabst erblicken, nachweisbar sei? Doch es soll Fresco und Oel nicht verglichen werden. Zeigen etwa die zarten, noch lionardesk ausgeführten Portraits, welche man in Raphael's letzte Florentiner Zeit verlegt, irgendwie die Hand, welche zur selben Zeit die Grablegung malte? Schneide man doch einen beliebigen Kopf aus Raphael's historischen Gemälden heraus: Niemand wird ihn für ein Portrait halten; Niemand wiederum seine Portraits für Theile etwa verlorener historischer Compositionen. Warum soll Holbein, welcher damit begann, seine erste (die Darmstädter) Tafel mit aller peinlichen Sorgfalt einer Portraitzusammenstellung zu malen (vielleicht weil es verlangt wurde), nicht später gewahr geworden sein, daß diese Feinheit den Gesammteffect des Werkes nur beeinträchtige? Wo sind denn historische Gemälde seiner Hand, um das Gegentheil zu beweisen? Man nennt die Hand der Dresdner Madonna kraftlos im Vergleich zu der der Darmstädter: sie ist im Sinne einer Photographie weniger genau, aber mir scheint sie lebendiger, wie lebendiges Fleisch selber. Man glaubt

---

Zahlungsstipulationen gehabt haben. Man war damals sehr genau in diesen Dingen. Ich erinnere an Pinturicchio's Vertrag mit dem Cardinale Piccolomini, die Bibliothek des Domes von Siena betreffend, wo ausdrücklich bestimmt war, daß er eigenhändig nur die Köpfe der Figuren zu malen brauchte. (Item sia tenuto fare tutti li disegni delle istorie di sua mano in cartoni et in muro, fare le teste di sua mano tutte in fresco, et in secho ritocchare et finire infino a la perfectione sua. Vasari, Ed. Lemonnier V, 287.) —

Die Existenz beider Gemälde erklärt sich am einfachsten, wenn wir annehmen, es sei das Dresdner eine für die Familie später angefertigte Copie, die man so billig als möglich zu erlangen suchte. Später kehrte das erste Gemälde dann gleichfalls in den Privatbesitz der Familie zurück und schließlich wurden beide verkauft. Daß bei dieser Gelegenheit immer nur von einem die Rede war, ist gleichfalls begreiflich, da die Existenz zweier Exemplare den Preis erniedrigt und beide verdächtig gemacht haben würde.

den leisen Druck zu sehen, mit dem sie das Kind an sich preßt; bei den gefalteten Händen des Mannes die inbrünstige Bewegung, mit der sie sich verschränken. Freilich nicht mit der Lupe, sondern aus der richtigen Entfernung muß gesehen werden. Was denn bleibt von Correggio's Händen übrig, wenn man das Auge dicht darauf hält, was von denen der Sixtinischen Madonna Raphael's, der doch zeichnen konnte? Es giebt eine höchste Stufe der Kunst, wo die menschliche Gestalt uns von den Meistern über die feste Form hinaus, in der Bewegung selber gleichsam, vor Augen gebracht wird. Man verfolge Raphael's Malerei. Je höher er steigt, um so sicherer ordnet er Kleinigkeiten dem Gesammteffect und ordnet Nebensächliches der Hauptsache unter. Die Dresdner Madonna ist einfacher als irgend eins von den ausgestellten Portraits Holbein's, sie bringt eine sicherere Totalwirkung hervor als eins von ihnen. Die Madonna selber nimmt die Augen zuerst gefangen, allmälig erst geht man auf das Uebrige über. Das Dresdner Gemälde stammt nach jeder Richtung aus der Hand eines Meisters, der sich der Wirkung seiner Mittel bewußt war, der genau wußte was er wollte und was er vermochte. Sagen, ein Anderer als Holbein habe hier gemalt, wäre nicht nur für den einzelnen Fall einen andern Namen supponiren, sondern wäre ebensoviel als behaupten: es habe neben Holbein einen Maler ersten Ranges in den Niederlanden gegeben, der nicht nur wunderbarer Weise für dies eine Werk unbekannt geblieben sei, sondern dessen sämmtliche übrige Werke, welche die Vorstufen für eine solche Höhe bildeten, verloren gegangen seien. Holbein, wo er nicht selbst den Pinsel führte, hat denjenigen, welche malten, Anweisung gegeben, wie sie malen sollten. Mag, was so zu Stande kam, freie Copie genannt werden können, keinenfalls wird das Publikum aus der Dresdner Erklärung derartige Möglichkeiten herausgelesen haben.

Indeß auf diese Einwürfe wird geantwortet, die Frage sei einmal so gestellt: hat Holbein hier selbst gemalt, oder nicht? Wer und wie gemalt worden sei, lasse man auf sich beruhen und sei nicht verpflichtet, diesen Maler zu schaffen, während, man möge neben das Dresdner Gemälde halten, welches von den auf der Ausstellung vorhandenen Gemälden Holbein's man wolle, keins ähnliche Behandlung zeige.

Aber man hätte nur dann ein Recht gehabt, diesen Schluß zu ziehen, wenn in der That die Dresdner Holbeinausstellung hier als maaßgebend angesehen werden könnte. Dies ist jedoch nicht der Fall. Sie entbehrt leider derjenigen Werke, auf die es bei dieser Frage zumeist ankam.

Es fehlen die Schätze des Baseler Museums. Ich frage: welches von den Basler historischen Hauptgemälden ist der Art, daß es, in Dresden zur Untersuchung gezogen, auf die dortige Sammlung Holbeinischer

Portraits hin das Zeugniß erhielte, die Hand Holbein's sei auf ihm sichtbar? Den angehäuften Portraits, welche fast ausschließlich die Dresdner Ausstellung ausmachen, entnehmen wir den Eindruck, als sei Holbein überall ein so langsamer, penibler, eindringender Nachahmer der Natur gewesen, ein Mann, dessen Auge die Gestalt der Dinge mit der Scharfsichtigkeit eines Naturforschers aufsog, als habe er, den Vergleich vom Ohre genommen, das Gras wachsen hören und wolle den Beschauern seiner Werke das verrathen. Das Darmstädter Gemälde zeigt allerdings auch für die historische Malerei diese Art der Arbeit bei Holbein in voller Blüthe, während die Dresdner Madonna in ihrer jetzigen Gesellschaft zu frisch, zu keck, und auf den Effect gemalt erscheint. Deshalb zumeist soll gerade von Holbein die Malerei daran nicht herrühren.

Holbein als Portraitmaler ist eine sehr eigenthümliche Erscheinung. Er hängt nach dieser Seite hin mit seinem Jahrhundert und dem Publikum, für das er malte, so stark zusammen, daß er als Prototyp für eine ganze Richtung gelten kann. Uns fällt im Allgemeinen bei den Portraits, welche das 15. Jahrhundert hervorgebracht hat, die, man könnte sagen: polizeiliche Richtigkeit auf, mit welcher die Gesichter wiedergegeben sind. Italiänische, Deutsche und niederländische Arbeiten zeigen das: am meisten aber die niederländischen. Diese Bildnisse haben etwas unbarmherzig nüchternes. Die Züge erscheinen bis zur Verschlossenheit ruhig, als bewegte sie im Augenblick kein Gedanke. Ihr Blick hat etwas kaltes, als forderte sie den Beschauer heraus, den Versuch aufzuheben, durch das Auge in's Herz zu bringen. Kurz, diese Gesichter, meisterhaft gemalt, haben etwas Leeres, fast Trauer erweckendes.

Unzweifelhaft hängt dieses Wesen zusammen mit der Art und Weise, wie man sich von Mensch zu Mensch in den Städten jener Zeit, wo Malerei und Kunst jeder Art doch zumeist blühten, anzusehen gewohnt war. Das enge Zusammenleben bei steter gegenseitiger Beobachtung und Belauschung brachte eine Feinheit der Auffassung mit sich, welche mikroskopisch genannt werden kann, während eine eiserne Verschlossenheit als Abwehr dagegen, die Kunst erzeugte, durch das äußere Auftreten sich nicht zu verrathen. Man braucht nur die Gesetzgebung jener Zeit anzusehen, um zu fühlen, welch ungemeiner Vorsicht es bedurfte, nur um nicht in Verdacht zu gerathen, da Verdacht oft schon genügte, einen Mann den schlimmsten Proceduren zu überliefern; die städtischen Geschichten bestätigen das. Die undurchdringliche Ruhe und Verschlossenheit, welche die Portraits des 15. Jahrhunderts zeigen, giebt den Charakter der Männer und Frauen jener Zeiten wieder, und in den Niederlanden, wo die Kunst am längsten blühte und am sorgfältigsten gepflegt wurde, kam man weitesten in der Wieder-

gabe dieser Natur. Der Einfluß der niederländischen Kunst auf Holbein aber ist ein ersichtlicher. Mehr und mehr nimmt er in seinen Portraits diesen Geist in sich auf, der in England zudem der herrschende war, wo die meisten seiner Portraits entstanden sind. Holbein's früheste Bildnisse, die es in Basel malte, und die leider nicht in Dresden ausgestellt werden konnten, sind ganz anders empfunden. Nichts würde falscher sein, als diese Eigenschaft seiner Arbeiten als Portraitmaler, welche als eine nothwendige in der Zeit lag, auf Holbein selbst zu beziehen. Noch falscher aber würde es sein, nach seinen Bildnissen alleinzig bindende Schlüsse auf Holbein's historische Gemälde zu gründen, von denen leider fast nichts mehr erhalten ist. Einiges jedoch ist immer noch sichtbar, ebenfalls aber leider nicht in Dresden.

Wie denn ist Holbein's Passion in Basel gemalt? Wer von den Unterzeichnern der Dresdner Erklärung, wenn dieses Werk auf der Dresdner Ausstellung wäre, dürfte, nach Analogie der da zusammengekommenen Bildnisse, auf ihr Holbein's Hand erkennen? Und ferner, wie war es möglich, daß diese selbe Passion in den gleichen Jahren etwa entstand, in denen Holbein das Basler Portrait Meyer's, das seiner Frau und, etwas später, zumal das des Ambrosius Amerbach malte? Scheinen nicht zwei ganz verschiedene Meister hier und dort thätig gewesen zu sein? Und nun nehme man gar Adam und Eva der Basler Sammlung hinzu, die so frisch, fast roh hingemalt sind? Wiederum jedoch die Hand Holbein's! Und mit alle dem vergleiche man den so völlig anders behandelten Christus im Grabe! Wie würde der erst auf der Dresdner Ausstellung sich ausnehmen! All das wenig aber gegen Holbein's großes herrliches Basler Gemälde: seine Frau mit den beiden Kindern. Giebt es eines unter seinen übrigen Portraits, das mit dieser über jeden Zweifel erhabenen geistreichsten Arbeit seines Pinsels Aehnlichkeit des Farbenauftrags zeigte? Will man neben dieser brillanten, raschen, in gewisser Beziehung ganz modernen Malerei die der Dresdner Madonna zu modern nennen? Soll neben diesem kecken, blühenden Farbenauftrag, die zarte liebliche Pinselführung der Dresdner Madonna, nur weil sie hier und da eben als Pinselführung überhaupt sich geltend macht, gegen die Urheberschaft Holbein's angeführt werden? Das Basler Portrait geht viel, viel weiter.

Es läßt sich begreifen, daß die Basler Regierung die Schätze ihres Museums von Ort und Stelle nicht entfernen und in die Weite senden wollte: für die Dresdner Holbeinausstellung jedoch und für die Vergleichung der beiden Madonnen ist dieses Fortbleiben der wichtigsten gemalten Stücke Holbein's fatal geworden. Ich lebe der Ueberzeugung, man

würde Angesichts der Basler Arbeiten die Möglichkeit, daß Holbein's Hand die Dresdner Madonna (ich rede immer nur von den bestimmt hervorgehobenen Partien darauf) gemalt habe, nicht so energisch verneint haben. Holbein's Thätigkeit war eine ausgebreitete. Von seinen bedeutendsten Werken vielleicht blieb keine Spur zurück. Die vorhandenen zeigen eine solche Mannigfaltigkeit der Behandlung, verrathen eine solche Potenz, je nach den Umständen den Farbenauftrag verschieden zu behandeln, (wir bewundern dieselbe Fähigkeit bei Raphael), daß, sobald der geistige Eindruck eines Werkes wie die Dresdner Madonna Holbein's Urheberschaft nicht zurückweist, die technische Behandlung keinen Anstoß bilden kann.

Vom geistigen Eindruck rede ich hier jedoch absichtlich nicht, damit nichts von mir vorgebracht werde, was als subjective Anschauung bedenklich erscheinen könnte. Zwar, wenn heute zu entscheiden wäre, ob eine von den Symphonien oder Sonaten Beethovens von ihm oder einem Andern sei, dürfte vielleicht auch vom Eindrucke dieses Werkes gesprochen werden und nicht blos von dem daran und darin, was sich berechnen und beweisen läßt. Doch ich will dies zur Seite lassen, da Irrthümer hier möglich sind, möchte man sie auch für noch so unmöglich halten. Ich berühre dies auch deshalb nur, um ausdrücklich zu bemerken, daß ich darauf verzichte, den geistigen Eindruck, welchen das Dresdner Werk stets auf mich gemacht hat, auch nur als ein Sandkorn anzuführen, welches für Holbein's Autorthum als Maler in die Wagschale fiele. Ich verzichte darauf ausdrücklich, da dieser „geistige Eindruck" seiner Natur nach Gegenstand der Discussion hier nicht sein kann.

Ich gestehe zugleich, daß Kunsturtheil für mich überhaupt nicht Gegenstand entscheidender Discussion sein kann, ich lasse nur Gedankenaustausch mit Freunden gelten, die über denselben Gegenstand ähnlich denken und sich auf etwa übersehene Details aufmerksam machen. Bei Handzeichnungen Raphaels und Michelangelos z. B., bei denen sich in ganz anderer Weise als bei Gemälden die „Handschrift" des Meisters erkennen, man sollte denken: nachweisen läßt, bin ich oft genug mit den Wenigen, welche hier als Kenner überhaupt in Frage kommen können, anderer Meinung und Jeder beruft sich nur auf die Gesammtheit seiner Erfahrungen und Anschauungen, welche ihn dafür oder dagegen stimmen läßt.

Diese höchste Instanz soll bei der Dresdner Madonna jedoch hiermit ausgeschlossen sein. Wir befinden uns hier etwa wie in den ersten Stadien des Processes: der Thatbestand soll eruirt werden. Hierfür nehme ich das Recht in Anspruch auszusagen, der Satz: auf der Dresdner Tafel sei die Hand Holbeins nicht nachweisbar, hätte, um Mißverständnisse zu verhüten, lauten müssen: sei verglichen mit den in Dresden heute zu-

sammengebrachten Gemälden Holbeins nicht nachweisbar: die Basler habe man leider nicht vergleichen können. Nehmen wir hinzu, daß der Ausdruck, „freie Copie“ nur das Coloristische des Gemäldes berührt, da er sich auf die Cartonzeichnung der Composition nicht beziehen konnte und durfte, so darf ich damit schließen, daß die Veröffentlichung des ganzen § 3 zum Gebrauch des Publicums nicht geeignet war. Die Acten jedoch über die in ihm angeregte Frage sind weder geschlossen, noch waren sie bereits schließbar. Jeden Tag kann eine Notiz gefunden werden, welche Holbein als Meister der Dresdner Madonna proclamirt und allen Widerspruch verstummen macht. Sollte dagegen für den Farbenauftrag ein anderer Meister sich urkundlich herausstellen, so würde Holbein immer noch der Ruhm der Zeichnung verbleiben.

Wie die Dinge liegen, kann die Nebeneinanderstellung des Dresdner und Darmstädter Gemäldes für beide nur ein Gewinn sein. Ihre Vorzüge liegen nach ganz verschiedenen Richtungen. Für die Darmstädter Tafel war es vortheilhaft, daß unwiderleglich ihre Originalität und Priorität zu beweisen war, für die Dresdener, daß die gegen sie gerichteten Angriffe endlich in ein System gebracht wurden, so daß eine systematische Vertheidigung möglich ward. Sie bleibt für uns eine Schöpfung Holbeins, welche Zeugniß davon ablegt, wie hoch sich der Genius dieses Meisters zu erheben vermochte. Daß, soweit es sich um den Farbenauftrag handelt, nur dasjenige von ihm selber herrührt, was seiner Hand durchaus bedurfte, kann dem Werthe des Werkes keinen Eintrag thun. Ein solches Verfahren war herkömmlich und nothwendig. Bei Raphael wissen wir es sicher, Dürer spricht darüber als verstehe es sich von selbst. Keinenfalls ist ein Strich auf dem Gemälde, der seinem herrlichen Gesammteindruck als Werk eines der größten Künstler Eintrag thäte.

Lichterfelde, 10. Sept. 1871.

Herman Grimm.

Politische Correspondenz.

Berlin, 3. October 1871.

Unsere mit schweren politischen und socialen Aufgaben beschäftigte Zeit, der alle kirchlichen Bewegungen eigentlich unbequem sind, kommt gleichwohl aus den kirchlichen Fragen nicht heraus. Die Generalversammlung der deutschen Ultramontanen in Mainz, der Congreß der Altkatholiken in München zählen in diesem Monat zu den wichtigsten Aeußerungen des in Deutschland entbrannten inneren Kampfes. Dieser Kampf ist noch in seinen Anfangsstadien, aber es ist immer schon etwas, daß die vielgerühmte Einheit der römischen Weltkirche dadurch gestört ist. Mit Hohn wies der Römling früher auf die Spaltungen innerhalb des Protestantismus; das sei die Folge des gottlosen Prinzips der Gewissensfreiheit: an der Stelle der Einen objectiven Wahrheit der von Gott geleiteten Kirche die tausendfachen willkührlichen Meinungen der Menschen. Diese Objectivität ist nun endlich durch die Schuld der römischen Curie enthüllt als das, was sie schon lange Zeit war, als die Knechtung des Verstandes und des Willens unter die blasphemischen Satzungen eines herrschsüchtigen Ordens. Und wie der germanische Geist sich schon einmal in Empörung gegen die entartete römische Kirche erhob, als diese das Versöhnungsbedürfniß des religiösen Gemüths bis zur Schmach des Ablaßhandels mißbraucht hatte, so erhebt er sich jetzt, wo sie den Begriff der göttlichen Autorität bis zur Vergötterung eines irdischen Menschen verfälscht hat.

Und ist es Zufall, daß dieser Kampf in dem Augenblick ausbricht, wo das Reich mit dem protestantischen Kaiser erstanden ist? Ist die kirchliche Bewegung gegen den Ultramontanismus nicht zugleich eine nationale? Wird das Reich der Treue seiner Glieder je sicher sein können, so lange der Befehl einer auswärtigen Macht das Gewissen von Millionen gefangen hält? Wenn die clericale Partei in Deutschland einen Wahlkreis erobert, so heißt das: dieser Wahlkreis geht dem Reich verloren. Der Abgeordnete wird in allen politischen Farben bis zur Socialdemokratie schillern können, aber er wird sicher nicht die Reichseinheit befördern. All die bisherigen katholischen Geistlichen und Schulmänner, die neben streng kirchlichem Sinn ein Herz für das Vaterland hatten, ziehen sich jetzt aus Reichstag und Abgeordnetenhaus zurück, weil es unmöglich geworden ist, ein ehrlicher Deutscher und ein neurömischer Katholik zu sein. Der Ultramontanismus verträgt sich überhaupt nicht mit der Selbständigkeit der Nationen, denn seinem Streben nach einer uniformen Weltkirche mit gleichmäßigem Cultus, gleichmäßiger Kirchensprache und mit unbeschränkter Herrschaft der centralisirten Hierarchie steht die Individualität der Volksnatur und Volkssprache, die Souveränetät des Volksstaats entgegen. Aber am tiefsten verhaßt ist ihm eine Nationalität, die in ihrem Kern sich seinem Joch schon längst entzogen hat, und die nun, indem sie ihre zerstreuten Glieder zu einem geschlossenen und mächtigen Staat vereinigt, ihn in die Gefahr bringt, auch die wenigen

bisher noch beherrschten Theile an den freieren Geist des Ganzen zu verlieren. Das ist die Angst, welche die clericale Partei in Deutschland zu so fieberhaften Anstrengungen treibt. Soll das blutige Werk wieder zu Grunde gehen, welches einst die österreichischen Ferdinande vollbrachten, als sie durch spanische Söldner die schon fast vollendete religiöse Einheit des deutschen Volks zerstörten? Soll die Hälfte Deutschlands, die damals noch für Rom gerettet wurde, nun auch sich losreißen, indem sie eine selbständige katholische Nationalkirche bildet? Freilich der Römling stellt sich, als ob er solche Besorgnisse keineswegs hege, und für den Augenblick werden sie ja auch noch nicht in Erfüllung gehen. Aber die Zukunft Deutschlands deutet auf zwei Wege. Entweder das Reich wächst an Einheit und Macht, und dann wird der ultramontane Einfluß gebrochen werden, sei es durch Bildung einer neuen Kirchengemeinschaft, sei es durch eine kräftige Staatsgesetzgebung, oder Rom behauptet und erweitert seine heutige Stellung, dann muß zuvor, was ein Deutscher freilich nicht denken kann, das Reich wieder in Trümmer gegangen sein.

Eins ist gewiß: Bisher haben die Ultramontanen durch den vom Reichskanzler ihnen angekündigten Krieg sich keineswegs einschüchtern lassen. Ihre Beschlüsse auf dem Mainzer Vereinstag athmen ganz jene dreiste Angriffslust, welche der Ultramontanismus durch die furchtsame Schlaffheit der Regierungen sich seit Jahrzehnten angewöhnt hat. Als kecke Kriegsleute beschränken sie sich nicht auf die Vertheidigung ihres Besitzstandes, sondern richten ihre Ausfälle gegen die Grundsäulen der staatlichen Ordnung. Seitdem sich aus den Ruinen des dreißigjährigen Bürgerkriegs deutsche Staaten wieder erhoben, betrachteten sie die Gründung von Volksschulen in möglichst allen Gemeinden, die Organisation des Unterrichtswesens unter ihrer Leitung und Aufsicht für eine ihrer höchsten Culturaufgaben. Die Kirche begnügte sich damit, daß ihre Gläubigen die Gebote und den Katechismus lernten, den Staat trieb sein eigenstes wirthschaftliches und politisches Interesse, sie zu unterrichteten Menschen zu machen, und er allein hatte die Macht, auch der rohesten Gemeinde den Unterricht aufzuzwingen. Diese großartigste Leistung des deutschen Staats, die Grundlage unserer allgemeinen Wehrpflicht, unserer Macht und Gesittung, verketzert nun die Mainzer Pfaffenpartei als „ungerechte Beschränkung der Gewissensfreiheit,“ als „Staatsschulmonopol,“ fordert alle Katholiken zum Kampf dagegen auf, verlangt die „Rückgabe“ der Schule an die Kirche und die unbeschränkte Lehrfreiheit derselben ohne Staatsaufsicht. Die Motive sind klar. Aber es ist doch stark, daß unmittelbar nach dem französischen Krieg Deutsche den Muth finden zur Bekämpfung von Einrichtungen, aus denen unsere Siege und aus deren Mangel sich die Niederlagen Frankreichs erklären.

Zuerst also protestirt die Mainzer Partei gegen das Recht des Staats, seine Bürger in s e i n e m, d. h. im bürgerlichen und nationalen Sinne zu erziehen. Fort mit dem Schulzwang und der Staatsaufsicht, und statt dessen das französische System, bei dem die eine Hälfte des Volks wild aufwächst und die andere von Priestern und Nonnen dressirt wird! Der zweite Protest greift noch

weiter, er richtet sich gegen die Souveränetät des Staats überhaupt. Das italienische Garantiegesetz, sagen die Mainzer, ist unannehmbar, „weil überhaupt keiner Regierung das Recht zuerkannt werden kann, einseitig die Bedingungen aufzustellen, unter denen die Kirche und die sie regierenden Bischöfe das ihnen von Gott überwiesene Priester-, Lehr- und Richteramt auszuüben haben.“ Es ist hier, wohlverstanden, von rein weltlichen und politischen Bedingungen, wie z. B. dem Territorialbesitz des Pabstes die Rede, denn über die geistlichen Funktionen des Pabstes bestimmt das Garantiegesetz gar nichts, außer daß es ihm vollkommene Freiheit verbürgt. Wenn also der Staat irgend ein Gebiet, auf welchem die Bischöfe ihr Richter- und Lehramt glauben ausüben zu müssen, wie z. B. die Ehe und das Schulwesen, nach seinen Bedürfnissen ordnen will, so darf er dies nicht durch seine autonome Gesetzgebung, sondern nur durch Verhandlung mit der Kirche als einer neben oder über ihm stehenden Macht. Jedes Land hat ein doppeltes Oberhaupt, einen Taikun und einen Mikado, nur daß umgekehrt wie in Japan der weltliche Herrscher von dem geistlichen gänzlich abhängig ist. Denn wo irgend ein Gesetz Dinge berührt, die der Priester zu seinem Ressort rechnet — und was rechnet er von der Geburt bis zum Grabe nicht zu seinem Ressort! — da bestimmt der unfehlbare geistliche Herr, was der weltliche zu thun hat. „So lange der moderne Staat vom göttlichen Gesetz nicht abfällt,“ schreibt der Erzbischof von München an den Minister Lutz, „hat er von der katholischen Kirche nichts zu fürchten.“ Aber wehe, wenn er in seiner Auffassung von dem, was zum göttlichen Gesetz gehört, anders denkt, als die Jesuiten. Dann wird von allen Kanzeln gepredigt, daß man „Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen;“ die Bischöfe gehen in der heiligen Rebellion voran, und jene Kirche, die so eben versicherte, daß sie der „Grundpfeiler aller Autorität“ sei und dem Staat die gehorsamsten Unterthanen erziehe, verwirrt und untergräbt den gesetzlichen Sinn der Staatsbürger in derselben Weise wie der agitirende Socialdemokrat. Man höre nur die Sprache, welche die Mainzer Versammlung gegen die europäischen Regierungen führt. Die Petitionen der Katholiken um Wiederherstellung des Kirchenstaats, sagen sie, „sind von keiner der europäischen Regierungen einer Berücksichtigung gewürdigt worden, und keine hat dem beraubten und gefangenen (!) Pabste Schutz gewährt. Nicht einmal eine diplomatische Demonstration ist zu dessen Gunsten mit einiger Entschiedenheit gemacht worden. Diese Haltung der europäischen Regierungen ist eine Ungerechtigkeit gegen ihre katholischen Unterthanen. Sie ist eine Zerstörung des Völkerrechts. Sie ist eine Sanktion der politischen Gewaltthat. Mögen die Träger der weltlichen Macht nicht vergessen, daß sie die Revolution fördern, indem sie den Grundpfeiler der Autorität u. s. w. preisgeben.“

Die Anklage ist kräftig. Die Regierung des deutschen Kaisers ist ungerecht gegen die Katholiken, zerstört das Völkerrecht, sanktionirt die Gewalt, fördert die Revolution. Ja sie ist in den Augen des Ultramontanen selbst nichts anderes als die Gewalt. Nicht zur Treue gegen das Reich, sondern zur Treue gegen ihre „legitime Obrigkeit,“ zur Wahrung der „Ehre ihrer legitimen Fürsten“

werden die deutschen Katholiken aufgefordert. Was aber denkt sich der Römischgläubige aus Hannover und Kurhessen wohl unter seinem „legitimen" Fürsten? Und es bleibt nicht bei dieser Anklage wegen der Nichtintervention in Italien, sondern direct wird gegen die deutschen Regierungen protestirt, „welche die Verkündigung der katholischen Glaubenswahrheiten in ihren Territorien zu hindern und die Auflehnung gegen die Kirche durch ihren Schutz zu begünstigen suchten." Wenn also die baierische Regierung das verfassungsmäßige Recht des Placets übt, wenn die preußische ihren weltlichen Arm nicht herleihen will zur Verfolgung von Religionslehrern und Priestern, welche heute noch glauben, was die gesammte Kirche vor dem 18. Juli 1870 glaubte, so haben diese Regierungen dadurch ihre „Befugnisse überschritten und ihre Pflichten verletzt," und diese Maßregeln, — oder etwas jesuitisch vorsichtiger ausgedrückt — „die politischen Grundsätze, welche diesen Maßregeln zu Grunde liegen, werden von den Katholiken als Gottes Gesetz widersprechend und jeglicher Rechtsordnung zuwiderlaufend niemals angenommen werden."

Kann man offener die Erklärung abgeben, daß ein römischer Katholik den Staatsgesetzen nicht zu gehorchen braucht?

Die Mainzer Partei nennt die Behauptung, daß die Unfehlbarkeitslehre „im Widerspruch stehe mit dem der weltlichen Obrigkeit gebührenden Gehorsam und der dem Vaterland schuldigen Treue" eine „abgeschmackte Entstellung dieses Dogma." Und doch hatten die deutschen Bischöfe, unter ihnen auch der von Mainz, am 10. April 1870 dem Concil ein Actenstück eingereicht, welches nachwies, daß das Unfehlbarkeitsdecret die uralte, von ihnen allen dem deutschen Volke bisher vorgetragene Lehre von der Selbständigkeit der weltlichen Gewalt umstoße und an die Stelle den mittelalterlichen Irrthum von der höchsten, auch die zeitlichen Dinge beherrschenden Gewalt des Pabstes setze. Sie hatten selbst bezeugt, durch das Dogma werde das Verhältniß der kirchlichen Gewalt zur staatlichen verändert, werde der Katholik zu einem Feinde des Staates gestempelt, sie hatten die Conflicte vorausgesagt, welche kommen müßten. Jetzt wo die Verwirrung da ist, wird die Sache auf den Kopf gestellt. Nicht Rom hat den Kampf hervorgerufen, sondern böswillige Gegner haben das harmlose neue Dogma benutzt, um Bresche in die Kirche zu legen. Nicht Rom übt Glaubensdruck und Verfolgung, sondern die feindlichen Parteien machen „Jagd auf die Katholiken." Hält man diese bischöflichen Erklärungen vom 10. April mit den Mainzer Beschlüssen zusammen, so hat man einen classischen Beleg für die demoralisirenden Wirkungen des römischen Autoritätsprincips. Roma locuta est — also erklären wir heute für Lüge was wir gestern für Wahrheit bekannten, und rufen, während wir über das Märtyrerthum des heiligen Vaters und seiner Anhänger jammern, mit der dreistesten Sicherheit die Staatshülfe zur Verfolgung aller derer an, deren Gewissen zu einem so plötzlichen Sprung zu schwerfällig ist.

Diese Schwerfälligkeit ist im katholischen Deutschland Dank den bildenden Einflüssen der Jesuiten allerdings seltner geworden, aber sie ist doch noch vorhanden. Der Münchener Congreß war die Reaction des deutschen Ge-

wissens gegen die Zumuthung, einem ungeheuerlichen mit den Pflichten gegen Vaterland und Staat unvereinbaren Dogma sich zu unterwerfen. Das Programm des Congresses steht ganz auf dem Standpunkt, den die deutschen Bischöfe noch im Frühjahr 1870 einnahmen. Völlig conservativ bekennen sich die Altkatholiken zu dem Glauben, dem Cultus, der Verfassung der Kirche, wie er in dem Tridentiner Canon enthalten ist. Sie brechen also auch nicht mit dem Pabstthum, aber sie greifen aus den verschiedenen Verfassungstheorien, die in der Geschichte der katholischen Kirche mit wechselndem Gewicht aufgetaucht sind, die freisinnigste heraus, die dem römischen Bischof nur ein Ehrenprimat, den Bischöfen eine selbständige Würde, dem niederen Clerus eine Rechtsicherheit und dem katholischen Volk einen Antheil an den Kirchenangelegenheiten zuerkennt. Wenn sich die katholische Kirche in dieser Richtung entwickelte, so könnte sie, ohne wesentliche Aenderung ihres dogmatischen Inhalts, sich mit den Ideen der Nationalität und Freiheit versöhnen. Sie würde statt der centralistischen eine föderalistische Gestalt gewinnen, die einzelnen nationalen Glieder könnten sich freier bewegen und ihre innere Verfassung, die Bildung ihrer Priester, das Verhältniß zwischen niederem und höherem Clerus in Einklang setzen mit dem Geist und den bürgerlichen Institutionen des Volks. Eine so individualisirte, in verschiedenen nationalen Lebensformen sich darstellende Kirche würde auch den furchtbaren Satz: extra ecclesiam nulla salus in einem geistigeren Sinn auffassen lernen und ein friedliches Zusammenleben der Confessionen zulassen. Insofern hängen die Sätze, in welchen die Altkatholiken den Wunsch nach Wiedervereinigung mit der griechischen, nach Verständigung mit der protestantischen Kirche aussprechen, mit der Grundidee des Programms zusammen. Und nothwendig ergiebt sich auch aus ihrem Protest gegen die vaticanischen Beschlüsse, daß sie sich auf Seiten des Staats in seinem Kampf gegen die römischen Uebergriffe stellen, den Rechtsschutz desselben für sich in Anspruch nehmen, und das Verbot jenes Ordens fordern, der den Krieg zwischen der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft entzündet hat.

Die Frage ist nur: wo sind die Kräfte zur Verwirklichung dieses Programms? Wie tief hat die Bewegung das Volk gepackt, wie viele unter der Curatgeistlichkeit sind von dem Gift des Jesuitismus noch nicht berührt? Diese Frage läßt sich nur durch die thatsächliche Begründung altkatholischer Gemeinden beantworten. Döllinger scheute diesen Versuch im Hinblick auf die spärlichen Erfolge der Jansenisten und all der Richtungen, die seit der großen Reformation den Kampf mit der römischen Curie unternommen haben. Er fürchtete, daß aus der Bewegung nur wieder eine wenig zahlreiche Secte hervorgehen werde. Dieser Sceptizismus kann gar Vieles für sich anführen, nur ist er nicht im Stande Vorschläge zu machen, welche besser zum Ziel führten. Wenn Gottesdienst, Beichte und Religionsunterricht, wenn Taufe, Trauung und Begräbniß in der Hand des infallibilistischen Clerus bleiben, so fehlt es den Altkatholiken an jeder Möglichkeit, die religiösen Bedürfnisse ihrer Anhänger zu befriedigen, an jeder Möglichkeit die kirchlichen Acte, an welche der Staat bür-

gerliche Rechtsfolgen knüpft, zu vollziehen. Die Altkatholiken würden dann lediglich eine politische Reformpartei sein, deren Agitation vielleicht zur Einführung der Civilehe und ähnlicher Verbesserungen beitragen könnte. Das religiöse Herz des Volks bliebe in der Gewalt der Jesuiten. Auf die Gemeindebildung verzichten, heißt von vornherein die Waffen strecken. Man hat daher auf Schulte's Andringen in München beschlossen, überall wo das Bedürfniß es fordert, eine regelmäßige Seelsorge herzustellen. In Baiern wie in Preußen muß jetzt dafür gesorgt werden, daß der Staat den kirchlichen Handlungen der Altkatholiken dieselben bürgerlichen Rechtsfolgen zuerkennt, welche die der Neukatholiken haben. Daß er ferner seinen Arm nicht herleiht, um die Altkatholiken zu Gunsten der neurömischen Kirche zu besteuern, daß er endlich durch Gesetz eine billige Auseinandersetzung über das kirchliche Gemeindevermögen da einleitet, wo eine Gemeinde sich in zwei Theile spaltet. Diese Frage sowohl wie die der obligatorischen Civilehe kann, wenn die Einzelstaaten zu ihrer Lösung unfähig sind, vor das Forum des Reichs gebracht werden. Denn es handelt sich um einen Nothstand des deutschen Volks, um die Pflege seiner Wohlfahrt: und es ist nicht anzunehmen, daß sich im Bundesrath 14 Stimmen finden, welche bei einer solchen Competenzerweiterung für den deutsch-feindlichen Ultramontanismus eintreten würden.

Niemals seit den Religionskriegen im 16. und 17. Jahrhundert hat sich dieser deutsch-feindliche Charakter schärfer enthüllt als heute. In Oesterreich verbündet sich die clericale Partei mit den Slaven gegen die Deutschen; ihr Einfluß ist es, der dort die Verfassung zu zertrümmern, deutsche Bildung und Freisinnigkeit mit den Wurzeln auszugraben sucht. Was den Beichtvätern Ferdinand's II. im dreißigjährigen Krieg nicht gelang, das wird jetzt mit Hülfe der halbbarbarischen Racen nachgeholt. Nur vereinzelte clericale Stimmen, darunter der „Volksfreund" des Cardinal Rauscher legen sich besorgt die Frage vor: wie wird die künftige Stellung der Kirche zu dem deutschen Volk werden, wenn diesem seine heiligsten Güter, seine Schule, seine Sprache, seine Rechtspflege, sein durch die Verfassung Cisleithaniens gesicherter nationaler Zusammenhang durch unser Anstiften geraubt werden? Aber der Haß gegen die liberalen Gesetze, welche das Concordat durchbrachen, die Gleichberechtigung der Confessionen einführten und den Bischöfen die Ehegerichtsbarkeit und die Herrschaft über die Schule nahmen, ist stärker als jene Sorge um die Zukunft, und so wird das habsburgisch-lothringische Haus, das seit Jahrhunderten Oesterreich mit so großem Erfolg entgermanisirte, auf diesem verhängnißvollen Wege weiter getrieben. Die Anstrengungen der Ultramontanen Süddeutschlands im vorigen Jahr sind im frischen Gedächtniß. Sie standen nicht blos 1866 im antipreußischen, sie standen auch 1870 im antideutschen Lager. Wo sie, wie in Baiern, einen Faktor des Staats beherrschten, bekämpften sie mit äußerster Zähigkeit die herrlichste nationale Erhebung, und nur weil das Gewissen des baierschen Volks und seines Königs für ihre Wühlereien unzugänglich war, gelang es ihnen nicht, Deutschland in zwei Theile zu spalten. In Frankreich schätzt man die Ultra-

montanen Deutschlands als Freunde und Bundesgenossen. Mit völlig richtigem Instinct hat die französische Presse sich feindlich gegen die altkatholische Bewegung gestellt. „Es ist eine beglaubigte Thatsache, sagt der Constitutionel, daß das Berliner Kabinet die Opposition gegen die römische Kirche mit seinem ganzen Einfluß aufmuntert. Dem Berliner Kabinet gefällt an der Döllinger'schen Bewegung namentlich die Aussicht auf eine Trennung des deutschen Katholizismus von der römischen Kirche, eine Trennung, welche mit dem Siege des Protestantismus im katholischen Deutschland und also mit der Vereinigung der weltlichen und geistlichen Herrschaft in den Händen des Kaisers und Königs gleichbedeutend wäre. Was die sächsischen, die schwäbischen, die habsburgischen Kaiser, was Napoleon I. vergebens angestrebt haben, das Haus Hohenzollern hätte es ausgeführt! — Jene moralische Gewalt, welche das Pabstthum heißt, wäre niedergeworfen, und nichts würde mehr der Knechtung Europa's im Wege stehen. Mögen unsere französischen Demokraten und Freigeister es beherzigen: dieses Werk, welches auf dem Münchener Congreß an den Tag gebracht wurde, ist in letzter Instanz gegen Frankreich gerichtet, es ist die nothwendige Ergänzung der deutschen Siege von 1870!" — Mit der Sprache dieses Franzosen stimmen die Ausführungen des Herrn August Reichensperger in der Brüsseler Revue générale merkwürdig überein. Auch nach ihm ist, „nachdem die beiden ersten katholischen Nationen" nach einander besiegt worden sind, nun der Plan vorhanden, Deutschland protestantisch oder freimaurerisch zu machen. Zu diesem Ende wird von dem Fürsten Bismarck eine große Action eingeleitet. „Vielleicht wird er hierzu durch die Erwägung bestimmt, daß der militärische Unitarismus, um auf einem festen Fundament ruhen zu können, zur Basis und Ergänzung den politischen und religiösen Unitarismus haben müsse." Der beiderseitige Ideengang deckt sich wunderbar. Man sieht, wie der Franzose und der deutsche Ultramontane sich verstehen. Wie Frankreich einst die von Habsburg verfolgten protestantischen deutschen Fürsten zur Zerreißung des Reichs benutzte, so wird es jetzt die zwar nicht verfolgten, aber in ihrer Herrschsucht gehemmten deutschen Ultramontanen benutzen. Das römische Priesterthum ist sein natürlicher Allirter. Napoleon III. hat dem Clerus außerordentliche Concessionen gemacht; aber seine Nachfolger, Präsidenten, Könige oder Kaiser, werden noch weit mehr in die papistische Bahn gedrängt werden. Frankreich wird in der Vertheidigung der ultramontanen Interessen die Rolle übernehmen, welche früher Spanien gespielt hat.

Wir wollen ihm diesen Beruf, an dem auch die kräftigsten Völker sich erschöpfen, neidlos überlassen. Tiefer aber berührt uns die heillose Verwirrung, in welche die clerical-feudale Hofclique das unglückliche Reich der Habsburger von Neuem gestürzt hat. Das Rescript vom 12. September preist die Segnungen des Friedens, welche der Regierung gestatteten, sich „abermals dem Werke der neuen Consolidirung des Reiches zuzuwenden." Sie hat in ein paar Wochen diese Consolidirung so sehr gefördert, daß Oesterreich heute ein Bild der Zerrissenheit und Hoffnungslosigkeit bietet, wie niemals seit der

Revolution von 1848. Das Rescript ist ein Muster jener jesuitischen Staatskunst, die einen vollständigen Umsturz der bestehenden Verhältnisse in so vieldeutigen Wendungen ankündigt, daß die Czechen die Anerkennung des sogenannten böhmischen Staatsrechts darin finden, während die Regierung den protestirenden Deutschen mit unschuldiger Miene versichert, daß sie an einen Bruch der Verfassung nicht im Entferntesten denke. Sind aber die Mittheilungen über die den Czechen gemachten Zugeständnisse richtig, so wird Westleithanien thatsächlich in einen Bundesstaat aufgelöst. Wenn das Königreich Böhmen die ganze Unterrichts- und Justiz-Gesetzgebung bekommt und die directen Steuern, bis auf eine Quote an die Gesammtheit, für sich behält, wenn der Gesammtstaat auf Post und Telegraphen, Handels- und Zollsachen, die indirecten Steuern, Militair, Marine und Auswärtiges beschränkt wird, wenn die Verwaltung einem Statthalter überlassen wird, der zusammen mit dem Ausschuß des Landtages die Landesregierung bildet, so ist das in der That die Zerreißung der Staatseinheit in einen Föderalismus der schlimmsten Art. Das Beispiel des deutschen Bundesstaats, der übrigens auch die Justiz und die directe Besteuerung sich vorbehalten hat, paßt nicht auf Cisleithanien. Dort entwickelt sich auch der Theil der Gesetzgebung, der den Einzelstaaten überwiesen ist, verhältnißmäßig gleichartig wegen der gleichen nationalen Grundlage. In Westösterreich bedeutet die Ueberweisung soviel wie die Auslieferung an die Leidenschaften und einseitigen Interessen der vorherrschenden Nationalität. Der böhmische Landtag wird die Schulen und die Rechtspflege czechisch machen, und wenn sein Ausschuß die Befugniß erhält, mit zu verwalten, so wird er trotz aller Gesetze über Gleichberechtigung der Nationalitäten diese Macht zur Austilgung des deutschen Wesens benutzen. Der Einheitsstaat — etwa mit Ausscheidung Galiziens und der Küstenprovinzen — mag für Westösterreich schwer möglich sein, aber der Föderalismus ist noch unmöglicher, aus dem einfachen Grunde, weil die Nationalitäten in den einzelnen Kronländern gemischt sind und weil der Föderalismus der Majorität jedes Landes die Waffen in die Hand giebt, um die Minderheit zu unterdrücken. Der Föderalismus beschwichtigt nicht den innern Krieg, sondern er vervielfältigt ihn.

Die Hohenwart'schen Maßregeln haben den größten Theil der Deutschen in die entschiedenste Opposition geworfen. Man darf die Kraft dieser Opposition nicht überschätzen; die Aristokratie und der Clerus stehen nicht auf ihrer Seite, es fehlt ihr die Einheit, die geschickte Leitung und vielleicht auch die Zähigkeit der ungarischen Opposition. Nachdem aber 5 Landtage — Niederösterreich, Steiermark, Salzburg, Kärnthen und Schlesien — gegen die Hohenwart'schen Projecte Verwahrung erhoben haben, nachdem aus dem böhmischen, mährischen, Krainer und Oberösterreichischen Landtage starke deutsche Minoritäten unter Protest ausgeschieden sind, ist es mindestens lächerlich geworden, noch länger von einem Ausgleich zu reden. Mit wenigen Stimmen hat die Regierung bei den Wahlen in Mähren gesiegt und diese wenigen Stimmen haben ihr die Aussicht auf den Sieg im künftigen Reichsrath verschafft.

Manche ihrer eigenen Freunde, wie die Abgeordneten Oberösterreichs, werden schon bedenklich; in der Armee protestirt man gegen die frechen Gesellen, welche den Widerstand der Deutschen mit dem Säbel niederwerfen möchten. Die Polen werden mißmuthig, weil die Czechen mehr zu bekommen scheinen, als sie; mit ängstlicher Spannung beobachtet die Deakpartei den Kampf und spürt bereits seine Wirkungen in den ungestümeren Forderungen der kroatischen Nationalen, die mit den Czechen unter einer Decke spielen, und in dem keckeren Auftreten der ungarischen Linken, welche die Realunion mit Oesterreich zerreißen möchte. Wenn nun auch das Hohenwart'sche Programm alle Stadien der Unterhandlungen glücklich durchliefe, was hätte Oesterreich an „Consolidirung" gewonnen? Welcher auswärtige Gegner hätte das Ansehen des Staates in drei Wochen so herunterbringen können, wie es diese Ausgleichspolitiker gethan haben? Darum ist es wohl glaublich, daß man in den höchsten Kreisen unruhig wird, daß die Wagschale zwischen Hohenwart und Beust auf- und abschwankt und daß der Kaiser Franz Joseph Stunden hat, wo er des Regiments überdrüssig ist. Aber wie kann man zurück? Die alte Verfassung besteht noch formell, moralisch ist sie erschüttert. Man wird also auf dem eingeschlagenen Weg noch eine Zeit lang weitergeschleift werden, und das Resultat wird ein neuer Rückschritt in dem Culturzustande Oesterreichs sein. Aus Galizien sind die Spuren deutscher Bildung bereits ausgetilgt, die deutschen Schulen zerstört, die Lemberger Professoren ausgetrieben. Jetzt wird es in Böhmen ebenso gehen. Man schafft trotz Ischl und Gastein Verhältnisse, die es uns äußerst schwer machen, auf die Dauer zu schweigen, wie gern wir auch möchten.

Wären wir Deutsche ein eroberndes Volk, so würde dieser Wirrwarr uns Freude machen. Wir würden mit Westleithanien verfahren, wie früher die Franzosen mit Belgien, und die inneren Parteikämpfe benutzen, um unsere Wege vorzubereiten. Statt dessen ist der einmüthige Wunsch von Regierung und Volk auf das Ziel gerichtet, uns innerhalb unserer heutigen definitiven Grenzen zu consolidiren und jeder Gedanke an eine Expansion ist uns verhaßt. Wir wissen überdieß, daß der Frankfurter Friede ein Provisorium ist, welches aufhört, sobald Frankreich sich zu einem zweiten Feldzug wieder stark genug wähnt. Da die Franzosen bis auf verschwindende Ausnahmen die tieferen Ursachen ihrer Niederlagen nicht einsehen, so kann jener Wahn sehr bald kommen. Die Thiers'sche Reorganisation der Armee ist jedenfalls geeignet ihn hervorzurufen. Sie beabsichtigt eine Verstärkung des Heeres um mindestens ein Viertel des früheren Bestandes unter dem Kaiserreich. Zu den 100 napoleonischen Regimentern sollen noch etwa 30 hinzutreten, und die Artillerie entsprechend vermehrt werden. Das Militärbudget, welches unter Napoleon III. 375 Millionen Francs betrug, ist unter Thiers seit dem 1. Juni d. J. auf die fabelhafte Höhe von 508 Millionen fixirt. Das beträgt nach deutschem Gelde 135½ Millionen Thaler, während der Etat des gesammten deutschen Heeres, wenn seine Friedenspräsenzstärke wie bisher auf 1 Procent der Bevölkerung von 1867 und die Ausgaben auf 225 Thaler für den Kopf normirt werden, sich auf 86¾ Millionen stellen wird. Das besiegte,

mit Schulden überlastete Frankreich, dessen diesjähriges Budget eine Ausgabenvermehrung von 650 Millionen zeigte, welche durch die bisher bewilligten neuen Steuern noch nicht zur Hälfte gedeckt war, will also für seine Armee jährlich 48¾ Millionen Thaler mehr aufwenden, als Deutschland dafür aufwendet. Und es handelt sich hier nicht um außerordentliche Beträge für neue Ausrüstungen, sondern um das regelmäßige Bedürfniß. Eine solche Politik kann nur von einer Regierung eingeschlagen werden, welche die heutigen Verhältnisse mit Hülfe einer starken Armee baldigst wieder umzustoßen gedenkt. Denn ein Jahrzehnt fortgesetzt, würde jene Finanzwirthschaft Frankreich unfehlbar ruiniren. Wir Deutsche sehen diesen gewaltsamen Anstrengungen deshalb ohne Unruhe zu, weil für die innere Reform des französischen Heerwesens gar nichts zu geschehen scheint. Der Geist der Führer, die Disciplin der Gemeinen bleibt in dem alten Zustand; man sieht nicht, daß irgend etwas für die Säuberung der Armee geschähe, daß die furchtbare Lehre des letzten Kriegs die Officiere mit sittlichem und wissenschaftlichem Ernst erfüllt hätte. Da aber die Franzosen fast durchgängig der Ansicht sind, daß wir nur durch Zufall, Verrath oder durch die Ueberzahl gesiegt haben, so meinen sie mit der Vermehrung der Zahl ihrer Truppen genug zu thun, und es läßt sich die Möglichkeit nicht ableugnen, daß sie, ehe die letzten drei Milliarden fällig sind, es noch einmal auf einen Waffengang ankommen lassen.

Wir können diesen Projecten nichts entgegenstellen, als die ernste Arbeit an der Einheit des deutschen Reichs und die wachsamste Ausbildung seiner Vertheidigungskräfte. Die Leiter unseres Kriegswesens werden wie bisher ihre Schuldigkeit thun, indem sie durch die glänzenden Erfolge des französischen Feldzugs sich nicht in Schlummer wiegen lassen, sondern alle gemachten Erfahrungen zur Vervollkommnung der Armeeeinrichtungen benutzen. Die Werke von Metz werden bereits in großartigem Maßstabe ausgedehnt, Straßburg erhält einen Gürtel von Forts. Die Mosel- und Vogesenlinie muß derartig befestigt werden, daß die Franzosen die geringe Chance, über dieselbe je hinauszukommen, wenigstens so lange einsehen, als ihnen ein Rest nüchterner Ueberlegung bleibt.

Die französische Ansicht, daß der Stern der großen Nation im Jahre 1870 nur vorübergehend verdunkelt sei, wird auch von der Mehrzahl der Elsasser getheilt. Daraus ergeben sich für die dortige deutsche Verwaltung große Schwierigkeiten, die man durch übermäßige Schonung und Nachgiebigkeit am wenigsten überwinden kann. Hoffentlich wird die Berufung des Herrn von Möller unserer Beamtenwelt die Strammheit und Entschiedenheit geben, die sie bisher schon deshalb nicht hatte, weil der Rückhalt von oben fehlte. Die eifrigen Bemühungen der Reichsregierung, den Elsasser Fabrikanten die freie Einfuhr ihrer Producte nach Frankreich bis zum 1. Januar, und von da ab noch anderthalb Jahre ermäßigte Eingangszölle zu verschaffen, haben in den politischen Kreisen Deutschlands keineswegs großen Anklang gefunden. Man wünscht vielmehr, daß die Elsasser Industriellen recht bald gewöhnt werden, ihre Blicke nach Deutschland statt nach Frankreich zu richten. Der Versailler Versammlung

war das deutsche Gegenanerbieten, wonach sechs weitere Departements geräumt und die Occupationsarmee um 30,000 Mann reducirt werden sollte, noch nicht genug, sie verlangte volle Gegenseitigkeit für die Einfuhr der französischen Fabrikate nach dem Elsaß in den Grenzen des provinziellen Verbrauchs. Wie Thiers dazu kam, diese für Deutschland unannehmbare und überdies gar nicht ausführbare Bedingung schweigend hinzunehmen, ist noch immer ein Räthsel. Vielleicht glaubte er, die Angst vor der „Ueberproduction" sei bei uns so groß, daß unsere Unterhändler die Abzugsquelle aus dem Elsaß nach Frankreich auch um den theuersten Preis erkaufen würden. Vielleicht hat er auch die Tragweite des Versailler Amendements, das natürlich aus dem Brotneid der französischen Industriellen hervorging, nicht gleich verstanden. Es wäre am besten, wenn die Verhandlungen endlich abgebrochen würden. Die Elsasser haben Zeit genug gehabt zu lernen, daß Frankreich den Interessen der verlorenen Provinz kein Opfer bringt. —

Wir stehen dicht vor der Eröffnung der neuen Reichstagssession. Wohin ihr Schwergewicht fallen wird, läßt sich erst errathen, wenn die Beschlüsse des Reichskanzlers über den Militäretat bekannt geworden sind. Nach der Verfassung hört sowohl der eiserne Etat als auch die Normirung der Friedenspräsenzstärke auf 1 Procent der Bevölkerung von 1867 mit dem 31. December 1871 auf. Hiernach müßte sowohl ein neues Recrutirungsgesetz als auch ein detaillirter Militär-Ausgaben-Etat vorgelegt werden. Es sprechen aber sehr gewichtige Gründe dafür, daß man diese schweren und langwierigen Verhandlungen heute noch vertagt, und den Reichstag zu einer Verlängerung des jetzigen Provisoriums, sei es auf ein Jahr, sei es für die Dauer der französischen Occupation, auffordert. Die süddeutschen Staaten sind noch mit der Umbildung ihres Armeewesens nach preußischem Muster beschäftigt, ein Theil unserer Armeecorps steht noch auf dem Kriegsfuß; der Uebergang in die Friedensverhältnisse kann nur allmählich bewirkt werden. Eine detaillirte Berathung der regulären Ausgaben für das Heer hat am wenigsten Bedeutung in einem Augenblick, wo aus der Kriegscontribution colossale Summen für die Adjustirung der Armee, für neue Waffen, Geschütze, Festungen u. s. w. genommen werden müssen. Erst wenn diese aus dem Kriegsverbrauch und den Kriegserfahrungen erwachsenen außerordentlichen Bedürfnisse gedeckt sind, läßt sich eine Norm für den jährlichen regulären Bedarf finden. Wenn das Kriegsministerium sich gegen die Verlängerung des bisherigen Provisoriums sträubt, so geschieht es wohl nur, weil es weit mehr haben will als 225 Thaler. Vom finanziellen Gesichtspunkt aus hätte der Reichstag wohl Ursache mit der Verlängerung zufrieden zu sein.

Die Session des Reichstages kann nicht ohne ernste Verlegenheiten für Preußen und Baiern über den November ausgedehnt werden. Selbst wenn der preußische Landtag zu Anfang December berufen wird, ist die rechtzeitige Erledigung des Budgets kaum noch möglich. Auf sechs Wochen aber läßt sich die Behandlung der Militärfrage nicht zusammen drängen, wenigstens dann nicht, wenn daneben die wichtige Münzfrage gelöst werden soll, und wenn

außer dem Rayon- und Bundesbeamtengesetz eine Reihe von finanziellen Gesetzentwürfen zu erwarten steht, über den Reichskriegsschatz, die Beseitigung der bisher von den Einzelstaaten geleisteten Vorauszahlungen auf die Zölle und Reichssteuern, über die Betriebsfonds und Reservefonds der Reichskasse, über die Deckung der Invalidenpensionen, endlich über die Verwendung des Restes der eingezahlten Kriegscontribution. Wir würden es für einen Fehler halten, wenn die Reichsregierung unter diesen Umständen die Militärfrage auf die Tagesordnung setzte; nicht weil wir uns vor ihr fürchten, sondern weil wir unsere Zeit mit fruchtbareren Discussionen ausfüllen können. Wie groß wäre das Verdienst dieser Herbstsession innerhalb der Geschichte der deutschen Einheit, wenn sie uns an die Stelle der sieben bei uns noch bestehenden Münzsysteme die Münzeinheit, an die Stelle der Silberwährung und der Papierwirthschaft, die sie hervorruft, die Goldwährung setzte! Die Frage ist so weit geprüft, daß wir von allen internationalen Phantastereien geheilt sind. Wir wollen nicht mehr eine Weltmünze erfinden, sondern unseren nationalen Münzverkehr im möglichsten Anschluß an die bestehenden Verhältnisse reformiren. Ob wir dabei die Mark mit 10 Sgr. oder den Gulden mit 20 Sgr. als Rechnungseinheit nehmen, ob wir Goldstücke von 5, 10 und 20 Gulden oder von 15 und 30 Mark schlagen, das sind untergeordnete Fragen, bei denen Vortheil und Nachtheil sich so sehr aufwiegen, daß stets ein Entschluß dazu gehört, die Entscheidung für ein bestimmtes System zu treffen. Die Hauptsache aber ist, daß wir mit frischer Energie an's Werk gehen und allen theoretischen Subtilitäten entsagen. Wenn wir am Schluß dieses Jahres dem deutschen Reich die Münzeinheit geschaffen haben, so ist damit für das Einheitsgefühl und die Wohlfahrt des Volks einer der größten und folgenreichsten Schritte geschehen. W.

Eine Mahnung aus dem Elsaß.

Der Kaiserliche Kreis-Direktor zu Chateau Salins hat vor einiger Zeit nachstehende Bekanntmachung erlassen:

„Mehrere Personen haben von mir die Erlaubniß verlangt, anläßlich der Patronalfeste Tanzmusik, Ringelreiten ꝛc. zu veranstalten, eine Permission, welche einige Maires ihnen verweigert haben mit dem Bemerken, daß sie dadurch die Trauer, die einer annektirten Bevölkerung geziemt, verhöhnten. Die Feste mehrerer Gemeinden nahen heran und es ist wahrscheinlich, daß die oben angedeuteten Fälle sich wiederholen werden; deshalb mache ich den Herren Maires bemerkbar, daß ich keineswegs ihrer Anschauungsweise über die jetzige Lage entgegentreten will; aber daß dies mich nicht verhindern könnte, jede Person, die das Recht dazu hat, zu ermächtigen, ihr Gewerbe, welches ihr ihren Lebensunterhalt verschafft, auszuüben. In allen Fällen, wo die Annexion der einzige Grund wäre, um den oben besagten Personen eine solche Erlaubniß zu verweigern, werde ich kein Bedenken tragen, ihnen dieselbe zu ertheilen, ungeachtet der Weigerung der Herren Maires. Wenn Jemand diese Feste in der jetzigen Lage des Landes nicht passend erachtet, steht es ihm frei, sich persönlich an denselben nicht zu betheiligen.“

Diese Bekanntmachung könnte man füglich als Motto benutzen, wenn man eine Geschichte der bisherigen deutschen Verwaltung in Elsaß-Lothringen schreiben wollte. Sie ist, so unbedeutend im Uebrigen ihr Gegenstand sein mag, characteristisch für die dortigen Zustände; characteristisch für die Stimmung der Bevölkerung, characteristisch für das Auftreten der deutschen Beamten, characteristisch vor allen Dingen für die Auffassung, welche die Maires von ihrer amtlichen Stellung haben.

Man vergegenwärtige sich einmal die Situation. In einer mit dem Schwerte eroberten Provinz setzt die renitente Bevölkerung eine allgemeine Landestrauer in Szene, um dadurch ihrem Hasse gegen die neue Regierung in möglichst drastischer Weise Ausdruck zu geben. Die Behörden lassen sie ruhig gewähren. Nun finden sich aber Einige, welche nicht fanatisch genug sind, um auf die Veranstaltung gewisser, zu ihrem Lebensunterhalte dienender Vergnügungen zu verzichten, und welche daher bei der Local-Polizei-Behörde (denn das sind die Maires) die Gestattung dieser Vergnügungen in hergebrachter Weise beantragen. Was antwortet die Polizei? Sie verweigert die Erlaubniß. Sie tadelt die Supplicanten, weil diese der gegen die Regierung gerichteten Demonstration keinen Vorschub leisten wollen. Sie sagt: Ihr dürft nicht tanzen, nicht ringelreiten lassen, denn dadurch würdet ihr ja die Trauer, die einer annectirten Bevölkerung geziemt, verhöhnen! Die in ihrem Broderwerb beeinträchtigten Gastwirthe u. s. w. wenden sich nun an die höhere Instanz, und diese verhilft ihnen allerdings zu ihrem Rechte. Aber, fügt sie gewissermaßen um Entschuldi-

gung bittend, hinzu, der Anschauungsweise der Local-Behörde über die jetzige Lage soll damit keineswegs entgegengetreten werden. Wo in aller Welt ist so etwas dagewesen?!

Man würde dem Kreis-Director zu Chateau Salins sicherlich Unrecht thun, wenn man den mädchenhaft schüchternen Ton jener Bekanntmachung lediglich auf Rechnung seiner individuellen Verwaltungsmaximen schreiben wollte. Dieser Ton entspricht ganz dem Geiste, in welchem seither die Verwaltung in Elsaß-Lothringen durch alle Instanzen hindurch gehandhabt worden ist. Er ist die Consequenz jenes Aufsehen erregenden Programmes, mit dem der Chef der elsassischen Verwaltung, der Reichskanzler, im Mai d. J. hervortrat.

Als die Annexion von Elsaß und Lothringen vollendete Thatsache geworden, war alle Welt in Deutschland darüber einig, daß die Aufgabe der deutschen Verwaltung eine wesentlich politische sei, daß es vor allen Dingen darauf ankomme, die dem Deutschthum entfremdete Bevölkerung der eroberten Grenzprovinzen als ein dienstwilliges Glied in den neuen deutschen Reichskörper einzufügen. Ueber das im Auge zu behaltende Ziel war man einig, über die Mittel und Wege, dieses Ziel zu erreichen, gingen dagegen die Ansichten weit auseinander.

Einige waren der Meinung, daß man zunächst mit fester Hand die Zügel anziehen müsse, daß man den Elsassern Respect vor der deutschen Monarchie, Respect vor der assimilirenden Kraft des deutschen Staatslebens, Respect vor der deutschen Administration einflößen müsse. Sie wollten zunächst den Widerstand der dem Deutschthum feindlichen Elemente brechen, und dann, wenn die Bevölkerung sich an deutsche Zucht und Ordnung gewöhnt, dieselbe auch innerlich mit dem neuen Zustande der Dinge auszusöhnen suchen durch Einführung jener Institutionen, auf welche der Deutsche so großes Gewicht legt, durch Einführung der Selbstverwaltung in Kreis und Gemeinde, Kirche und Schule.

Fürst Bismarck war anderer Ansicht. Er wollte mit denjenigen Maßregeln den Anfang machen, welche Jene als die Krönung des Gebäudes betrachteten. In seiner denkwürdigen Rede in der Sitzung des Reichstags am 21. Mai d. J. bezeichnete er die preußische Städteordnung als den vernünftigen Kern der Bestrebungen, welche in den Kämpfen der Pariser Commune zu Tage getreten, und fügte dann hinzu, daß derartige Wünsche bei den ursprünglich deutschen Elsassern und Lothringern sich noch fühlbarer machen würden, und daß man denselben auf dem Gebiete der Selbstverwaltung ohne Schaden für das gesammte Reich von Hause aus den freiesten Spielraum lassen könne. Diesen Gedanken führte er näher noch in seiner Rede am 25. Mai aus. Er äußerte dort: „Die Elsasser haben in ihrer zweihundertjährigen Zugehörigkeit an Frankreich ein tüchtiges Stück Particularismus nach guter deutscher Art conservirt und das ist der Baugrund, auf dem wir meines Erachtens mit dem Fundament zu beginnen haben werden; diesen Particularismus zunächst zu stärken, ist im Widerspruche zu den Erscheinungen, die uns in analoger Weise im Norden Deutschlands vorgelegen haben, jetzt unser Beruf. Je mehr sich die Bewohner des

Elsaß als Elsasser fühlen werden, umsomehr werden sie das Franzosenthum abthun. Fühlen sie sich erst vollständig als Elsasser, so sind sie zu logisch, um sich nicht gleichzeitig als Deutsche zu fühlen....... Wenn das Gesetz in's Leben tritt, so wird die erste Maßregel sein: die Anordnung der Communalwahlen im ganzen Elsaß, welche am 6. August v. J. stattzufinden hatten und nicht stattgefunden haben. Die zweite Maßregel wird die sein, daß die Generalräthe gewählt werden nach dem alten französischen Gesetze, wonach für jeden Canton ein Generalrath gewählt wird, damit wir in den Departements Versammlungen haben, die uns mit mehr Sachkunde als unsere dorthin geschickten Beamten Auskunft darüber geben können, wo den Leuten der Schuh drückt und was für Bedürfnisse sie haben. Ich habe nicht das mindeste Bedenken, so weit zu gehen, daß die Ernennung der Communalbeamten ebenfalls der Wahl übertragen werde. Ich würdige vollkommen die Gefahren, die daraus entstehen können; ich fürchte mich aber noch mehr vor den Gefahren, die daraus entstehen, wenn die Zahl der Beamten, die wir dorthin schicken müssen, über das Allernothwendigste hinaus vermehrt wird....... Ich fürchte viel weniger, daß die uns noch abgeneigte Stimmung dazu führen könnte, daß die Communalbeamten, wenn sie von den Gemeinden gewählt werden, gefährlicher werden könnten, als ich unser eignes Unvermögen fürchte, dem Lande überall geeignete Beamte liefern zu können....... Mit dem Beamtenpersonal geht es wie mit der Marine: man kann zwar Schiffe kaufen, aber so lange man keine Matrosen und keine zuverlässigen Seeleute hat, nutzen die Schiffe allein nicht viel. So ist auch in diesem Lande meines Erachtens zunächst die Aufgabe, sich einen zuverlässigen Beamtenstand heranzuziehen, der, wenn es nach meinen Wünschen geht, so viel als möglich aus Eingeborenen bestehen muß, welchen wir trauen können, welche wir nach unseren Begriffen für befähigt halten......."

Die provinzielle und communale Selbstverwaltung sollte also nach dem Programm des Reichskanzlers das Mittel bilden, die Elsasser ihre französischen Sympathien vergessen zu machen, und sie zu ihren Stammesgenossen in Deutschland zurückzuführen.

Dieses Programm mußte aus einem doppelten Grunde überraschen. Zunächst ist es eine bekannte Thatsache, daß es im Elsaß so wenig, wie in irgend einem sonstigen französischen Departement wirkliche Organe der Selbstverwaltung giebt. Die Generalräthe neben den Präfecten, die Arrondissementsräthe neben den Unterpräfecten, die Municipalräthe neben den Maires sind in keiner Weise unseren deutschen Provinzial-Landtagen, Kreistagen und Stadtverordneten-Versammlungen zu vergleichen. Sie sind nichts weiter wie berathende Conseils, welche der Präfect, der Unterpräfect, der Maire unter Umständen befragen kann, und welche in gewissen, im Voraus bestimmten Perioden zusammentreten, um unter Beobachtung parlamentarischer Formen die ihnen von den Staatsbehörden gemachten Vorlagen zu „begutachten". Von einer regelmäßigen Theilnahme an der wirklichen Verwaltung durch Ausschüsse und Commissionen, in der wir Deutschen das eigentliche Wesen der Selbstverwaltung sehen, ist bei

keiner jener gewählten Vertretungen die Rede. Der Municipalrath hat das Recht, das ihm vom Maire vorgelegte Gemeinde-Budget zu berathen, ferner auf Verlangen ein Gutachten über die Verwaltung der Wege, Straßen und öffentlichen Anstalten der Gemeinde abzugeben, und endlich die von dem Maire und seinen Adjuncten gelegten Rechnungen zu revidiren. Weiter gehen seine Befugnisse nicht. Der Präfect setzt endgültig das Gemeinde-Budget fest und bestimmt, in welcher Höhe dasselbe durch Zuschläge zu den Staatssteuern aufzubringen ist, der Präfect entscheidet, ob die berathenden Vota des Municipalraths berücksichtigt werden sollen oder nicht, ja der Präfect kann sogar auf den Bericht des Maires die gegen die Gemeinde-Rechnungen gezogenen Monita annulliren! — In analoger Weise ist die Competenz des Arrondissements- und des Generalraths begrenzt. Was der Municipalrath für die Gemeinde, ist jener für das Arrondissement, dieser für das Departement. Das Departements-Budget z. B. wird vom Präfecten vorgelegt, vom Generalrathe „berathen", vom Staatsoberhaupte oder dem Minister des Innern festgestellt u. s. w. Eine der wichtigsten und werthvollsten Befugnisse des Selfgovernments, die Verwaltung des Armenwesens, ist den Provinzial- und Gemeinde-Vertretungen gänzlich entzogen. Sie wird von besoldeten Staatsbehörden, den „bureaux de bienfaisance" besorgt.

Es mußte, wenn man diese Verhältnisse kannte, als vollkommen irrelevant erscheinen, ob die Municipal- und Generalräthe, wie es der Reichskanzler beabsichtigte, aufs Neue gewählt wurden oder nicht. Als wirkliche Organe der Selbstverwaltung konnten diese, nur zur Uebung der Redefertigkeit dienenden Schein-Vertretungen nun und nimmermehr gelten. Wollte man wirklich Ernst machen mit der Einführung der Selbstverwaltung, so war es in erster Linie nothwendig, neue Organe für dieselbe zu schaffen.

Hier aber trat das zweite Bedenken hervor, das zum Kopfschütteln über das Programm des Reichskanzlers Veranlassung gab. Die Frage lag nahe: Ist es denn in der That zweifellos, daß die Elsasser die Selbstverwaltung haben wollen, daß sie in der Einführung wirklicher Selbstverwaltung eine Gunst, ein dankbar zu acceptirendes Geschenk erblicken? Wer sagt denn, daß die Elsasser mit dem Systeme der französischen Verwaltung unzufrieden gewesen? Wer garantirt, daß ihnen nicht die deutsche Selbstverwaltung als eine höchst unbequeme Last erscheint, die ihren Widerwillen gegen die deutsche Annexion eher steigert als abschwächt?

Dieses Bedenken hatte seine vollständige Berechtigung. Wer auch nur oberflächlich die Bevölkerung des Elsasses kennt, und wer auch nur oberflächlich die Geschichte dieses reichen, gewerbfleißigen Landes studirt hat, der weiß, wie sehr das französische Verwaltungssystem den dortigen gesellschaftlichen Zuständen angepaßt ist, und wie sehr es gerade dazu beigetragen hat, die Elsasser zu Franzosen zu machen. In einer Bevölkerung, die vorwiegend von industriellen Interessen bewegt wird, ist erfahrungsmäßig selten eine große Neigung vorhanden, sich dem mühevollen, unscheinbaren und unlohnenden Dienste der Ge-

meinde- oder Kreis-Verwaltung durch Selbstthun zu widmen. Man frage die Mühlhausener oder Rappoltsweiler Fabrikherren, ob sie Zeit und Lust haben, wöchentlich mehrere Stunden in einer Stadtverordneten-Versammlung zu sitzen oder gar als Mitglieder einer Armen-, Wege- oder Einquartierungs-Commission die langweiligsten Arbeiten zu verrichten? Sie werden entrüstet Nein sagen. Sie wollen gern bezahlen für die gute und prompte Besorgung der Kreis- und Communal-Angelegenheiten, von einer persönlichen Dienstpflicht dem Staate und der Gemeinde gegenüber aber wollen sie sicherlich nichts wissen. Fühlen sie den Beruf, sich an öffentlichen Angelegenheiten zu betheiligen, so ist das Ideal ihres Ehrgeizes höher gesteckt, so wollen sie politisch thätig werden, so wollen sie in einem wirklichen Parlamente glänzen.

Die französische Verwaltung hat es meisterhaft verstanden, den Bedürfnissen der Bevölkerung gerecht zu werden. Von jenem Intendanten La Grange an, der zur Zeit Ludwig's XIV. ohne viel Federlesens die deutsche Sprache für die Verwaltung und die Gerichte abschaffte, dafür aber ein Straßennetz schuf, wie es die damalige Zeit noch nicht gesehen, bis zu jenem Präfecten de Lazay-Marnesia, dem das „dankbare" Departement Bas-Rhin in Straßburg ein ehernes Denkmal setzte, war das Princip der französischen Verwaltung immer dasselbe: Förderung der materiellen Interessen der Bevölkerung unter absoluter Bevormundung derselben. Sie griff mit rücksichtsloser Hand in die Kirchen- und Schul-Verhältnisse, ja sogar in das Familienleben ein, sie brach jede Renitenz auf politischem Gebiete, bisweilen in wahrhaft brutaler Weise, — aber sie verstand, nach großen und festen Principien zu administriren, sie leistete etwas, sie brachte etwas fertig, sie wußte Handel und Wandel zu heben, den Ackerbau, Wein- und Tabacksbau in Flor zu bringen, mit einem Worte, die Wohlhabenheit des Landes fortgesetzt zu steigern, — und dadurch söhnte sie die Bevölkerung immer wieder mit sich aus. Die Elsasser gewöhnten sich allmählich daran, Alles von der Initiative der Staatsbehörden zu erwarten, sie lernten auf ihre einst so hochgerühmte Selbstverwaltung verzichten, weil sie einsahen, daß ihr materielles Wohlsein jetzt mehr gefördert werde, wie jemals zuvor unter dem patriarchalischen Regime der alten Stadtregierungen. Und — was man nicht vergessen darf — sie fanden im Grunde das jetzige System weit bequemer. Sie mußten allerdings von Jahr zu Jahr höhere Steuern zahlen, aber sie konnten es auch, denn ihr Reichthum wuchs in derselben Progression. Um Weiteres brauchten sie sich jedoch nicht zu kümmern, sie konnten getrost ihren wirthschaftlichen Unternehmungen sich widmen; — für Straßen und Canäle, für Schulen und Armen-Anstalten, für Feuerwehren und Schlachthäuser sorgte die Regierung, und sie sorgte vortrefflich dafür.

Ebenso verlernten es die Elsasser, sich „als Elsasser zu fühlen" gegenüber der Machtentfaltung des von einem einheitlichen Willen geleiteten französischen Staates auf dem politischen Gebiete. Die Elsasser mochten anfangs im Stillen noch so sehr über willkürliche Bedrückung und über schonungslose Verletzung ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten seitens der französischen Verwaltung murren;

das eine wurde ihnen bald zur evidenten Ueberzeugung: daß es unmöglich sei, gegen den Stachel zu löcken. Vermöge der hierarchischen Gliederung ihrer Behörden, welche in dem Präfecten die ganze Fülle der staatlichen Gewalt concentrirte, und die Unterpräfecten und Maires nur zu willenlosen Organen desselben machte, beide, die Unterpräfecten wie die Maires aber der Bevölkerung gegenüber mit der ausgedehntesten Machtvollkommenheit bekleidete, war es der französischen Verwaltung möglich, stets mit gesammelter Kraft zu handeln. Sie entwickelte denselben Aplomb, mochte es sich darum handeln, den staatlichen Willen in politischen Fragen zur Geltung zu bringen oder dem Gewerbefleiße neue Hülfsquellen zu eröffnen. Und wenn in der Kunst, sich selbst in Scene zu setzen, bisweilen auch eine kleinliche Effecthascherei mit unterlief, so erreichte die Verwaltung doch, was sie wollte: sie imponirte den Elsassern.

Man muß diese Erfolge der französischen Verwaltung im Auge behalten, wenn man verstehen will, warum die deutsche Verwaltung so wenig reüssirt hat. So leicht es ihr geworden wäre, sich Autorität zu verschaffen, wenn sie die Taktik der Franzosen einfach acceptirt hätte, so schwierig mußte ihr jetzt dies werden, da sie mit der Selbstverwaltung operiren wollte, einem Begriffe, für welchen zur Zeit eben im Elsaß alle Voraussetzungen fehlten. Die deutschen Behörden glaubten dem Programme des Reichskanzlers zu entsprechen, wenn sie den Maires den freiesten Spielraum ließen. Aber sie bedachten nicht, daß die elsassischen Maires keine deutschen Bürgermeister sind, daß die Maires bisher nicht als Organe der Gemeinden dem Staate gegenüber, sondern umgekehrt als Organe des Staates der Gemeinde gegenüber gegolten hatten. Wie der Präfect der Delegirte des Ministers des Innern, der Unterpräfect der Delegirte des Präfecten, so war der Maire der Delegirte des Unterpräfecten gewesen, ein Glied also in der Kette von Staatsbehörden, die von dem Centrum des Staates bis in jede Gemeinde herunterreichte. Allerdings erhielt der Maire keine Besoldung, er bekleidete seine Funktionen als Ehrenamt, aber dies war auch das einzigste Merkmal, das ihn von den übrigen französischen Staatsbeamten unterschied. Wie diese wurde er vom Kaiser auf unbestimmte Zeit ernannt, wie diese konnte er täglich vom Kaiser ohne besonderes Verfahren wieder entlassen werden, wie diese war er der Vollstrecker des Staatswillens, vorzugsweise auch in politischen Fragen, und wie diese erhielt er seine Directiv-Normen immer von oben. Ein Maire, der nicht mit der bestehenden Regierung so zu sagen durch Dick und Dünn gegangen wäre, der nicht bei Gelegenheit von Wahlen oder sonstigen politischen Actionen das ganze Gewicht seines persönlichen Einflusses in die Wagschale geworfen hätte, ein solcher Maire wäre zur Zeit der französischen Herrschaft unmöglich gewesen.

Jetzt wurde seine Stellung wesentlich verändert. Die deutsche Verwaltung vermied es grundsätzlich (um den Ausdruck des Kreis-Directors von Chateau Salins zu gebrauchen) „der Anschauungsweise der Herren Maires über die jetzige Lage entgegenzutreten". Sie betrachtete dieselben als die Vertreter ihrer Gemeinden, und ließ sie nach Belieben schalten und walten, weil sie

glaubte, dadurch die Gemeinden selbst gewinnen zu können. Was ist der Erfolg gewesen?

Man erforsche im Elsaß die Stimmung der Bevölkerung bei Jung und Alt, Hoch und Niedrig — immer wird man den Eindruck gewinnen, daß alle Welt dort die jetzigen Zustände als provisorische betrachtet, daß Jeder der festen Zuversicht lebt, es werde der Elsaß über kurz oder lang wieder französisch werden. Die übrigen Ursachen dieser Auffassung wollen wir hier unerörtert lassen, — die Hauptursache ist in dem Verfahren der deutschen Verwaltung zu suchen. Die Elsasser haben das laisser faire derselben den Maires gegenüber nicht für einen Tribut gehalten, den man dem Principe der Selbstverwaltung gezollt, sondern für ein Zeichen von Schwäche, für den Beweis, daß man sich nicht fest im Sattel fühle. Sie glauben, die deutsche Verwaltung wage nicht durchzugreifen, weil sie nicht die selbstbewußte Kraft der französischen besitze, und weil sie nicht wie diese die Kunst des Administrirens verstehe.

Daß diese Auffassung nicht ganz unberechtigt ist, dafür liefert der mehrerwähnte Erlaß des Kreis-Directors zu Chateau Salins ein redendes Beispiel. Derselbe steht nicht vereinzelt da. Es ist zu wiederholten Malen vorgekommen, daß Maires, die sich in der krassesten Weise renitent gezeigt, hierfür nichts weiter geerntet haben, als ein sanftes Ermahnungsschreiben mit Complimenten hinten und vorne, das natürlich von ihnen mit spöttischem Behagen dem Papierkorb überliefert worden ist. Ja, was noch schlimmer, es ist vorgekommen, daß Kreis-Directoren, welche in einem anderen schneidigeren Tone mit den widerhaarigen Maires geredet, von den Präfecturen desavouirt worden sind. Ein Kreis-Director im Nieder-Elsaß z. B. erläßt an einen Maire eine Verfügung, die dieser nach den geltenden Gesetzen auszuführen verpflichtet ist. Der Maire verweigert die Ausführung. Der Kreis-Director macht ihn in einem höflichen Schreiben auf das Gesetzwidrige seines Verhaltens aufmerksam, und weist ihn ausdrücklich auf die betreffenden Paragraphen der hier in Anwendung zu bringenden Verordnung hin. Der Maire beharrt auf seiner Weigerung. Jetzt droht ihm der Kreis-Director eine Strafe von 100 Francs für den Fall an, daß nicht sofort der Verfügung genügt werde. Der Maire wendet sich beschwerend an den Präfecten, und der Präfect — hebt die Strafandrohung des Kreis-Directors wieder auf, indem er ausführt, der letztere sei allerdings formell wie materiell in seinem Rechte, es sei indessen nicht opportun, einen Maire, der zu den Notabeln des Landes gehöre und der sein Amt unentgeltlich verwalte, mit Geldbußen zu einem amtlichen Thun oder Lassen zwingen zu wollen. In einem anderen in Lothringen vorgekommenen Falle erhält ein Kreis-Director eine ähnliche Zurechtweisung, weil er den Versuch gemacht, den Maire einer ausschließlich deutsch redenden Gemeinde (der überdies auf deutschen Universitäten studirt) zur Berichterstattung in deutscher Sprache mittelst Brüchandrohung zu zwingen.

Kann man sich bei solchen Vorkommnissen wundern, wenn die Maires mit jedem Tage kecker werden, und wenn der deutschen Verwaltung die Zügel immer

mehr entfallen? Was nutzen die ausgezeichnetsten Männer in den höheren Instanzen der Verwaltung, wenn diejenigen Behörden, welche der Bevölkerung am nächsten und sichtbarsten sind, ihre ganze Aufgabe darin setzen, die Intentionen der vorgesetzten Behörden zu durchkreuzen? Können die Elsasser Respect vor einer Verwaltung bekommen, welche es zuläßt, daß ihre eigenen Organe sich auf die Seite der nationalen Opposition stellen, und öffentlich und im Geheimen den Widerstand gegen die neue Ordnung der Dinge predigen?

Die deutsche Verwaltung imponirt den Elsassern nicht — das ist das Unglück. Und ehe dies geschieht, ist an einen Umschlag in der Stimmung der Bevölkerung nicht zu denken.

Als gegen Ende des Jahres 1866 die welfische Agitation in Hannover überhand nahm und auch in gewisse Beamtenkreise eindrang, da erging an den Generalgouverneur ein Allerhöchster Erlaß, in welchem es folgendermaßen hieß:

„Ich ermächtige Sie hiedurch, jeden Beamten der Ihrer Verwaltung anvertrauten Provinz, sobald Sie es im Interesse Meines Dienstes für erforderlich halten, ohne weitere Rückfrage vom Amte zu suspendiren. Von dieser Ermächtigung haben Sie unverzüglich Gebrauch zu machen in Betreff aller derjenigen Beamten, auf deren rückhaltlose Mitwirkung behufs Ausführung Meiner Ihnen bekannten Intentionen Sie nicht glauben rechnen zu können; für die provisorische Vertretung der suspendirten Beamten ist Sorge zu tragen, und behufs meiner definitiven Entscheidung über die Frage der Dienstentlassung an das Staats-Ministerium zu berichten....... Für die sofortige und pünktliche Ausführung dieses Meines Befehls mache ich Sie persönlich verantwortlich."

Ein solcher Erlaß würde im Elsaß genau so wirken, wie in Hannover. Er würde der feindlichen Agitation den Boden unter den Füßen wegziehen. Hoffen wir, daß der neue Ober-Präsident, Herr von Möller, mit ähnlichen Vollmachten ausgerüstet ist, und daß er die Energie besitzt, von denselben den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Wenn erst die mit ihrer Unbotmäßigkeit Parade machenden Maires suspendirt und commissarisch durch deutsche Beamte ersetzt worden sind, für deren angemessene Besoldung natürlich die Gemeinden Sorge tragen müßten, — dann wird man in der Germanisirung des Elsasses einen wesentlichen Schritt vorwärts gethan haben, denn dann wird sich die Ueberzeugung Bahn brechen können, daß die deutsche Verwaltung wirklich Herr im Lande ist, und daß es gefährlich ist, sie leichtfertig zu necken.

Mit Einführung der wirklichen Selbstverwaltung aber möge man vorläufig warten. Dieselbe läßt sich eben nicht „einführen," wie etwa eine neue Post- oder Telegraphen-Ordnung. Sie beruht auf sehr positiven Voraussetzungen, auf gewissen staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen, die man nicht beliebig aus der Erde zaubern kann, die vielmehr sehr feste historische Wurzeln haben müssen. Wenn eine dieser Voraussetzungen fehlt, so wird die Selbstverwaltung zu einem gefährlichen Spielzeug. Die unerläßlichste Bedingung ist und bleibt, daß sich die Organe der Selbstverwaltung nicht im Gegensatze zu den Auf-

gaben des Staates fühlen, daß sie keine hemmende, sondern fördernde Factoren im staatlichen Organismus bilden.

Mögen die Elsasser zunächst die Hoffnungen des Reichskanzlers wahr machen. Mögen sie ihr Franzosenthum „abthun," um wieder Elsasser und dann durch die Macht der Logik Deutsche zu werden. Dann läßt sich weiter über die Sache reden. C. T.

Notizen.

Das Preußische Landrecht hat bisher nur durch Praktiker eine systematische Bearbeitung erfahren. Bornemann, Koch, Förster haben aus ihrer auf das Rechtsprechen gerichteten Thätigkeit den Anlaß genommen, das Rechtsbuch, welches sie zu handhaben hatten, theoretisch zu durchdringen; selbst Heydemann, der seit mehr als einem Menschenalter seine Thätigkeit ausschließlich dem Katheder widmet, liebt es, sich seinen Zuhörern als den „alten Referendarius" vorzustellen, dem in täglicher Anwendung des Landrechts die tieferen und gehaltvollen Gedanken dieser Schöpfung werth geworden sind. Jetzt liegt in dem „Lehrbuch des Preußischen Privatrechts" von Heinrich Dernburg zum ersten Male eine Arbeit vor, in welcher ein Universitätslehrer, lediglich durch die Pflichten seines Lehrberufes angeregt, dem Preußischen Landrecht eine wissenschaftliche Behandlung angedeihen läßt. Obwohl der Werth des Allgemeinen Landrechts, dessen äußere Form ja heute keinen Vertheidiger mehr findet, überwiegend in der energischen Hervorhebung germanistischer Gedanken liegt, ist es ein Romanist, der sich dieser Arbeit unterzogen hat, und zwar ein Romanist, der einen bedeutenden Theil seines Rufes seiner philologischen Tüchtigkeit zu verdanken hat, seinem Geschick, isolirte und bisher übersehene Stellen nichtjuristischer Autoren der Interpretation des Rechts dienstbar zu machen. Wir wurden durch die Anzeige dieses Werkes lebhaft überrascht; es schien uns, als müsse es einem Gelehrten von diesem Lebensgange ein nicht geringes Opfer gewesen sein, sich einer Arbeit zuzuwenden, die von allen seinen Vorstudien so weit entfernt liegt. Noch überraschender war es uns, an der Ausführung der Arbeit — soweit sie bisher vorliegt — zu erkennen, daß dieselbe mit innigster Hingabe und Vertiefung ausgeführt ist. Wir stehen nicht an, in derselben eine werthvolle Bereicherung der landrechtlichen Literatur zu erblicken. Die Hand des geübten Institutionisten, der seine Hauptaufgabe darin erkennt, dem Anfänger die Grundzüge eines Rechtssystems klar und plastisch hinzustellen, ist dem Werke sehr zu Statten gekommen. Dasselbe ist flüssiger, lesbarer, als irgend eines der bisher erschienenen Lehrbücher und wird in hohem Grade dazu beitragen, gereifteren Studirenden eine Anregung zur wissenschaftlichen Aneignung des von ihnen zu behandelnden Rechtsstoffes zu geben. Für den Praktiker wird dadurch das ausgeführtere Lehrbuch von Förster nicht entbehrlich, dem auch wohl eine Concurrenz dadurch nicht geschaffen werden sollte. Für die Selbständigkeit, mit welcher der Verfasser in seinen Stoff eingedrungen ist, spricht beispielsweise seine Behandlung des Schiedsvertrages (§§ 142—144), die in dieser Gestalt völlig sein Eigenthum ist. Die Vorrede schließt mit dem Ausdrucke der Ueberzeugung, daß in dem Preußischen Landrechte die nothwendigen Ausgangspunkte der künftigen Entwickelung des deutschen Rechts liegen; fügen wir hinzu, daß, wer sich einer liebevollen Kritik dieser Ausgangspunkte unterzieht, für ein künftiges deutsches Rechtsbuch eine nicht unwichtige Vorarbeit liefert. —

Das neue Strafgesetzbuch hat bereits eine nicht geringe Zahl von Commentaren hervorgerufen. Wir sind der Ansicht, daß für die wissenschaftliche Behandlung des Strafrechts die Form der Commentare die geeignetste ist. So lange den Deutschen ein einheitliches, und einem großen Theile derselben ein codificirtes Strafrecht fehlte, haben systematische Lehrbücher ihre Berechtigung gehabt. Dem Strafrecht fehlt indessen seiner Natur nach die organische Natur des Privatrechts, die Fähigkeit, neue Rechtssätze und neue Gestaltungen aus sich heraus zu bilden. Der Versuch, die starren Vorschriften desselben in doctrinäre Lehrsätze umzubilden, würde unvermeidlich zu einem scholastischen Ton führen. Es liegen uns solche Commentare vor von Oppenhoff, Rüdorff, Rubo, Hans Blum. Der erstere ist den preußischen Juristen ein alter Bekannter; für jeden unserer Criminalisten bedeutet Oppenhoff ungefähr das, was Accursius für den Legisten. Ein ganz ungewöhnliches formelles Geschick, die Fähigkeit, einen massenhaften Stoff bündig und übersichtlich darzustellen, steht dem Verfasser zur Seite. Er hat sich beeilt, das von ihm in langen Jahren bearbeitete Material sofort dem neuen Gesetzbuch dienstbar zu machen, und wir zweifeln nicht, daß den alten Erfolgen sich neue zugesellen werden. Rubo und Rüdorff waren Protokollführer der Kommission, die das Strafgesetzbuch ausgearbeitet hat, Hans Blum hat sich als Reichstagsabgeordneter bei der Berathung betheiligt. Sie alle sind daher zu den von ihnen unternommenen Arbeiten wohl legitimirt. —

Auf Goldschmidt's „Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht" empfehlend hinzuweisen, könnte ein überflüssiges Unternehmen erscheinen Diese Zeitschrift ist für jeden, der den Fortschritten der Gesetzgebung, der Rechtspraxis oder der Wissenschaft auf dem handelsrechtlichen Gebiete folgen will, so schlechthin unentbehrlich, daß angenommen werden muß, sie sei nur dem unbekannt geblieben, der zu den darin behandelten Dingen absolut keine Beziehung hat. Indessen sind es einige äußere Umstände, die uns zur Erwähnung nöthigen.

Seitdem in dem Reichsoberhandelsgerichte ein einheitliches Organ für die Fortbildung des deutschen Handelsrechts geschaffen wurde, lag der Gedanke, die gesammte Rechtsprechung dieses Gerichtshofes der bestehenden Zeitschrift einzuverleiben, um so näher, als der Herausgeber der letzteren jenem Gerichtshof als Rath angehörte. Indessen hat die Erfahrung eines Jahres hingereicht, den Beweis zu liefern, daß hier ein so reichhaltiger Stoff sich andrängt, daß die Gefahr vorhanden ist, es werde den rein wissenschaftlichen Abhandlungen der Raum geschmälert werden. Die Verlagshandlung hat daher den richtigen Entschluß gefaßt, die Entscheidungen des Oberhandelsgerichts, an deren Bearbeitung sich sammtliche Räthe betheiligen, in Zukunft getrennt herauszugeben. Es wird dadurch nebenbei der Vortheil erlangt, daß das Nachschlagen in diesen Entscheidungen erleichtert wird. Die beiden Unternehmungen werden also in Zukunft nur insofern in Zusammenhang mit einander stehen, als derjenige, welcher auf beide abonnirt, sich einer Preisermäßigung erfreut.

Ferner bringt die Zeitschrift eine Literaturübersicht, die, weit über das Gebiet des Handelsrechts hinausgreifend, Volkswirthschaft, Politik und Culturgeschichte in ihren Bereich zieht, und nicht allein die selbständigen Druckschriften, sondern auch die in zahlreichen Journalen zerstreuten Aufsätze aufzählt. Diese Rubrik, sowie die sehr vollständigen Nachrichten über heimische und fremde Gesetzgebung, werden auch für viele Leser ein Interesse haben, die zu den handelsrechtlichen Abhandlungen, etwa über Stamm-Prioritäts-Aktien oder über das Handelsrecht der Westgothen, ein innerliches Verhältniß nicht finden.

Die titres d'acquit à caution für die französische Eisenproduktion haben in den parlamentarischen Verhandlungen der letzten Jahre wiederholt eine sehr

bedeutende Rolle gespielt, und doch haben nur Wenige sich eine klare Einsicht in das Wesen dieser Institution verschafft, wenige selbst unter denen, die davon berührt werden. Man kann sich darüber nicht besser unterrichten, als aus dem Werke: „Die französischen Ausfuhrprämien im Zusammenhange mit der Tarifgeschichte und Handelsentwickelung Frankreichs seit der Restauration. Volkswirthschaftliche Studien von Dr. W. Lexis." Und wer um des angegebenen Thema willen dies Buch aufgeschlagen hat, wird sich angeregt fühlen, noch diesen oder jenen Abschnitt darin zu lesen, etwa denjenigen über die Fischereiprämien, der mit Rücksicht auf die jetzt in Deutschland auftauchenden Bestrebungen sehr lehrreich ist. Das Buch des Herrn Lexis hat in einer volkswirthschaftlichen Fachzeitschrift eine sehr ungehörige Besprechung gefunden, gegen die wir es mit wenigen Worten verwahren möchten. Es wird darin gesagt, es sei ohne Weiteres klar, daß Ausfuhrprämien eine volkswirthschaftlich nachtheilige Maßregel seien; ob der Nachtheil größer oder kleiner, sei unerheblich, und Untersuchungen darüber anzustellen, sei müßige Gelehrsamkeit. Mit diesem Argument kann man jede historische Erörterung auf dem kürzesten Wege abthun, etwa mit den Worten Faust's:

Soll ich in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält?

Das künstliche System der Ausfuhrprämien, Drawbacks und temporärer Zulassungen ist so durchaus aus dem französischen Geiste geboren, daß man die französische Wirthschaftsgeschichte nicht beurtheilen kann, ohne sich mit demselben vertraut gemacht zu haben, und die neusten Steuerprojekte der Herren Thiers und Pouyer-Quertier werden nur für den recht verständlich werden, der sich die Mühe giebt, die historischen Nachweisungen des Herrn Lexis zu studiren. Zudem ist es in der deutschen Wissenschaft von jeher gute Sitte gewesen, daß, wer sich über die schwierigeren und allgemeineren Fragen der Wissenschaft mit dem Anspruch auf Beachtung äußern will, sich zuvor durch eine fleißige Detailforschung als einen Berufenen legitimirt. Die Wissenschaft der Volkswirthschaft würde nur zu eigenem Nachtheil diese gute Sitte verletzen können.

Die Literatur zur Münzfrage hat in diesem Jahre wieder einen stattlichen Zuwachs erhalten. Wir heben aus der großen Zahl von Schriften nur eine Publication von Dr. H. Weibezahn heraus: Deutschlands Münzeinheit mit Goldwährung. Sie stellt in der Einleitung die sich gegenwärtig gegenüberstehenden Ansichten dar und giebt dann den vollständigen Entwurf eines deutschen Reichsmünzgesetzes nebst erläuternden Motiven. Es ist dies ein nützlicherer Beitrag zur praktischen Förderung der Frage als alle Discussion über allgemeine Systeme. Weibezahn hat viel mit dazu beigetragen, um unsern Blick von theoretischen Idealen abzulenken und den Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen, daß eine Münzreform vor allem ein nationales und kein internationales Ziel hat, und daß alle Vorschläge von Uebel sind, welche den bisherigen Werth der Münzstücke eines Landes völlig auf den Kopf stellen und keine Anknüpfung an die Rechnungseinheit und die Theilungen im Kleinverkehr suchen, an welche der größte Theil des deutschen Publicums gewöhnt ist. Dem Gesetzentwurf sind Münzabbildungen und eine Münztabelle beigegeben. Auch wenn man statt des von W. vorgeschlagenen Goldguldens von 20 Sgr. die Mark von 10 Sgr. unserem Münzsystem zu Grunde legt, wird die Schrift doch bei der Ausarbeitung des Reichsmünzgesetzes als sehr schätzbares Material dienen können. —

Eine äußerst klare und scharfsinnige Schrift über die Bankfrage ist kürzlich von dem Reichstagsabgeordneten von Unruh erschienen. Sie enthält eine Kritik der Beschlüsse, welche eine vom Ausschuß des deutschen Handelstags vor dem Krieg berufene Commission über jene Frage gefaßt hatte, und welche in

dem deutschen Handelsblatt vom 11. Mai dieses Jahres veröffentlicht worden sind. Diese aus hervorragenden Banquiers, Bankdirectoren, Kaufleuten, Juristen zusammengesetzte Commission erklärte sich in ihrer Mehrheit für die Erweiterung der preußischen Bank zur Bundesbank unter Beibehaltung ihrer jetzigen Privilegien, wonach die Noten der Bank bei allen öffentlichen Kassen als voll angenommen werden müssen, die Bank dagegen zur Deckung der Noten nur ein Drittheil der circulirenden Summe in baarem Gelde vorräthig zu haben braucht. Dagegen schien es den Herren nicht nöthig, daß der Staat, dessen Credit von der Bank in solcher Weise ausgebeutet wird, seine jetzige Leitung und Controlle des Instituts behalte. Ferner resolvirte sich die Commission dahin, daß die Errichtung von Zettelbanken unter gewissen Normativbedingungen inskünftig freigegeben werden und daß diese ohne Concession entstehenden Zettelbanken ebenfalls berechtigt sein sollten, Noten mit nur einem Drittheil Baardeckung, ohne alle Begrenzung auf eine bestimmte Summe, zu emittiren.

Diese Beschlüsse von 22 Sachverständigen hat nun Herr von Unruh einer wohlverdienten und gerade zu vernichtenden Kritik unterzogen. Er weist nach, wie die Zulassung von Zettelbanken, ohne Contingentirung der nicht baargedeckten Noten und mit der Befugniß, nur den dritten Theil der emittirten Noten mit Metall zu decken, zwar nicht wie die preußische Bank den Credit des Staats, aber den großentheils ganz unfreiwilligen Credit des ganzen Publicums in Anspruch nehme. Er zerstört die Ausrede, als sei die Banknote, im Unterschied von dem Staatspapiergeld, ein Repräsentant „leicht realisirbarer Wechsel," da ihre Voraussetzung vielmehr sei, daß sie jederzeit, auch in Krisen wo kein Wechsel verkäuflich ist, gegen Baargeld umgetauscht werden könne. Er vernichtet die Vorspiegelungen, als könne man mit an sich werthlosem Papier Kapital schaffene den Verkehr und die Production befördern, während umgekehrt die Notenüberschwemmung das Metall aus dem Lande treibt und die Speculation anreizt, über die gesunden Grenzen hinauszugehen. Also keine Zettelbank ohne volle Baardeckung und — möchten wir hinzufügen — Freigebung der Zettelbanken nur insoweit, als es dem Staate möglich ist, für die beständige Einhaltung jener Bedingung sichernde Garantien zu gewinnen. — Die Unruh'sche Schrift ist zugleich die beste Kritik einer in gleichem Verlage erschienenen Broschüre von Leopold Lasker: „Bankfreiheit oder nicht," welche über jene Hauptbedingung einer soliden Fundirung der Zettelbanken mit widerspruchsvollen Redensarten hinwegschlüpft.

Dr. Georg Hirth hat die, seit 1868 von ihm herausgegebenen „Annalen des Norddeutschen Bundes und des deutschen Zollvereins" seit dem Beginn dieses Jahres als „Annalen des deutschen Reichs" fortgesetzt. Die ersten beiden Hefte dieses neuen, also vierten Jahrgangs seiner Zeitschrift, werden durch eine umfangreiche historisch-dogmatische Abhandlung von L. von Rönne über das „Verfassungsrecht des deutschen Reichs" ausgefüllt. Der Abhandlung ist eine geschichtliche Einleitung vorausgeschickt, welche die staatsrechtlichen Umgestaltungen Deutschlands seit der Auflösung des alten römisch-deutschen Reichs bis zur Gründung des neuen Kaiserthums in kurzen Zügen darstellt. Dann folgt die systematische Entwickelung des jetzt gültigen Verfassungsrechts. Es ist dies, da die bisherige Literatur, z. B. das treffliche Werk von Thudichum vor der Erweiterung des norddeutschen Bundes in den deutschen erschienen ist, unseres Wissens die erste wissenschaftliche Darstellung des deutschen Reichsverfassungsrechts. Für die Sorgfalt und Gründlichkeit der Forschung und die genaue Herbeiziehung der begründenden Quellen bürgt der Name des Herrn Verfassers hinreichend. Auf einzelne Streitpunkte in der Deduction werden wir am besten dann eingehen, wenn die angekündigte besondere, und wie wir hören, vermehrte und theilweis veränderte Ausgabe des Werkes erschienen

sein wird. Allen denen aber, welche den Fortschritt der Gesetzgebung im deutschen Reich, die Entwickelung seiner staatlichen und wirthschaftlichen Zustände eingehender verfolgen, möchten wir als eins der besten und zuverlässigsten Hülfsmittel die Hirth'schen Annalen abermals warm empfohlen haben. Die Zeitschrift bietet eine große Reihe von werthvollen Abhandlungen, welche um so instructiver sind, als sie sich bestreben, eine rechtliche, wirthschaftliche, finanzielle oder statistische Frage in ihrer ganzen Ausdehnung zu umfassen. Wir rufen in dieser Beziehung aus den früheren Jahrgängen Arbeiten in Erinnerung, wie die von Alex. Meyer über das Bankwesen, von Endemann über die Justizgesetzgebung im Jahre 1869, von Soetbeer über die deutsche Münzeinigung, von Werner Siemens über die Patente u. s. w. Die Hefte von 1871 enthalten außer der Rönne'schen Abhandlung z. B. eine Zusammenstellung der baierschen Gesetze über Gewerbswesen, Heimaths-, Verehelichungs- und Armenwesen, ferner eine nach amtlichen Materialien bearbeitete Statistik der Zölle und Verbrauchssteuern in den Jahren 1868—1870. Für den berufsmäßigen Politiker sind die Annalen fast unentbehrlich geworden. —

In nächster Zeit wird im Verlage von Duncker und Humblot ein Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des deutschen Reichs von Dr. Fr. v. Holtzendorff herausgegeben werden. Das Jahrbuch soll für das laufende Jahr in zwei Abtheilungen, später mit dem 1. Juli eines jeden Jahres erscheinen. Die Aufgabe des Unternehmens wird nach dem Prospectus sein: „eine kritisch prüfende, übersichtliche Berichterstattung über alle im Zeitraum eines Jahres eintretenden wichtigeren Ereignisse und Vorgänge auf dem Gebiet der Verfassungsgesetzgebung, Legislative, Verwaltung und Rechtspflege des deutschen Reichs." Für den ersten Jahrgang sind Beiträge von Männern wie Thudichum, Bamberger, Lammers, Bluntschli, Wagner, Goldschmidt, Meitzen, Friedberg und von dem Herausgeber angekündigt.

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Ein deutsches Frauenleben aus der Zeit unserer Litteraturblüthe.

Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. a. nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel u. a. Herausgegeben von G. Waitz. Erster Band. Mit dem Portrait von Auguste Böhmer. Zweiter Band. Mit dem Portrait von Caroline Schlegel. Leipzig, Hirzel 1871.

Je weniger zu hoffen ist, daß aus der Blüthezeit unserer Litteratur der biographisch-litterarischen Actenstücke noch viele an den Tag kommen dürften, um so freudiger wird man eine Publication begrüßen, die uns noch einmal in ungeahnter Fülle von dem innersten Leben Kunde giebt, welches damals in den Herzen der Menschen pulsirte. Nächst dem Schleiermacher'schen Briefwechsel ist die in unserer Ueberschrift bezeichnete Briefsammlung ohne Zweifel die bedeutendste der jüngst veröffentlichten. Denn nicht etwa deshalb nur, weil dieselbe einen unschätzbaren Beitrag zur Geschichte des romantischen Kreises enthält, unternehmen wir es, die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf hinzulenken, sondern deshalb vielmehr, weil sich ein eigenartiges, ja einziges Wesen darin abspiegelt, weil am verborgenen Ort hier vielfach dieselben poetischen Quellen sich zu öffnen scheinen, die, zum Strome ausgebreitet, sich in „Tasso" und „Iphigenie" sammelten.

Man verstehe uns recht. Noch ein ganz anderes Interesse fesselt uns hier als bei den Lebensdocumenten und den brieflichen Mittheilungen unserer Dichter und Denker. Wenn diese den besten Gehalt ihres Wesens in dauernden Werken niedergelegt haben, so suchen wir wißbegierig zu diesen in der Entwicklungsgeschichte, in den persönlichen Beziehungen der Verfasser die Erklärung; nur selten, daß der in ihrer öffentlichen Rolle nicht aufgehende Rest ihres Lebens uns noch außerdem eine selbständige Theilnahme einflößt. Fast ist es bei der mittheilsamen Oeffentlichkeit unserer geistigen Bildung, bei dem entwickelten Litteraturleben unserer Zeit undenkbar, daß eine reichbegabte Natur sich begnügen sollte, die Schätze ihres Denkens und Empfindens nur für sich zu besitzen oder doch nur im Verkehr mit den Nächsten und Vertrautesten zu verausgaben. Am

nächsten liegt diese Beschränkung auf stille und unsichtbare geistige Wirksamkeit dem Sinne der Frauen. Aber wie wenige doch unserer wirklich geistvollen und poetisch angeregten Frauen haben diese Bescheidung zu üben und dem Reiz der Oeffentlichkeit zu widerstehen gewußt! Wie viele mittelmäßige Gedichte, wie viele schlechte Romane sind in Folge dessen in die Welt gesetzt worden! Eine der Ausnahmen ist die kluge Rahel, die abgesagte Feindin alles unwahren und affectirten Wesens. Und doch: sie unterließ am Ende nur, was ihr bei der mangelnden Harmonie ihres Innern zu leisten unmöglich war. Vollkommen anders liegt der Fall bei Caroline Schelling. Innerlich so reich und bedeutend wie irgend eine der schöngeistigen Frauen ihrer Zeit, besaß sie, nach dem Zeugniß des competentesten Urtheilers, „alle Talente um als Schriftstellerin zu glänzen," und dennoch war „ihr Ehrgeiz ganz und gar nicht darauf gerichtet." Mit vollberechtigtem Stolz fühlt sie sich im Besitze angeborener Poesie, spricht sie es aus, daß sie in diesem Punkte keinen Lehrmeister brauche als etwa für die erlernbare Kunst des Versemachens, — und dennoch, mitten in einer Umgebung, in der man Tag und Nacht auf nichts als auf litterarische Production dachte, aller Aufforderung und Verlockung zum Trotz, bleibt sie in echt weiblicher Zurückhaltung; das Wenige, worauf sie sich mit ihrer Feder einläßt, ist anspruchslose, namenlos hervortretende Arbeit um eines kleinen Verdienstes, einer Beisteuer zum Haushalt wegen unternommen, oder es ist selber Hausarbeit, weiblicher Hülfs- und Liebesdienst; was sie im Gespräch, in einem Brief, einer zufälligen Aufzeichnung von sich gegeben, wird von den Freunden genützt und geht erst durch die zweite Hand in die Oeffentlichkeit über. So ist ihr im Ganzen bewunderungswürdig treffendes Urtheil, ihr Geist und Witz und vor Allem die Musik ihres Wesens, die Tiefe und Innigkeit ihres poetischen Empfindens nur mittelbar der Litteratur zu gute gekommen: das Beste davon hat sie nur für sich selbst und für diejenigen, die sie liebte, besessen. Sie hat viel besessen und sie hat viel geliebt. Ein Anblick, einzig in seiner Art, ein Genuß, keinem andern zu vergleichen, wenn nun der Schleier, der dieses reiche Dasein verhüllte, hinweggezogen wird, wenn nun auf einmal hinter der poetischen Welt, die wir in den Werken unserer Dichter als eine ganz fertig gebildete und geformte besitzen, eine andere sichtbar wird, noch nicht losgetrennt von dem bewegten Gemüth, vielfach versetzt mit den Schlacken der Wirklichkeit, recht menschlich mit Gutem und mit Bösem angefüllt, — im Ganzen doch eine blühende Welt, deren Duft jetzt zum ersten Mal auch unseren, der Nachlebenden, Sinn berührt!

Auch dies nun ohne Zweifel ist in gewissem Sinn ein erklärender Commentar zur deutschen Litteraturgeschichte. Neben den schöpferischen

Kräften nämlich belauschen wir hier die Bewegung eines mehr in sich arbeitenden, empfangenden und im Verborgenen antwortenden Gemüths. Wir sehen die seelischen Bezüge, die geheimen Fäden, die das laute Dichterwort mit dem Verstehen und Empfinden gleich gestimmter, fein besaiteter Geister verknüpften, — einen Theil jener antheilvollen Menge, ohne deren Entgegenkommen und verwandte Stimmung das Auftauchen und Lautwerden genialer Schöpferkraft gar nicht zu denken wäre. Aber auch ganz unabhängig davon hat die Erscheinung einen unvergleichlichen Werth. Ein Leben, eine Gemüthsgeschichte breitet sich vor uns aus, die wir, wie mit selbständiger poetischer, so mit rein menschlicher, mit immer steigender sittlicher Theilnahme zu verfolgen gezwungen sind. Es ist recht eigentlich die äußere und innere Geschichte solcher an sich bedeutender und merkwürdiger, aber nicht unmittelbar in das weltgeschichtliche Leben eingreifender Individuen, was in allewege das Thema des Romans bildet. Einen Augenblick hat Caroline Schelling daran gedacht, den reichen Erfahrungen und Ereignissen ihres eigenen Lebens den Stoff zu einer novellistischen Darstellung abzuborgen. Vielmehr, sie hat den Gedanken, auch ihrerseits einen Roman zu schreiben, offenbar aufgegeben, sobald sie merkte, daß sie ihn nur mit ihrem eigensten Herzblut schreiben könne, daß ihre Phantasie unwillkürlich immer wieder in das Geleise der Erinnerung an Selbsterlebtes hineingerathe. Und wie ungenügend würde der Roman geendet haben, wenn er damals — um das Jahr 1799 — zum Abschluß gebracht worden wäre! In ihrem Briefwechsel liegt jetzt dieser Roman, der echteste, der sich denken läßt, und mit einem Schluß, befriedigender als die meisten Romanschlüsse, vor uns. Der Lücken in der Erzählung der Thatsachen finden sich gerade genug, um den Leser zum Ergänzen und Errathen zu reizen und dem Ganzen jenen geheimnißvollen Hintergrund zu geben, welcher der poetischen Stimmung oder doch der Romanstimmung so günstig ist. Die rechte Poesie unseres Romans liegt jedoch in den offen sich vortragenden, zuweilen wunderbar eindringlich und mit dem höchsten Zauber seelenvoller Sprache ausgedrückten Gemüthserlebnissen. Eine Entwickelung spielt sich darin ab, die, in den Raum einer Menschenseele eingeschlossen, von halb unbewußter Beschränktheit durch harte Prüfungen und Irrungen, durch schwere Zusammenstöße mit der Wirklichkeit, zu beruhigter Freiheit, zu Frieden und Klarheit hindurchführt. Man hat den Wilhelm Meister eine Odyssee der Bildung genannt. Aber die sittliche Bildung verliert sich dabei in die poetisirte gesellschaftliche und ökonomische. Ein höheres Problem als das der „Bildung" ist das der sittlichen Läuterung, der Verständigung des Herzens mit seinen eigenen Illusionen und den Schmerzen eines schicksalreichen Lebens. Im Elemente einer hohen ästhetischen und

intellectuellen Cultur, ohne je die Spur des Ideals ganz zu verlieren, ohne je aus der Poesie herauszufallen, zeigt sich uns eine der vielen möglichen, eine ganz individuelle Lösung eben dieses Problems in der Geschichte, die auf den Blättern der vorliegenden zwei Bände zu lesen ist.

Daß Caroline eine der geistreichsten deutschen Frauen jener in Geist und Bildung schwelgenden Zeit, daß sie vielleicht von allen die geistreichste und bedeutendste gewesen, war längst bekannt; Einer und der Andere hatte auch wohl versucht, die Züge ihres Geistes aus den wenigen A. W. Schlegel'schen Aufsätzen herauszulesen, an denen ihr Antheil durch diesen ihren zweiten Gatten selbst bezeugt war. Alles, was sonst aus der allgemein zugänglichen mündlichen und schriftlichen Ueberlieferung über sie zu entnehmen war, gab das Bild einer mehr klugen als guten Frau, deren zweideutiger Ruf und spitze Zunge eine nähere persönliche Bekanntschaft nicht wünschenswerth habe erscheinen lassen. Das Schlimmste, was man einem Weibe nachsagen kann, wurde ihr nachgesagt; auch wenn man jedoch in diesem Punkte geneigt war, wenig zu glauben und viel zu entschuldigen: des Eindrucks konnte man sich nicht erwehren, daß sie über die Schranken weiblicher Gebundenheit freier als billig gedacht und daß sie von den Fehlern bewußter weiblicher Liebenswürdigkeit, von der Sucht, nach Laune zu reizen und zu gefallen, sich einzumischen und zu herrschen, ein mehr als erlaubtes Maaß besessen habe.

In keiner Weise nun wird durch alle die Enthüllungen, die uns jetzt über sie vorliegen, dieser Eindruck Lügen gestraft. Sie erscheint in mancher Beziehung schuldiger als man annehmen mochte, in manche Schuld bewußter verwickelt als zu glauben Ursache war. Das Schlimmste, was das Gerücht über sie aussagte, war keineswegs durchaus nur Verläumdung. Und doch, neben der Bestätigung oder Verstärkung der üblen Meinung eine überwältigende Menge von Zügen, die dem strengsten Sittenrichter das Herz stehlen und ihn zur Milde stimmen müssen, uns aber, wenn wir Menschliches mit menschlichem Maaße messen, Bewunderung, ja Verehrung abnöthigen! Es ist nur die reinste Wahrheit, daß dieselbe Frau, welche im Kleinen und im Großen so viel Vorwurf trifft, dennoch mit ungewöhnlichen Tugenden des Herzens und Charakters geschmückt war, daß sie in den verfänglichsten Lagen und den prüfungsreichsten Stunden eine Haltung eingenommen hat, wodurch sich uns ihr Bild zuweilen in das einer Heiligen verwandelt. Es wäre ein Leichtes, aus ihren Briefen eine Menge von Beweisen für jene Neigung zu Zwischenträgereien und zum Anstiften oder Entzweien persönlicher Verhältnisse zu sammeln, welche den Widerwillen Schiller's erregte und ihr im Schiller'schen Kreise den Namen des „Uebels" oder der „Dame Lucifer" eintrug. Allein ebenso

leicht, aus diesen Briefen die Beweise unverbrüchlicher Anhänglichkeit, unbestechlicher Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe zusammenzustellen, leichter noch, aus ihnen ein Brevier für edle Frauen auszuziehen, mit dessen Zartheit und Schönheit nicht viele Dichterwerke den Vergleich würden aushalten können.

Man würde dem Romanschriftsteller, der uns einen so widerspruchsvollen und complicirten Charakter vorführen wollte, wenn er ihn nicht durch große Kunst in Leben und Handlung zu setzen verstände, schwerlich den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit ersparen. Als Friedrich Schlegel, der von solcher Kunst nichts besaß, eben diesen Charakter in seiner grotesken Weise in der „Lucinde" mit Worten zu bezeichnen versuchte, da meinte wohl Jedermann, daß diese Mischung von „Unart und Gottähnlichkeit," von Muthwillen und Begeisterung, von Schauspielertalent und thatkräftiger Entschlossenheit, das Alles zusammengehalten durch einen „lebendigen Hauch von Harmonie und Liebe," nirgends anders existire als in dem überspannten und verworrenen Kopf des ungeschickten Skizzirers. Die Charakteristik war nichts desto weniger treffend, das Urbild dazu lebte, und die Ungeschicklichkeit bestand nur darin, daß ein menschliches Wesen, welches man weder werden, noch reden, noch handeln sah, durch die Hieroglyphik einer Sprache erschöpft werden sollte, die höchstens da am Platze ist, wo es sich um die Vorstellung eines Schriftstellers, eines Buchs oder eines Systems handelt. Der Commentar zu dieser Charakteristik, die Lösung des Räthsels so seltsam und widersprechend gepaarter Züge kann eben nur durch historische Anschauung gewonnen werden, durch einen Blick in die Entwickelungsgeschichte der merkwürdigen Frau. Mit gerechtem Mißtrauen in unsere Geschicklichkeit und in die Objectivität unserer Auffassung versuchen wir es, am Leitfaden der vorliegenden Briefsammlung, hie und da deren Lücken aus anderen Quellen ergänzend, die wunderbare Geschichte zu erzählen. —

Noch nicht einundzwanzig Jahre alt, hatte Caroline, die Tochter des berühmten Göttinger Orientalisten Joh. David Michaelis, den Bergmedicus Böhmer in Clausthal geheirathet. Die Rücksicht auf anständige Versorgung, die bei einer zahlreichen Familie nahe lag, war ohne Zweifel das Hauptmotiv gewesen. Auch in anderem Betracht mochte es gut sein, daß das lebhafte und reizbare, geist- und empfindungsreiche Mädchen in einen sicheren Hafen gelangte. Der Boden in Göttingen war nicht ungefährlich. „Die jungen Mädchen hier," schreibt Boie in einem Briefe aus dem Anfang der siebziger Jahre, „müssen wegen der großen Menge junger Leute, die ihnen Schlingen legen, sehr behutsam und eingezogen

leben: von tausend unschuldigen Freiheiten, die andere sich erlauben, wissen sie gar nichts." Gerade wo das die Regel war, konnte es an Ausnahmen nicht fehlen, und wehe dann den Armen, wenn die Klatschsucht, welche in dem kleinen Universitätsstädtchen in voller Blüthe stand, sich ihrer bemächtigte! Die höchst verständigen Lehren und Warnungen, welche Caroline, nachdem sie selbst geborgen war, ihrer jüngeren Schwester Lotte über diesen Punkt zukommen läßt, verrathen ebensoviel Verstand wie Erfahrung. „Die Damen," so bedeutet von Hannover aus Frau Consistorialrath Schlegel ihren Sohn Wilhelm über die Michaelis'schen Töchter, „sind in gar keinem guten Credit." Die Aeußerung stammt allerdings aus späterer Zeit, als Caroline bereits verwittwete Frau Böhmer war, aber ihre eigenen Mädchenbriefe sagen uns genug. Schon mehr als Ein Liebhaber, darunter der berühmte Blumenbach, hatte sich von ihr wieder zurückgezogen, ehe sie Frau Böhmer wurde. Sie spricht bei solchem Anlaß gegen eine Freundin davon, daß ihr guter Name gefährdet sei und daß ihre Unbesonnenheit sie in diese mißliche Lage gebracht habe. Unbesonnenheit, gesteht sie bei einem späteren Anlaß, habe sie auf Irrwege geführt, Leidenschaften sie hin und her geworfen und sie habe sinken können, wenn die Hand der Vorsehung sie nicht gehalten hätte.

Das junge Blut, wo sollte es denn hin mit seiner Unruhe; ein leidenschaftliches Herz, eine rege Phantasie, ein höchst beweglicher Verstand, ein frühzeitig mit allen möglichen Kenntnissen genährter Geist — wo sollten sie denn hin mit ihren Bedürfnissen? Die gelehrten Väter sind selten gute Erzieher, und mit den begabten Töchtern vollends wissen sie sich schwer zu rathen. Die Gefahr ist nicht gering, daß diese zu Blaustrümpfen werden, wenn sie sich nicht auf andere Weise Luft machen. Eine dieser Göttinger Professorentöchter, Philippine Gatterer, hatte sich in den Kopf gesetzt, eine deutsche Sappho zu sein; Dorothea Schlözer machte dem Alten gar die Freude, sich den Doctorhut zu erwerben. Anders lief es mit Therese Heyne und Caroline Michaelis aus. Aus der Bücherwelt und der Gelehrtenstube strecken sie ihre Fühlfäden in die bunte, lebendige Welt hinaus. Caroline zumal will weder von gelehrten noch berühmten Frauen etwas wissen; mit all' ihrem gebildeten Sinn und Geschmack, mit all' ihrem Wissen und ihren vielseitigen Interessen möchte sie nur das Leben in sich und um sich möglichst reich und bedeutend gestalten. An seinen Schreibtisch gefesselt und in seine Folianten vertieft, bei zunehmenden Jahren verdrießlich und sich selbst überlebend, hat der Vater weder die Zeit noch die Gabe zu freier, bildender Mittheilung. Von der Mutter glaubt sich das Mädchen gegen ihre übrigen Geschwister zurückgesetzt — es zeigt sich keine Spur einer wohlthätigen mütterlichen Einwirkung. Wie stark drückt

sie sich gelegentlich über die „Zerrüttung" in ihrer Familie aus! Wie abgeneigt ist sie, nach dem Tode ihres ersten Mannes, in ihr elterliches Haus zurückzukehren! Es fehlt ihr ganz und gar nicht an Familiensinn. Viel zärtlicher und enthusiastischer als von ihrem Bräutigam spricht sie von einem Bruder, der, eben rechtzeitig zu ihrer Hochzeit nach längerer Abwesenheit aus Amerika in die Heimath zurückgekehrt ist. So liebevoll, so ernst, so verständig wie nur ein Vater oder eine Mutter es könnten, klug wie ein Buch, oder vielmehr viel klüger noch spricht sie einem jüngeren Bruder und einer jüngeren Schwester mit Rath und Vermahnung zu — ja, soviel an ihr war, hat sie mit anhänglichem Zartgefühl das Verhältniß mit den Ihrigen, namentlich auch zu der alten Mutter bis an deren Ende gepflegt; genug, soviel sich irgend sehen läßt: die Schuld, daß ihr das elterliche Haus nicht war, was es hätte sein sollen, war nicht die ihrige. Durch die Gesellschaft, durch freundschaftlichen Umgang, am meisten durch Lectüre hat sie sich selbst erzogen und gebildet. Wie bedeutend ihr von früh auf unter ihren Freundinnen Therese Heyne gewesen, verräth uns der Briefwechsel mit einer anderen Jugendfreundin, mit der seit 1780 an Gotter nach Gotha verheiratheten Luise Stieler, auf manchem Blatte. Es sprühte von mädchenhaftem Muthwillen und mehr als mädchenhaftem Witz, wenn die Beiden zusammenkamen. Witzige Billets gingen zwischen ihnen hin und her voll Anspielungen auf die gelesenen Bücher. „Therese und ich, wir geben uns dann zuweilen ein Rendezvous im Geist, denn was der Eine Merkwürdiges, Kluges oder besonders Dummes liest, wird sogleich zum Andern geschickt." Selbstverständlich, daß es zwischendurch auch Spannungen, wohl recht kindische Spannungen gab, mit Bösesein und Maulen und zärtlichen, thränenreichen Versöhnungen. Therese scheint dann doch meist die Veranlassung zu diesen tragischen Zwischenspielen gegeben zu haben. Gewiß nicht mit Unrecht entdeckte Caroline in ihrer wankelmüthigen Freundin eine unselige Anlage zur Falschheit, und wenn sie recht böse auf sie ist, will sie ihr „nicht die geringste Gutherzigkeit" zuerkennen. Andere Vorwürfe gelten ihrem allzufreien Wesen und ihrer Sucht zu blenden. Auch Carolinens Bruder, der junge Mann, der sich schon in der Welt umgesehen hatte und dem sich die Kleine im vollen Glanze ihrer Liebenswürdigkeit aufdrang, fand beim ersten Blicke, bei allem Respekt vor ihrem Verstande, „die Coquette und den Freigeist" in ihr. Nichts desto weniger blickt Caroline nicht ohne Bewunderung und nicht ohne Scheu zu der glänzenderen, selbständigeren, fertigeren Freundin hinauf. Sie folgt gern und leicht dem Spiel ihres Geistes, aber die Verwegenheiten dieses Geistes mißbilligt ihr Gefühl. Sie hat vor jener eine gewisse Unschuld und Bescheidenheit voraus, und den Gefahren der

Leidenschaft und der bösen Welt gegenüber hält sie noch recht kindlich auf gute Vorsätze und auf ernste sittliche Grundsätze. Ihre Entrüstung über den Herzog von Würtemberg, als dieser sich in Göttingen sehen ließ, den „Unterdrücker weiblicher Tugend,“ ist eine ganz aufrichtige Entrüstung und um keinen Preis möchte sie die Gräfin Hohenheim sein.

Entsprechend dieser Verschiedenheit der beiden Freundinnen gestaltete sich sofort ihr beiderseitiges nächstes Lebensloos. „Außerordentliche Schicksale sind für Theresen gemacht — sie haben ihren Gruud in ihr selbst,“ so schrieb Caroline, als der junge liebenswürdige Forster, der Weltumsegler, die Tochter Heyne's heirathete und sie mit sich nach Wilna führte. Sie selbst war damals bereits Mutter einer Tochter und lebte seit einem Jahre an der Seite eines braven und schlichten Mannes zwischen den Schindeldächern und Tannenwäldern von Clausthal. Da gab es viele einsame und melancholische Stunden zu Hause und viel Langeweile in den steifen und geistlosen Gesellschaften. Die Sorge für die kleine „Auta“ und für ein zweites Töchterchen, das Theresens Namen bekam, entschädigte die junge, lebensfrohe Frau wohl einigermaßen für so manche Entbehrung. Wenn sie aber zu Besuch in Göttingen gewesen oder einen lieben Gast von daher beherbergt hatte, so kam es ihr dann nur um so öder in ihrem kleinen Hauswesen vor. Mehr als je mußten die Bücher herhalten, deren sie nie genug haben kann und zu deren Herbeischaffung die Göttinger Freunde und Freundinnen ununterbrochen in Athem gesetzt werden. Die neusten Romane, englische und französische, die interessantesten Neuigkeiten der deutschen Litteratur, Winckelmann und Ossian, Stark und Garve, sogar Jacobi über Spinoza und Herder's „Gott,“ dazu Reisebeschreibungen, Memoiren und geschichtliche Sachen — nichts will sie sich entgehen lassen. Ach, wenn sie nur nicht all' die Herrlichkeiten immer allein verschlucken müßte! Höchstens vorloben und etwas daraus erzählen kann sie dem vom Morgen bis zum Abend beschäftigten Manne. Am liebsten wohl setzt sie sich vor ihren Schreibtisch, um sich mit Schwester Lotte oder mit der Freundin in Gotha auszuplaudern. Und Manches doch bleibt ihr auch da in der Feder stecken. Denn gewiß, wie wenig sie es verhehlt, daß sie sich von dem tristen Ort und den albernen Menschen hinwegwünscht: für unglücklich soll sie Niemand halten. Die Wahrheit ist: sie fand sich in ihr Loos; von ihrem heiteren Naturell unterstützt, gelang es ihrem Verstande, sich halb und halb zu überreden, daß sie glücklich sei. Sie war es ganz und gar nicht, wenn glücklich sein soviel heißt, als seine Kräfte frei entfalten und sich durch den vollen Gebrauch derselben gehoben fühlen. Stärker ohne Zweifel als sie es zu jener Zeit empfand, in erinnernder Empfindung übertreibend, hat sie es demnächst eingestanden. „Sie haben

mich in einer Lage gekannt," schrieb sie ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes an einen vertrauten Freund, „wo ich von allen Seiten eingeschränkt, durch den Druck meines eignen Gewichts niedersank." Zärtlichkeit nennt sie in einer anderen, noch stärkeren Stelle den „letzten Wahn der Liebe," der ihr ihr Schicksal erträglich gemacht habe. „Zu delicat, zu gut, zu sanft, diese wegzuwerfen — vielleicht auch zu sehr eingeengt — behielt ich sie bei, und sie lebt selbst noch in der Erinnerung, ob ich gleich mit Schauer und Beben an jene Zeit zurückdenke, und von ihr wie der Gefangene von dem Kerker mit einer schrecklichen Genugthuung rede."

Der Mann, dem sie sich mit solcher Offenheit mittheilte, mit einer viel tieferen und gründlicheren Offenheit als irgend einer ihrer weiblichen Vertrauten, war ein Freund des Heyne'schen und Forster'schen Hauses, und Forster, wenn Eifersucht in seiner Natur gewesen wäre, hätte vielleicht Ursache gehabt, über dieses Mannes Verhältniß zu seiner Therese einiges Unbehagen zu empfinden. Derselbe gehört zu jenen merkwürdigen Menschen, die trotz reicher Begabung und ausgeprägter Charaktereigenthümlichkeit wenig Spuren ihres Daseins hinterlassen. Die deutsche Litteratur bewahrt zur Noth seinen Namen, nicht, weil er sich so wenig mit ihr zu schaffen gemacht hätte, sondern weil er, bei aller Vielthätigkeit und allem litterarischen Bedürfniß, niemals einen Punkt zu treffen wußte, wo seine Eigenheit allgemein interessant hätte werden können, und sich daher, unbekümmert um Nachruhm, in dilettantischen Versuchen, zum Theil in Sonderbarkeiten erschöpfte. Die Gegenwart nennt Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer hauptsächlich nur als den Biographen Schröder's und auch als solchen kennen ihn die Wenigsten aus dem ungeschickt überladenen Werke, welches er dem Freunde zum Denkmal schrieb, die Meisten nur aus dem liebenswürdigen Buche, welches eine Freundin, ihm zum Denkmal, zusammenstellte. Der ebenso stattliche wie wunderliche Mann muß auf die Frauen eine ungewöhnliche Anziehungskraft ausgeübt haben. Caroline bezeichnet ihn, als ihre Schwester Lotte die Augen auf ihn geworfen hatte, als einen „gefährlichen Menschen", dessen edle Seele sich auf seinem Gesicht ausdrücke, und einen so sicher mache. Therese und Forster nennen ihn in ihren „Assad", weil man, so schreibt die Dame an Herder, so wie um Lessing's Assad, werben muß, um ihn zu bewegen, Zutrauen zu haben, wozu ihn doch sein offener Charakter so geneigt mache. Noch Anderes war in seinem Wesen, was Caroline unwiderstehlich anzog. Sie erblickte in dem stolzen Sonderling, dem Erregbaren, Vielseitigen, dem es unmöglich war, sich an irgend einen Ort oder Beruf für immer zu binden, ein Ebenbild ihrer selbst. Ein Dritter hätte die Aehnlichkeit schwerlich so groß gefunden. Allein so ging es ihr immer. Die ähnlichen Züge frap-

pirten sie; mit leidenschaftlichem Interesse ging sie ihnen nach, und unwillkürlich verwandelte sich dies Interesse in Theilnahme und Hingebung. Darüber vergißt sie die Grenzen und Unterschiede, deren klare Erkenntniß jedem derartigen Verhältniß allein Dauer geben kann. Ihre ganze Seele, die ganze Macht der Empfindung legte sie in das, was sie verwandt berührt; hier kennt sie dann keine Zurückhaltung; jeder Ton, um es schön und voll und erschöpfend auszusprechen, steht ihr zu Gebote, und so kömmt es zu Mittheilungen, deren vertraute Fülle und Tiefe weit über das hinausweist, was unter Männern Freundschaft heißt, und deren Ernst und Bestimmtheit doch von dem Bekenntniß der Liebe noch verschieden ist, mit dem sich ein Weib ohne Vorbehalt an das Herz des Mannes wirft. „Wie ich Sie kannte", schreibt sie am Beginn ihres Briefwechsels mit Meyer, „interessirten Sie mich aus meinem Geschmack und einer seltsamen Uebereinstimmung mit dem, was den leisesten, den halb unverstandnen Bildern meiner Phantasie schmeichelt". Gewiß, wenn sie je dazu gekommen wäre, den Entwurf ihres Romans „Gabriele" auszuführen, so würde jener Walter, den Gabriele nach dem Tode ihres Mannes kennen lernt, einige von den Zügen des unstäten Pilgers getragen haben, den sie jetzt auf seinen Kreuz- und Querzügen in Gedanken begleitete, den ihre Briefe in London und in Rom aufsuchten, den sie immer wieder in ihre Nähe lud. Wie sein Charakter so schien ihr sein Lebensweg eine seltsame Analogie mit dem ihrigen zu haben. Sie spricht von ihren beiderseitigen „vermuthlich in paralleler Linie fortlaufenden Sternen". Richtung und Ziel der Bahn des Freundes ist ihr ein Räthsel, mit dem sie sich so gern wie mit ihrem eignen Schicksal beschäftigt. Sie findet, daß dasjenige, worin sie verschieden sind, im Grunde nur die Verschiedenheit männlicher und weiblicher Art ist. So spricht sie von ihrer heiteren Ergebung in Vergleich mit seiner doch von Rückblicken nicht reinen Sorglosigkeit. So vergleicht sie sich ihm, da ja auch sie so wenig ein Eigenthum, eine sichere bleibende Stätte habe wie er. So sagt sie ihm voraus, daß sie bei persönlicher Begegnung ihm wohlthätig sein, daß er, auch wo sie von einander abwichen, „eine milde Gleichheit" wieder erkennen werde. So hält sie sich an ihn, so bietet sie sich ihm dar als einem Schicksals- und Gesinnungsgenossen: „Mancher scheint bestimmt, vom Zufall nichts zu hoffen und Alles zu fürchten zu haben — und ich habe Ihnen längst gesagt: da geb' ich Ihnen als Bruder die Hand".

Eines solchen Bruders, eines so intimen Freundes in der That, eines Mannes, der so ganz dazu geschaffen war, die Confessionen eines vollen Herzens zu empfangen und sie mit ungeschminkter Wahrheit zu erwidern, bedurfte die junge Frau in der Lage, in der sie äußerlich und innerlich

sich befand. Sie war nach Böhmer's Tode — Februar 1788 — in ihrer Eltern Haus zurückgekehrt und war noch eben zurecht gekommen, um Meyer, der bis dahin als Custos an der Göttinger Bibliothek thätig gewesen war, bei seiner Abreise nach England ein freundschaftliches Lebewohl zu sagen. Sie selbst vertauschte nach Jahresfrist, indem sie einer wiederholten Einladung endlich nachgab, den Aufenthalt im elterlichen Hause mit dem in ihres Bruders, des Professor Michaelis Hause in Marburg. Den Ausschlag für diese Entscheidung hatte die Rücksicht auf die Erziehung ihrer beiden kleinen Mädchen gegeben. Sie sollte leider, nachdem ein nachgeborener Knabe schon in Göttingen wieder gestorben war, an dem neuen Orte den Schmerz haben, noch eins der Kinder, ihren Liebling Therese, zu verlieren. Nicht dadurch allein aber wurde ihr der Aufenthalt in Marburg verleidet. Von Anfang an verstimmt, wurde das Verhältniß zu ihrem Bruder am Ende unerträglich. Zu der übrigen Gesellschaft hatte sie keinerlei nähere Beziehung; jede Mittheilung vielmehr — so sind ihre eigenen Worte, — welche ihr Freude machen oder ihren Kopf hätte beschäftigen können, hatte sie nur durch Briefe. So verließ sie endlich, im Sommer 1791, nach einem aufregenden Vorfall, über den wir aus dem leider vielfach beschnittenen Text der Briefe das Nähere nicht erfahren, ihr „verwünschtes Schloß", um für's Erste noch einmal eine Zuflucht, eine unfreiwillige Zuflucht, bei ihrer Mutter zu finden. Kurz vor oder kurz nach dem Tode des alten Michaelis traf sie hier ein. Sie stand an einem wichtigen Wendepunkte ihres Lebens. Nur aus ihrem Innern heraus ist derselbe zu verstehen, und aus ihren Bekenntnissen an Meyer eben lernen wir dieses Innere kennen.

In den kurzen Jahren ihres Ehestandes war ihr Wesen, ihr selbst unbewußt, zu einer bestimmteren Gestalt gereift. Sie war genöthigt gewesen, ihre leidenschaftlichen Wünsche und alle glänzenden Bilder ihrer Phantasie mit skeptischen Augen anzusehen, ohne sie doch ersticken zu können. Es war ihr zur Gewohnheit geworden, mitten unter Entbehrungen sich die Empfindung des Glücks vorzutäuschen. Jetzt auf einmal war sie frei geworden. „Es ist", schreibt sie dem Freunde, „so hell um mich geworden, als wenn ich zum ersten Mal lebte, wie der Kranke, der in's Leben zurückkehrt und eine Kraft nach der andern wieder erlangt und neue reine Frühlingsluft athmet und in nie empfundenem Bewußtsein schwelgt." Aber in dieser Empfindung des Genesenden ist selber ein Theil Täuschung, und immer zugleich lassen wenigstens die Krankheitszustände des Seelenlebens einige schwer zu vertilgende Spuren zurück. So war es bei der Heldin unserer Geschichte. Während sie sich mit Leidenschaft in das Gefühl ihrer Freiheit warf, schleppte sie noch etwas von den Fesseln nach sich, welche

das äußere Schicksal ihr nicht ganz hatte abnehmen können. Der große sittliche Gedanke, daß der Mensch sich mit Freiheit resigniren müsse, stellte sich ihr in der unklarsten Form schwankender Gefühle dar. In ihrem jungen, reichen, vielbewegten Herzen glaubte sie zu besitzen, was nur durch langen und schweren Kampf errungen wird. Es fehlte viel, daß sie wahrhaft frei und klar und wahrhaft gelassen gewesen wäre. Anwandlungen des keckſten, stolzesten Unabhängigkeitsgefühls sind begleitet von selbstzufriedenen Einbildungen unbedingter Bescheidung und Entsagung. Wunderbare Mischung von dem, was man eine schöne Seele nennt, und von leidenschaftlichem Streben, sich nach eigenem Belieben, in selbstgewählten Bahnen das Schicksal des Lebens zurechtzumachen! Zur Hälfte ist es, wie gesagt, das Ergebniß ihrer Erfahrungen und Erlebnisse, zur anderen Hälfte der Reflex jener starkgeistigen Stimmungen, welche die ganze damalige Generation mit ihrem Pochen auf die Rechte der Natur und des heilig glühenden Herzens durchdrang. Wie in den Dichtungeu, so finden sich in den Briefwechseln der Zeit diese Stimmungen in den mannichfaltigsten Tönen ausgesprochen. Eigenthümlicher und zugleich poetischer kaum irgendwo als in dem Briefwechsel dieser Frau, die ihren Geist frühzeitig an allem Bedeutenden der zeitgenössischen schöngeistigen Litteratur genährt hatte, welche innig vertraut mit den Jugenddichtungen Goethe's, die Freundin Bürger's und Gotter's war. Man hat die überschwengliche Empfindseligkeit, in welcher die schwächeren Geister sich gefielen, als das weibliche, die revolutionäre Leidenschaftlichkeit, mit der die stärkeren Geister dem inneren Sturm und Drang Luft machten, als das männliche Pathos unterschieden. In den brieflichen Bekenntnissen dieser Frau ist von Empfindseligkeit keine Spur, wohl aber verschmilzt in ihnen der Titanismus und der prometheische Trotz ganz wunderbar mit weiblicher Ergebung und Mäßigung und Frömmigkeit; es finden sich Stellen darin, deren Stil vielleicht hin und wieder ein wenig an andere Frauenbriefe aus jenen Tagen erinnert, denen aber nach Form und Inhalt keine Stelle etwa im Werther oder im Tasso, im Allwill oder Woldemar vollständig entspräche. „Ich fürchte", schreibt sie unter Anderm, „das Geschick und ich haben keinen Einfluß mehr auf einander: seine gütigen Anerbietungen kann ich nicht brauchen, seine bösen Streiche kann ich nicht achten. Wünsche hören auf, bescheiden zu sein, wenn in ihrer Erfüllung unsere höchste und süßeste Glückseligkeit läge; auf Wunder rechnet man nicht, wenn mau sich fähig fühlt Wunder zu thun, und ein widerstrebendes Schicksal durch ein glühendes, überfülltes, in Schmerz wie in Freuden schwelgendes Herz zu bezwingen". „Göttern und Menschen zum Trotz", schreibt sie ein ander Mal, „will ich glücklich sein, also keiner Bitterkeit

Raum geben, die mich quält — ich will nur meine Gewalt in ihr fühlen. Wenn es gelingt, dann ergreift sich das kindische Herz wohl noch auf einer süßen Regung des Danks gegen die Mächte, denen es Trotz bot". Die quälende Lage, in der sie sich in Marburg befand, ist es, die ihr diese Aeußerungen entlockt; aber wesentlich aus derselben Tonart klingen auch spätere Aeußerungen. Immer bildet die Zuversicht, mit der ein schönes Weib ihren Spiegel befragt, die Grundlage dieser Rechenschaft, die sie vor sich selbst und vor dem Freunde über ihr Inneres ablegt. Sie hat darüber, daß sie „gut" ist, nicht den mindesten Scrupel, an die Güte ihrer Natur, an die „Milde ihres Herzens" glaubt sie mit unerschütterlicher Unbefangenheit und spricht davon mit siegessicherer, ja — gestehen wir unsere Schwäche — mit bezaubernder Naivetät. „So bin ich", schließt sie das eine Mal die Schilderung ihrer starkgeistigen Resignirtheit und Heiterkeit; „war ich immer so? — nein, ich habe manchen Pfad des Schauens und Glaubens und Unglaubens betreten, ehe ich zu diesem reineren Gottesdienst zurückkehrte — zurück, denn gegründet lag er immer in dem sanften Muth meines Herzens; meine Handlungen folgten diesem Zuge, wenn auch meine Denkart wechselte, und, wenngleich nicht stark genug, stets die Fesseln eines widersprechenden Einflusses zu brechen, fand ich doch, mir selbst überlassen, den Weg bald, den ich nach einmal erlangter Freiheit unverrückt gehen werde. Entsagungen waren und bleiben nothwendig, um so zu genießen: also werd' ich nicht weichlich werden. Aber Genügsamkeit allein kann mich nicht befriedigen — sie wäre nur Begrenztheit, wenn nicht die Quellen nur vertauscht würden, aus welchen der Bessere am unersättlichsten zu schöpfen trachtet". Noch im Entbehren zu genießen, aus dem Leid noch Freude zu schöpfen, offen für jede sich darbietende gute Stunde zu bleiben und über die böse nicht zu klagen — „nicht aus Demuth, sondern aus Stolz": — so ist die Moral, über die ihr Verstand und ihre Erfahrung sich mit ihrem glücklichen Temperament verständigt hat. „Denn", sagt sie, „diese Moral habe ich mir nicht der Strenge wegen erfunden: ich konnte aber nie mit einer andern fertig werden. Vom Geschick hab' ich nichts gefordert, und bin ihm noch nichts schuldig geworden, als was es nicht versagen konnte. Lassen Sie mich davon abbrechen". —

Sie wurde auf starke Proben gestellt, diese zuversichtliche und selbstgenügsame, diese zugleich trotzige und zugleich weichliche Moral. Während sie noch, nachdem sie Marburg verlassen, über die Wahl ihres künftigen Aufenthaltes schwankte, wobei Gotha, Weimar und Mainz auf der Liste standen, hatte sie eine noch wichtigere Frage zu entscheiden. Ein würdiger und geistig bedeutender Mann nämlich, der Generalsuperintendent Löffler in

Gotha, selbst Wittwer, trug ihr, als sie sich besuchsweise im Gotter'schen Hause aufhielt, seine Hand an. Wenn nicht die ganze Einladung nach Gotha ein darauf abzweckendes Complot war, so thaten die Gotters doch ihr Mögliches, die Partie zu Stande zu bringen, und mit den Gotters hatte auch Meyer diese Verbindung für seine Freundin im Sinne gehabt. Allein die „cokette junge Wittwe", wie sie sich scherzend selbst bei dieser Gelegenheit nennt, setzte ihren Kopf gegen den ihrer Freunde. Lieber Freiheit, müßte sie auch mit Sorgen erkauft werden, als Gemächlichkeit in einem gebundenen Leben! Gegen diesen Grund, gegen die reine Entscheidung ihres innersten Gefühls gab es keine Appellation. „Für des lieben Gottes Staat ist's also besser" schreibt sie, und: „wer sicher ist, die Folge nie zu bejammern, darf thun was ihm gut dünkt". Hinter dem Motiv der Freiheit stand freilich noch ein anderes Motiv. Es gab noch einen zweiten Mann, für den sie in ähnlicher Weise, aber viel wärmer noch empfand als für Meyer. Nur wenige Zeilen, leider, finden sich in unserem Briefwechsel von diesem „wunderbaren Manne", wie Caroline ihn nennt. An Meyer gerichtet, zeigen sie, wie eingenommen er von Caroline war, wie durchbrungen von dem, was sie sei. Keiner der Briefe, die sie von ihm empfing, keine ihrer Antworten scheint erhalten zu sein. Aus wenigen Andeutungen müssen wir auf die Natur dieses Verhältnisses rathen; der „uneigennützige Freund" beschäftigt offenbar ihr Herz mit mehr als freundschaftlicher Theilnahme. Sie liebt; ihn liebt sie. Ihm allein, dem Stolzen, Seltsamen, Förmlichen und Strengen gegenüber fühlt sie „die Abhängigkeit, die das Herz auferlegt" — fühlt sie mit solcher Gewalt, daß sie sich vor sich selbst fürchtet, daß sie eben deshalb dagegen „rebelliren" möchte. Seine kühle Männlichkeit erscheint als der Zauber, der diese liebenswürdige Zauberin bezwang, und es sollte der Moment kommen, wo es nur an ihm gelegen hätte, ihr Ritter zu werden und mit ihrem Dank ihre ganze Hingebung sich zu verdienen. Tatter hieß der wunderbare Mann — auch Einer von denen, deren Persönlichkeit mehr wiegt als die Rolle, die sie in der Welt spielen. Denn diese Rolle war die schwierigste und undankbarste, die unscheinbarste jedenfalls, die ein charaktervoller und gescheuter Mensch sich auferlegen kann. Tatter, durch Georg III. aus bürgerlichen Kreisen in die Nähe des Hofs gezogen, war der Erzieher einiger der Hannöver'schen Prinzen, der Reisebegleiter des Prinzen August, Herzogs von Sussex, der nachmalige Vertraute des Prinzen Adolf, Herzogs von Cambridge. In dieser Stellung, ganz dazu angethan, aus Menschen Sklaven zu bilden, verbrauchte er seine Kraft dazu, sich mitten unter den einschnürenden Formen der Etikette geistliche Beweglichkeit und die edelste Unabhängigkeit zu bewahren. Es wurde ihm zur Le-

bensaufgabe, sich „durch die collidirenden Verhältnisse mit Ehren durchzufechten“ und sich dabei in dem Bewußtsein zu resigniren, daß es „Umstände außer ihm und Dispositionen in ihm gebe, die ihn von dem sogenannten Glücke ausschlössen“. Man begreift, welche Anziehung und welche Herrschaft ein solcher Charakter auf den selbständigen und doch so weichen, so anschmiegsamen Sinn Carolinens ausüben mußte. Kein Wunder, daß die Rücksicht auf ihn, ein leiser, vielleicht nur halb bewußter Wunsch, daß er ihr noch mehr werden könne als ein Freund, im Hintergrunde ihre Entschließung in Betreff der Gothaer Bewerbung lenkte.

Sie hatte Tatter gleich in der ersten Zeit ihrer Wittwenschaft in Göttingen kennen lernen. Eben damals aber war ihr im Hause ihrer Eltern auch der junge August Wilhelm Schlegel begegnet, und unwiderstehlich war dieser von dem Liebreiz der um vier Jahr älteren Frau ergriffen worden. Der talentvolle, damals nur erst zweiundzwanzigjährige Jüngling träumte in jenen Tagen noch unbefangener und zuversichtlicher als später von seiner dichterischen Bestimmung. Durch Bürger's Lob angefeuert, fand er sich höher noch durch die feinsinnige Theilnahme der schönen, sanften jungen Wittwe gehoben. Von ihren Lippen klangen seine Verse melodischer, ihre schmeichelnden Blicke, ihr gütiges Lächeln setzten ihn außer sich, in ihr erblickte er seine Muse, ja, die verkörperte Poesie selbst, von der er so viel wie möglich in sich zu saugen, der er „ewig Huldigung zu weihen, wie der allwaltenden Natur“ sich gedrungen fühlte. Er sollte diese Neigung theuer bezahlen. Ihm vor Allen wurde diese unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, diese Gabe, anzuziehen, ohne selbst einen Zug ernster Neigung zu fühlen, zu fesseln, ohne selbst sich fesseln zu wollen, verhängnißvoll. „Man liebt mich“, so schildert sie selber von Marburg aus diese Gewalt, die sie über die Menschen ausübte, „ohne daß ich darum werbe; man würde mich anbeten, wenn ich die Liebe unterhalten wollte.“ Sie sagt ein andermal in Beziehung auf solche Verhältnisse, die sich ihr aufdrängen, ohne daß sie mit Liebe auf sie eingehen könne, daß dieselben ein Gegenstand ihres Spottes würden. So wurde die Liebe des Jünglings, obgleich sie sein Dichtertalent gern anerkennen und pflegen und nähren mochte, ihr eben auch ein Gegenstand des Spottes. Während sie Tatter's männliche Zurückhaltung mit sehnsuchtsvoller Neigung erwiderte, so stieß sie das zudringliche Werben Schlegel's mit einer Schärfe zurück, die Herzlosigkeit erscheinen mußte, die aber zugleich die Indiscretion des eitlen, über seinen Hoffnungen und Einbildungen zu laut gewordenen Dichters treffen sollte. Der Gedanke, daß aus ihr und Schlegel ein Paar werden könne, wie wohl in Göttingen geschwatzt wurde, erschien ihr geradezu lächerlich. Er schrieb ihr wieder und immer wieder nach Marburg,

schrieb ihr mit einer Gluth und Ueberschwänglichkeit, von der wir uns aus den gleichzeitigen Gedichten an die Vergötterte eine Vorstellung machen können. Sie ihrerseits erklärte rundweg, daß sie „nicht entriren könne“; der Inhalt ihrer Briefe, so versichert sie gegen Schwester Lotte, werde „die Gabe haben, ihn verschwiegen zu machen“. „Ich habe“, heißt es abermals an Lotte, „einen Lorbeerstrauch, den ich für einen Dichter groß ziehe — sag' das Schlegeln, und ein himmlisches Resedasträuchelchen, eine Erinnerung, — sag' das Tattern.“

Es ist müßig, zu bedenken, ob es möglich gewesen wäre, daß eine Frau, die nach so vielen Seiten hin reizte, die sich im Genuß und in der Beherrschung so vieler persönlicher Verhältnisse gefiel, — daß diese Frau mit ihrem vielbewegten, gährenden Empfindungsleben, so weich und so stolz, so sinnlich bedürftig und so geistig lebendig, eine richtige Frau Generalsuperintendentin geworden wäre. Das Talent hätte sie schließlich wohl auch dazu gehabt, und der Kreis, der sie in Gotha umgeben haben würde, der Verkehr insbesondere mit der ältesten, aufrichtigsten und treuesten ihrer Jugendfreundinnen, mit der bescheidenen und verständigen Luise Gotter, würde sie voraussichtlich vor sich selbst geschützt und sie an ein mäßiges Lebensschicksal gewöhnt haben. Aber die Würfel waren nun gefallen: ein anderer glänzenderer und merkwürdigerer Stern, von dessen magischem Licht sie die Augen niemals hatte abwenden können, zog sie unwiderstehlich in seine Sphäre. Schon im Frühjahr 1790 hatte sie, während Forster's Abwesenheit, einen Monat in Mainz, wo Forster's inzwischen hinverschlagen worden, bei Therese zugebracht. Sie hatte da von Neuem erfahren, wie sehr sie, trotz der hellsichtigsten Einsicht in die Schwächen der Freundin, „an sie gezaubert“ sei, wie wenig sie, trotz aller Nebenbuhlerschaft, sich entbrechen könne, sie zu lieben. Sie wird gegen Meyer, der jetzt den scharfen Ankläger der ehemaligen Freundin Therese machte, gar nicht fertig, die Angeklagte zu vertheidigen und im Vertheidigen sie nur noch schärfer anzuklagen. Ueber keinen anderen Gegenstand ist sie wortreicher, kein anderer macht sie geistreicher, und doch — weil sie sich selber immer daneben stellt, weil immer etwas Eifersucht mit im Spiele ist — ein reines, festes, objectives Bild bekommen wir durch all' diese Schilderungen nicht. Ihr „überspannter Geist,“ — so schreibt sie von Theresen — ihre „Unglücksucht,“ in der sich „die convulsivischen Bewegungen einer großen Seele“ nicht verkennen lassen, ihre „Energie,“ die sie „intolerant“ und „einseitig“ macht, ihre Kühnheit, ihre Unruhe, ihre Eitelkeit, ihr Egoismus, ihre „Laster“ — daneben aber wieder ein sanfter Hang zu häuslichem Frieden, der sie unendlich liebenswürdig und für die Wenigen, denen sie sich widmet, „unaussprechlich wohlthätig“ macht: — es fällt schwer, diese Züge zu vereinigen, und

in der That, auch Caroline ist immer von Neuem durch so widersprechende Eigenschaften betroffen. Therese ist ihr „das interessanteste Schauspiel.“ Sie ist ihr mehr noch: ein außerordentliches Geschöpf, das sie anbeten — und gerade darum fliehen möchte. Wäre nur noch eine Wahl gewesen! Seit der Rückkehr von Gotha und dem dort von ihr ausgetheilten Korbe war es beschlossene Sache, aller entgegenstehenden Bedenken ungeachtet, sich in Mainz niederzulassen, und zu versuchen, wie sich auch neben der Herrschsüchtigen, Gewaltübenden die eigene Selbständigkeit behaupten lasse. Auf Theresens Freundschaft habe sie nie gerechnet; selbst ob diese ihr recht aufrichtig gut sei, zweifle sie; aber, „eine Art von Nebenbuhlerin,“ werde sie heilsam auf Therese wirken, sie hoffe, ihr nützlich zu werden, ihr Dienste, und gewiß nur edle Dienste zu leisten. So gehe sie mit getrostem Muth — „denn eine kleine Neigung hab' ich doch zu Unternehmungen, die wie eine Aufgabe aussehen.“

Die Aufgabe, die sie sich gestellt hatte, war wahrlich nicht leicht, und die edlen Dienste, die sie der Freundin zu leisten dachte, erforderten die zarteste Hand neben dem sichersten sittlichen Urtheil. Zart genug war die Hand, aber der reine, das Richtige klar erkennende Wille, der dieselbe hätte leiten müssen, war nicht durch die Zuversicht eines eigenwilligen schönen Herzens, daß gut sei, wozu es sich lebhaft getrieben fühle, zu ersetzen. Forster's Verbindung mit Therese trug den Keim des Verderbens in sich selbst. Es gehört zu einer glücklichen Häuslichkeit etwas mehr, als daß zwei Menschen — beide begabt und je in ihrer Weise liebenswürdig — sich gegenseitig einander interessant sind. Je länger je mehr machte sich der große Gegensatz in den Charakteren und Neigungen Beider fühlbar. Forster, eine höchst erregbare, zur Begeisterung für alles Gute und Schöne gestimmte Natur, immer in der Spannung idealer Anschauungen, in den Wallungen edler Gefühle lebend, war zugleich der schwächste und eitelste der Menschen, ein Mann, den fortwährend die Größe lockte und der doch nach Weiberart durch das Kleinste bestimmt werden konnte. Wie er mit diesen Eigenschaften das Urtheil der Nachwelt verwirrt hat, von den Einen bis in den Himmel gepriesen, den Anderen ein Gegenstand der Schmähung und der Verachtung — während Gerechtigkeit für ihn doch einzig in dem Gefühle des Mitleids zu finden ist: so war auch seine nächste Umgebung immer versucht, ihn zu lieben und immer gezwungen, sich von ihm abzuwenden. „Er ist der wunderbarste Mann,“ schreibt Caroline, „ich habe nie Jemanden so geliebt, so bewundert und dann wieder so gering geschätzt.“ Abwechselnd rühmt sie seine Liebenswürdigkeit und klagt sie über seine Unerträglichkeit. Und nun denke man sich neben diesen Mann ein Weib gestellt, das, klug und geistreich und lebhaft

empfindend, doch ohne wahre Theilnahme für sein ideales Streben, dafür aber von dem schärfsten Auge für seine Schwächen war. Nicht sie sieht zu ihm, sondern er zu ihr hinauf; er ist blind für ihre Fehler, sie übersieht ihn in den seinigen vollkommen. In seiner Reizbarkeit spielt er den launischen Tyrannen und bleibt doch in unmännlicher Verliebtheit an sie gefesselt: sie wiederum, ohne ihn zu lieben, hegt seine Eitelkeit, schmeichelt seinen Schwächen und herrscht auf diese Weise über ihn mit dem rücksichtslosesten, ungroßmüthigsten Egoismus. Das war, auch abgesehen davon, daß diesem Hauswesen jede geordnete wirthschaftliche Grundlage fehlte, ein unerquicklicher, für beide Theile qualvoller Zustand. Unheilbar aber mußte das Uebel werden, seit Therese, in sträflichem Mißbrauch von Forster's Unschuld und Vertrauensseligkeit, ihre Neigung jenem unseligen Huber zuwandte, der, durch den überlegenen Geist der Frau gefesselt, ihr bald mehr als ein Freund und Vertrauter wurde. Wohl ist es denkbar, daß alle diese Mißverhältnisse gemildert, zurechtgerückt und vor der Entwickelung zum Schlimmsten hätten bewahrt werden können durch die Dazwischenkunft einer klugen und redlichen Vermittlerin. Caroline Böhmer fehlte dazu, trotz des Scharfblicks für derartige Verhältnisse, trotz des feinsten psychologischen Verständnisses, die Gesinnung der Achtung vor dem pflichtmäßig Nothwendigen. Die uns vorliegenden Aktenstücke geben zwar keinerlei Anhalt für die Beschuldigung, daß sie in dem Verhältniß zwischen Therese und Huber die Mittlerrolle gespielt habe, und noch weniger bestätigen sie das Gerede, daß sie Theresen das Herz und die Treue ihres Mannes entwendet habe. Eine lange Zeit scheint sie sich über die wachsende Entfernung jener von diesem verblendet zu haben, und auch später noch hält sie es nicht für ihren Beruf „Forster die Augen zu öffnen.“ Unwillkürlich nichts desto weniger, durch ihre bloße Gegenwart hat sie ohne Zweifel dazu beigetragen, daß die Dinge die schlimmste Wendung nahmen. Indem sie fast ausschließlich in und mit der Forster'schen Familie lebte, so bildete sich eine natürliche Wahlverwandtschaft zwischen ihr und Forster wie andererseits zwischen Therese und Huber. Verstand es Therese, ihren Mann zu beschäftigen, zu unterhalten, und war sie ihm von dieser Seite unentbehrlich: Caroline that es ihr darin gleich, und sie that es mit noch größerer Milde, mit noch wohlthuenderer Sanftheit. Vor Allem aber: sie that es Theresen zuvor in der Antheilnahme an Forster's politischer Thätigkeit; sie schwärmte herzlich mit dem Schwärmer, sie theilte seine Meinungen, sie lauschte seinen begeisterten Reden und sah nicht ohne Bewunderung dem Gange zu, den sein sanguinisches Temperament, seine Eitelkeit, sein unreifer Idealismus ihn gehen hieß.

An allen Ecken und Enden kam jetzt den Erschütterungen der franzö-

sischen Revolution gegenüber die Haltlosigkeit der deutschen Lebens- und Bildungszustände an den Tag. Auch das, was in den Verhältnissen, in der Denk- und Empfindungsweise dieser Menschen ungesund war, wurde von dem großen weltgeschichtlichen Gericht mitergriffen. Auch für Forster und die Seinigen, auch für Caroline nahte die Katastrophe.

Seit Ende October waren die Franzosen in Mainz. Man kennt die Rolle, welche Forster spielte, wie ihm unter den Händen seine philosophische Begeisterung für die Freiheit, sein warmes und lauteres Interesse für Humanität in praktische Thorheit, ja in Verbrechen umschlug, wie das Rad, das er lenken zu können sich einbildete, einmal in's Rollen gebracht, ihn gewaltsam mit sich fortriß, wie er sich erst zurückhielt, dann mitmachte, um mäßigend einzuwirken, endlich im Strome mit fortschwamm, um sich vor dem Ertrinken zu retten — wie er der Genoß und das Werkzeug von Menschen wurde, die er verabscheute, wie er, eingeengt zwischen seinen Ueberzeugungen und dem so ganz davon verschiedenen, so unlauteren, so häßlichen, so verworrenen Lauf der Dinge, zerdrückt wurde und sterbend nur eben den Glauben an die Zukunft der Ideen rettete, welche auszuführen er so völlig ohnmächtig gewesen war. Schon Anfang December hatte ihn seine Frau verlassen. Sein Haus war verödet. Sein Herz war verwundet. Sein Geist war voll von widersprechenden Empfindungen und Antrieben. Nur Caroline war bei ihm geblieben. Ausdrücklich übertrug ihr Therese die Liebe und Sorge für ihren Mann, welcher sie selbst sich mit unverantwortlichem Egoismus entzogen hatte. Dies allein hielt sie in Mainz. Es hielt sie vollends, obgleich sie schon im Januar den Schauplatz so vieler Verwirrung hatte verlassen wollen, nachdem Therese und Huber offener mit ihren Absichten hervorgetreten, seit die Trennung erklärt war. Nunmehr versah sie, um ihren eigenen Ausdruck zu brauchen, bei Forster „das Amt einer moralischen Krankenwärterin" — kein leichtes Amt, denn wir dürfen es ihr gern glauben: die Stimmung des Kranken war so schwankend, daß es alle unermüdliche Geduld weiblicher schwesterlicher Freundschaft erforderte, ihn zu ertragen.

In der That, alle ihre Aeußerungen über Forster und über ihre Empfindungen für ihn stimmen so genau zusammen, daß jeder Verdacht, es habe sich um mehr als die uneigennützigste Freundschaft gehandelt, verschwinden muß. Für's Erste schützte sie gegen jede Verirrung dieser Empfindungen schon die Liebe zu Tatter. Die ganze Ungeduld eines Mädchens, welches mit klopfendem Herzen dem Geliebten sich entgegensehnt, ist in den Zeilen, in denen sie ihre Erwartung eines Wiedersehens, einer Verständigung mit Tatter ausspricht, als derselbe im Sommer 1792 in Begleitung des Prinzen Friedrich August — sie wußte nicht, ob über

Mainz oder an Mainz vorbeireisen würde. Er hatte sich von ihr entfernt, sie vernachlässigt, er hatte sich nach ihrer Meinung darüber gegen sie zu rechtfertigen. Wird er so unnatürlich, so unmenschlich, so wunderbar sein, sich und ihr die Freude zu versagen, die er „haben und geben könnte?" „Mir ist," schreibt sie, „seine Rechtfertigung theurer wie das Wiedersehn. Getadelt habe ich ihn mehrmals um ähnlicher Ursachen willen, und er zwang mich mit der Hartnäckigkeit und Sanftmuth, die ihm eigenthümlich ist, seine Gründe zu ehren, wenn sie auch nie die meinigen gewesen wären. Hätte ich mit Mangel an Liebe zu kämpfen, so wär' der Kampf bald zu Ende — aber ich streite gegen ein sonderbares Wesen, das mich anzieht und mich zur Verzweiflung bringt, weil es meine Gewöhnlichkeit nicht anerkennen will, und seine Ansprüche auf Glück aus Stolz nicht verfolgt, das sein Leben für mich gäbe, und meine heißesten Wünsche unerfüllt läßt — ein Mensch, zum Einsiedler geboren, der sich der Liebe hingab wie ein Kind — der gefühlvollste Stoiker, der aus Empfindlichkeit gegen Freiheit sich unnöthige Ketten anlegt und die liebsten Pflichten schlechter beobachtet als die überflüssigen." Und diesmal doch hatte es die Liebe über den Stoicismus davongetragen. Der eigensinnige Mann war wirklich gekommen. Eben als man in Mainz bereits dem Einfall der Franzosen entgegensah, Ende September, war er ein paar Tage bei ihr gewesen. „Und ich bin glücklich!" so fügt sie der Meldung dieses Ereignisses hinzu.

Das Glück sollte leider nicht dauern und die daran geknüpften Hoffnungen sich nicht erfüllen. Als im December ihre Lage in Mainz mißlicher, ihre Zukunft unsicher zu werden anfing — an wen hätte sie sich mit größerem Rechte wenden können als an Tatter? Mit Freuden hätte sie ihm gehorcht, wenn er sie aufgefordert hätte, Mainz zu verlassen. Er antwortete statt dessen nur, daß er in Verzweiflung sei, nichts für sie thun zu können. Da rissen diese Bande, die festesten, die ernstesten, die es bisher für sie gegeben hatte. Der Mann, den sie so wahrhaft geachtet, den sie so heiß geliebt, von dessen Liebe zu ihr sie so überzeugt gewesen war, er erschien jetzt nicht blos, wie so oft schon, seltsam — er schien, in ängstlicher Rücksicht auf seine Stellung, nicht einmal männlichen Muth genug zu haben, sich ihrer anzunehmen. „Der einzige Mann, dessen Schutz ich je begehrte, versagte ihn mir. — — Er wollte nicht glücklich sein — und *für mich verfloß die Zeit auch*, wo *Entbehrung Genuß ist*. — — Meine Geduld brach, *mein Herz wurde frei*, und in dieser Lage, bei solcher Bestimmungslosigkeit meinte ich nichts Besseres thun zu können, als einem Freund trübe Stunden erleichtern und mich übrigens zu zerstreuen."

Der Freund, wie wir wissen, war Forster, aber das Amt der mo-

ralischen Krankenpflege — forderte „Zerstreuung." Wir sind mit unserer Erzählung bei einem Punkte angelangt, wo wir uns entschließen müssen, indiscreter zu sein als der Herausgeber der vorliegenden Briefsammlung. Die Thatsache, die durch uns vorliegende handschriftliche Documente zweifellos beglaubigte Thatsache, daß Caroline, nachdem „ihr Herz frei geworden," ihre Person verschenkte, daß sie sich für das Fehlschlagen ihrer heißesten Wünsche und für die aufreibende Sorge um Forster, für allen Schmerz und alle Langeweile in den Armen eines Franzosen entschädigte — diese Thatsache ist mit zwei Worten erzählt, aber nicht ebenso schnell begreiflich gemacht. Wenn die Sünderin selbst darüber befragt werden könnte, so würde die Antwort unfehlbar lauten: es habe ihr so gefallen, und für die Güte ihrer Handlungen sei ihr die Willkür ihres eigenen Herzens ein hinreichender Bürge. Die ganze Gefahr, die ganze Unhaltbarkeit der Moral des willkürlichen Herzens liegt darin ausgesprochen. „Genügsamkeit allein kann mich nicht befriedigen" — dieses offene Bekenntniß, daß Genuß, egoistischer Selbstgenuß zuletzt auch der Maaßstab war, nach welchem sie die Pflicht der Entsagung, Tugend und allen Werth des Lebens maß, mag uns von vorn herein manches Straucheln erwarten lassen. Sie, die sich rühmt, nicht streng mit den Fehlern Anderer in's Gericht zu gehen, wird nicht strenger gegen sich selbst sein. Selbst ihrem scharfen Tadel jenes elenden Weibes, welches Schmach und Kummer auf Bürger's letzte Lebensjahre häufte, fügt sie die Versicherung ihrer Toleranz hinzu: „mein Liebesmantel ist so weit, als Herz und Sinn des Schönen geht." In Mainz macht sie eine übel beleumundete Frau — Frau Forkel — zu ihrer Hausgenossin mit der Versicherung, daß sie „gar keinen Haß gegen Sünder" habe. Aber dennoch — wie vertrug sich ihr Fehltritt mit ihrer Mutterliebe, einer Empfindung, deren verpflichtende Gewalt sie wiederholt anerkennt, die sie geradezu als den „Leitfaden" ihrer Lebensführung bezeichnet? Wie mochte sie, die nicht log, wenn sie versicherte, daß sie „einen tiefen Abscheu vor allem Niedrigen" habe, sich in eine Lage bringen, welche sie nothwendig erniedrigen mußte? Es sei so, wie sie in verkehrter Selbstbeschönigung sagt, sie könne nimmer glauben, etwas „an und für sich Böses" gethan zu haben, ihre ganze Schuld sei „Unvorsichtigkeit und Mangel an Klugheit:" — woher doch diese Unklugheit der klugen Frau, die so weise ihren Lebensplan dahin formulirt hatte, ihrer Existenz „den möglichst anständigen Anstrich für Andere, den anziehendsten für ihre eigene Phantasie" zu geben, und die so kläglich an diesem Probleme scheiterte? Offenbar, das Ganze ihrer Situation setzte, inmitten der allgemeinen Verwirrung und der Lockerung aller häuslichen, aller politischen und sittlichen Bande, zugleich mit ihrem Herzen ihren Kopf und ihre Phantasie in Ver-

wirrung. So lange sie blos zu entbehren gehabt hatte, war jeder bescheidene Genuß, mit Heiterkeit ergriffen, das Mittel, sie in liebenswürdigem Gleichgewicht zu erhalten. Jetzt waren ihr ihre theuersten Hoffnungen zu Schanden geworden; sie stand an einem Punkte, wo melancholische Geister verzweifeln. Da bedurfte es für sie eines stärkeren Gegengewichts, und für ihre „Güte" und ihren „Leichtsinn," für den „Muthwillen ihres Geschmacks" war das stärkste gerade gut genug. Wie um sich zu rächen nnd zugleich ihre Unabhängigkeit entscheidend an den Tag zu legen, schied sie sich für immer von dem Manne, der von allen allein ihre Liebe, ihre Achtung besessen hatte. Fast möchten wir sie mit einem ähnlichen Mitleid betrachten wie Forster. Beide fehlten in sehr verschiedener Weise, aber aus sehr ähnlichen Gründen nnd unter sehr ähnlichen Umständen. Auch bei Caroline scheint die Bewunderung für das französische Freiheitswesen, für die „erhabene französische Nation" und für die „höflichen wackeren Gäste" mitgewirkt zu haben. Gegen so viele Versuchungen hielt ihr Urtheil, ihre sonst so feine Klugheit nicht Stand. Sie bewies durch die That, was sie bei einer unschuldigeren Gelegenheit ausspricht, daß sie „Etourderien begehen könne, die wie Dummheiten aussehen," oder, wie es ein andermal heißt, daß es eine Eigenthümlichkeit ihres Kopfes sei, „treffenden Scharfsinn mit der unschuldigsten Begränztheit zu vereinigen."

Was sie von Therese gesagt hatte, daß außerordentliche Schicksale ihr durch ihr eigenes Wesen bestimmt seien — ebendas ließ sich jetzt auch von ihr sagen. Die beiden Rivalinnen hatten, jede in ihrer Weise, ihre Sache herzlich schlecht gemacht, und beide, beiläufig, fahren fort, sich wechselseitig Vorwürfe zu machen, sich zu hofmeistern und über einander zu erheben. Caroline zwar wehrte den Vorwurf der Abenteuerlichkeit eifrig von sich ab. Sie wollte auch in Mainz die „schlichte Caroline" geblieben sein, die eigentlich „geschaffen sei, nicht über die Grenzen stiller Häuslichkeit hinwegzugehen." Ihr Schicksal jedenfalls war das abenteuerlichste von der Welt. Sie büßte hart, und das Härteste war, daß sie äußerlich für Dinge zu leiden hatte, bei denen sie keine wirkliche Schuld traf, während die Schuld, die sie wirlich drückte, das erhebende Bewußtsein des Märtyrerthums nicht aufkommen lassen konnte.

Ihre Absicht, Mainz, dessen Belagerung durch die deutschen Armeen mittlerweile begonnen hatte, zu verlassen, war zuletzt durch Krankheit vereitelt worden. Am 24. März ging Forster nach Paris ab, um als einer der Deputirten des rheinisch-deutschen Convents den Repräsentanten der französischen Nation den Wunsch um Einverleibung in die fränkische Republik zu Füßen zu legen. Am 30. machte sich Caroline mit Frau Forkel und deren Mutter auf den Weg, um über Mannheim nach Gotha zu

gehen, wo Gotter's, bei denen sie sich angemeldet hatte, sie schon seit lange erwarteten. Auf ihre Namen hin in Frankfurt angehalten, werden die Frauen, in Folge einer verrätherischen Anzeige im deutschen Hauptquartier, festgenommen und nach der nahen Festung Königstein transportirt. Bis Mitte Juni werden sie hier in strenger, ja grausamer Haft gehalten, erst dann zu milderer Behandlung nach Kronenberg abgeführt. Die ausgesprochene Absicht war die, daß die Gefangenen als Geißeln für eine Anzahl nach Straßburg abgeführter Mainzer Bürger dienen sollten. Um Forster's willen insbesondere hielt man sich an Caroline, die das Gerücht und die allgemeine Meinung mit dem französischen Moniteur als die amie du citoyen Forster bezeichnete. Dieser daher sollte sie erlösen. Nicht ihre politischen Meinungen, nicht irgend welche politische Vergehungen — so weit hatte sie sich nie in das demagogische Treiben der Mainzer eingelassen, am wenigsten irgend einen Verkehr mit ihrem tollen Schwager Böhmer gehabt; — einzig ihr Verhältniß zu Forster war ihre Schuld, und dieses Verhältniß selbst war von der Art, daß weder er leisten, noch sie von ihm fordern konnte, was man erwartete. Welch' eine Lage für ein Weib! Lange Wochen hindurch ein ungesunder widerwärtiger Aufenthalt, die Sorge um ihre eigene hart angegriffene Gesundheit, verschärft durch die Sorge der Mutter um eine zärtlich geliebte Tochter, welche ihr Schicksal theilt, die Aussicht, ihre Freiheit vielleicht nicht eher als nach dem Ende der langwierigen Belagerung von Mainz wiederzuerlangen, und vor Allem, was sie wie billig am schwersten empfand, ihr Name vor der ganzen Welt beschimpft, den gehässigsten und absurdesten Verläumdungen preisgegeben, die sie Mühe hat, selbst ihren ältesten und intimsten Freunden auszureden!

An Versuchen, ihre Befreiung herbeizuführen, ließen es die treusten dieser Freunde nicht fehlen. Was ihnen nicht gelang, gelang dem Eifer ihres jüngsten Bruders Philipp, der, auf die Nachricht ihrer Lage aus Italien herbeigeeilt, sich mit vollständigem Erfolge an die Gerechtigkeitsliebe Friedrich Wilhelm's von Preußen wandte. So erhielt sie noch vor der Uebergabe von Mainz ihre Freiheit wieder. Aber obgleich keine Gefangene mehr, so war sie doch noch immer durch Rücksichten der verschiedensten Art gebunden. Während ihre persönlichen Umstände Geheimhaltung, Ruhe und Schonung erforderten, so war sie zugleich durch die politische Unduldsamkeit der Regierungen in der freien Wahl ihres Aufenthalts beschränkt. Vielleicht konnte die letztere Nothwendigkeit dazu benutzt werden, das Aergerniß der ersteren der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen; genug, sie schrieb an ihre Freundin in Gotha, daß sie auf den dringenden Rath derer, die das meiste Recht hätten sie zu berathen, für's

Erste nicht nach Gotha kommen, sondern sich irgendwo, etwa im Preußischen, unter fremdem Namen verborgen halten werde. Sie dachte zunächst an Berlin; denn dort lebte damals Meyer; bei ihm hoffte sie Hülfe jeder Art, Geheimniß und menschliche Theilnahme zu finden. Allein sie sollte hier nahezu dieselbe Erfahrung machen wie früher an Tatter. Der Freund, den sie ihres tiefsten Vertrauens gewürdigt, gegen den sie unwillkürlich so oft das brüderlich zärtliche Du gebraucht, dem sie gelegentlich mit unwiderstehlicher Schmeichelrede ein kleines Unrecht wie ein Kind abgebeten hatte — dieser Freund fand an den politischen Meinungen und Abenteuern Carolinens so wenig Geschmack, daß er, so scheint es, abwehrend antwortete. Zum Glück hatte sie sich schon vorher eines anderen Freundes erinnert. Rückhaltlos hatte sie sich A. W. Schlegel entdeckt. Sie nennt den Namen gegen Meyer nicht, aber die Genugthuung versagt sie sich nicht, dem weniger entgegenkommenden Freunde einen Spiegel vorzuhalten. „Wie ich," so schreibt sie ihm, „von Jedermann verlassen, mir allein nicht einmal die Möglichkeit zu sterben hätte verschaffen können, vertraute ich mich einem Mann, den ich von mir gestoßen, aufgeopfert, gekränkt, dem ich keinen Lohn mehr bieten konnte, wie es wohl in der Natur meines Vertrauens lag — und er betrog mich nicht."

Nächst dem Fehlen der Correspondenz mit Tatter ist es die empfindlichste Lücke unserer Documentensammlung, daß von allen in dieser früheren Zeit zwischen Schlegel und Caroline gewechselten Briefen keiner erhalten ist. Wie sie anfangs zu einander standen, wie schnöde sie ihn in seine Schranken gewiesen, haben wir oben von ihr selbst erfahren. Wie sich seitdem, während Schlegel noch immer in Amsterdam, Caroline in Mainz war, das Verhältniß weiterspann, können wir leider nur ungenügend aus den Briefen Friedrich Schlegel's an seinen Bruder herauslesen, und wir werden, da sich doch jener selbst über die Unvollständigkeit der brüderlichen Bekenntnisse beklagt, gut thun, lieber zu wenig als zu viel herauszulesen. Deutlich ist nur soviel, daß Caroline sich ein grausames Vergnügen daraus machte, die ganze Gewalt, zu welcher die Liebe berechtigt, über den jungen Mann zu üben, die Liebe selbst ihm zu versagen. Es kitzelt sie, ihm so viel zu sein; sie spielt seine Erzieherin, seine Lehrmeisterin; sie sieht ihn geradezu als ihr Geschöpf an. Sie bietet ihm das Stärkste und mischt dann immer wieder so viel Süßigkeit und Zuthulichkeit in die bitteren und grausamen Aeußerungen, daß der arme Vogel, auch wenn er sich einbildet, frei geworden zu sein, doch immer von Neuem zu ihr zurückkehrt. Sie sagt ihm das eine Mal, daß er nie ein großer Schriftsteller werden würde; sie versichert ihn ein anderes Mal, daß ihr für seinen Geist nun nicht mehr bange sei. Sie weiß sich ihm so wichtig

zu machen, daß er drauf und dran ist, ihr nach Mainz zu folgen, und sie lehnt dann wieder sein Kommen ab. Sie kleidet jetzt ihre Herrschsucht in so schmeichelnde Wendungen, daß er darin eine Verschreibung auf sein Glück finden zu dürfen glaubt, und rasch hinterher benimmt sie ihm seinen Traum, zerreißt sie jene Verschreibung, weil „sie fühle, daß es so in ihr liege," sie läßt ihn merken, daß ihr Herz einem Anderen gehört und will doch fortfahren, seine Briefe zu empfangen und zu beantworten. Gewiß, ein guter Rath, den Friedrich seinem Bruder gab, wenn er ihn auffordert, dem weiblichen Egoismus den männlichen entgegenzusetzen: „Deine Liebe zu ihr war nur Mittel zu einem hohen Zweck, den das Mittel zu zerstören droht — — Du hast sie nun gebraucht, und mit Recht wirfst Du sie weg, da sie Dir schädlich wird." Aber zu so ernstem, gänzlichem Bruch kann es der Bethörte nicht bringen — selbst dann nicht, als ihm in der Nähe eine andere Muse erschienen war, jene Sophie, deren seelenvollen Gesang er nun wieder in eleganten Sonetten feiert und deren Namen fortan in den Briefen neben Carolinens Namen in räthselhaften und halben Mittheilungen den Leser neckt. Der Briefwechsel zwischen Amsterdam und Mainz dauerte in der That fort, und Wilhelm's anhaltende Theilnahme an der Freundin bekundete sich namentlich in wiederholten und dringenden Mahnungen, einen Ort zu verlassen, über dem sich seit dem Ueberfall von Speyer und Worms immer drohender das kriegerische und revolutionäre Gewitter zusammenzog. Waren diese Mahnungen zuerst an der Begeisterung Carolinens für die „große Sache," später an ihren persönlichen Verwickelungen in Mainz abgeglitten, so nahm jetzt, als die Befürchtungen Wilhelm's sich in der schlimmsten Weise erfüllt hatten, das Verhältniß auf einmal eine ganz andere Wendung. Als sie nun, „angegriffen von allen Seiten, von denen ein Weib leiden kann," ein volles Bekenntniß und einen Hülferuf an ihn ergehen ließ — da verwandelte sich all' sein Selbstgefühl in ritterliches Pflichtgefühl. Er spannt alle seine Verbindungen an, um zu ihrer Befreiung mitzuwirken, er wetteifert mit dem Bruder Philipp ihr zu dienen, er macht sich auf die Nachricht von ihrer bevorstehenden Freilassung von Amsterdam los, er erscheint selber in Frankfurt und geleitet die Schutzbedürftige nach Leipzig in ein Asyl, das sie wohl den Empfehlungen Gotter's verdankte, in das Haus des Buchhändlers Göschen, — um alsbald nach Holland zurückzueilen. „Sie fühlen," so äußert sich Caroline über diesen Dienst aufopfernder Galanterie gegen Friedrich Schlegel, „welch' ein Freund mir Wilhelm war. Alles, was ich ihm jemals geben konnte, hat er mir jetzt freiwillig, uneigennützig, anspruchslos vergolten, durch mehr als hülfreichen Beistand. Es hat mich mit mir ausgesöhnt, daß ich ihn mein nennen konnte, ohne

daß eine blinde, unwiderstehliche Empfindung ihn an mich gefesselt hielt. Sollte es zu viel sein, einen Mann nach seinem Betragen gegen ein Weib beurtheilen zu wollen, so scheint mir doch Wilhelm in dem, was er mir war, Alles umfaßt zu haben, was man männlich und zugleich kindlich, vorurtheilslos, edel und liebenswerth heißen kann."

Von Leipzig nämlich, wo ihres Bleibens nicht sein konnte, da sich an ihr Erscheinen bald die bedenklichsten Gerüchte und Vermuthungen knüpften, war sie nach einem nahen Altenburgischen Ort übergesiedelt und erfreute sich hier der Fürsorge Friedrich's, der damals noch in Leipzig lebte und von seinem Bruder während eines Rendezvous in Hannover die nöthigen Aufträge empfangen hatte. Mündlich und schriftlich verkehrte er mit Caroline und stattete dem Bruder fortlaufenden Bericht über ihr Befinden ab, bis er endlich am 4. November von seiner Pathenschaft bei der Taufe eines kleinen citoyen berichten konnte. Auch er empfand die volle Gewalt der unwiderstehlichen Frau und sollte ihr für jetzt und auf Jahre hin unendlich viel verdanken, bis dann auch er preisgegeben und — nicht ohne eigne Schuld — von dem Stachel getroffen wurde, mit dem diese Rose verletzen konnte, nachdem sie durch ihren Duft erfreut hatte. Mit dem ihm eignen Scharfblick hatte er früher über Caroline geurtheilt, als er sie nur erst aus des Bruders Mittheilungen und aus den Bruchstücken ihrer Briefe kannte. Die Hoheit und das Feuer ihres Geistes hatte ihn hingerissen; die Naivetät ihres Egoismus, ihre Sucht zu beherrschen und sich huldigen zu lassen, hatte er nicht minder durchschaut, ja in einzelnen scharfen Aeußerungen hatte er mit richtiger Witterung die gefährlichste Seite ihres Wesens bezeichnet. „Aber der Augenblicke", schreibt er am 21. November 1792, „wo sie Buhlerin war, sind doch wohl nicht wenige gewesen? Und sollte sie wohl, wenn die Guten fehlen, mit den Schlechten sich begnügen?" Jetzt sah er sie, und jetzt — wie eingeweiht er auch in ihre Vergangenheit war — sah er nur die Schöne und Gute, die Außerordentliche und Liebenswürdige in ihr. Nun erst begreift er ganz, was sie dem Bruder gewesen, nun beugt er sich vor der Ueberlegenheit ihres Verstandes, nun ist er erstaunt zu finden, was er so nicht erwartet: Einfachheit und einen „ordentlich göttlichen Sinn für Wahrheit", er spricht das gewiß richtige Wort, daß man sie nicht kennen könne, wenn man sie nicht liebe oder von ihr geliebt werde, und er hat alle seine Besinnung nöthig, um sich selber vor einem leidenschaftlichen Verhältniß zu ihr zu bewahren. „Sie hatte gewählt und hatte sich gegeben", heißt es in der Lucinde, „ihr Freund war auch der seinige und lebte ihrer Liebe würdig. Julius war der Vertraute. Darum drängte er alle Liebe in sein Innerstes zurück und ließ da die Leidenschaft wüthen,

brennen und zehren; aber sein Aeußeres war durchaus verwandelt, und so gut gelang ihm der Schein der kindlichsten Unbefangenheit und Unerfahrenheit und einer gewissen brüderlichen Härte, die er annahm, damit er nicht aus dem Schmeichelhaften in's Zärtliche fallen möchte, daß sie nie den leisesten Argwohn schöpfte". Der Roman stilisirt nur etwas umständlicher und pomphafter, was der Verfasser sechs Jahre früher über seine Kämpfe und über des Opfer seiner Enthaltsamkeit an Wilhelm schrieb: „Ich setzte mich also in das einfachste, einfältigste Verhältniß zu ihr, die Ehrfurcht eines Sohns, die Offenheit eines Bruders, die Unbefangenheit eines Kindes, — die Anspruchslosigkeit eines Fremden."

Doch der Zusammenhang des Lucinderomans mit dem Eindruck, den Caroline auf Friedrich machte, soll hier nicht wiederholt nachgewiesen werden. Dieser Eindruck gipfelt in dem Bekenntniß, daß er, „durch sie besser geworden." Drei Jahre später schrieb er ihr: „Was ich bin und sein werde, danke ich mir selbst, daß ich es bin, zum Theil Ihnen," und an diese Worte mochte sie sich erinnern, wenn sie in der Lucinde auf die Stelle kam, wo es von Julius heißt, die Vergötterung seiner erhabnen Freundin sei für seinen Geist „ein fester Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt" geworden, nun erst habe er den Muth zu ernsteren Anstrengungen gewonnen, nun erst den hohen Beruf zur göttlichen Kunst in sich erkannt. Den Einfluß, den Caroline übrigens, jetzt und weiterhin, auf Friedrich's Ansichten und auf seine Schriftstellerei übte, wird man nicht zu übertreiben, sondern bestimmt zu begrenzen haben. Seine Recension über Condorcet im Philosophischen Journal verdankt wohl der Anregung Carolinens ihren Ursprung; seine sonstigen philosophischen Aufsätze, auch den über den Republikanismus nicht ausgenommen, wären so wie sie sind, wohl auch ohne sie entstanden. Auf ihre Anregung ist ohne Zweifel die apologetisch warme Charakteristik Forster's im Lyceum zurückzuführen. Bei der Schilderung weiblicher Selbständigkeit in dem Aufsatz über Diotima schwebte ihm gewiß das Bild der Freundin vor, die er gelegentlich „selbständige Diotima" anredet: seine übrigen Arbeiten über die Griechen verdanken der Freundin wenig oder nichts; denn hier war er der Lehrmeister; Caroline war der klassischen Sprachen unkundig und erst allmählich lernte sie Einiges von den Alten aus Uebersetzungen kennen. Der „Frauenbrief," den er ihr über die Griechen, zur Zeit des Athenäums, schreiben wollte, ist ungeschrieben geblieben, und die Kritik, die er sich von ihr über seine Geschichte der griechischen Poesie, von ihrem „ganz menschlichen Standpunkt" erbat, scheint sie ihm schuldig geblieben zu sein. Wie hätte nicht die Poesie, die durch ihr ganzes Wesen ergossen war, dazu beitragen sollen, ihm seine eigne Empfindung für die Herrlichkeit alter und

neuer Kunst zu steigern und zu dolmetschen? Allein die Härten seiner Empfindungsweise mochten höchstens dadurch gemildert, nicht zu wohlthuender Harmonie aufgelöst werden. In einem einzigen Punkte unterlag er nach längerer Gegenwehr dem vereinigten Einfluß Wilhelm's und Carolinens. Caroline nahm warmen Antheil an Bürger, dem Menschen und dem Dichter, wie wenig sie auch gegen das Niedrige in seinem Dichten blind war. Gotter's Zauberinsel, von der sie nach ihrem Besuch in Gotha, im Herbst 1791, Bürger erzählt hatte, war damals der Anlaß geworden, daß dieser seine mit Schlegel begonnene Uebersetzung des Sommernachtstraums wieder hervorgesucht hatte, „und Madame Böhmer und ich," so heißt es in einem Bürger'schen Brief, „haben uns vorgenommen, dem Burschen förderſamst gemeinschaftlich das Wasser zu besehen." Es wird Niemand leicht ein Verehrer Schiller's sein, der über Bürger anders denkt als der Verfasser jener famosen Recension in der Litteraturzeitung, die, nach Carolinens Ausdruck, den armen Bürger „um alle menschliche Ehre recensirte." Von Goethe's Dichterwerth vollends ganz durchdrungen zu sein und dabei doch gegen die Größe Schiller's gerecht zu sein, ist uns Heutigen vielleicht nicht schwer: es war damals, als dem Werther und Tasso und Wilhelm Meister nur erst die Schiller'schen Erstlingsstücke und seine philosophisch-rhetorische Lyrik gegenüberstand, nahezu unmöglich, so unmöglich, wie es bis in den Anfang der neunziger Jahre den beiden Dichtern selbst war, sich ohne Eifersucht einander anzuerkennen und zu lieben. Caroline war von den reinen Naturlauten, von der unübertriebenen Wahrheit, von der milden Schönheit und Klarheit, von der Innigkeit und Süße der Goethe'schen Poesie in allen Fibern ihres Wesens ergriffen. In diesen Dichtungen fand sie sich selbst wieder. Wenn sie die Iphigenie las, wenn sie sich in der Musik dieser Verse wiegte, so war sie selbst Iphigenie. Sie empfand, sie liebte Goethe mit der ganzen Kraft weiblicher Hingebung, mit der ganzen Ausschließlichkeit weiblicher Leidenschaft und Parteilichkeit. Um so viel sie von der maßhaltenden Fülle Goethe's angezogen war, um so viel stießen sie die „Riesenideen" des Dichters der Räuber ab; sie hatte mit Antheil die Anfänge des Don Carlos gelesen und doch auch da schon mit feinem Ohr an der „Sprache des Schwabenlands" Anstoß genommen. Ein Gedicht aber wie Ideal und Leben erschien ihr als eine „gewaltsame, alle irdische Hülle entzwei sprengende Production." Sie, die mit Wilhelm Meister die „schweren Ideale" verabscheute und an dem Charakter der Deutschen es nicht leiden mochte, „daß sie schwer über Allem werden und Alles schwer über ihnen" — wie hätte sie Geschmack finden können an der immer mit dem Höchsten ringenden, gleichsam heroisch arbeitenden Phantasie des tugendhaftesten und

habensten der Dichter? Mit Wegwerfung spricht sie von den „gereimten
letaphysiken und Moralen und den versificirten Humboldt'schen Weiblich-
iten" — und nicht lange, so sprach ihr Friedrich diese Urtheile nach,
it denen sie längst schon — schon in Göttingen — Wilhelm auf ihre
eite gebracht hatte. Sie ist es gewesen, welche die Stimmung der ro-
antischen Schule gegen Schiller geradezu in's Leben gerufen, welche den
iden Schlegel und durch diese Schleiermacher, vielleicht auch Harden-
rg, am entschiedensten endlich Schelling ihre eigene Abneigung und par-
iische Ungerechtigkeit gegen den großen Dramatiker eingeflößt hat. In
n Debatten mit seinem Bruder hält Friedrich, der eine natürliche Sym-
ithie für das Schiller'sche „Streben nach dem Unendlichen" hatte, ge-
iume Zeit Stand: erst Carolinen gelang es, ihm die Verehrung für die
röße Schiller's und für den begeisterungsvollen Schwung seiner Dich-
ngen hinwegzuspotten, und sofort war es seine Unbesonnenheit und die
immbreiste Offenheit, mit der er die Pointen Wilhelm's und Carolinens
verschärfter Formulirung zu Markte brachte, wodurch der unheilbare
ruch zwischen Schiller und der neuen Schule des Athenäums herbeige-
hrt wurde*).

Nur bis Mitte Januar 1794 — um unsre Erzählung wieder auf-
nehmen — blieb Friedrich in Carolinens Nähe; er bewerkstelligte um
ese Zeit seine längst beabsichtigte Uebersiedelung nach Dresden. Caroline,
e inzwischen in ihrem Versteck auch einen Besuch ihres Freundes Meyer
habt und sich mit ihm wiederausgesöhnt hatte, wagte es, Anfang Fe-
nar nach Gotha in das Gotter'sche Haus zu gehen, erfuhr aber bald,
iß sie noch immer eine Geächtete sei. Aus ihrer Vaterstadt, wohin sie
rer Verwandten wegen im August eine Reise unternahm, wurde sie
rch ein officielles Rescript ausgewiesen — eine Maaßregel, die sogar
ich sechs Jahre später aufrecht erhalten wurde! Aber empfindlicher noch
s Verdict, welches die gesellschaftliche Meinung in Gotha über sie fällte.

*) Es ist dies einer der Punkte, in denen der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes seine Darstellung in der „romantischen Schule" (Berlin 1870) auf Grund der Waitz'sche Publication zu berichtigen oder zu ergänzen wünschen mußte. Stillschweigend enthält sein Aufsatz solcher Ergänzungen mehrere. Es sei jedoch bei dieser Gelegenheit gestattet, ausdrücklich ein gröberes Versehen zu berichtigen, welches in genanntem Werk S. 154 begangen ist. A. W. Schlegel's „Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache" können nicht unter dem Eindruck von Schiller's Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung geschrieben sein, wie dort gesagt ist, da die beiden ersten jener Briefe zugleich mit dem ersten Abschnitt der Schiller'schen Abhandlung in den Horen erschienen. Demselben sachkundigen Kritiker, der den Verfasser hierauf aufmerksam gemacht hat, verdankt er auch den Nachweis, daß die A. W. Schlegel'sche Recension von Bürger's hohem Liede („romantische Schule" S. 869) im Neuen Deutschen Museum, Februar und März, steht. Daß S. 871 statt Koburg, Marburg zu lesen ist, bedarf nach Obigem kaum der Erwähnung.

Sie fühlte sich als eine politisch und moralisch Ausgestoßene und hatte noch einmal ihre ganze Fassung nöthig, um unter der doppelten Last der Schuld und der Verläumdung, des eignen Bewußtseins und der Lieblosigkeit Andrer nicht zu erliegen. So schreibt sie in der weichsten Stimmung an den einzigen ihrer Freunde, dessen Mitleid und Hülfe ihr werther als Alles gewesen wäre. Wir wissen nicht, wie ihre gleichzeitigen Briefe an W. Schlegel lauteten: die an Meyer sind von einer bestrickenden Offenheit und Vertraulichkeit, hinter der sich eine unverkennbare Absichtlichkeit versteckt. Sie zieht ihn ganz in das Geheimniß ihrer Lage, sie läßt ihn auf den Grund ihres Kummers blicken. An seinem Urtheil, an seinem Rath über ihre Zukunft ist ihr Alles gelegen. Sie will, scheint es, erproben, wie tief ihre Freundschaft für ihn, seine Freundschaft für sie geht. „Obwohl ich Deiner nicht so gewiß bin, wie mein selbst.“ „Ich konnte fürchten, daß die Menge der Anklagen endlich Ihre gute Meinung ermüdete, zumal wenn sie Ihnen da vorgetragen würden, wo Dein Ohr gern hinhorcht und Dein Auge Dich das Interesse an Abwesenden vergessen läßt. Mit Deiner guten Meinung ist dann unsre Freundschaft hin — Du mußt über mich urtheilen wie ich es selbst thue, oder ich kann Deine Theilnahme und Deinen Rath nicht mehr wollen.“ In dem Wechsel zwischen dem fremden Sie und dem vertrauten Du spiegelt sich gleichsam die Unsicherheit ihrer Meinung und Erwartung; es ist, als ob sie fragend das Auge zu ihm erhöbe — fragend und bittend, schmeichelnd und gebietend, jetzt widersprechend und jetzt begütigend, jetzt zürnend und jetzt neckend. Aber der Freund war spröde, er wollte nicht verstehen, und „wickelte sich in Geheimniß.“ Von Berlin hatte er ihr auch jetzt wieder abgerathen. Es klingt wie ein Ultimatum, wenn sie ihm endlich, im Verlauf der Durchsprechung ihrer Projecte, zu verstehen giebt, daß sie, wenn es sich mit der neuerdings in Aussicht genommenen Niederlassung in Dresden zerschlüge — nach Holland gehen würde. Zum ersten Mal erwähnt sie dabei gegen ihn der beiden Schlegel, die er zwar nicht leiden könne, denen sie aber nicht umhin könne, einen gewissen Einfluß auf ihr Schicksal einzuräumen. Nach Holland also — „parti, qui leverait tout embarras et couperait tous les noeuds de ma situation embrouillée.“

Und diese Lösung, obwohl sie sichtlich nur widerstrebend sich ihr fügte, nahte wie ein unvermeidliches Schicksal. Die kluge Therese hatte ihr brieflich einen weisen Rath gegeben; wenn sie hinfort mit Männern in Verhältnisse komme, so möge sie sich aus Liebe, aber nicht aus Ueberdruß, Spannung, Verzweiflung geben; Tatter müsse sie verlernen, und Schlegel habe sie wohl retten können, führen könne er sie doch schwerlich. So weise der Rath war: gerade da er von dieser Seite kam, von der-

jenigen, die ihr „so unendlich viel Böses gethan," so wirkte er vielleicht das Gegentheil. Ueber die Eifersucht auf die holländische Sophie konnte Caroline leicht hinwegkommen, wenn Wilhelm sich über die Eifersucht auf einen Anderen — wenn er sich über das hinwegsetzte, worüber kein Mann von Ehre hinauskommen sollte. Die Wahrheit ist: er sah noch immer in der Verbindung mit der verführerischen Frau das höchste Glück seines Lebens, und Bruder Fritz that das Seinige ihn darin zu bestärken und ihn zur Beschleunigung seines Vorhabens zu drängen. Der Plan mit Holland zwar wurde verworfen. Dresden mußte aufgegeben werden, da hier die politischen Schwierigkeiten sich unüberwindlich zeigten. Caroline fand endlich im April 1795 in Braunschweig, wo jetzt ihre Mutter lebte, einen neuen Zufluchtsort, und dorthin entschloß sich nun Wilhelm, nachdem er seine Stellung in Amsterdam aufgegeben hatte, ihr zu folgen. Schon im Juli war er wieder in Deutschland, wenige Wochen später traf er in Braunschweig ein. In Carolinens Briefen ist nun von dem „Exfreund Meyer" die Rede. Die Verbindung mit Schlegel ist beschlossene Sache, und nur darüber schwankt man noch, ob dieselbe feierlich sanktionirt werden soll, andrerseits darüber, an welchem Ort im Vaterlande, oder ob jenseits des Rheins, vielleicht gar jenseits des Meeres das neue gemeinsame Leben versucht werden soll. Alles fügte sich scheinbar außerordentlich glücklich. Auguste, das anmuthig sich entwickelnde Mädchen, war seit Kurzem wieder das einzige Kind ihrer Mutter: für Wilhelm eröffnete sich in Jena durch Schiller's Vermittlung ein ehrenvoller und einträglicher litterarischer, vielleicht später ein akademischer Wirkungskreis. Das Alles, das Zureden der Verwandten — am meisten doch ohne Zweifel Carolinens eigener Wille, ihr Wunsch, „sich und ihrem Kinde in ihrer zerrütteten Lage einen Beschützer zu sichern," gab den Ausschlag. Am 1. Juli 1796 wurden sie in Braunschweig getraut.

Es war von Wilhelm's Seite der falscheste Schritt seines Lebens. Jede denkbare Warnung war ihm, wenn er auch nur seine Ehre befragte, zu Theil geworden: er ging blind in sein Schicksal, er schürzte selbst den Knoten, den er nachher nicht einmal Manns genug war, mit eigener Hand zu lösen. Mit vollem Bewußtsein, mit rücksichtsloser Offenheit gegen den Freund, die keine Zärtlichkeit, keine Schmeichelei übertünchen konnte, that Caroline den Schritt. Sie spricht sich und Schlegel das Urtheil selbst, wenn sie sechs Jahre später mit dem Zugeständniß, daß ihr Schlegel immer nur ein Freund hätte bleiben sollen, die Aeußerung verbindet, daß von beiden Seiten die Ehe als eine Ehe mit Vorbehalt geschlossen worden, daß sie Beide unter sich ihre Verbindung „nie anders als wie ganz frei betrachtet hätten"! —

√ Es ist nicht die Absicht des gegenwärtigen Aufsatzes, auch auf alle die litteraturgeschichtlichen Verhältnisse einzugehen, an welche unsere Briefsammlung erinnert. Die Rolle daher, welche von nun an Caroline als Wilhelm's Gattin in dem Jennaischen Kreise spielte, wie sie als Theilnehmerin an den Arbeiten ihres Mannes, als liebenswürdige Wirthin, als geistreiche Gesprächsführerin, als Rathgeberin, als Spenderin von Lob und Tadel die ganze Haltung und das Treiben der romantischen Schule beeinflußte — davon reden wir schon deshalb nicht umständlich, weil anderwärts hinreichend davon die Rede gewesen ist. In einigen Punkten wird unsere bisherige Kenntniß des litterarhistorischen Materials durch die Waitz'sche Veröffentlichung auf's Dankswertheste vermehrt. Man wußte längst, daß Caroline an dem schönen Aufsatz Schlegel's über Romeo und Julie Antheil habe: jetzt lesen wir die Blätter, welche sie zur Charakteristik des Stücks für Wilhelm niederschrieb und welche dieser so geschickt zu verwerthen wußte; — sie werden im März 1796 in Braunschweig entstanden sein, damals, als Wilhelm zu Besuch bei seinem Bruder in Dresden verweilte. Eine Episode in dem Kampf der romantischen Schule gegen die Allgemeine Litteraturzeitung bilden die Fehdebriefe, die zwischen dem Schlegel'schen Hause und Huber gewechselt wurden, als dieser sich dem Athenäum und der Lucinde gegenüber zum Verfechter des litterarischen Anstands und der Moralität aufgeworfen hatte. Wie seltsam diese Rolle Huber zu Gesichte stand, wußte Niemand besser als Caroline — ihr persönliches Verhältniß zu dem ehemaligen Freunde und zu dessen Gattin giebt den beiden Briefen, in denen sie ihm nun die Freundschaft kündigt und die hier zum ersten Male gedruckt erscheinen, ein doppeltes Interesse. Daß Caroline die Verfasserin der bedeutenden Notiz über Johannes Müller's Briefe eines jungen Gelehrten war, ersah man bereits aus der Briefsammlung „Aus Schelling's Leben": durch eine Stelle der Briefe Carolinens werden jetzt aus dem „Reichsanzeiger" des Athenäums zwei Kleinigkeiten für Fr. Schlegel gesichert und so durch Beides eine Berichtigung der Böcking'schen Ausgabe von A. W. Schlegel's Werken gewonnen. Auch sonst nahm Caroline den lebhaftesten Antheil an dem Athenäum; sie hatte sich eben ganz mit den litterarischen Interessen ihres Mannes erfüllt; sie half ihm als geübte Romanleserin bei dem ästhetischen Departement der Allgemeinen Litteraturzeitung; sie war ihm statt Amanuensis bei seinen Uebersetzungsarbeiten; sie hat das Beste an dem Athenäumsaufsatz über Lafontaine gethan und von ihr rühren die Gemäldebeschreibungen in dem bekannten Gemäldebialog. Sie beklagt sich scherzhaft bei Friedrich, daß Wilhelm sie sogar des Nachts mit Anforderungen, etwas zu schreiben, anfalle. So erfüllte sie wirklich Friedrich's Bitte,

sie möge, „den jungen Bären Herkules (d. h. das Athenäum) lecken und bilden," wenn sie auch nicht auf alle seine desfallsigen Wünsche einging. Denn wäre es nach ihm gegangen, so hätte sie auch die Fragmentensammlung im zweiten Stück des Athenäums mit eignen Beiträgen bereichert. Nur eins der Fragmente, welche Wilhelm dem Bruder nach Berlin schickte und zwar eins, „in dem man sie nicht gerade zu erkennen braucht," das also auch für uns schwerlich zu ermitteln sein wird, rührte von ihr her. Er hätte so gerne unter seinem Fragmentenhaufen auch einen „esprit de Caroline" gehabt — mußte sich aber freilich selbst sagen, daß sie mehr zu Rhapsodien, zu Briefen und Recensionen als zu Fragmenten das Zeug besitze. Sie gab sich dazu her, aus Friedrich's Briefen an sie Fragmente herauszufischen, die er dann doch als unbrauchbar verwarf. Ebenso scheiterte er bei dem Versuch, aus ihren eignen Briefen dergleichen zu pflücken; er fand mit Recht, daß, was sich daraus etwa drucken ließe, zu individuell, daß es „viel zu rein, schön und weich sei, als daß es durch die Aushebung kokett gemacht werden dürfe." Wie manches ihrer beiläufigen Scherz- und Geistes- und Gemüthsworte würde nichts desto weniger die Fragmente haben zieren können, wie wenn sie z. B. in einem späteren Brief von Goethe's Bearbeitung des Voltaire'schen Tankred sagt, Goethe habe den Voltaire in Musik gesetzt wie Mozart den Schikaneder, oder wenn sie Fichte's Forderung, seine neue Wissenschaftslehre ohne alle Rücksicht auf und ohne alle Erinnerung an anderes Philosophische zu lesen, durch die andere persifflirt, man solle sie also lesen, wie man das heilige Nachtmahl nüchtern genießen müsse. Ganz vortrefflich sind auch ihre Urtheile über Tieck's Poesien; denn was kann man Besseres darüber sagen, als was sie bei Gelegenheit des Sternbald äußert: — „eine Phantasie, die immer mit den Flügeln schlägt und flattert und keinen rechten Schwung nimmt?" In ihrem fortdauernden Mißurtheil über Schiller freilich, dem sie seit den Xenien „gar nicht mehr gut" war und dem sie gewiß die boshafte Aeußerung, er halte sie zu verständig, als daß er glauben könne, sie mische sich in Recensionsgeschäfte, niemals vergessen hat, — in diesem und noch in einigen anderen Stücken wurde ihr richtiges Gefühl und ihre Unbefangenheit mehr und mehr von den Vorurtheilen umnebelt, in welche der romantische Kreis, dem sie nun angehörte, sich immer dichter verwickelte. Es ist höchst merkwürdig, wie ganz blind auch sie mit all' ihrem Scharfblick über das reine und tiefe Verhältniß Goethe's zu Schiller war, wie auch sie von der gründlichen Achtung der Beiden für einander, von der einzigen Wechselergänzung ihrer Naturen und ihrer Dichtweise schlechterdings keine Ahnung hatte. Ebenso merkwürdig freilich, daß es ihr offenbar nicht gelang, in ein näheres persönliches Verhältniß zu dem von ihr

so hochverehrten, in seinem dichterischen Werth so innig empfundenen Meister zu kommen. Die spottende Aeußerung in einem späteren Briefe von Caroline Paulus an Charlotte von Schiller ist sicherlich nicht ohne Grund. Allen den Frauen, mit denen Goethe jemals in nähere Berührung gekommen, an Geist wie an echt poetischem Gefühl bei Weitem überlegen, scheint sie doch auf diesen, der sich auf weibliche Naturen wie kein Zweiter verstand, keinerlei erheblichen Eindruck gemacht zu haben. Er gehörte offenbar zu den Wenigen, welche gegen ihren Zauber gefeit waren, und ebenso hält sich, umgekehrt, ihre Bewunderung des alten Herrn durchaus in den Schranken einer reinen, zuweilen scheuen Ehrerbietung. Sie strömt über von entzücktem Lobe, als sie in Weimar die persönliche Bekanntschaft Herder's gemacht hat — die Goethe'sche Majestät hält jede vertrautere Annäherung zurück; der mittheilsame gesprächige Herder bot im persönlichen Verkehr der Regsamkeit ihres Geistes mehr Fläche als der vornehme Herr, der, wenn er Neugier witterte, „wie eine Mauer" schweigen konnte. Am wenigsten rein ist ihr ästhetisches Urtheil in Beziehung auf die poetischen Leistungen ihres Gatten. Sie urtheilt kurzweg, daß an Schiller's Maria Stuart alles poetische Drum und Dran in der Summe doch keine Poesie ausmache — Schlegel's Jon, die Ehrenpforte gegen Kotzebue u. s. w., wo es doch selbst mit dem Drum und Dran zuweilen etwas mißlich steht, ja selbst die verunglückte Romanze vom Fortunat weiß sie nicht genug zu loben und zu bewundern. Es ist in all' diesen Urtheilen viel absichtliche Schmeichelei gegen ihren „allerholdesten Freund," der, als diese Dichtungen entstanden, ihr eben nicht mehr allzu hold war, dessen unmäßige Eitelkeit selbst bescheidenen Tadel als eine Kränkung aufnahm und der längst aufgehört hatte, sie als seine Lehrmeisterin und Bildnerin zu betrachten. Ganz ehrlich, ganz ohne Ironie ist es sicher nicht gemeint, wenn sie ihm jeden Zweifel an seiner Kunst jetzt abbittet und ihm versichert, ihr ehemaliger Unglaube an die Stärke seiner Mittel sei jetzt mit ihren wachsenden Einsichten gewichen: aber im Ganzen denkt sie in der That von diesen alexandrinischen Kunststücken weit günstiger als sie es verdienten. Ihr nunmehriger vertrautester Freund Schelling theilte die Ueberschätzung dieser gemachten Poesie: man hatte sich eben im gegenseitigen Hegen und Bewundern so sehr in einen abstracten Kunstcultus hineinraisonnirt, daß das einfache, natürliche Gefühl darunter gelitten hatte. Es war ein Irrthum, wenn Caroline ihren Mann — ganz ähnlich wie Dorothea Veit Friedrich und Schleiermacher — von der Kritik, worin die Stärke dieser Männer lag, zur Poesie zurückzurufen bemüht war, worin sie es sammt und sonders niemals über die Mittelmäßigkeit bringen konnten: aber darin hatte sie ja unzweifelhaft Recht und ihr volles Gefühl

für den Werth der Kunst leuchtet durch, wenn sie überhaupt der schöpferischen vor der kritischen Thätigkeit den Preis zuerkennt; — „Kritik geht unter, leibliche Geschlechter verlöschen, Systeme wechseln, aber wenn die Welt einmal ausbrennt wie ein Papierschnitzel, so werden die Kunstwerke die letzten lebendigen Funken sein, die in das Haus Gottes gehen — dann erst kommt Finsterniß." Und endlich, wie sehr sie über die Tragweite von Wilhelm's Dichtertalent sich irren mochte: der Eine Rath war jedenfalls gut, daß er von der Shakspeare-Uebersetzung durchaus seine Hand nicht abziehen dürfe, denn diese bilde den „Rumpf seines Ruhmes." Die Mahnung bezieht sich auf die Stockung, welche durch das Zerwürfniß mit dem Buchhändler Unger in das Unternehmen gekommen war. Auch über dieses Zerwürfniß enthalten unsere Briefe neue und übervollständige Aufschlüsse. —

Deuteten wir aber so eben bereits an, daß Caroline ihren Gatten als Dichter am beflissensten lobte, als das menschliche Band, welches beide verknüpfte, schon unheilbar gelockert war, so wird es nun Zeit, den Verhältnissen näher zu treten, die ihrem Leben eine neue — die letzte entscheidende Wendung gaben. Zum zweiten Mal, wie sie selbst bemerkt, sollte sie mit ihren Privatbegebenheiten in die Stürme einer Revolution verwickelt werden, sollte sie in der Bewegung der litterarischen Welt wie früher in der der politischen eine Rolle spielen. Die verschiedensten Individualitäten und die verschiedensten geistigen Strebungen waren in dem romantischen Cirkel von Jena durch die Kraft des allen gemeinsamen Gegensatzes gegen die Poesielosigkeit und Nüchternheit des im Scheiden begriffenen Jahrhunderts zusammengehalten worden. Aber das Meiste in dieser poetischen Welt hing nur durch dünne und willkürlich gesponnene Fäden an einander, und wer tiefer blickte, mochte längst sehen, daß hinter diesen eingebildeten Freundschaften und Wahlverwandtschaften Mißtrauen und Eifersucht, Abneigung und Gehässigkeit aller Art, ein Geist der Parteiung lauerte, der das Reich des schönen Scheines früher oder später der Anarchie überantworten mußte. Auch Caroline wurde in diese Differenzen mitverflochten, vielmehr aber, sie war eine der hauptsächlichsten Ursachen derselben.

Der junge Schelling, schon in Dresden Ende Sommer 1798 den Schlegels persönlich bekannt geworden, begann im nächsten Winter seinen akademischen Lehrberuf in Jena. Sehr bald faßte Caroline für den trotzig und kräftig auftretenden Jüngling, der mit heldenmüthigem Ehrgeiz seine wissenschaftlichen Entwürfe verfolgte, in dessen Kopf der Plan einer Eroberung der ganzen Natur durch die verbündete Macht des Gedankens und der Dichtung arbeitete, ein lebhaftes Interesse. „Schelling," schrieb

sie bald nach der Ankunft in Jena an den noch in Berlin weilenden Friedrich Schlegel, „wird sich von nun an einmauern, wie er sagt, aber gewiß nicht aushält. Er ist eher ein Mensch um Mauern zu durchbrechen. Glauben Sie, Freund, er ist als Mensch interessanter als Sie zugeben, eine rechte Urnatur; als Mineralie betrachtet, echter Granit.“ Es war in der That dafür gesorgt, daß er sich nicht allzusehr einmaure. Im Sommer 1799 ist er als regelmäßiger Tischgenosse im Schlegel'schen Hause; er besitzt die ganze Neigung der geistvollen Frau, deren Herz durch die halbe Liebe zu ihrem Mann nicht ausgefüllt ist, deren Geist von den Funken des Schelling'schen Genius in Brand gesteckt ist und in dem Feuer eines neuen Enthusiasmus glüht. Wie kühl schreibt sie doch an ihr Töchterchen, das bei der Familie Tischbein in Dessau zu Besuch ist, von Wilhelm, der „alle Morgen ein Gedicht macht,“ und wie gern verweilt sie bei der Erwähnung Schelling's, der der Geber der Freude heißen soll — „denn er ist sanft und liebreich und scherzhaft.“ In dem Aufruhr ihrer Empfindungen für den zwölf Jahr jüngeren Mann beruhigt sie sich einstweilen mit einem Plan, der ihr das Entbehren leichter machen könne. Sie denkt ihr Töchterchen an ihre Stelle und sie spielt mit diesem zweideutigen Verhältniß, indem sie dem unschuldigen Kinde, der damals erst Vierzehnjährigen, Grüße von Schelling bestellt und — selbst eifersüchtig auf ihren Plan — sie damit neckt, daß sie wohl „eifersüchtig auf ihr Mütterchen sei.“ Wieder war es damals Herbst geworden; auch Friedrich und dessen Freundin Dorothea lebten jetzt in Jena. Eben war das Italiänische, Dante und Petrarka, an der Tagesordnung. Es wurde ein neues Band zwischen Schelling und Caroline. Der „heilige, in Gott andächtige Vater Fritz“ spielte den Lehrmeister; man las den Dante zusammen, und des Dichters ideale Liebe zu Beatrice mochte dem begeisterten Naturphilosophen, dem der Gedanke eines großen episch-mystischen Gedichts von der Natur im Sinne lag, als ein passendes Gleichniß der tiefen Huldigung erscheinen, die er, schon nicht mehr zweifelnd, daß er wiedergeliebt werde, im Innersten seiner Seele der zärtlich und innig auf ihn niederblickenden Frau widmete. Um Weihnachten richtet er jene feierlich hohen, von Liebe getränkten Stanzen an sie, in denen er der Zuversicht Worte leiht, daß ihm die dichterische Verkündigung der höchsten Weltgeheimnisse gelingen werde, da ihr Bild auf der gewagten Bahn ihm voranschwebe:

„Und wenn Du siehst, daß ihm die Kräfte fallen,
So laß das feur'ge Zeichen niederwallen,
Das ihm voll Hoffnung damals schon gewunken,
Als hoffnungslos und fern er Dich geliebt.
Siehst Du die Kraft noch tiefer ihm gesunken,

So ruf in's Herz ihm: Du hast mich geliebt!
Erstirbt in ihm des Muthes letzter Funken,
So sprich zu ihm: ich habe Dich geliebt!
In diesen Worten liegt das höchste Leben,
Zur letzten Höh' den Flug emporzuheben."

Aber so hoch gespannte Empfindungen haben in den Räumen der Dichtung nicht Platz, sie drängen hinaus, um sich menschlicher zu gestalten; der Reiz der Nähe und des vertrauten Umgangs weckt und steigert das Verlangen, das sich auf die Dauer nicht in Geheimniß und Symbolik, sondern nur in Genuß und Besitz befriedigen kann. Mit allem Enthusiasmus für die Ideenwelt Schelling's verband Caroline ein Gefühl für ihn, voller, zärtlicher, leidenschaftlicher, als ihr unersättliches Herz — gedrückt überdies durch lange Entbehrung — noch je für einen Mann empfunden hatte. Mit unwiderstehlichen Schmeicheleien, halb wie eine Göttin ihm erscheinend, halb wie ein bethörendes Weib, legt sie sich ihm an die Brust. Im Mai 1800 reisen Mutter und Tochter in Schelling's Begleitung nach Bamberg, von wo jene nach dem nahen Boklet in's Bad wollen. Durch Augustens Hand gehen von Bamberg aus zärtliche Bestellungen an den vorübergehend Abwesenden; sie selbst schreibt ihm, was er ohne Zweifel früher schon aus ihrem Munde gehört hatte: „Du weißt, ich folge Dir, wohin Du willst, denn Dein Thun und Leben ist mir heilig, und im Heiligthum dienen — in des Gottes Heiligthum — heißt herrschen auf Erden."

Es bedürfte kaum eines weiteren Zeugnisses als diese Worte, um die fabelhafte Darstellung, welche Plitt in seiner Ausgabe der Schelling'schen Briefe von der Entstehung der Liebe Schelling's zu Caroline aus der zu Auguste gegeben hat und welche unbegreiflicher Weise auch Waitz im Wesentlichen aufrecht erhalten will, zu widerlegen. Schon Dilthey, welchem Briefe Friedrich Schlegel's an Schleiermacher über das Verhältniß vorlagen, hat das Richtige gesehen. Kein einziges der zahlreichen von Waitz mitgetheilten Documente kann der Hypothese einer ernsten Neigung Schelling's zu Auguste den mindesten Vorschub leisten. Auguste war ein liebenswürdiges, von Allen, die sie kannten, mit Theilnahme und Hoffnung angesehenes Kind — liebenswürdiger und unschuldiger in der That, als bei der Erziehung, die ihr von einer solchen Mutter, bei der Verwöhnung, die ihr in einem solchen Kreise zu Theil wurde, erwartet werden mag. Wenn Friedrich Schlegel ihr Unterricht im Griechischen gab und neckende Briefe, halb und halb im Stile von Fragmenten für Kinder, an sie schreibt; wenn ihre Mutter ihr in überzärtlichem Ton mütterliche Lehren zukommen läßt und dazwischen in verfänglichen Anspielungen sie in ihr eigenes Verhältniß zu Schelling hineinzieht: so wundern wir uns

billig, daß das Mädchen verhältnißmäßig so wenig von jener Unnatur und Altklugheit zeigt, welche die meisten Kindergestalten in den Darstellungen der Romantiker so widerwärtig macht. Sie scheint ein glücklich und heiter angelegtes Geschöpf voll Anmuth und Lieblichkeit gewesen zu sein. So lange sie lebte, war sie das zierlichste Spielzeug, nach ihrem Tode wurde sie ein Gegenstand des Cultus für alle die, welche ihr nahe gestanden. Ihre Tage waren gezählt. In Boklet wurde sie am 12. Juli das Opfer einer rasch verlaufenden Krankheit. Und keine Zeile nun in den Briefen, die wir von Caroline aus der Zeit nach diesem traurigen Ereigniß haben, verräth uns, daß um sie als um eine Braut oder Geliebte getrauert worden wäre. Alle diese Briefe, soweit sie an Schelling gerichtet sind, sind Trostbriefe: aber der Eine Inhalt dieses Trostes ist der, daß sie ihn liebe, im höchsten Sinne und mit aller Kraft, von ganzer Seele und ganzem Gemüthe liebe. Es ist klar: der Tod Augustens hatte die Leidenschaft Schelling's für die Mutter im Tiefsten aufgerührt, in der Theilnahme an ihrem Schmerz war seine halb träumende Neigung zu voller Klarheit erwacht; ein grelles Licht war auf den Abgrund der Hoffnungslosigkeit des Verhältnisses gefallen, und wenn früher des Lebens Heiterkeit einen poetischen Schleier um seine Liebe wob, so schien ihm nun auf einmal in der Trauer dieser Tage die Zukunft schwarz — kein Ausweg für ihn als der Tod. Auf diese Klagen und Todesgedanken antworteten Carolinens Briefe. „Mein Herz, mein Leben, ich liebe Dich mit meinem ganzen Wesen. Zweifle nur daran nicht! — — Sei recht ruhig, Du darfst es sein." „Ich habe Dich innig lieb. — — Wenn ich Dir auch könnte lange Vorstellungen erwidern über Deine Vorstellung und eine Menge begeisterter Vernunft gegen Deine irrigen Ansichten setzen, es wäre eine bloße Redeübung — genug, daß ich meinem Freunde verspreche, daß ich leben will, ja, daß ich ihm drohe ich werde leben, wenn er so zur unwahren Stunde den Tod sucht. Du liebst mich, und sollte die Heftigkeit des sich in Dir bewegenden Wehes Dich auch einmal mit Haß täuschen und mich damit zerreißen: Du liebst mich doch, denn ich bin es werth, und dieses ganze Universum ist ein Tand, oder wir haben uns innerlich für ewig erkannt." Weit entfernt, daß sie ihm den Schmerz um die Gestorbene aus der Seele zu reden suchte, so bittet sie ihn vielmehr, den mütterlichen Schmerz, den unstillbaren, den sie empfinde, zu ertragen, und zu gestatten, daß sie ihn an seinem Busen ausweine; so erst könne sie volles Vertrauen zu ihm haben, wenn sie ihm nichts davon zu verbergen brauche — „berühren laß es mich wenigstens, ich will Dich nicht dabei verweilen." Und ein andermal: „Wenn mein Herz wanken will, dann kann ich mich nun an das Deinige lehnen und Trost suchen:

das ist das rechte Verhältniß zwischen der sterblichen Mutter und dem göttlichen Sohn."

Die Dichtung hat es nie gewagt, ein so wunderbares Spiel der Empfindungen, wie es in dieser weiblichen Brust sich entwickelte, ein solches Auf und Ab des tiefsten Grams und der sonnigsten Heiterkeit, ein solches Sichmischen und Auseinandertreten von Fluthen verschiedenartiger Liebe darzustellen. Mit jedem Versuch, es zu thun, würde sie scheitern; wir würden das Unwahrscheinliche nicht glaublich und das Glaubliche nicht anmuthig finden. Die Wirklichkeit ist reicher als die Dichtung. Die unbedingte Anerkennung des souveränen Rechts des Herzens würde unfehlbar den Bau der sittlichen Welt aus den Angeln heben. Wenn dieses Weib dem Manne, den sie liebt, die goldenen Schlingen immer dichter um den Nacken wirft, wenn sie ihm jeden Vorwurf aus der Seele redet, wenn sie Gott zum Zeugen anruft, daß in ihrer Seele kein Vorwurf haften wolle — „ich habe Dich geliebt; es war kein frevelhafter Scherz, das spricht mich frei, dünkt mich:" so bewahren wir ohne Mühe soviel Besinnung, ihr dennoch zu sagen, daß sie schuldig ist auf Grund neuer und auf Grund alter Schuld. Wenn sie in der seltsamsten Mischung von Scherz und Ernst dem Geliebten versichert, daß sie dennoch zur Treue geboren gewesen, daß eben das Bewußtsein „innerlicher Treue" ihr gestattet habe, sich wagend viel zu erlauben ohne das ewige Gleichgewicht in ihrem Innern zu verlieren, daß sie sich „über Noth und Tod auf ihr Herz verlassen müsse, auch wenn es sie in Noth und Tod geleitet hätte:" Du irrst, werden wir ihr auch da zurufen, das Gewissen dieses Herzens ist ein trügerisches Gewissen! Aber ein Schauspiel bleibt es darum doch, das unsere Blicke zum Staunen fesselt: dieses Herz mit seiner unersättlichen Bedürftigkeit und seiner unergründlichen Zuversicht, — und in zauberischen Farben seinen Reichthum ausbreitend, fast immer den Formen des Schönen treu bleibend, erfinderisch sogar in noch nicht dagewesenen Formen des Reizes und der Anmuth. Sie bezeichnet es als ihr innerstes Wesen, „daß ein Lächeln grenzen kann an die unsäglichste Noth." Sie liebt, den sie liebt — wie unfaßlich es unserer gewöhnlichen Seelenkunde vorkommen möge — mit der doppelten Liebe der Mutter und der Geliebten: — „Denk an meine Augen, an meine Liebe. Wenn Du nur mein Sohn wärst und sie dürften mit mütterlicher Freude auf Dir ruhen!" Sie liebt den Freund, den Geliebten in ihm und sie umfaßt zugleich mit einer Begeisterung, die doch immer weiblich bleibt, den ideenreichen Denker, die Größe seiner wissenschaftlich-poetischen Entwürfe und den Ruhm des Verkünders einer neuen Weltanschauung. Noch immer fährt sie fort, die Göttin zu sein, zu der er aufgeblickt hat, um dichtend und denkend das

Höchste zu erreichen, und zugleich ist sie ihm angeschmiegt, ein in Liebe hingegebenes, ihn in Demuth verehrendes Weib — „Liebe mich, ich knie vor Dir nieder in Gedanken und bitte Dich darum.“ So innig hat sie sich niemals noch mit einem fremden Ideenkreise vertraut gemacht, so hoch noch niemals mit ihres Geistes Kräften sich erhoben, als jetzt, wo sie sich ihren vollen Antheil an den Studien, den Werken, den Gedankenträumen des Naturphilosophen nimmt. Ihre Liebe ist Philosophie, ihre Philosophie ist Liebe. „Laß uns,“ schreibt sie ihm, „im Allgemeinen uns vergessen; Du wirst sehen, daß ich noch lernen kann, obschon es mich gar nicht interessirt, daß ich es weiß, sondern nur daß es überhaupt gewußt wird.“ Hier ist der Punkt, wo ihr poetischer Sinn ihrer Liebe die Flügel hebt, hier der Punkt, wo ihr Sinn für den Genius der Goethischen Dichtung ihr das Verständniß für den Idealismus der Naturphilosophie öffnet. Sie sieht in Schelling den auf's Höchste gerichteten, der Natur ihre Geheimnisse abringenden Dichter; das ist sein Unterschied von Fichte, daß „er Poesie hat und jener keine.“ Sie sieht in Schelling geradezu den Ergänzer, den Genossen Goethe's. An Goethe verweist sie, so lange sie abwesend ist, den Trauernden; der soll ihm „Hort und Heil“ sein. „Goethe,“ so sagt sie mit Bezug auf jenes nie fertig gewordene große Gedicht, welches die Stanzen an Caroline einleiten sollten, „Goethe tritt Dir nun auch das Gedicht ab, er überliefert Dir seine Natur. Da er Dich nicht zum Erben einsetzen kann, macht er Dir eine Schenkung unter Lebenden. Er liebt Dich väterlich, ich liebe Dich mütterlich — was hast Du für wunderbare Eltern!“ Und als Goethe nun gefährlich erkrankt war — sie fühlt, welch ein unersetzlicher Verlust damit drohe, „aber Du,“ fügt sie hinzu, „mußt Dich doch um so mehr erhalten. Was sollte auf Erden werden!“ So ist sie unermüdlich, dem Geliebten zu huldigen, indem sie seinem Genius huldigt, und dem stolzen, ohnehin von Ehr- und Ruhmsucht trunkenen Manne die süßesten Lobes- und Schmeichelworte in's Ohr zu flüstern.

Ach, sie war eine aufregende Besänftigerin, eine verführerische Trösterin! Jedes ihrer sanften Worte Balsam und jedes zugleich Gift. Ist das denn Trost, was sie ihm endlich — es ist Anfang 1801 — zur Beruhigung, zur Klärung des Verhältnisses schreibt? „Du mußt redlich versuchen, ob Du mich entbehren kannst, aber traue Dir langsam darüber. Wir gehören einander an, wir sollten innig Eins sein. Habe ich Dir je mißtraut, Du meine Seele? Warum denn Du mir? Du wirst mich fragen, ob mir denn der Ausgang gleichgültig ist? Ja! muß ich antworten und wenn die süße Liebe mich auch zurückhalten will. Ich bin meines unzerstörbaren Glücks, wie meines unheilbaren Unglücks gewiß. Das ist mein Vorrecht.“ Und bald danach, wie als ob es eine unum-

stößlich letzte Entscheidung wäre: „Ich scheide nicht von Dir, mein Alles auf Erden; das Mittel, das die Seele ergreift, um sich der Entweihung des Bundes zu entziehen, stellt Alles her, ihn selbst in seiner ganzen Schöne und die Zärtlichkeit, die ihn unterhält. Ich bin die Deinige, ich liebe, ich achte Dich. — — Als Deine Mutter begrüße ich Dich, keine Erinnerung soll uns zerrütten. Du bist nun meines Kindes Bruder, ich gebe Dir diesen heiligen Segen. Es ist fortan ein Verbrechen, wenn wir uns etwas Anderes sein wollten.“ — —

Es war doppelt nöthig, das Verhältniß so oder irgend wie anders zu begränzen; denn nach langem, nur brieflichem Verkehr stand Caroline jetzt im Begriff, nach Jena zurückzukehren, nachdem sie den Winter über mit ihrem Manne in Braunschweig zugebracht hatte. Sie sollte also jetzt neben Schelling leben, während Wilhelm nicht mit nach Jena zurückkehrte, sondern sich von Braunschweig nach Berlin begeben hatte. Auch gegen diesen hatte sie sich in eben derselben Weise über die Beziehung zu Schelling ausgesprochen. Kein verrätherisches Geheimniß sollte in diesem Punkte zwischen ihnen bestehen: — „ich kann niemals Schelling als Freund verleugnen, aber auch in keinem Falle eine Grenze überschreiten, über die wir einverstanden sind. Dies ist das erste und einzige Gelübd meines Lebens, und ich werde es halten, denn ich habe ihn augenommen in meiner Seele als den Bruder meines Kindes.“ Aber hatte sie diese Grenze nicht früher bereits überschritten und konnten diese Ueberschreitungen rückgängig gemacht werden? War sie überhaupt eine Frau, die sich durch Gelübde binden konnte? Vor Allem, auch wenn sie sich selbst die Kraft dazu zutraute — konnte sie die gleiche Entsagung im Genuß, denselben Genuß am Entsagen dem Freunde zumuthen? Der Unterschied der Jahre und der Erfahrungen mußte sich ja wohl unabweislich geltend machen. Was half es, daß sie auch dies mit aller Klarheit durchschaute, mit aller Offenheit zur Sprache brachte — wie er, der Jugendliche, ein ungetrübtes jugendliches Glück zu verlangen berechtigt sei, wie sie, durch frühe Enttäuschungen zur Resignation erzogen, sich leicht „in reicher Demuth“ begnügen möge, während er sich nicht anders als „in Bitterkeit“ begnügen könne? Konnte er diese Bitterkeit je ganz überwinden? Würde er — würde nicht jeder Mann an seiner Stelle früher oder später müde geworden sein, dieses süße Joch, diese Fülle der Liebe zugleich mit diesen Fesseln der Entsagung zu tragen? Von Zweien Eins. Entweder er riß sich los und suchte sich ein seinen jugendlichen Ansprüchen gemäßeres, ein zwangloseres und natürlicheres Glück, oder — jenes Gelübde wurde dennoch gebrochen und sie gewährte ihm ganz, was sie nach allem Vorangegangenen zu verweigern kaum noch das Recht besaß.

Mit einer Geistesstärke und Geschicklichkeit, der wir nicht ganz unsere Bewunderung versagen werden, theilte sie wirklich noch eine lange Zeit hindurch zwischen dem Gatten und dem Geliebten, zwischen Pflicht und Neigung, oder, genauer zu reden, zwischen Freundschaft und Liebe. Mehr als Freundschaft und Dankbarkeit, untermischt mit ein wenig Unwillen über seine Schwächen, hatte sie niemals für Schlegel empfunden. Sie hörte jetzt nicht auf, diese Gefühle für ihn zu hegen und zu bethätigen. Vielmehr sie überredete sich dazu um so eifriger, sie zwang sich zu dieser Bethätigung um so lebhafter, je schwerer es ihr von Wilhelm's Seite gemacht wurde. Eine lange Reihe von Briefen, die sie zunächst noch von Braunschweig, dann von einem Besuchsaufenthalt bei ihrem Bruder in Harburg, endlich von Jena aus an den in Berlin Weilenden richtete, läßt uns hinreichend erkennen, wie sorgfältig sie sich hütete, dem Gemahl Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Vollständig freilich würden wir nur urtheilen können, wenn uns mehr von den Briefen Schlegel's erhalten wäre. Nach dem, was uns vorliegt, ist sie die unermüdlich Liebenswürdige, er der Unfreundliche, Unliebenswürdige. Mit der aufrichtigsten Theilnahme begleitet sie seine dichterische Thätigkeit, an dem Erfolg seines Jon hat sie die herzlichste Freude und macht diesem Erfolge selbst ihre Feder dienstbar, das Gelingen seiner Berliner Vorlesungen erfüllt sie mit Stolz und sie bedauert nur, daß „die blauäugige Caroline nicht einmal die blauäugige Athene werden könne, um unsichtbar neben ihm zu stehen und ihm göttliche Rede in den Mund zu legen." Wie bringt sie immer von Neuem — fast als ob sie auch für sich Gefahr von seiner verlängerten Abwesenheit fürchte — mit Bitten in ihn, daß er endlich doch sein Versprechen halten und zurückkommen möge. Wie ist sie sichtbar bemüht, durch Schmeichelrede seiner Verstimmtheit zuvorzukommen und, wenn er dennoch auch gutgemeinten Rath, auch freundliches Lob übellaunig aufgenommen, ihn zu besänftigen oder ihm mit milder Klugheit, mit anmuthiger Schalkhaftigkeit seine Unfreundlichkeit vorzuhalten — „Du nimmst mir erstaunlich viel von meiner Artigkeit und Anmuth, wenn Du mich furchtsam machst; es ist Dein eigener Schaden." Auch an Erinnerungen an die bessere Zeit ihres Verhältnisses, an einzelnen Tönen, die rein aus dem Gemüthe kommen, an zärtlichen Bitten, auch er möge ihr aus dem Gemüthe schreiben, fehlt es keinesweges. Sie kennt seine Eitelkeit, aber sie weiß auch — dies Zeugniß giebt sie ihm in einem Briefe an Schelling — daß er ein zuverlässiger Freund, ohne Falsch und „der redlichste von Euch Allen" ist. So thut sie halb aus Achtung, halb aus Klugheit, halb aus Freundschaft und halb aus Mitleid, immer doch mit natürlicher Anmuth und Holdseligkeit, Alles, was in ihren Kräften steht, um es ihrerseits nicht zum

Bruch kommen zu lassen. Ihre Neckereien sogar über die zarten Verhältnisse, die Wilhelm in Berlin mit der Unzelmann, dem zierlichen „Feenkinde," mit der Schütz und mit Frau Bernhardi pflegte, waren eher dazu angethan, den Freund bei guter Laune zu erhalten als ihn zu reizen. Er war, das wußte er aus ihrem eigenen Munde, nur der Gemahl, der „gute, liebe Schlegel," der „redliche," der „allerliebste Freund" — nicht der von ganzer Seele Geliebte: aber trotz alle dem, wer kannte ihn so gut, wer wußte ihn mit seinen Schwächen und seinen guten Eigenschaften so richtig zu nehmen, wer meinte es am Ende so treu mit ihm als sie, die niemals unliebenswürdige Ungetreue? Wer würde, wenn sie es nicht mehr that, so mit ihm reden, wie es in dem Brief geschah, der über sein herrisches Wesen ihm so treffend, so wohlmeinend die Wahrheit sagt: „Glaube nur, allerliebster Freund, Du kannst einem recht schlecht begegnen, und hast mich auch hart angefahren lange ehe ich eine leidenschaftliche Ursache dazu in Dir gereizt hatte. Man hat gar kein Mittel, man muß es Dir rein als ein Postulat zugeben und übergehn, oder rebellisch werden. Solches erkläre ich im Namen aller der Deinigen, die es jemals gewesen sind, sind und sein werden, denn nichts wäre mir lieber, als wenn sie sich alle in Werthhaltung und Zuneigung um Dich versammelten, und Du kannst mich wohl anhören, denn ich bin nicht mehr von dieser Welt, nicht etwa Deine Frau, von der Du Dir nicht dreinreden lassen willst."

Ach, wo waren sie hin, die Zeiten, in denen die abweisendsten und muthwilligsten Worte von ihr den jungen Dichter nur doppelt gereizt hatten, um ihre Gunst, und wäre es auf Kosten seiner Ehre, zu werben? Dieser Zauber hatte aufgehört zu wirken; zu spät jetzt trug er sich mit dem Gefühl seiner begangenen Thorheit. Er hatte im Voraus eingewilligt, über sich ergehen zu lassen, was er doch nun, als es gekommen war, nicht trug — ohne doch den Muth zu haben, ein Ende zu machen! Wer ihm zuerst die Augen geöffnet, jedenfalls zuerst seine Empfindlichkeit gereizt hatte, war sein Bruder Friedrich gewesen. Denn frühzeitig hatten diese Beiden, Friedrich und Caroline, in manchem Stück einander so ähnlich und darum so anziehend für einander, sich gerieben und verletzt. Schon bald nach dem Anfang der Bekanntschaft, noch während seiner Dresdner Zeit, beklagt sich Friedrich einmal über Caroline, daß sie sich „zuweilen an ihm eine Güte thue." Sein vornehmes Aburtheilen über Schelling begegnete sich sodann mit ihrer erwachenden Neigung für diesen. Schonungslose Wahrheiten, die sie ihm dann über seine Fragmente und seinen Athenäumseifer nach Berlin schrieb, machten ihn gelegentlich ganz toll und wild, und als sie vollends seine vertrauten Mittheilungen über sein beginnendes Verhältniß zu Dorothea Veit etwas

leicht und spöttisch hingenommen hatte, so machte er wiederholt seinem Verdrusse Luft und sprach ein wahres Wort, wie sie, aus alter Gewohnheit, gar kein Arg mehr habe, „Männer zu mißhandeln, die sie ehren und lieben." Solche Mißstimmungen tauchen auf und tauchen wieder unter. Ueber allen gelegentlichen Streit scheint Gras gewachsen zu sein, als nun Friedrich von Berlin nach Jena kam und der Schwägerin seine Freundin in's Haus brachte. Auch die Freundin wird auf's Herzlichste aufgenommen. Ihre Personalschilderung in einem Brief Carolinens an Auguste ist nur mäßig boshaft; eine Rivalin hat sie in ihr nicht zu fürchten; sie heißt eine „treffliche Frau" — was sie ganz unzweifelhaft war —, die sie täglich mehr lieb gewinne, und wenn mit Fritz und Schelling Dante studirt wird, so sitzt auch Dorothea dabei und nimmt und giebt ihren Antheil an allem Witz und aller Poesie der aufgeweckten Gesellschaft. An Friedrich hinwiederum wird Caroline gegen Huber zur wärmsten Vertheidigerin: „Friedrich ist ein tiefsinniger, oft tiefgrübelnder, innerlich großer Mensch, der äußerlich ein Thor einhergeht. Selbst die künstliche Absichtlichkeit seiner Compositionen behandelt er mit kindlicher Zuversicht und Unbewußtheit. Er ist in Allem aufrichtig, bis in den tiefsten Grund der Seele hinein." Ja, noch später, zur Zeit der bittersten Feindschaft, rühmt sie wenigstens sein Kunsturtheil, auf welches nichts von außen Hinzukommende Einfluß habe; er sei der Selbständigste von Allen darin und ohne Caprice. Woher denn nun auf einmal bittere Feindschaft? Woher sonst als von eben jener gerühmten Aufrichtigkeit und von eben diesem selbständigen Urtheil, welches Friedrich doch nicht blos Kunstwerken gegenüber hatte. Keiner hatte so gründliche Studien über Carolinens Charakter gemacht, wie Friedrich. Er kannte sie durch und durch. Er wußte nur allzu viel von ihrer Vergangenheit. Er war eingeweiht in die ganze ebenso romanhafte wie mitleidswürdige Geschichte von der Liebe seines Bruders zu ihr. Er liebte diesen Bruder so wahrhaft und zärtlich als er irgend wen zu lieben im Stande war. Sollte ihm die Ehre und das Lebensglück dieses Bruders gleichgültig sein? Kurz vor der gemeinschaftlichen Reise Schelling's und Carolinens nach Bamberg — damals als die schon länger gehegte Leidenschaft sich deutlich verrieth und noch nicht durch Augustens Tod in eine höhere Phase getreten war — damals war er Carolinens Ankläger geworden. Ihm wollte es nicht in den Sinn, daß trotzdem Wilhelm fortfuhr „sie als seine Frau zu agnosciren", und er konnte nicht anders als mit Schmerz und Traurigkeit an das Verhältniß denken. „Ja, ich glaube, den ruhigen Beobachter schon" — so schreibt er dem Bruder am 18. Mai 1800 — „muß die Vorstellung Deines Schicksals mit der tiefsten Rührung erschüttern: wie sollte es mich ohne Thränen lassen, da wir in

so Vielem ähnlich und durch so Manches verbunden sind, was heilig und mehr werth ist.“ Es ist nicht zu viel gesagt: mit welcher feinen Sophistik des Gefühls Caroline das Doppelspiel ihres Herzens zu beschönigen, ja zu versittlichen bemüht war — der Rest reinen, unverfälschten Gewissens, der ihr trotzdem geblieben sein wird, trat ihr gleichsam persönlich in Friedrich gegenüber. Und darum gerade warf sie auf ihn einen Haß, der ebenso tief ging wie ihre Liebe zu Schelling, einen Haß, der nur durch den noch überboten wurde, mit dem sie fortan Friedrich's treue Freundin, Dorothea haßte. Wo immer sie liebte, da nahm ihr Geist irgend wie die Gestalten und Farben der Anmuth und Schönheit an: wo sie haßte, da verschob sich die Harmonie ihres Wesens, da kamen die häßlichen, die einzigen ganz häßlichen Züge, deren ihre Physiognomie fähig war, zum Vorschein. Mit einer nachhaltigen und unversöhnlichen Leidenschaft, mit Rachsucht und Schadenfreude blickte sie auf die Beiden. Es war leider nicht schwer, Friedrich's Anklägerin zu werden. Der krause Kopf des Mannes, der immer neue capriciöse Einfälle und Unternehmungen hervortrieb, die ungeregelte Lebensweise, die genußsüchtige Unwirthschaftlichkeit desselben bot dem Tadel nur allzuviel Angriffspunkte, und daß vollends zwei Frauen einander das Uebelste nachsagen, dazu gehört noch weniger; es genügte, daß Dorothea sich einiger Indiscretion schuldig gemacht und daß sie sich als schlechte Wirthin gezeigt hatte, um die Beute von Carolinens einmal gereizter Schmähsucht zu werden. Wie Caroline entschlossen war, das Verhältniß zu ihrem Manne aufrecht zu erhalten, so mußte sie wohl, wie sie ohne Unterlaß thut, den Einfluß Friedrich's auf seinen Bruder zu paralysiren, diesen gegen jenen einzunehmen suchen. Ihre Briefe sind voll von Gehässigkeiten, von ausdrücklichen und von beiläufigen Ausfällen, von feinen und groben Nadelstichen gegen das verhaßte Paar. Als Friedrich die Thorheit begangen hatte, Vorlesungen über den transscendentalen Idealismus an der Jenaer Universität zu halten und dabei alsbald gegen Schelling den Kürzeren zog, da jubelt sie über die Niederlage — „das ist die wahre Rache,“ schreibt sie, „und ich triumphire ohne alle Schonung.“ Als Friedrich im Frühjahr 1802 nach Paris ging und nun Dorothea zu seiner Frau machte, da spottet sie über die republikanische Vermählung: „das Ersäufen in der Loire hieß unter Robespierre noces republicaines, und der Hälfte dieses Paares möchte ich gern solche Hochzeit gönnen!“ — es hält uns schwer, zu verstehen, wie solchergestalt der Haß selbst über den gebildeten Geschmack der geistreichen Frau Herr werden konnte.

Wie dem sei: Friedrich sollte um eben diese Zeit die Genugthuung haben, seinen Bruder von der Pein dieses Bündnisses, welches jeden inneren Halt verloren hatte, befreit zu sehen. Nachdem Schlegel nur auf

kurze Zeit im Herbst 1801 noch einmal nach Jena gekommen war, sahen sich die beiden Gatten erst im Frühjahr 1802 in Berlin wieder. Caroline setzte die Reise dorthin durch, auch als Schlegel seine anfängliche Einladung halb und halb zurückgenommen hatte. Mehr als dieses Wiedersehen bedurfte es nicht, um den letzten Schein, als ob man sich noch verstehe und angehöre, zu vernichten. Carolinens Anwesenheit war ihrem Manne in jeder Hinsicht unbequem. Er hatte sich sein Leben, seine Zukunftspläne ohne sie zurechtgelegt. Man sprach sich, auf den unliebsamen Anlaß von Geldfragen und ökonomischen Verhältnissen, darüber aus, daß die Lebenswege des Einen im Gegensatz zu denen des Anderen ständen, — Caroline zuerst hatte den Muth und übte die Gerechtigkeit, aller Verstimmung durch den Entschluß der Scheidung ein Ende zu machen. Es gab noch einige Formalitäten zu erfüllen — am 17. Mai 1803 wurde die Scheidung öffentlich ausgesprochen; wenige Tage darauf reiste Caroline mit Schelling in dessen Heimath und wurde hier, in Murhardt, durch Schelling's Vater, am 26. Juni mit ihm getraut.

Unsere Erzählung neigt sich ihrem Ende zu, und es ist ein erfreuliches, versöhnendes Ende. In Streit und Zank, in widerwärtiger Verstimmung war man in Berlin auseinander gekommen. Noch einmal dann meldeten sich die Geister früherer Tage; der Trauerfall von Boklet wurde von Schelling's Gegnern zu einer nichtswürdigen, verläumderischen Beschuldigung gegen diesen ausgebeutet. Durch seine ärztliche Behandlung sollte er den Tod des jungen Mädchens herbeigeführt haben. Schlegel übernahm öffentlich die Abwehr der schändlichen Anklage und mußte sich doch dabei von Caroline sagen lassen, wie eben in jenen Trauertagen sein unzartes Verhalten sie verletzt und ihr Herz gegen ihn gekehrt habe. Die unerfreulichen Rückblicke waren endlich abgethan: man trennte sich mit der Versicherung, daß ein Verhältniß herzlicher Achtung und Freundschaft fortbestehen solle und daß auch die beiden Männer freundschaftlich verbunden bleiben würden. Wir hören Carolinens Beichte: — ihren Bericht über die Trennung an die Tochter ihrer alten Freundin Luise Gotter. Niemand erwartet, daß sie sich selber anklagen werde. Sie hat jetzt gethan, was „für sie das Rechte und Wahre ist" und danach, natürlich, frägt sie nicht, „wie das nach außenhin aussehen mag, was an sich gut ist." Aber den Irrthum jener Verbindung mit Schlegel gesteht sie doch ein, und ein schönes Wort fügt sie noch hinzu, das von ihren Lippen immerhin als ein Geständniß begangener Schuld gelten darf. „Indem mir," sagt sie der jungen Freundin, „das Schicksal oft seine höchsten Güter nicht versagt hat, ist es mir doch zugleich auch so schmerzlich gewesen, und hat so seinen auserlesensten Jammer über mich ergossen, daß, wer mir zusieht, nicht gelockt werden kann,

sich durch kühne und willkürliche Handlungsweise auf unbekannten Boden zu wagen, sondern Gott um Einfachheit des Geschickes bitten muß und sich selbst das Gelübd' ablegen, nichts zu thun um es zu verscherzen."

Waren ihr nun diese Versuchungen nicht erspart gewesen, so fand sie doch jetzt in der Verbindung mit Schelling ein Glück und eine innere Befriedigung, welche den Stand der Unschuld ersetzen, vielleicht mehr als ersetzen konnten. Den Schmerz, den sie durchgemacht und der sich in dem Verlust des liebsten Kindes gipfelte, nahm sie hinüber in diesen neuen und letzten Lebensabschnitt: den Irrthum und die Schuld ihrer Vergangenheit ließ sie dahinten. Die Heiterkeit des Leichtsinns, die selbst ihren trübsten Tagen nie ganz gefehlt hatte, machte fortan einer gleichmäßigeren Stimmung der Zufriedenheit Platz, die sich mit der tiefsten Wehmuth und mit der Sehnsucht nach dem Verlorenen einte. In der That, ein wunderbares Schauspiel, wie dieses „Dasein voll Widerspruch" sich in der Hingebung an einen Mann löste, den sie bis zur Vergötterung liebte. Ein tiefes Bedürfniß, treu und gut zu sein, zu lieben und zu verehren, lag im Grunde ihres Wesens: sie war so glücklich, endlich den Punkt gefunden zu haben, wo es ihr keinen Kampf und kein Opfer kostete, dieses Bedürfniß zu befriedigen. Alle die Männer, an denen ihre Liebesfähigkeit bisher sich versucht hatte, waren entweder unter ihr gewesen oder sie hatten sich nicht ernstlich mit ihr wagen mögen. Der Mann, welchem sie jetzt gehörte, befriedigte ihr Herz und ihren Kopf. Seine kräftige Eigensucht machte ihn zu ihrem Herrn und sein im Idealen lebender Geist hob den ihrigen empor. Sie herrschte durch ihn, sie glänzte durch ihn, sie sah durch ihn in eine Welt, die ihrer eignen poetischen ähnlich war und doch noch über dieselbe hinaus zu weisen schien. Daher die wunderbare Verwandlung, die zugleich eine Läuterung war. Wenn gewöhnliche Frauen nach der ersten Schwärmerei der Jugend ihr Herz zur Ruhe weisen und vielleicht nur in der Mutterliebe den verlorenen Glauben an echte Liebe wiederfinden, so lernt diese Frau erst, nachdem die Blüthe ihrer Jahre vorüber ist, mit vollem Ernst und voller Kraft lieben, überträgt sie auf den Geliebten, die nun Kinderlose, auch die Fülle der Mutterliebe. Frevelhaft fast hatte sie im Uebermaaß ihres Freiheitsverlangens mit Freundschaft und Liebe gespielt: nun erst ist sie wie ein hingebendes Mädchen und wie eine dem Bräutigam sich willenlos anschmiegende Braut. Dem jugendlichen Mann bringt sie ein noch jüngeres Herz und doch den gereiftesten Geist entgegen, um ihn, den Verwöhnten und Vielverlangenden, nichts entbehren zu lassen. „Mein Herz," nennt sie ihn, „meine Seele, mein Geist, ja auch mein Wille." „O Du süßes, liebes Herz," so liebkost sie dem Abwesenden, „wann werde ich doch die Andacht zum Herzen meines

Herrn wieder halten!“ Er ist, „ihr angebeteter Gemahl“ und sie wird nicht müde, es denen, die an ihr Theil nehmen, zu verkünden. „Sie wissen,“ schreibt sie das eine Mal, „wer mir nicht blos ein zärtlicher Gefährte ist.“ In noch höherem Vertrauen aber drückt sie ein ander Mal — wenige Monate nach der Schlacht von Jena — ihre gehobene Stimmung und ihr Liebesglück gegen Gotters aus. „Wie viel lieber,“ sagt sie, nachdem sie über den zerrissenen Zustand der Welt geklagt hat, „wollte ich in einem Dorf auf der Schlachtlinie von Jena gewohnt haben und in Staub mit getreten sein als mir die Seele anstecken lassen durch diese abscheuliche Verwirrung aller moralischen Dinge. Ich bin aber auch sehr glücklich, daß ich die Aegide neben mir habe, denn, geht von einer Seite die ganze Convenienz-Welt mit allen ihren alten Formen unter, so geht mir an einem schönern Horizont eine unwandelbarere Welt auf. Der, in dem ich sie finde,- ist ein unerschöpflicher Brunnenquell alles Herrlichen und Tröstlichen.“

Ihrem inneren Glück entsprach die glückliche Gestaltung ihrer äußeren Verhältnisse. Ihre zarte Constitution, bisher beständigen Krankheitszufällen unterworfen, hatte sich gekräftigt, sie genoß ihr neues Leben in verhältnißmäßiger Gesundheit. Ihre Sehnsucht nach dem Süden zwar hat sie in's Grab mitgenommen; die fest projectirte Reise nach Italien wurde durch Schelling's Anstellung in Würzburg vereitelt. Von Würzburg folgte sie Schelling nach München, wohin dieser als Mitglied der Akademie berufen wurde, um demnächst auch zum Generalsekretär der Akademie der Künste ernannt zu werden. In Würzburg ist sie noch umgeben von alten Jenaer Bekannten, und alter und neuer Haß regt sich da noch gegen sie, um sie und in ihr. In München dagegen fühlt sie sich frei auf einem neuen und reichen Boden, und als auch dorthin von ehemaligen Freunden und Genossen bald der, bald jener sich einstellt, so ist es ihr eine wohlthuende Idee, daß sich hier ein neuer Sammelplatz bilde wie ehemals Jena war, daß sich vorübergehend hier wiederfinde, was in die Ferne verschwunden schien. Wir haben Carolinens Geschichte einen Roman genannt, der wirklich gelebt worden. Auch darin ist es ein Roman, daß fast alle die Personen, an denen wir im Verlauf der Erzählung Antheil zu nehmen gezwungen waren, nochmals in den Gesichtskreis der Heldin treten und in neuen bedeutsamen Beziehungen die Wendung ihres Schicksals oder doch die Entwicklung ihres Innern zu erläutern dienen. Von Tatter zwar ist mit keiner Sylbe mehr die Rede und von Meyer nur wie von einem verschollenen Freunde. Mit Huber und Therese dagegen hat sie auf einer Reise durch Stuttgart eine Begegnung: die Manen Forster's, ihre ganze Mainzer Vergangenheit tritt noch einmal vor sie hin, und noch einmal

giebt ihr Huber's Tod und Theresens darauf bezügliche biographische Publication Anlaß, ihr altes Urtheil über die Jugendfreundin, gemischt mit den härtesten Vorwürfen, zu wiederholen. In München endlich gehen die Tieck und Brentano und Ritter — auch Wilhelm Schlegel mit Frau von Stael an ihr vorüber. Eine Reihe der merkwürdigsten und bezeichnendsten Urtheile über alle diese Menschen bekommen wir dabei zu lesen. Nicht ohne Bosheit, aber doch zuletzt mit der treffendsten Wahrheit spricht sie von der „unnatürlichen Natur" der Brentanos, charakterisirt sie Freund Tieck als einen „anmuthigen und würdigen Lump." Sie hat eben aufgehört, mit ihnen auf der gleichen Linie zu stehen. Sie ist, Dank ihrer Stellung und ihrer Verbindung mit Schelling, gesetzter, gesammelter, und, müssen wir hinzufügen, vornehmer geworden. Vom sicheren Port aus, halb wie eine Gerettete, halb wie eine Emporgehobene, blickt sie auf die einstige Genossenschaft herunter. Sie fühlt sich berufen, von der Immoralität und Irreligiosität, von der verlorenen Unschuld und der Sünde dieser Menschen zu sprechen, die sich äußerlich jetzt so gläubig gebehrdeten, oder gar, wie Friedrich Schlegel, im Schooße der alleinseligmachenden Kirche Frieden suchten. Sie hat vollkommen Recht mit diesen Aeußerungen, und gewiß auch darin, wenn sie den alten Freund Wilhelm ehrenvoll vor jenen Anderen auszeichnet. Ein wenig Ueberhebung freilich klingt aus dem Allen noch immer heraus, aber diese Ueberhebung ist doch nicht mehr die frühere eines trotzigen, sich auf sich selbst verlassenden Herzens. Sie hat ihren Halt jetzt, wie es dem Weibe ziemt, in einem Stärkeren gefunden und an diesem mißt sie die Andern. „Wie fest, wie gegründet in sich, wie gut, kindlich, empfänglich und durchaus würdig ist dagegen der Freund geblieben, den ich Dir nicht zu nennen brauche."

So viel war ihr Schelling. Was sie diesem war, hat er selbst ausgesprochen. In Briefen an Luise Gotter und an Philipp Michaelis erzählt er von ihrem Tode. Auf einer Reise nach dem Württembergischen, zu Schelling's Eltern, wurde sie in Maulbronn am 7. September 1809 von derselben Krankheit dahingerafft, der einst die geliebte Tochter erlegen war. „Wenn ich einmal meine Augen schließe," hatte sie vor Jahren geschrieben, „wird es in Frieden und Ruhe der innersten Seele sein." So ist sie, nach Schelling's Bericht, wirklich hinübergeschlafen. „Sie war," so schreibt der Tiefgebeugte, „ein eigenes, einziges Wesen, man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. — Wäre sie mir nicht gewesen, was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück der Geister nicht mehr ist, dieses seltene Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geist, mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. O, etwas der Art kommt nie wieder!"

Die natürliche Parteilichkeit des Mannes, dem sie sich ganz ergeben, der noch zuletzt ihr Wesen „ganz in Süßigkeit aufgelöst“ empfunden hatte, kann nicht die unsrige sein. Das Ganze ihres Lebens überblickend, haben wir vielfach härter über sie urtheilen, ja, sie verurtheilen müssen. Eine schöne Erzählung der evangelischen Geschichte ist uns nichtsdestoweniger niemals aus dem Sinne gekommen — wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein gegen sie auf! Ja, wir widersprechen nicht, wenn der eine oder andre unsrer Leser finden sollte, daß wir zu sehr dem am Maste gefesselten Odysseus geglichen, daß es auch uns die klugen und sanften Augen, der lächelnde Mund, der Liebreiz der Züge angethan habe, die uns aus dem schönen, unserem Buche beigegebenen Bilde ansprechen. Am meisten doch wird unser Urtheil durch die Betrachtung zur Milde gestimmt, daß ihre Irrthümer und Verschuldungen in hohem Grade durch die sittliche Gesammtstimmung der Zeit bedingt waren, deren sinnlich-geistige Erregung so tief in ihrem Inneren nachklang. Unsere Zeit ist gänzlich außer Stande, eine so reiche und interessante Weiblichkeit zu erzeugen, wie die, welche wir in Caroline kennen gelernt haben. Preisen wir uns glücklich, daß sie auch sittliche Entwickelungen wie diese unmöglich macht. Schon in den Tagen des großen Befreiungskrieges gab es für edle Frauen andere Pflichten und Interessen als die, welche aus dem Antheil an der poetischen und philosophischen Bildung der Männer erwuchsen. Die Tage, in denen uns zu leben vergönnt ist, tragen einen noch nüchterneren Ernst an der Stirne. Wenn unsere Zeit köstlich ist, so ist sie es in Mühe und Arbeit, kraft der Zucht, welcher unsere liebsten Ideale in harter Wirklichkeit sich haben fügen müssen. Den schönsten Antheil an dem Glück und an den Aufgaben der Gegenwart werden heute diejenigen Frauen sich nehmen, die in ruhigem und edlem Gleichmaß, in Treue und einfacher Beharrlichkeit, in Häuslichkeit und Frömmigkeit die Hüterinnen deutscher Zucht und Sitte sein werden.

R. Haym.

Obligatorische oder facultative Civilehe?

So weit wären wir nun endlich, daß in Preußen, und ebenso auch in Bayern, ganz ernstlich an die Einführung der Civilehe gedacht wird. Aber sei es, daß man sich zu diesem Schritte nur widerwillig, durch das Vorgehen des katholischen Klerus gezwungen, entschlossen hat, sei es, daß man gegen den Widerstand einflußreicher Parteien in den gesetzgebenden Versammlungen nicht mehr durchsetzen zu können glaubt: darin stimmen alle Nachrichten und alle Andeutungen der halbamtlichen Blätter überein, daß es wenigstens in Preußen zur Zeit nur auf die facultative, nicht auf die obligatorische Civilehe abgesehen sei. Der bürgerliche Akt soll nicht für jede Eheschließung gefordert werden, die rechtliche Geltung der Ehe und die Zulässigkeit der kirchlichen Trauung nicht durch ihn bedingt sein; sondern es soll den Brautleuten überlassen bleiben, ob sie sich bürgerlich oder kirchlich trauen lassen wollen, oder es soll ihnen das erstere wohl gar nur (wie dies in Preußen beabsichtigt zu sein scheint) für den Fall gestattet werden, daß ihnen die kirchliche Trauung versagt wird, während doch vor dem bürgerlichen Gesetz ihrer Verbindung nichts im Weg stände. Die gleiche Einrichtung ist bekanntlich schon vielfach theils blos vorgeschlagen, theils auch gesetzlich eingeführt worden. Indessen ist ihr die öffentliche Meinung, so weit sich bis jetzt urtheilen läßt, nicht günstig; und eine kurze Erwägung wird darthun, daß sie damit vollkommen Recht hat.

Die facultative Civilehe ist zunächst schon principiell betrachtet eine halbe Maßregel, welche mit der einen Hand wieder zurücknimmt, was sie mit der andern gegeben hat. Was bedeutet denn überhaupt die Civilehe? Sie bedeutet, daß der Staat die Ehe, wiefern sie ein bürgerliches und rechtliches Institut ist, als etwas unter seiner Gesetzgebung und seiner Gerichtsbarkeit stehendes betrachte, daß er die seinen Gesetzen gemäß und vor seinen Beamten geschlossene Ehe als eine wahre, in allen Beziehungen des bürgerlichen Lebens gültige Ehe anerkenne. Wenn dem nicht so wäre, dürfte der Staat die Civilehe als Ausnahme so wenig, wie als Regel, als facultative so wenig, wie als obligatorische, zugeben. Wenn es das Wesen der Ehe mit sich brächte, daß zur Schließung einer gültigen Ehe außer der Uebereinkunft der Brautleute und der staatlichen Anerkennung ihrer Verbindung noch irgend etwas anderes, und so namentlich die kirchliche Einsegnung, erforderlich wäre, so könnte der Staat von diesem Erforderniß unmöglich dispensiren; wenn das Zusammenleben der Ehegatten, wie die Ultramontanen behaupten, nur durch die kirchliche Trauung zu

einem erlaubten gemacht werden könnte, ohne dieselbe dagegen ein Concubinat wäre, so könnte der Staat unmöglich bestimmen, daß es in gewissen Fällen durch den bürgerlichen Akt, auch ohne kirchliche Trauung, ein sittlich und rechtlich erlaubtes Verhältniß, eine wirkliche Ehe werden könne. Ist andererseits die Anerkennung der Ehe im Staate an jene Bedingungen geknüpft, so muß der Staat auch verlangen, daß dieselben von jedem seiner Mitglieder, das eine Familie begründen will, erfüllt, daß jede Ehe, ohne Ausnahme, vor dem von ihm Beauftragten, vor seinem Beamten, geschlossen werde. Auch die Eheschließung durch blos kirchliche Trauung, wie sie in den meisten deutschen Ländern zur Zeit noch besteht, ist nur unter der Voraussetzung zulässig, daß der Geistliche, welcher die Trauung vornimmt, bei dieser Verrichtung zugleich als Beauftragter des Staats, als bürgerlicher Standesbeamter funktionire; da ja sonst das, was er thut, den Staat gar nichts anginge, und keine rechtlichen Folgen für das bürgerliche Leben nach sich ziehen könnte. Wenn der Staat die bürgerliche Geltung der Ehe an die Bedingung der kirchlichen Trauung knüpft, so überträgt er der Geistlichkeit ein bürgerliches Amt, er erklärt, daß der kirchliche Akt zugleich die Bedeutung eines bürgerlichen Akts haben solle; und er nöthigt ebendamit alle die, welche des einen bedürfen, sich auch dem andern zu unterziehen. Dies kann und darf aber der Staat selbstverständlich nur dann thun, wenn er sicher sein kann, daß bei dieser Einrichtung weder seiner Auktorität und seinen Gesetzen, noch den Rechten seiner Bürger zu nahe getreten wird; und diese Sicherheit hat er nur dann, wenn einerseits alle Staatsbürger zu einer öffentlich anerkannten Kirche in einem solchen Verhältniß stehen, daß die Forderung der kirchlichen Trauung von keinem als ein Zwang empfunden wird, und wenn es andererseits in der Hand des Staats liegt, die Bedingungen der Trauung festzusetzen und die Geistlichen zu ihrer Einhaltung zu zwingen. So lange dieses beides der Fall war, führte es keine großen Uebelstände mit sich, daß die kirchliche Trauung die einzige vom Gesetz anerkannte Form der Eheschließung war: die Einzelnen fühlten sich dadurch nicht belästigt, und der Staat hatte von den Kirchen, welche sich seine Herrschaft auch in allen anderen Beziehungen gefallen ließen, keine Auflehnung gegen seine Ehegesetze zu befürchten. Heutzutage hat sich hierin so vieles geändert, daß sich die ältere Einrichtung unverkennbar nicht länger halten läßt. Neben den älteren vom Staat anerkannten Kirchen sind zahlreiche kleinere Religionsgesellschaften entstanden, deren Geistlichen der Staat nur theilweise die Befugniß, eine bürgerlich gültige Trauung zu verrichten, ertheilt hat, während man doch den Geistlichen der Staatskirchen gleichfalls nicht zumuthen kann, die Mitglieder fremder Gemeinden zu trauen, und diesen

nicht, ihre Trauungen von fremden Geistlichen vollziehen zu lassen. Einzelne sind mit der kirchlichen Form der Frömmigkeit überhaupt zerfallen, und mögen es auch noch so wenige sein, die eine kirchliche Trauung verschmähen, so thäte der Staat doch diesen wenigen Unrecht, wenn er ihnen deßhalb die Ehe unmöglich machen wollte. Die Hauptsache ist aber, daß in der Stellung der Kirchen zum Staate eine Veränderung vor sich gegangen ist, die gerade bei der Frage über die Ehe und die Eheschließung sich besonders fühlbar gemacht hat. Der heutige Staat hat nicht mehr die Mittel, einen lutherischen Pfarrer zur Trauung einer Geschiedenen, oder einen katholischen zur Einsegnung einer gemischten Ehe oder zur Assistenz bei der Eheschließung eines Altkatholiken zu zwingen; er hat die Macht dazu theils freiwillig aus der Hand gegeben, theils hat sie der Geist der Zeit ihm aus der Hand genommen. Nur um so unabweisbarer drängt sich aber die Nothwendigkeit auf, daß er für das, was er weggegeben oder verloren hat, einen Ersatz schaffe. Der Staat würde seine elementarsten Pflichten verletzen und sich selbst aufgeben, wenn er die Geltung seiner Gesetze und die Rechte seiner Angehörigen von dem Willen einer außer ihm stehenden Korporation abhängig machen wollte; wenn er den Beamten einer solchen Korporation die Befugniß zugestehen wollte, Staatsbürgern den Gebrauch der wesentlichsten Menschenrechte ohne gesetzliche Gründe zu entziehen oder zu erschweren. Nur seine Beamten können darüber entscheiden, ob in einem gegebenen Falle die im Staatsgesetz vorgeschriebenen Bedingungen der Eheschließung vorhanden sind, nur an ihre Mitwirkung darf dieser Akt vom Staate geknüpft werden, weil er von ihnen die Einhaltung der Gesetze und die Achtung der staatsbürgerlichen Rechte zu erzwingen die Macht hat. Kirchlichen Beamten kann diese Befugniß nur dann ertheilt werden, wenn sie zugleich Staatsbeamte sind, und in ihrer Amtsthätigkeit den Gesetzen, den Anordnungen und der Aufsicht des Staats unbedingt unterstehen. Sobald diese Voraussetzung nicht mehr zutrifft, müssen für die bürgerlichen Verrichtungen, die ihnen bisher zugewiesen waren, eigene, rein staatliche Organe geschaffen werden. Die kirchliche Eheschließung konnte genügen, so lange alle Staatsangehörigen auch Angehörige einer vom Staat anerkannten Kirche und alle Kirchen Staatskirchen waren; seit dieses beides sich geändert hat, ist die Civilehe und Civiltrauung unvermeidlich, die Einführung derselben eine gebieterische Pflicht für die Staaten geworden.

Diesem Bedürfniß kann aber weder die blos facultative, noch die Nothcivilehe genügen. Man mache sich nur das Rechtsverhältniß klar, welches durch diese Einrichtungen geschaffen wird. Der Staat betrachtet die Ehe mit Recht als einen Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft. Er be-

stimmt daher durch seine Gesetze die Bedingungen, unter denen eine Ehe geschlossen, geführt, je nach Umständen auch aufgelöst werden solle. Aber die Ausführung dieser Gesetze überträgt er, was die Eheschließung betrifft, Personen, die als Beamte einer Kirche an andere, mit der bürgerlichen Ehegesetzgebung vielleicht in wesentlichem Widerspruch stehende Gesetze gebunden sind, ohne daß er auch nur den Anspruch machte, daß dieselben im Collisionsfall seinen Gesetzen, und nicht vielmehr den damit streitenden Weisungen ihrer kirchlichen Obern gehorchen sollen. Nur aushülfsweise, wenn die kirchlichen Beamten ihre Mitwirkung verweigern, läßt er bürgerliche Beamte für sie eintreten; oder er stellt es auch (in der rein facultativen Civilehe) den Einzelnen frei, ob sie sich an den Staatsbeamten oder den kirchlichen Beamten wenden wollen. Ist dies ein Zustand, der eines Staats würdig, die gesetzliche Ordnung und das Ansehen der Gesetze zu stützen geeignet ist? Wem der Staat die Handhabung seiner Gesetze anvertraut, von dem muß er ihre Vollziehung unbedingt fordern; er darf ihm nicht sagen, wie dies die meisten deutschen Regierungen dem katholischen Klerus neuerdings sagen: „Dies sind meine Gesetze; beliebt es dir, dich nach ihnen zu richten, so werde ich deine Amtshandlungen als bürgerlich gültig anerkennen; beliebt es dir nicht, so werde ich mich nach einem andern Vollstrecker für sie umsehen." Er hat sich entweder seines widerspruchslosen Gehorsams zu versichern, oder ihm die staatlichen Funktionen aus der Hand zu nehmen. Ebensowenig darf aber der Staat auch den Einzelnen für die Vollziehung eines Aktes, der bürgerliche Gültigkeit haben soll, zwischen kirchlichen und bürgerlichen Beamten die Wahl freistellen. Er kann es ihnen wohl unter Umständen anheimgeben, ob sie sich an diese oder jene öffentliche Behörde wenden wollen; denn alle diese Behörden sind gleichartig, sie alle richten sich in ihrem Verfahren nach denselben Gesetzen. Aber er kann sie nicht an solche Behörden weisen, oder ihnen die Anrufung von Behörden gestatten, von denen er nicht sicher ist, daß sie seinen Gesetzen nachkommen. Er darf seine Bürger nicht der Gefahr aussetzen, daß der Geistliche, den er ihnen als gesetzlichen Standesbeamten bezeichnet hat, sie zurückweist, oder ihnen unannehmbare, dem Staatsgesetz unbekannte, die persönliche Freiheit und Würde verletzende Bedingungen stellt; und sich selbst nicht der Gefahr, daß ein Akt, der zur bürgerlichen Abschließung der Ehe, also zur Vollziehung eines Staatsgesetzes dienen soll, dazu benutzt werde, das Volk gegen dieses Gesetz aufzureizen, oder ihm Freiheitsbeschränkungen, welche das Gesetz nicht kennt, aufzudringen. Es verhält sich in dieser Beziehung mit der facultativen Civilehe ganz anders, als mit der obligatorischen. Wo die letztere eingeführt ist, kann es freilich auch vorkommen, daß sich der Geistliche weigert,

eine Ehe einzusegnen, die der Staat nicht beanstandet, oder daß er seine Mitwirkung an Bedingungen knüpft, von denen das Staatsgesetz nichts weiß, wie z. B. das Versprechen der katholischen Kindererziehung bei gemischten Ehen. Aber davon wird in diesem Falle der Staat und das bürgerliche Leben nicht berührt: was der Staat zu thun hatte, um den Nupturienten ihre Verbindung zu ermöglichen, das hat er gethan, sie haben eine vor dem Gesetze gültige Ehe geschlossen, und es ist ihnen hiebei keine im Gesetz nicht begründete Zumuthung gemacht und kein Hinderniß in den Weg gelegt worden; der Widerspruch, daß der Beamte, der ein Gesetz vollziehen soll, dieses Gesetz in demselben Augenblicke verletzt, daß die Ausübung eines staatsbürgerlichen Rechts von Bedingungen abhängig gemacht wird, welche sich nur auf das Verhältniß zur Kirche, nicht auf das zum Staate beziehen, ist nicht vorhanden. Wollen die bürgerlich Getrauten auch noch kirchlich getraut sein, und stoßen sie hiebei auf Hindernisse, so mögen sie das mit ihrer Kirche ausmachen, den Staat geht es nichts an, ihre bürgerlichen Rechte und die Gültigkeit ihrer Ehe vor dem Gesetz sind davon unabhängig. Ist dagegen die Civilehe eine blos facultative, so funktionirt der Geistliche bei der Trauung, so oft er sie vollzieht, zugleich als bürgerlicher Beamter; weigert er sich daher aus kirchlichen Gründen, eine Ehe einzusegnen, der nach dem bürgerlichen Gesetz nichts im Weg steht, so haben wir den oben bezeichneten Widerspruch. Nun kann freilich der, welchem die Kirche die Trauung verweigert, sie bei der bürgerlichen Behörde nachsuchen. Aber damit wird die Sache im Princip nicht verändert. Es bleibt dabei, daß der Staat der Geistlichkeit die Vollziehung seiner Gesetze anvertraut, und ihr gleichzeitig freistellt, dieselbe aus Gründen, welche mit dem bürgerlichen Gesetz nichts zu thun haben, zu verweigern; und dies darf ein Staat, welcher etwas auf seine Würde und seine Autorität hält, nicht dulden. Aber auch materiell ist das Recht und die Freiheit der Staatsbürger durch die facultative Civilehe weit nicht so gut geschützt, wie durch die obligatorische. Bei jener wird immer, wie auch das Gesetz laute, thatsächlich die kirchliche Trauung die Regel bilden, die bürgerliche die Ausnahme. Wer sich daher verheirathen will, wird sich zunächst an den Geistlichen wenden, erst in zweiter Instanz an den bürgerlichen Standesbeamten. Der Geistliche aber kann ihm aus Gründen, über welche der Staat keine Cognition hat, die Trauung verweigern. Wird ihm auch dadurch die Eheschließung nicht unmöglich gemacht, so wird er doch hingehalten und belästigt, es wird ihm die Erlangung seines Rechtes, wiewohl er allen staatsgesetzlichen Erfordernissen genügt hat, von demjenigen, an den ihn der Staat selbst weist, erschwert. Es wird aber auch der bürgerlichen Eheschließung überhaupt dadurch, daß nur die zu ihr greifen, welche die kirchliche Trauung

entweder verschmähen, oder nicht erlangen, in den Augen des Volkes ein Makel aufgedrückt. Sie erscheint nur als ein Ausweg für diejenigen, bei denen irgend etwas nicht ganz in Ordnung sei. Dies ist ein empfindlicher Nachtheil für die, welche sich mit ihr begnügen; es ist aber auch sicher kein Vortheil für das Ansehen des Staats und seiner Gesetze. Die Einrichtungen, welche der Staat trifft, die Akte, die seine Beamten verrichten, um ein wichtiges Lebensverhältniß zu ordnen, dürfen sich nicht als ein bloßer Nothbehelf darstellen, als etwas, was eigentlich der Kirche zusteht, und vom Staate nur dann übernommen wird, wenn die Kirche dazu keine Lust hat. Sondern wenn der Staat einmal überzeugt ist, daß die Ehe als ein bürgerlich-rechtliches Lebensverhältniß seiner eigenen Sphäre angehöre und an keine kirchlichen Voraussetzungen gebunden sei, so muß er dieser Ueberzeugung auch dadurch Ausdruck geben, daß er die Eheschließung, so weit er sich überhaupt mit derselben befaßt, als einen rein bürgerlichen Akt behandelt, und vor seinen Vertretern, den bürgerlichen Beamten, vollziehen läßt. Die kirchliche Einsegnung der Ehe wird dadurch Niemand verwehrt; die Kirche wird nicht einmal verhindert, sie von ihren Mitgliedern unbedingt zu verlangen, und die, welche sich ihr entziehen, von ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Nur von Seiten des Staats wird sie nicht erzwungen; er überläßt es dem Einzelnen, es damit zu halten, wie er es seinem Verhältniß zur Kirche gemäß findet; das einzige, was er verlangt, und was er folgerichtigerweise von allen ohne Ausnahme verlangen muß, ist die bürgerliche Trauung.

Es wird dies noch deutlicher werden, wenn wir fragen, was denn die Trauung überhaupt eigentlich ist und was sie für die Ehe zu bedeuten hat. Die kirchlichen Formen der Eheschließung haben zu der Vorstellung Anlaß gegeben, welche in der protestantischen Kirche ebenso verbreitet ist, wie in der katholischen, als ob die Ehe als solche erst durch die Trauung entstehe, die Verbindung der Brautleute erst durch den Segen der Kirche ihre sittliche Begründung erhalte, als ob sie nicht blos dem Staat und der Kirche gegenüber, sondern auch an sich selbst, erst dadurch zu einer wirklichen Ehe werden könne. Wenn man sich die Sache so vorstellt, kann man allerdings zweifeln, ob die bürgerliche Bestätigung der Ehe die gleiche Wirkung habe, wie der kirchliche Segen, ob der Bürgermeister ebenso gut, wie der Pfarrer, dem Zusammenleben der Ehegatten seine Weihe ertheilen, es nicht allein zu einem bürgerlich erlaubten, sondern auch zu einem sittlich berechtigten Verhältniß machen könne; und wenn man sich auch dazu bequemt, solchen, die sich mit ihrer Kirche nicht zu stellen wissen, den Ausweg der bürgerlichen Trauung zu gestatten, so wird man doch die kirchliche als die regelmäßige Form der Eheschließung festzuhalten, oder wenigstens alle die, welchen

die kirchliche Trauung allein für eine wahre und heilskräftige gilt, von dem für sie bedeutungslosen bürgerlichen Akt zu entbinden geneigt sein. Allein diese ganze Vorstellung über Zweck und Bedeutung der Trauung ist unrichtig. Die Ehe als solche, als diese auf der geschlechtlichen Grundlage beruhende sittliche Lebensgemeinschaft der Ehegatten, entsteht nicht durch die Trauung, sondern durch das beiderseitige Einverständniß der Nupturienten; das Jawort der Brautleute, die Erklärung, daß sie sich fortan als Mann und Frau behandeln und alle im Wesen der Ehe liegenden Pflichten gegen einander erfüllen wollen, macht sie zu Ehegatten. Der Priester nimmt im Namen der Kirche, der bürgerliche Standesbeamte im Namen des Staats und der Gemeinde diese Erklärung entgegen; jener knüpft daran den Segen der Kirche, dieser die Anerkennung des Staats; aber weder der eine noch der andere thut etwas anderes, als daß er die von den Ehegatten geschlossene Verbindung in das Gesammtleben und den Schutz der Gemeinschaft, deren Organ er ist, aufnimmt. Die Ehe ist freilich an sich kein bloßes Vertragsverhältniß: es steht den Ehegatten nicht frei, die Bedingungen ihres Zusammenlebens beliebig zu bestimmen, sich etwa nur auf Zeit zu verheirathen, oder sich von der Pflicht der ehelichen Treue gegenseitig zu entbinden; sondern sie treten durch ihre Verheirathung in eine sittliche Lebensform ein, die ihre Gesetze in sich selbst trägt, und haben sich diesen Gesetzen zu unterwerfen. Aber der Eintritt in dieses Verhältniß ist ein freiwilliger: Niemand ist nach natürlichem oder bürgerlichem Recht verpflichtet, zu heirathen und gerade diese Person zu heirathen; jede eheliche Verbindung bestimmter Personen wird lediglich durch ihren freien Willen begründet, sie beruht auf einem Uebereinkommen, einem Vertrag, und sie beruht nur hierauf: weder der Staat noch die Kirche hat das Recht, zwei Personen, welche sich nicht heirathen wollen, zur Eingehung der Ehe zu zwingen, oder solche, die sich heirathen wollen, daran zu verhindern, es müßte denn ihre Verbindung mit den allgemeinen Bedingungen des sittlichen oder des wirthschaftlichen Lebens und mit den hierauf bezüglichen Gesetzen im Widerspruch stehen. Weder die kirchliche, noch die bürgerliche Trauung kann daher als Begründung, sondern beide können nur als eine feierliche Anerkennung der Ehe betrachtet werden, die von dem Brautpaar begründet und geschlossen wird. Bei der bürgerlichen Trauung läßt der Staat durch seinen Beamten erklären, daß er die Verbindung der Personen, welche sich vor demselben das Jawort gegeben haben, als eine zu Recht bestehende anerkenne, daß sie seinen Gesetzen entspreche und unter dem Schutz dieser Gesetze stehen solle; bei der kirchlichen Trauung erklärt die betreffende Religionsgesellschaft durch den Mund ihres Beamten, daß diese Verbindung ihren Ordnungen entspreche,

sie fügt dieselbe ihrem Gemeinleben ein und erfleht für sie den Segen der Gottheit. Für die bürgerliche Gültigkeit einer Ehe wird der bürgerliche, für ihre kirchliche Geltung der kirchliche Akt mit Recht verlangt; aber nicht die Ehe selbst, sondern nur ihre Anerkennung durch das bürgerliche oder religiöse Gemeinwesen, ist durch diese Akte bedingt; wenn man sich ein Paar denkt, welches sich in der Einöde fände und niederließe, so wäre für dasselbe zur Eheschließung außer der beiderseitigen Willenserklärung nichts weiter erforderlich. Diese Voraussetzung liegt auch wirklich von Alters her dem Eherecht der verschiedensten Völker zu Grunde: die Eheschließung wird durchweg als ein Privatakt der Betheiligten und ihrer Familien betrachtet, für den zwar das Herkommen und in der Folge auch das Gesetz gewisse bürgerliche Bedingungen und gottesdienstliche Formen festsetzte, der aber doch nichts weiter, als ein vom Staat anerkannter, durch religiöse Gebräuche geweihter Vertrag war. Anders faßte auch die christliche Kirche dieselbe nicht auf. Es stimmt mit dem allgemein anerkannten mittelalterlichen Eherecht durchaus überein, wenn das Tridentinum, und ihm folgend auch noch das heutige katholische Kirchenrecht, zum Abschluß einer gültigen Ehe nicht mehr verlangt, als die Erklärung der Nupturienten vor ihrem Parochus und zwei oder drei Zeugen; ja wenn selbst solche Ehen, welche vor dem Erlaß des tridentinischen Dekrets ohne Zeugen und ohne Zuziehung eines Geistlichen geschlossen worden waren, als wahre und rechte Ehen anerkannt wurden. Hat doch die katholische Dogmatik in Folge dieser Anschauung sogar, im Widerspruch mit ihren sonstigen Voraussetzungen, in der Ehe ein Sacrament angenommen, welches nicht von dem Priester, sondern von Laien, gespendet wird; denn als die bewirkende Ursache der Ehe wird von ihr ausdrücklich der Consens der Nupturienten bezeichnet, eine Thätigkeit des Priesters ist dazu gar nicht nöthig, es genügt, daß er als Urkundsperson zugegen ist. Erst in der neueren Zeit hat man angefangen, die kirchliche Trauung nicht blos für ein unerläßliches Erforderniß der Eheschließung, sondern sogar für das zu halten, was die Ehe als solche erst perfekt mache, ohne daß doch diese Vorstellung in unserem Eherecht einen bestimmten Ausdruck gefunden hätte. In der Natur der Sache ist dieselbe, wie vorhin schon gezeigt wurde, nicht begründet: der Staat und die Kirche können eine Ehe wohl als eine vor ihrem Forum zu Recht bestehende anerkennen, aber sie schaffen sie nicht erst durch ihre Akte.

Ist diese Ansicht nun richtig, so liegt zunächst am Tage, daß die kirchliche Trauung für den Staat nur dann eine Bedeutung haben kann, wenn der Geistliche, der sie vollzieht, bei diesem Akte zugleich als Staatsdiener funktionirt, den Weisungen der Staatsregierung ebenso unbedingt,

wie alle anderen Staatsdiener, nachkommt, in derselben Weise, wie sie, von der Regierung beaufsichtigt wird, und in Folge dessen die Bürgschaft gewährt, daß er sich bei den Trauungen, die er vornimmt, nicht blos selbst keine Abweichung von der staatlichen Ehegesetzgebung erlauben, sondern auch den Nupturienten keine gestatten werde. Wenn dagegen diese Voraussetzung nicht mehr zutrifft, wenn der Geistliche sich erlauben darf, für die Trauung einer Ehe, welche nach den Staatsgesetzen zulässig ist, seine Mitwirkung zu verweigern, oder umgekehrt (denn auch dieser Fall kann vorkommen) einer solchen, die der Staat nach seinen Gesetzen nicht anerkennt, die kirchliche Weihe zu ertheilen, so geht die kirchliche Trauung als solche den Staat gar nichts mehr an, und kann einen besonderen bürgerlichen Akt nicht entbehrlich machen. Die Trauung ist ja nicht die Eheschließung selbst, sondern nur die Anerkennung derselben durch die Gemeinschaft, in deren Auftrag sie verrichtet wird: die kirchliche Trauung ist der Ausspruch einer kirchlichen Behörde, daß eine Ehe den Anforderungen dieser bestimmten Kirche entspreche, daß sie als eine christliche oder jüdische, eine katholische oder protestantische zu betrachten sei; die bürgerliche der Ausspruch einer Staatsbehörde, daß eine Ehe den Gesetzen dieses bestimmten Staats entspreche, daß sie in diesem Staat als eine wirkliche Ehe anerkannt werde, und alle rechtliche Folgen einer solchen nach sich ziehe. Dieses beides fällt aber in keiner Weise zusammen: eine Ehe kann von einer Kirche ihren Ordnungen entsprechend befunden werden, und doch mit den Staatsgesetzen im Widerspruch stehen; sie kann den letztern entsprechen, und die Kirche kann doch in ihren Ueberzeugungen einen Grund finden, ihr die Trauung zu versagen. Es ist dies ja auch jetzt schon thatsächlich der Fall, und wird sich bei der weiteren Entwickelung der staatlichen Gesetzgebung über die Ehe noch deutlicher herausstellen. Für den Staat darf z. B. die Religionsverschiedenheit kein Ehehinderniß sein, er wird daher auch die Ehe zwischen Christen und Juden nicht länger verbieten können; die katholische Kirche will selbst die zwischen Katholiken und Protestanten nur unter der Bedingung katholischer Kindererziehung gestatten. Der Staat hat keinen Grund, der Wiederverheirathung Geschiedener oder der Ehe in den entfernteren Verwandtschaftsgraden entgegenzutreten, oder gar die geistliche Verwandtschaft zu berücksichtigen und was der Art mehr ist. Es kann daher nicht blos geschehen, und es geschieht ja oft genug, daß der Geistliche eine Trauung verweigert, der bürgerlich nichts im Weg steht, sondern auch der Fall ist denkbar, daß eine bürgerliche Bedingung der Ehe von dem Geistlichen ignorirt oder daß ein solcher, dessen Ehe eine Kirche nicht als gültig anerkennt, von ihr als unverheirathet behandelt und mit einer dritten Person getraut wird. So-

bald daher der Staat den Kirchen das Recht zugesteht, ihre Ehegesetzgebung selbständig zu ordnen, und darauf verzichtet, die Kirchendiener als Staatsdiener zu behandeln, kann er die kirchliche Trauung nicht mehr als Beweis dafür annehmen, daß eine Ehe mit den Staatsgesetzen übereinstimmt; er muß dies vielmehr in jedem einzelnen Falle durch seine eigenen Beamten untersuchen und feststellen lassen. Eben dies aber ist die Bedeutung der bürgerlichen Trauung. Diese kann somit — wenn einmal Staat und Kirche nicht mehr zusammenfallen — durch die kirchliche nicht ersetzt, es kann denen, welche in die Ehe eintreten, die Wahl zwischen der kirchlichen und der bürgerlichen Trauung nicht freigestellt werden: die obligatorische Civilehe ist die nothwendige Folge der freieren Stellung, in welche der Staat und die Kirche heutzutage zu einander getreten sind.

Aus denselben Gründen muß der Staat auch — um dieses beiläufig zu bemerken — wo die obligatorische Civilehe eingeführt ist, darauf bestehen, daß die bürgerliche Trauung der kirchlichen vorangehe. Vor dem Staatsgesetz ist eine eheliche Verbindung, welche nicht durch den vom Staat hierfür aufgestellten Beamten für eine den Gesetzen entsprechende erklärt ist, eine unerlaubte, ein Concubinat; die kirchliche Trauung wäre daher, wenn sie vor der bürgerlichen erfolgte, buchstäblich genommen, Verleitung zum Concubinat; was selbst dann, wenn die bürgerliche Trauung nicht unterbliebe, doch zum mindesten ein unschickliches Verhältniß wäre. Es könnte aber auch der Fall eintreten, daß die kirchlich Getrauten die bürgerliche Trauung aus Absicht oder aus Fahrlässigkeit unterließen, vielleicht sogar von ihrem Geistlichen zu dieser Unterlassung aufgefordert würden, oder daß eines von ihnen vor der Vornahme derselben mit Tod abginge; und dies würde natürlich für sie selbst sehr erhebliche, namentlich auch vermögensrechtliche Nachtheile, und für die bürgerliche Ordnung erhebliche Störungen herbeiführen. Es liegt endlich keineswegs außer den Grenzen der Möglichkeit, daß die kirchliche Trauung in Fällen ertheilt würde, wo der bürgerliche Beamte gegen die Ehe Einsprache erheben müßte, und es könnten hieraus die schlimmsten Verwicklungen hervorgehen. Das einfache und einzige Mittel, um alle diese Uebelstände zu vermeiden, besteht darin, daß die bürgerliche Trauung zu der unerläßlichen Bedingung gemacht wird, die erfüllt sein muß, ehe die kirchliche überhaupt vorgenommen werden darf. Es hat daher seinen guten Grund, wenn das Gesetz überall, wo die Civilehe als allgemeine Einrichtung besteht, diese Bestimmung getroffen hat, und es wäre keineswegs unbedenklich, wenn man es den Einzelnen anheimgeben wollte, ob sie die bürgerliche oder die kirchliche Trauung zuerst vornehmen lassen wollen. Während ferner die bürgerliche Trauung, als

Vorbedingung der kirchlichen gefordert, dem Volk das Bewußtsein giebt, daß die Rechtsgültigkeit einer Ehe von ihrer Anerkennung durch den Staat und ihrer Angemessenheit an das Staatsgesetz abhänge, würde dieselbe, wenn sie nach Belieben auch erst nach der kirchlichen vorgenommen werden dürfte, als eine überflüssige Förmlichkeit erscheinen, von welcher das Wesen der Ehe nicht berührt werde. Daß aber der gleiche Schein auf die kirchliche Trauung falle, wenn ihr die bürgerliche immer vorangeht, ist nicht zu befürchten. Jene ist eine uralte Einrichtung, deren Nothwendigkeit dem Volke für etwas selbstverständliches gilt, diese eine neue, deren Bedeutung ihm erst klar gemacht werden muß; und während die bürgerliche Trauung auch nicht scheinbar den Anspruch macht, als ob sie sich auf den religiösen Charakter der Ehe bezöge, könnte die kirchliche, welche bisher die einzige Form der Eheschließung war, allerdings auch in Zukunft für sich allein auszureichen scheinen, wenn sie vor der bürgerlichen vollzogen werden dürfte.

Aus allem bisherigen ergiebt sich, daß die Civilehe, wenn sie überhaupt eingeführt werden soll, nur als obligatorische eingeführt werden darf, daß sie nur als solche eine zweckentsprechende, consequente, von einem klaren Princip geleitete Einrichtung ist. Wollen nichts destoweniger einflußreiche Stimmen über die facultative Civilehe nicht hinausgehen, so liegt der Grund davon bei einem Theil ohne Zweifel in der Abneigung gegen die Civilehe als solche: sie betrachten dieselbe im besten Fall als ein nothwendiges Uebel, welches man wenigstens auf einen möglichst kleinen Umfang beschränken müsse, wenn man sich seiner nicht vollständig erwehren kann. Bei anderen jedoch sind es mehr Gründe der praktischen Zweckmäßigkeit, die es ihnen räthlich machen, daß man sich vorerst auf die facultative Einführung der bürgerlichen Trauung beschränke; sie glauben theils nur diese bei den gesetzgebenden Faktoren durchzubringen, theils hoffen sie auch, die facultative Civilehe werde beim Volk und beim Klerus einem geringeren Widerstand begegnen, als die obligatorische. Mit den ersteren haben wir es nun hier nicht zu thun: die Frage, welche uns hier beschäftigt, ist nicht die, ob die Civilehe überhaupt in der Gegenwart wünschenswerth sei, sondern ob die facultative oder die obligatorische. Was aber die praktischen Gründe für die facultative Civilehe betrifft, so scheint es uns mit denselben zu gehen, wie es so oft geht, wenn man einem Prinzip aus vermeintlichen Zweckmäßigkeitsrücksichten die Spitze abbricht: daß nämlich das, was man für besonders praktisch gehalten hat, sich schließlich erst recht als unpraktisch, und dasjenige, worin man eine blos theoretische Consequenz sah, als das wahrhaft praktische ausweist. Es mag sein, daß sich die

facultative Civilehe im preußischen Herrenhaus oder in der bayrischen Abgeordnetenkammer vielleicht noch eher durchsetzen läßt, als die obligatorische. Aber sicher ist es doch auch bei ihr keineswegs; und andererseits ist die Mitwirkung dieser Körperschaften für das Zustandekommen des gewünschten Gesetzes nicht so unentbehrlich und ihr Widerstand nicht so unüberwindlich, daß die Freunde desselben dadurch gezwungen werden könnten, sich statt einer guten und dem vorhandenen Bedürfniß wirklich genügenden Einrichtung eine schlechte gefallen zu lassen. Wenn die Regierungen nur ernstlich wollen, so haben sie es in der Hand, durch ein Reichsgesetz zu erreichen, was ihnen die Landesgesetzgebungen verweigern. Daß andererseits der Widerstand der Bevölkerungen die Durchführung eines solchen Gesetzes erschweren, oder gar unmöglich machen würde, ist trotz alles Lärms und aller der Agitationen, auf die man sich freilich für den Anfang gefaßt machen müßte, nicht wahrscheinlich. Es ist ja nicht zum erstenmal, daß mit der Civilehe der Versuch gemacht werden soll: sie besteht theils seit längerer theils seit kürzerer Zeit als obligatorische in einem bedeutenden Theil von Europa: in Frankreich, in Belgien, in Italien, in Elsaß-Lothringen, in der preußischen Rheinprovinz, in Rheinhessen, in der Rheinpfalz, in Baden; als Aushülfe für Ausnahmsfälle wurde sie schon früher in Holland, später in England, neuerdings in Oesterreich zugelassen. In Baden ist sie erst vor wenigen Jahren eingeführt worden; aber so laut das Geschrei war, welches in diesem zu zwei Drittheilen katholischen Land vor der Beschlußfassung über das neue Gesetz gegen dasselbe in Scene gesetzt wurde, so schnell verstummte es nach seiner Verkündigung; nicht der geringste Widerstand gegen die neue Einrichtung wurde versucht, und nach wenigen Monaten hatte man sich so vollständig daran gewöhnt, als ob sie schon seit Jahrzehenden bestanden hätte. Auch in Preußen, und im wesentlichen selbst in Bayern, wird es voraussichtlich nicht anders gehen, wenn man nur den Muth hat, das, was früher oder später ja doch geschehen muß, entschlossen anzugreifen und mit fester Hand durchzuführen. Von dem protestantischen Theil des Volkes hat man sicher nicht die mindeste Schwierigkeit zu befürchten; aber auch dem katholischen thut man Unrecht, wenn man ihn nach dem Bilde beurtheilt, welches die ultramontanen Wortführer von ihm zu entwerfen für gut finden. Auch auf dieser Seite ist die Zahl derer nicht gering, welche sich von der Nothwendigkeit der Civilehe überzeugt haben, und welche dieselbe als den einzigen Ausweg aus unabsehbaren Wirren dringend verlangen. Die große Mehrzahl der Gebildeten steht auf dieser Seite; aber auch die Masse wird sich schwerlich für die Dauer überreden lassen, daß die Religion und die Sittlichkeit bei ihr durch eine Einrichtung zu Grunde gehen werde, die anderwärts schon seit

Menschengedenken ohne allen Nachtheil besteht. Es sind ja gerade ganz überwiegend katholische Länder, welche die Civilehe bei sich eingeführt haben, und man hat nirgends bemerkt, daß die Heiligkeit der Ehe, oder der kirchliche Sinn der Bevölkerung, oder auch nur die Sitte der kirchlichen Trauung darunter gelitten hätte; wohl aber ist den Collisionen zwischen Staat und Kirche, zu welchen der staatliche Zwang zur kirchlichen Eheschließung früher Anlaß gegeben hatte, dadurch auf die einfachste und wirksamste Weise begegnet worden. Es kommt nur darauf an, daß man sich durch die angebliche Gefahr nicht bange machen läßt; sobald man ihr ruhig in's Auge sieht, zeigt es sich, daß es damit gar nicht so weit her war.

Sollten sich aber je bei der Einführung der Civilehe Schwierigkeiten ergeben, so würden diese dadurch, daß man statt der obligatorischen die facultative wählte, gewiß nicht verringert, sondern vermehrt werden. Die blos facultative Civilehe würde, wie jede halbe Maaßregel, den Eindruck hervorbringen, daß es den Urhebern des Gesetzes mit demselben doch kein rechter Ernst sei, und sie würde schon dadurch den Widerstand eher ermuthigen, als abschneiden. Sie würde demselben aber auch ganz andere Handhaben bieten, als die obligatorische. Durch die letztere ist die Frage nach einem klaren und einfachen Princip entschieden: die bürgerliche Anerkennung der Ehe ist an die bürgerliche, die kirchliche an die kirchliche Trauung geknüpft; der Staat verlangt jene von allen seinen Bürgern, wenn sie wollen, daß ihre Ehe als eine legitime, seinen Gesetzen entsprechende, behandelt werde, daß die rechtlichen Folgen einer Ehe (wie das Erbrecht der Ehegatten und der Kinder, die Pensionsfähigkeit der Frau u. dgl.) aus ihr abgeleitet werden; er überläßt es der Kirche, ob sie die kirchliche Trauung gleichfalls von allen ihren Mitgliedern verlangen, welche Bedingungen sie für dieselbe stellen, welche kirchlichen Rechte sie mit ihr verknüpfen, mit welchen kirchlichen Rechtsnachtheilen oder Strafen sie ihre Unterlassung bedrohen will. Ist dieser Grundsatz einmal zum Gesetz erhoben, so weiß jeder, daß mit ihm keine Ausnahme gemacht wird, und wenn eine Regierung ihre Fahne nicht selbst im Stiche läßt, wird sie in geordneten staatlichen Zuständen, wie wir sie denn doch in Deutschland gottlob haben, bei der Durchführung des Gesetzes auf keinen unüberwindlichen Widerstand stoßen. Mag man die neue Einrichtung vielleicht auch da und dort mit Widerwillen und Mißtrauen aufnehmen: gerade weil man sich ihr nicht entziehen kann, wird man sich schnell an sie gewöhnen; man wird finden, daß sie keinen einzigen von den Nachtheilen mit sich führt, die man sich vorher, ehe man sie aus Erfahrung kannte, vorgespiegelt hatte, oder die man sich hatte vorspiegeln lassen; man wird sich in die vollendete Thatsache, wie in jede andere bestehende Ordnung, fügen. Wird es dagegen den Einzelnen über-

lassen, ob sie sich kirchlich oder bürgerlich trauen lassen wollen, so heißt dies alle Gegner der Civilehe, alle diejenigen, welche beim Mißlingen der neuen Maßregel interessirt sind, förmlich dazu einladen, daß sie ihr möglichstes thun, um dieses Mißlingen herbeizuführen. Man giebt ihnen ja dazu alle Mittel in die Hand. Man erlaubt die Civilehe, aber man thut nicht das geringste, um die Staatsbürger zu bestimmen, daß sie von dieser Erlaubniß Gebrauch machen. Man läßt ihnen nicht einmal die Möglichkeit, sich ihrer Kirche oder ihrem Geistlichen gegenüber auf die Vorschrift des Gesetzes zu berufen; man zwingt sie, durch die bürgerliche Trauung, falls sie dieselbe vorziehen, zu erklären, daß sie den Segen ihrer Kirche verschmähen, oder sich den Bedingungen derselben nicht unterwerfen wollen. Ja man giebt auch den Kirchen ein Recht, die Sache so anzusehen. Wird die bürgerliche Trauung von allen gefordert, so kann es keinem als ein Beweis unkirchlicher Gesinnung ausgelegt werden, wenn er sich ihr unterzieht, sondern nur, wenn er sich mit ihr begnügt; wird sie nicht gefordert, sondern nur gestattet, so zeigt der, welcher sich bürgerlich trauen läßt, eben damit, daß er nicht kirchlich getraut sein will. In jenem Fall sagt der Staat: bürgerliche Trauung, und für alle, die es wünschen, auch kirchliche; in diesem sagt er: bürgerliche oder kirchliche Trauung, je nachdem es der Einzelne wünscht. Dort haben wir ein Sowohl- als-auch, hier ein Entweder-oder. Dort stellt sich die Civilehe als eine bürgerliche Einrichtung dar, welche sich mit der kirchlichen verträgt; hier als eine solche, die zu ihr im Verhältniß gegenseitiger Ausschließung steht. Mit jener kann sich die Kirche zufriedengeben, diese muß sie bekämpfen. Müssen alle Ehen ohne Ausnahme vor dem bürgerlichen Beamten geschlossen werden, so wird das Vorurtheil gegen diese Art der Eheschließung bald verschwinden: man wird ihr wenigstens zugestehen, daß sie die Ehe als rechtliches und sittliches Verhältniß begründen kann, wenn man sich auch die religiöse Weihe derselben an die kirchliche Einsegnung geknüpft denkt. Werden dagegen nur diejenigen bürgerlich getraut, welche die kirchliche Trauung verschmähen oder nicht erhalten, so haftet an der Civilehe als solcher in den Augen aller kirchlich Gesinnten ein unaustilgbarer Makel, und dieselbe erscheint weit mehr, als in dem anderen Fall, als eine vom Staat im Interesse der Ungläubigen und Unkirchlichen getroffene Maßregel. Die obligatorische Civilehe schafft auf dem Gebiete des Eherechts einen gemeinsamen Boden, auf welchem die Gegensätze der Confessionen und der kirchlichen Parteien sich entwickeln und bekämpfen können; die facultative giebt diesen Gegensätzen nur einen sichtbaren Ausdruck. Es ist nicht schwer zu sehen, welche von beiden dem Bedürfniß der bürgerlichen Gesellschaft vollständiger entspricht, mit welcher dem Frieden mehr

gedient ist und der Verwicklung des Staats in die kirchlichen Streitigkeiten wirksamer vorgebeugt wird.

Auch die Freiheit der Einzelnen wird durch die obligatorische Civilehe besser geschützt, und hierarchischen Uebergriffen ein stärkerer Riegel vorgeschoben sein, als durch die facultative. Wenn die bürgerliche Trauung überhaupt, nach dem eben bemerkten, bei der letzteren ungleich mehr, als bei der erstern, das Vorurtheil gegen sich hat, daß sie aus unkirchlicher Gesinnung entsprungen sei, und keine rechte Ehe begründen könne, so wird es eben damit allen denen, auf welche die Geistlichkeit durch Verweigerung der Trauung einen Zwang auszuüben versucht, in höherem Grade erschwert, diesem Zwang zu widerstehen. Selbst der Umstand ist nicht ohne alle Bedeutung, daß bei der facultativen Civilehe an sich schon ein größeres Maß von unabhängiger Thätigkeit erforderlich ist, um sich den kirchlichen Anforderungen zu entziehen, als bei der obligatorischen. Bei der letzteren thut der, welcher sich bürgerlich trauen läßt, dasselbe, was alle andern auch thun; wenn er sich mit der bürgerlichen Trauung begnügt, so unterläßt er nur, was die meisten außerdem thun. Ist dagegen die Civilehe eine blos facultative, so muß der, welcher zu ihr seine Zuflucht nimmt, nicht allein unterlassen, was die anderen thun, sondern auch thun, was sie unterlassen; und dies nimmt man schon etwas schwerer, wäre es auch nur, weil man dadurch die Aufmerksamkeit mehr auf sich zieht, sein Verhalten ausdrücklicher als eine Ausnahme von der Regel, als etwas dem Herkommen widerstreitendes hinstellt. Jede Erschwerung der außerkirchlichen Eheschließung ist aber eine Verstärkung der Macht, welche die bisherige Uebung der Geistlichkeit in die Hand gab, einer Macht, die bei der jetzigen freieren Stellung der Kirchen zum Staat so gefährlich geworden ist. Daß dagegen umgekehrt durch die Einführung der Civiltrauung die religiöse Auffassung und die kirchliche Weihe der Ehe Noth leide, ist nicht zu befürchten, und diese Folge ist in den Ländern, wo die obligatorische Civilehe nun zum Theil schon seit achtzig Jahren besteht, nicht eingetreten. Die rein bürgerliche Eheschließung wird thatsächlich immer eine Ausnahme bleiben; aber schon die gesetzliche Möglichkeit derselben wird die Hierarchie im Zaum halten, die Freiheit der Einzelnen schützen, und dem Staate die lästigen Verwicklungen ersparen, welche das bisherige System in Deutschland schon mehr als einmal herbeigeführt hat. E. Zeller.

Newyorker Stadtverwaltung.

Die kolossalen Unterschleife der Newyorker Stadtverwaltung, welche jüngst von der dortigen Times an die Oeffentlichkeit gezogen wurden, haben auch in der deutschen Presse großes Aufsehen erregt.

Es ist zwar während der letzten zwanzig Jahre in Zeitungen, Aufsätzen und Briefen viel gegen die Korruption des amerikanischen öffentlichen Lebens und namentlich der munizipalen Angelegenheiten gesagt worden; indessen hielt man bei der Unwissenheit, welche das hiesige Urtheil über die transatlantischen Zustände beherrscht, bis jetzt selbst die schlagendsten Thatsachen für übertrieben, für zu sehr die Schattenseiten hervorhebend. Man wollte sich eben den Heiligenschein, den kindischer Glauben und gedankenlose Nachbeterei um die Republik gewoben hatten, von der nüchternen Kritik nicht rauben lassen. Man idealisirte alle dortigen Zustände, weil man sie mit hiesigem Maßstabe maß, weil man sie in ihrer geschichtlichen Entwicklung nicht kannte, ja nicht kennen lernen wollte. Die von der Times veröffentlichten Thatsachen lassen keine Beschönigung mehr zu. Man hört wohl hie und da die naive Frage, wie denn solche Schandthaten, wie die berichteten, in einem Freistaat nur möglich seien, und die Meisten sind weniger betroffen ob des Verbrechens selbst, als ob der Unverschämtheit, der Massenhaftigkeit, mit welcher es ausgeführt wurde.

Die Zahlen beweisen in dem vorliegenden Falle gar nichts. Nicht auf die Höhe der gestohlenen Summen kommt es an, sondern darauf, daß es überhaupt möglich, ja althergebrachte Praxis der städtischen Newyorker Beamten ist, zu rauben, zu stehlen und zu plündern. Allerdings sind die geraubten Beträge unerhört groß. Es ist wohl noch nie in der Verwaltung eines Reiches, geschweige denn einer Stadt vorgekommen, daß innerhalb einunddreißig Monaten sechsundsechszig Millionen Dollars Schulden ohne jede Kontrolle kontrahirt, und daß mehr als 15 Millionen davon ungestraft und unentdeckt veruntreut werden konnten. Dieser Diebstahl erreicht den Etat eines kleinen Königreichs. Ist es an sich schon riesenhafter Schwindel, daß ein aus den schlechtesten Materialien erbautes Gerichtsgebäude (kaum halb so groß als das Berliner Rathhaus und einen Stock niedriger) mehr als zehn Millionen Dollars gekostet hat und noch nicht ganz fertig ist, so klingt es wie ein grausamer Hohn auf die Gutmüthigkeit der Steuerzahler, daß für die Meublirung dieses noch nicht vollendeten und kaum zur Hälfte eingerichteten Hauses in den Jahren 1869 und 1870 nicht weniger als 1,724,784 Dollars und 75 Cents verrechnet und der

Stadt belastet sind, daß die angeblich gethane Zimmermannsarbeit für den Monat Juni 1870 nicht weniger als 360,751 Dollars 61 Cents gekostet hat, daß der Gypser im Mai 1870 für seine angebliche Arbeit im neuen Gerichtsgebäude 394,614 Dollars 57 Cents erhielt und daß die Teppichrechnung für dasselbe mit 565,731 Dollars 34 Cents als bezahlt eingetragen wurde. Kurz die Einrichtung dieses Hauses ist der Stadt mit 2,817,469 Dollars 19 Cents belastet, während sie im aller elegantesten Stil durchgeführt höchstens 600,000 Dollars gekostet haben würde. Die oben erwähnte N.-Y. Times, deren Muth die Stadt für die Veröffentlichung dieser Betrügereien verpflichtet ist, bemerkt zu diesen Zahlen u. A.: „Die im Laufe von zwei Jahren als Abschlagszahlung für gelieferte Holzarbeiten und Möbel im neuen Gerichtsgebäude angeführten Beträge hätten für den ganzen Unterhalt der deutschen Flotte ausgereicht. Die Ausgaben für das Ministerium des norddeutschen Bundes betrugen während eines Jahres nicht mehr als die für 1870 behufs Anschaffung von Stühlen und Tischen für zehn Newyorker Exerziersäle verschleuderten Summen, und das ganze Konsulatswesen des Bundes erforderte blos halb soviel, als die binnen zwei Jahren für Reparaturen an den Stuckaturarbeiten des neuen Gerichtsgebäudes ausgegebene Summe."

Es sind nur vier Männer, welche Jahre lang diesen Unfug treiben konnten: der Bürgermeister A. Oakey Hall, der städtische Schatzmeister Richard B. Connolly, der Kämmerer Peter B. Sweeny, und der Straßen- und Bautenkommissar Wm. M. Tweed. Letzterer ist die Seele dieser Klique (Ring). Noch vor zehn Jahren ein bankerotter Stuhlmacher, gehört er jetzt zu den Millionären der Stadt; neulich gab er einer seiner Töchter eine Aussteuer von 600,000 Dollars. Im vorigen Winter schenkte er den städtischen Armen wie zum Hohne 50,000 Dollars. Connolly hat nach Einigen die Kleinigkeit von vier, nach Anderen von fünf Millionen Dollars in Vereinigten-Staaten-Obligationen seiner Frau übertragen. Sweeny und Hall vergessen sich natürlich auch nicht, wenn sie auch mit ihren beiden genannten Genossen einen Theil der Beute an ihre Komplizen und Freunde, an die untergordneten Politiker, die Preisfechter, Spieler, Bauernfänger, Roughs, Loafers, Rowdies, kurz alle Arten von Zuchthauskandidaten abgeben, welche die schmutzige Arbeit des Stimmenfälschens, Einschüchterns und Eintreibens besorgen.

Diese Zahlen reichen hin zur Charakteristik der handelnden Personen. Zur Ergänzung des Thatbestandes sei hier noch kurz bemerkt, daß, als die Times mit ihren vernichtenden Anklagen herausrückte, die Angeschuldigten sich anfangs ganz passiv verhielten und hohnlachend meinten, der Sturm sei ein bloßes Parteimanöver, er werde sich wie so viele andere wohl

allmälig wieder verziehen. Erst als die Times täglich mit neuen Beweisen auftrat, antworteten sie anfangs hochmüthig, dann mit leeren Ausflüchten und versprachen Veröffentlichung der offiziellen Etats, die natürlich bis auf den heutigen Tag auf sich warten läßt. Als die politisch sonst Indifferenten, die sogenannten respektabeln Bürger, die Schwäche der verhaßten Klique sahen, nahmen sie die Sache in die Hand, die anständigeren Elemente der beiden Parteien scharten sich um sie und das Resultat der Bewegung war eine große Volksversammlung (4. September), auf der sich die sittliche Entrüstung der Bevölkerung der großen Stadt Luft machte. Die hier gehaltenen Reden und Beschlüsse sind durchgängig unbedeutend und vermeiden, den eigentlichen Sitz des Uebels bloßzulegen, auf dessen radikale Beseitigung es ankommt, wenn es besser werden soll. Das „souveraine, edle Volk" wird wie immer bei derartigen Gelegenheiten gekitzelt, sein Beifall wird gewonnen durch wohlfeile Angriffe auf die Verbrecher, mit denen einzelne der Hauptaktenre noch vor einigen Wochen Arm in Arm gegangen waren. Man freut sich des Zusammenwirkens, das vorläufig durch keinen Parteiunterschied getrübt ist, man treibt Zukunftsmusik und träumt von Gemüthlichkeit in Geldsachen, von patriotischer Hingebung, kurz von besseren Zeiten. Man ernennt einen Ausschuß von siebenzig Mitgliedern, der mit allen gesetzlichen Mitteln auf die Entfernung unredlicher Beamten, die gründliche Zerstörung des „Rings" und die Herbeiführung besserer kommunaler Zustände wirken soll. Dieser Ausschuß ist jetzt seit sechs Wochen in Wirksamkeit, hat aber bei der Art, wie er sich seine Aufgabe gestellt, wenig leisten können. Das Glück kam ihm aber von einer ganz unerwarteten Seite. Der Ring zerfiel in Folge der öffentlichen Angriffe in und unter sich, keiner der Diebe wollte für den andern einstehen; im Gegentheil fielen sie gegen einander aus und bewiesen auch hier wieder die Richtigkeit des alten Sprichworts, daß, wenn die Spitzbuben sich zanken, die ehrlichen Leute gute Tage haben. So wie die Sachen sich jetzt anlassen, wird in der Stadt Newyork der gegenwärtige Ring beseitigt, der augenblickliche Einfluß seiner Feste Tammany Hall unschädlich gemacht und die Liste der städtischen Reformkandidaten und der Republikaner bei den nächsten Staats- und Stadtwahlen durchgesetzt werden. Auch in der allgemeinen Politik des Landes werden die Republikaner in der Mehrzahl der einzelnen Staaten siegen, und wenn sie sich keine zu großen neuen Blößen geben, so werden sie im Jahre 1872 den Präsidenten erwählen. Das ist die nationale Bedeutung der Enthüllungen der Times. Zweifelhaft dagegen ist, ob die siegreiche Partei auch über eine Mehrheit von zwei Drittel Stimmen verfügen wird, um in der nächsten Newyorker Staatsgesetzgebung das sicher nicht ausbleibende Veto des Gouverneurs unschäd-

lich zu machen. Aber schon jetzt, wo die Reformbewegung täglich noch höher steigen sollte, drängen sich unsaubere Elemente an ihre Spitze, ja die offiziellen Leiter der Parteiorganisationen fühlen sich stark genug, jene in ein falsches Fahrwasser zu drängen. Die Hauptmissethäter ducken sich jetzt und befleißigen sich einer „masterly inactivity“ nach Außen, um im Geheimen desto sicherer zu wühlen. Nur Tweed spielt nach wie vor den Herrn und Meister. Bei der, Ende September stattgehabten demokratischen Parteiversammlung in Rochester, wo die Kandidaten für die Staatsämter nominirt wurden, ließ er die wenigen Reformer nicht zu Worte kommen oder gar auszischen, während er bei seinen Getreuen Alles durchsetzte, was er wollte. Seine Herrschaft über die gläubigen und abhängigen Massen ist also noch lange nicht erschüttert. Ja selbst die demokratischen Gegner Tweed's fangen an, sich unter dem Vorwande von der Bewegung zurückzuziehen, daß sie den Republikanern in die Hände arbeite. Kurz das Ende vom Lied wird sein, daß man den gegenwärtigen Ring los wird und daß die Stadt in nicht langer Zeit auf Umwegen unter die Fuchtel eines neuen Rings gerathen, so daß eine neue Klique, ein neuer Tweed, Hall, Connolly und Sweeny unter neuer Firma die Taschen ihrer Mitbürger plündern wird. Die Kontinuität der Regierung, die sich in Monarchien in dem Rufe: „Le roi est mort, vive le roi!“ ausdrückt, lautet frei in's Newyorkische übersetzt: „Einen Spitzbuben haben wir abgeschüttelt, einem neuen, noch schlimmern fallen wir in die Hände!“

„Aber wie geht das zu, wie ist das möglich?“ Auf diese Frage will ich antworten.

Das eigentliche Uebel liegt in der Uebertragung und Anwendung des allgemeinen Stimmrechts auf die städtische Verwaltung, oder mit anderen Worten in der Verwechselung der modernen Stadt mit den Städten des Alterthums und des Mittelalters, welche Staaten waren, in der Ausdehnung der politischen, der Staatsrechte auf die kommunalen Angelegenheiten.

So viel ich weiß, herrscht hier zu Lande kein Streit darüber, daß eine heutige Stadt nun einmal kein politisches Gemeinwesen ist, daß ihre Verwaltung nichts mit allgemeinen politischen Grundsätzen, sondern nur mit Zweckmäßigkeitsfragen zu thun hat, und daß das Rechtsverhältniß des Einzelnen zur politischen Gesammtheit nur im Staate seine Stellung und seinen Ausdruck findet. Ich brauche deshalb auch für Ihre Leser die hinkenden Vergleiche nicht zu widerlegen, welche in den Vereinigten Staaten mit der Anlehnung an die Muster des Alterthums und des Mittelalters getrieben werden. Wie in der klassischen alten Welt die Städte Athen und Rom den Staat bildeten und wie ohne sie der atheniensische und

römische Staat gar nicht gedacht werden kann, so waren auch die freien Städte der Lombardei und Deutschlands politische Körper und Staaten im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie hielten Söldner, führten Kriege, schlossen Bündnisse, standen zum Kaiser oder gegen ihn, hatten Münz- und Zollgerechtigkeiten, übten Recht über Leben und Tod, kurz waren, wenn man von der mehr nominellen Oberhoheit des Kaisers absieht, ebenso souverän wie die emporstrebenden Landesherren. Noch viel schiefer wird die Parallele, wenn wir die innere Verwaltung der mittelalterlichen Städte in's Auge fassen. Wie sie eifersüchtig auf ihre staatlichen Rechte und Freiheiten wachten, welche sie oft mit schweren Opfern von den benachbarten Dynasten oder vom Kaiser erkauft oder erstritten hatten, so verliehen sie ihren Bürgern nur Rechte gegen die ihnen entsprechenden Pflichten. Ueberhaupt sind im Staatsleben des Mittelalters Rechte und Pflichten von einander ganz untrennbar, ja die einzuräumenden Rechte setzen die bereits erfüllten Pflichten voraus. Am unverfälschtesten ist dieses Verhältniß in den englischen Städten bewahrt; sie haben in ihrer innern Verwaltung das alte germanische Prinzip beibehalten, welches die Ausübung der bürgerlichen Rechte von vier Bedingungen abhängig macht. Diese auch in die Verfassung der amerikanischen Städte übergegangenen Bedingungen sind: persönliche Freiheit, dauernder Hausstand, Beitrag zu den städtischen Lasten (paying scot), also Ausschluß der Nicht-Steuerzahler, so wie endlich Theilnahme an der städtischen Gerichtspflicht und sonstigen städtischen Aemtern und Diensten, also Aktivbürgerschaft (bearing lot). — Siehe Gneist's Heutiges englisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht II, 497.

Zur Zeit, als Nordamerika angesiedelt wurde, war die englische Stadt in ihrer Stellung zum Ganzen nur eine Korporation, d. h. eine privatrechtliche moralische Person, welche vermöge königlicher Machtfülle für ganz bestimmte Zwecke, besonders die Verwaltung des städtischen Eigenthums, geschaffen wurde. Ihre Verfassung beruhte auf einem königlichen Freibrief (Charter), welcher ihre administrativen und polizeilichen Befugnisse ganz genau bestimmte. Statt souverän zu sein, hatte sie zum äußern Beweise ihrer Abhängigkeit der Regierung für die ihr eingeräumten Rechte gewisse Abgaben zu entrichten. So mußte die Stadt Newyork laut königlichen Freibriefes vom 22. April 1686 für die ihr bewilligten Regalien dem Provinzal-Gouverneur am 25. März jedes Jahres ein Bieberfell abliefern. König Georg II. bestätigte diesen Freibrief am 15. Januar 1730, und der spätere Staat Newyork, der ganz an die Stelle der Kolonialregierung getreten war, bestätigte wieder die Akte des letztern. Aber gerade weil nach germanischem resp. englischem Recht aus der Erfüllung kommunaler Pflichten nur kommunale Rechte folgen und weil die Stadt nur eine Schöpfung der

Staatsgewalt ist, so hüten sich die Advokaten der Anwendung des allgemeinen Stimmrechts auf städtische Angelegenheiten wohl, englische Vorbilder für sich anzurufen. Wenn sie es aber vom Geiste der angelsächsischen Institutionen für geboten erklären, daß die numerische Mehrheit eine Stadt regiere und tyrannisire, so beweisen sie, daß sie von der Geschichte ihres eigenen Landes keine Ahnung haben.

Kurz das englische, wie jedes im Mittelalter fußende Recht, kennt nicht die Freiheit überhaupt, sondern nur Freiheiten, Monopole, Privilegien, nicht ein unveräußerliches Menschenrecht, sondern nur verbriefte Rechte. Der ganz unhistorische Zug, welchen die französischen Kommentatoren des vorigen Jahrhunderts, wie de Lolme und Montesquieu, in das englische Verfassungsleben hineingetragen haben, wurde von einigen Führern der amerikanischen Revolution mit glücklichem Erfolg ausgebeutet. Sie lehnten sich an die, dem damaligen gebildeten Europa allein verständliche enzyklopädistische Sprachweise an, um das Ohr der Feinde Englands zu gewinnen. Das gelang ihnen auch ganz vortrefflich. Während sie in der Unabhängigkeitserklärung z. B. als captatio benevolentiae die unveräußerlichen Menschenrechte in den Vordergrund schieben, beschweren sie sich in der That nur über die Verletzung ihrer verbrieften Rechte. Die plumpen, den Salons unverständlichen Bauernrechte wurden gewisser Maßen in einem eleganten, bei einem hohen Adel gnädige Aufnahme sichernden Gewande präsentirt. Der deutsche Leser wird gut thun, diesen Unterschied zwischen „absolute und chartered rights“ festzuhalten, denn die Verwechslung der beiden Begriffe durch unsere Liberalen hat das Verständniß der amerikanischen Entwicklung bei uns sehr erschwert. Ganz im Anschluß daran begegnen wir der tendentiösen Auffassung der Republik, welche in Amerika nichts als zufällige Königlosigkeit war und durchaus nicht den prinzipiellen Gegensatz zum Königthum bedeutete, in den sie diesem gegenüber erst durch die französische Revolution trat.

Doch wie dem auch sei, die geschichtlichen Beispiele beweisen gerade das Gegentheil von dem, was die Vertreter des demokratischen Prinzips durch sie haben beweisen wollen. Auch die spätere selbständige amerikanische Entwicklung spricht wenig zu ihren Gunsten. Weder die Revolution, noch die Verfassung des Jahres 1787, noch die Gesetzgebungen der Einzelstaaten wagten mit den Rechtsanschauungen des Volkes und den staatlichen Ueberlieferungen zu brechen. Mit der einzigen Ausnahme, daß Kongreß und Präsident an die Stelle des englischen Königs traten und daß die Kolonialregierungen Staatsregierungen wurden, fand keine wesentliche Aenderung statt. Namentlich wurde an den interstaatlichen und städtischen Verhältnissen nicht gerüttelt. In Newyork speziell blieb volle fünfzig

Jahre lang, von der Erklärung der Unabhängigkeit an gerechnet, Alles beim Alten. Die Staatsverfassungen von 1777 und 1822 machten das Stimmrecht in staatlichen und städtischen Angelegenheiten von einer Taxe abhängig. Erst ein im November 1826 angenommenes Amendement zur Konstitution schaffte diese Beschränkung ab und räumte jedem großjährigen männlichen Weißen das Stimmrecht ein. Während bisher der Mayor der Stadt Newyork von den Stadtverordneten (common council) alljährlich neu ernannt wurde, verfügte das Gesetz von 1833 seine Wahl durch's Volk. Im Laufe der Jahre wurden fast alle städtischen Aemter zu wählbaren, und die neue, jetzt noch geltende Verfassung von 1846, welche sogar die Wahl der Richter durch das Volk verfügte, besiegelte diesen Triumph des abstrakten demokratischen Prinzips, welches einen wahren Götzendienst mit dem „freien, edlen, nie irrenden und in seiner Gesammtheit immer weisen Volke" treibt.

Denkende Männer verfolgten mit trüber Sorge diese ungesunde demokratische Strömung. So sagt der große Jurist und edle Patriot, Kanzler James Kent (Commentaries on American Law. 9. Auflage I, p. 240 und 242): „Der Fortschritt und Impuls der öffentlichen Meinung zerstört nur zu schnell jede konstitutionelle Schranke, jedes konservative Element, welches von den weisen Männern, welche die erste amerikanische Verfassung entworfen haben, als Bollwerk gegen den Mißbrauch des Volksstimmrechts errichtet worden war." Und weiter: „Dieser reißende Strom, welcher die früheren konstitutionellen Schranken zerstört, fordert zum ernstesten Nachdenken auf. Um der gefährlichen Tendenz solch kombinirter Kräfte als allgemeinem Stimmrecht, häufigen Wahlen, Wählbarkeit aller Beamten, kurzen Amtsterminen, sowie der unbeschränkten Presse entgegenzuwirken, kurz sie alle davon abzuhalten, unsere politische Maschine zu zerstören, dazu muß das Volk eine größere als die gewöhnliche Dosis jener Weisheit haben, welche in erster Linie rein, dann aber friedlich und endlich nachgiebig ist."

Wir müssen die allgemeine politische Entwicklung des Landes näher in's Auge fassen, um diesen demokratischen Umschwung im Staate Newyork richtig zu verstehen. Er fällt in das zweite Viertel des Jahrhunderts und läuft parallel mit den Siegen und der endlichen Supremantie der Sklavenhalter. In dieser Periode kämpfen die südlichen Barone und die nördlichen Demagogen Arm in Arm für Herrschaft und Beute. Ein hoher Adel, der sich an die Bundeskrippe hält und den Staat regiert, läßt den nördlichen Plebejern um so lieber die Fische und Brode der Staats- und Stadt-Aemter, als er dadurch, daß er sie Schritt vor Schritt ihren Weg weiter kämpfen und ihnen seinen Schutz angedeihen läßt, ihre Konkurrenz auf dem Bundesgebiet möglichst abschneidet. Es ist durchaus kein bloßer Zu-

fall, daß diese demokratische Strömung unmittelbar nach dem ersten großen innern Siege des Südens, dem Missouri-Kompromiß beginnt, und daß sie ihren Höhepunkt mit dem glücklichsten und bedeutendsten demokratischen Erfolge, dem Mexikanischen Kriege, erreicht. Im Süden agitirt Calhoun für die Sezession, und im Norden stellt Marcy zu derselben Zeit die ruchlose Lehre auf: „Dem Sieger gehört die Beute!“ Im Süden wird Recht und internationaler Vertrag den armen Mexikanern gegenüber mit Füßen getreten, und im Norden werden gleichzeitig die Richter wählbar gemacht, um die Rechtsprechung in die Hände der politischen Parteien zu spielen. Es ist der Ausfluß ein und desselben Geistes oder vielmehr einer und derselben Gewaltthat und Rohheit. Der Pflanzeradel und der städtische Pöbel bilden eine gegenseitige politische Versicherungsgesellschaft und kämpfen, Jeder sich die Abgrenzung seines Gebietes vorbehaltend, unter demokratischer Maske, gegen die Freiheit des Landes, gegen die Existenz der Union. Erst der frech heraufbeschworene Sezessionskrieg bereitete diesem durchaus nicht unnatürlichen Bündniß ein Ende.

Natürlich machten sich die verderblichen Folgen der neuen Strömung erst allmälig geltend. Noch in den dreißiger und vierziger Jahren war in Newyork es eine Ehre, zum Stadtverordneten gewählt zu werden. Als ich 1864 aber in Westpoint zufällig beim Begräbniß des General Scott zugegen war, rief ein Witzbold bei der Ankunft einer städtischen Deputation: „Meine Herrn, passen Sie auf, da kommen die Newyorker Stadtverordneten!“ und als hätten sie sich verabredet, hielten sich alle Anwesenden mit beiden Händen krampfhaft die Taschen zu. Das Kaliber der Stadtväter wurde mit jedem Jahre geringer. Früher dem angesessenen und mittlern soliden Bürgerstand angehörig, rekrutirten sie sich mit jedem Jahr mehr aus irländischen Schnapswirthen und Personen, deren Name nicht einmal im Adreßbuch der Stadt zu finden war; die irländischen Namen sind zur Zeit in bedeutender Ueberzahl. Ebenso dauerte es geraume Zeit, ehe in der Person des bankerotten Schwindlers Fernando Wood ein Demagoge reinsten Wassers zum Bürgermeister der Stadt gewählt wurde. Bis zum Anfang der fünfziger Jahre hatten ehrenwerthe Kaufleute und Männer von angesehener Stellung diese höchste Ehrenstelle bekleidet. Wood ebnete den Weg für alle späteren Anschläge auf das Vermögen der Stadt. Er war der Erste, welcher den Raub für sich und seine Spießgesellen in ein System brachte, der jede Rücksicht, jede Scham bei Seite setzte und die ganze städtische Verwaltung zu einer Erpressungsmaschine für seine Behauptung in der Herrschaft herabwürdigte. Fortan betrugen die Unkosten für die Mayorswahl drei bis vier Mal soviel als das ganze gesetzliche Einkommen der Stelle! Ohne Wood wären Hall, Connolly

und Tweed, ja die jetzigen Vorgänge, ganz unmöglich gewesen. Auch die Richterwahlen fielen anfangs nicht so verderblich aus, als das verkehrte Prinzip der Verfassung von 1846 befürchten ließ. Die gute alte Tradition hielt noch zehn bis fünfzehn Jahre vor. Wenn bisher der Gouverneur aus den angesehensten älteren Advokaten die Richter ernannt hatte, so befolgten die Parteien anfangs noch diesen alten Gebrauch und verschlechterten wenigstens nicht den Charakter der Justiz. Ein gewissenloses Werkzeug des genannten Fernando Wood, der später in einem sehr kritischen Momente des Krieges mit dem englischen Gesandten gegen die Regierung seines eigenen Landes konspirirte, jetzt aber Congreß-Abgeordneter ist, wurde mit Hülfe seines Meisters erster käuflicher Richter von Newyork. Dieser Mensch zeichnete um Mitternacht in einem Bordell einen Einhaltsbefehl in einer Sache, in welcher es sich um Millionen handelte; die ihm befreundeten Advokaten wußten, wo sie ihren Mann zu suchen hatten. Außer ihm giebt und gab es in der Stadt Newyork noch zwei, höchstens drei bestechliche Richter, indessen reicht ihre geringe Zahl mehr als hin, um die Rechtsprechung des ganzen Staates, ja des ganzen Landes in Mißkredit zu bringen. Konnte sich doch unlängst eine mächtige Eisenbahngesellschaft rühmen, daß sie einen Richter eigne! Das englisch-amerikanische Recht kennt in erster Instanz kein kollegialisches Verfahren; vielmehr werden alle Sachen von Einzelrichtern entschieden. Nur in zweiter Instanz bilden unter Umständen verschiedene Einzelrichter ein Kollegium. So lose ist der Zusammenhang unter den Richtern desselben Gerichtshofes, z. B. des Newyorker Supreme Court, daß die Parteien, wenn sie von dem einen Richter abgewiesen sind, sich ganz ungenirt an einen andern wenden, der an einem andern Orte wohnt und von der erfolgten Entscheidung nichts weiß. Natürlich wird dies nur dadurch möglich, daß die Richter in den verschiedenen Theilen des Staats wohnen und für dessen ganzes Gebiet kompetent sind. Da nun die Parteien in der Wahl der Richter nicht beschränkt sind, so vermeiden sie diejenigen, von welchen sie ein strengeres Urtheil fürchten, und wenden sich an diejenigen, von welchen sie eine günstige Entscheidung erwarten.

Natürlich wären ein paar schlechte Beamten nicht im Stande, die Stadt zu unterdrücken und ganz unter ihre Willkür zu beugen, wenn sie nicht in den mit dem allgemeinen Stimmrecht bewaffneten Massen stets bereite Helfershelfer fänden. Die Bevölkerung, welche im Jahre 1820 nur 123,706 Seelen betrug, stieg 1830 auf 197,112, 1840 auf 312,710, 1850 auf 515,547, 1860 auf 805,621 und 1870 auf 922,531 Seelen. Und diese Bevölkerung ist keine homogene, die durch dieselbe Abstammung, Religion und Sitten mit einander verbunden wird, sondern eine täglich

wechselnde, aus allen Welttheilen zusammenströmende, welcher jedes Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit fehlt. Nach dem Census von 1870 gab es in der Stadt nur 71,342 eingeborene Stimmgeber, dagegen 113,266 fremdgeborene. Rechnet man dazu, daß die im Lande geborenen Kinder der Eingewanderten, trotzdem, daß sie amerikanische Bürger sind, in der ersten Generation enger an der Nationalität ihrer Eltern hängen, so stellt sich das Verhältniß doppelt ungünstig und fast wie 1 zu 2. Unter den Fremdgebornen liefern die Irländer das stärkste Kontingent, sie bilden mit dem Abschaum der übrigen eingewanderten Nationalitäten die eigentliche Stütze für die eingeborenen Demagogen und überliefern diesen den intelligenten Theil der Bevölkerung und sein Eigenthum. Während in den meisten europäischen Großstädten die Steuern von den besitzenden Klassen beschlossen werden, welche sie selbst nur zum kleinsten Theil zahlen (Mahl- und Schlachtsteuer z. B.), werden in der großen amerikanischen Metropole von denen, welche nichts haben und zahlen, den Besitzenden die städtischen Kosten aufgebürdet. Die Politik, rufen diese, soll nichts mit der Stadtverwaltung zu thun haben; aber die Politiker, die sich auf die unwissenden, mit ihrem Stimmrecht Geschäfte treibenden Massen stützen, wollen und müssen sehr viel mit der Stadtverwaltung zu thun haben, wenn sie grünen und gedeihen wollen. Sie sind ein ansehnliches Heer von 60—70,000 Stimmen, das direkt und indirekt an der Aufrechterhaltung des Systems betheiligt ist, weil es von dessen Früchten und Vortheilen lebt. Es ist leichter, mit 50,000 Mann ungeübter Freischaaren eine gut einexerzierte, von erfahrenen Offizieren geführte Armee von 100,000 Mann aus wohlverschanzten Stellungen zu verjagen, als es mit Beibehaltung des allgemeinen Stimmrechts den Newyorker besseren Klassen möglich wird, die demokratischen Banden um ihren Einfluß zu bringen, sich selbst aber in den Besitz der Gewalt zu setzen.

Zwei Uebelstände verewigen ganz besonders die Ohnmacht dieser besseren Klassen und machen alle Versuche der Besserung fast hoffnungslos. Einmal ist es die politische Lauheit der großen Mehrzahl der Kaufleute und der vom Handel abhängigen Klassen. So lange der Kaufmann in seinem Geschäfte durch Ausübung des „Time is money“ mehr verdient, als durch gewissenhafte Hingabe an seine politischen Pflichten, so lange seine Jahresbilanz durch das minus von einigen hundert oder tausend Dollars nicht wesentlich affizirt wird, welche in die Taschen diebischer Politiker fließen, so lange wird er sich der Mehrzahl nach nie ernstlich um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern. Erst wenn der an dem Einzelnen begangene Raub einen so gefährlichen Charakter annimmt, daß die Verluste sich schwer ertragen lassen, erst dann wird der Kaufmann seine

politischen Pflichten erkennen. Aber selbst wenn diese Besserung eingetreten sein wird, so bleibt noch ein viel schweres Uebel zu beseitigen, und daß ist die Stimmenfälschung. Die Newyorker demokratischen Politiker haben dieselbe zum Rang einer Wissenschaft erhoben, zu einem Industriezweige, zu einem zahlenden Geschäfte ausgebildet; sie haben die politische Arithmetik in ihren Dienst genommen, um ihre Gegner unschädlich zu machen, sie füttern ganze Banden verschmitzter und gewissenloser Werkzeuge auf Tagelohn, um sich im Besitz der Herrschaft zu behaupten. Bei der Präsidentenwahl des Jahres 1868 wurde gerichtlich bewiesen, daß auf dem Falschen-Stimmen-Markte von Newyork der Engrospreis einer Stimme zwei Dollars und der Detailpreis zwei und einen halben bis drei Dollars betrug. Der Prozeß ist ebenso einfach als niederträchtig. Es bedarf dazu nur dreier Personen, nämlich eines Richters, der nicht mehr sieht als er sehen will, eines Gerichtsschreibers, der im Interesse der Partei falsche Papiere ausstellt und eines Zeugen, der das vorzuführende Stimmenvieh in jedem einzelnen Falle fünf Jahre lang als gute Bürger gekannt hat, die stets ihren konstitutionellen Pflichten gewissenhaft nachgekommen und von moralischem Charakter sind. Auf diese Weise können, wenn erst die Mühle im Gange ist, 3000 Bürger pro Tag fabrizirt werden, mag das Rohmaterial auch gestern erst aus Irland importirt sein. Es würde zu weit führen, diesen Prozeß hier näher zu beschreiben, oder auf die einzelnen Betrügereien beim Stimmen selbst einzugehen. Der gewöhnlichste Modus besteht darin, daß ein zu diesem Zweck aufgefangener und bezahlter Bummler früh am Morgen an den Stimmkasten tritt, sich für einen im Bezirk wohnenden angesehenen Bürger ausgiebt und nach dem Grundsatz „Vote early and often“ dieses Manöver möglichst oft wiederholt. „Experienced hauds“ in dieser Kunst bringen es zu zwölf- bis dreizehnmaligem Stimmen. Natürlich werden die später stimmenden Bürger, auf deren Namen hin jene sündigen, häufig als „repeaters“ mit gebläutem Rücken oder zerschlagenem Gesicht nach Hause geschickt oder gar eingesperrt, bis sie ihre Unschuld erwiesen haben. Genug, das Uebel existirt in erschreckender Ausdehnung.

Der Leser würde übrigens fehl greifen, wenn er aus dieser Schilderung der öffentlichen Zustände Newyorks auf dessen private Moral und Bildung schließen wollte. Diese ist in ebenso hohem Grade vorhanden, wie in jeder andern großen Stadt. Die edelsten gebildetsten Geister der Nation, unabhängige Männer und politische Denker üben in ihren engeren Kreisen den natürlichen Einfluß aus, welchen geistige Ueberlegenheit in der ganzen Welt bedingt. Die Presse ist mit den reichsten Hülfsmitteln ausgestattet und viel besser redigirt als die deutsche. Die Bildungsan-

stalten blühen, das Familienleben der großen Mehrzahl der Bürger ist rein und unbescholten, der Handel der Stadt erweitert sich mit jedem Jahre, auf allen Gebieten des bürgerlichen Erwerbslebens herrscht ein gesunder Fortschritt, und die Solidität und Ehrlichkeit der Handel- und Gewerbe-Treibenden aller Klassen ist in Anbetracht der ungeheuern Versuchung, die sich auf Schritt und Tritt bietet, sowie der Abwesenheit fast jeder polizeilichen Kontrolle, größer als selbst in vielen kleineren Städten. Aber alle diese Vorzüge und Tugenden fallen bei der Verwaltung der Stadt nicht in's Gewicht; sie haben kein Wort mitzusprechen bei der Besorgung der öffentlichen Geschäfte; sie beugen sich vor der Tyrannei des durch das allgemeine Stimmrecht in die Höhe gebrachten schlechtesten Theils der Bevölkerung. Gegen die Brutalität der größern Zahl sind Intelligenz, Bildung und patriotische Hingebung ohnmächtig.

Seien wir also nicht ungerecht gegen die Bürger der Stadt und machen wir uns das dort herrschende Verhältniß an einem Beispiel klar! Setzen wir den Fall, daß Magistrat, Stadtverordnete und Bürgermeister von Berlin plötzlich der bisher von ihnen ausgeübten Macht überdrüssig würden und daß sie dieselbe unter gleichzeitiger Einräumung des allgemeinen Stimmrechts freiwillig den ungebildetsten, verwahrlosesten und ärmsten Klassen übertrügen, würde dann die Verwaltung der Stadt wohl eine bessere sein? Gewiß nicht! Man verstärke diese plötzlich zur Herrschaft erhobenen Elemente durch das Lumpengesindel der großen Hafenstädte, durch entlassene oder nicht bestrafte Verbrecher, durch Tausende von Vagabonden und Zigeunern, man räume diesen Urwählern das Recht ein, die städtischen Beamten vom Oberbürgermeister an bis zum untersten Nachtwächter nach Belieben zu wählen, zu ernennen und wieder abzusetzen, man gebe ihnen die Befugniß, die Präsidenten und sämmtliche Richter des Kammergerichts und Stadtgerichts zu wählen, man liefere ihnen endlich die Schlüssel zu den städtischen Kassen aus — und man beantworte sich selbst die Frage, wie Berlin dann nach dreißig Jahren aussehen würde? Im ersten Jahrzehnt fühlt sich die Bande noch unsicher im Besitz der ihnen eingeräumten Befugnisse, ist vielleicht auch über die ihr in den Schooß gefallene Machtfülle erstaunt und macht deshalb verhältnißmäßig einen nur bescheidenen Gebrauch davon; im zweiten Jahrzehnt wird sie täglich zahlreicher und kühner; im dritten gelangt sie mit Hülfe dienstwilliger Demagogen dahin, daß sie ihren Willen als Gesetz diktirt und daß Jeder, der nicht zu ihrer Fahne schwört, mundtodt und unschädlich gemacht wird. Oder glaubt man etwa, daß in Deutschland, speziell in Berlin, nicht dieselben Elemente vorhanden seien, welche jetzt Newyork beherrschen, glaubt man, daß es hier keine Demagogen gebe,

welche sich der Millionen nicht annehmen, wenn sie ihnen auf dem Präsentirteller geboten werden?

Also nicht darüber, daß es solche Subjekte in Newyork giebt, sondern daß man sie an die Spitze der städtischen Verwaltung hat gelangen lassen, darüber verdienen die Bürger der Stadt Tadel. Es ist aber lediglich die mißverstandene Ausdehnung des demokratischen Staatsprinzips auf die Kommunalangelegenheiten, welche diese Uebelstände erzeugt hat. Von den mir zu Gesicht gekommenen Tagesblättern hat kein einziges gewagt, diese offene Wunde anzurühren. Nur die „Nation", das beste amerikanische Wochenblatt, nennt die Dinge beim rechten Namen. Mögen ihre Worte hier eine Stelle finden.

„Die Wurzel des Uebels," heißt es in Nr. 323 vom 7. September 1871, „welches Newyork jetzt heimsucht und welches, wie wir vorauszusagen wagen, vor Ende des Jahrhunderts jede große Stadt des Landes heimsuchen wird, muß in der Annahme der und in der Anhänglichkeit an die mittelalterlichen Traditionen gesucht werden, wonach eine Stadt ein politisches Gemeinwesen ist und als solches regiert werden muß. Eine Stadt war ein politisches Gemeinwesen zur Zeit, als die Städte Festungen und ihre Bürger eine beständig gerüstete Garnison waren, um die Angriffe ihrer Nachbarn vom Lande zurückzuschlagen und den Forderungen ihrer eigenen Regierung Widerstand zu leisten. Ein solcher Stand der Dinge liegt heut zu Tage nicht vor. Die Bewohner einer modernen und vor Allem einer kaufmännischen Stadt werden nicht durch die Bande zusammengehalten, welche die mittelalterlichen Bürger aneinander schlossen, von denen unsere Politiker ihre Redensarten von munizipalen Rechten und munizipaler Unabhängigkeit entlehnen. Newyork z. B. ist ein Platz, in welchem sich eine große Anzahl von Kaufleuten, Händlern und Fabrikanten zur Betreibung ihrer Geschäfte niedergelassen hat; wozu Straßen, Häuser, Waarenlager und Werfte unentbehrlich sind. Es ist ihre Pflicht und ihr Interesse, die Straßen gepflastert, drainirt, erleuchtet und gekehrt, die Docks in gutem Stande und die Märkte in Ordnung zu halten. Es sollte ihnen d. h. den Eigenthümern der Häuser überlassen bleiben, Alles dies auf eigene Kosten und innerhalb gewisser Gränzen in ihrer Weise zu thun. Die zahlreichen Horden von Personen, welche hier umherlungern, um ihr Leben zu machen, und jetzt über all das Eigenthum abstimmen, resp. dasselbe wegstimmen, ohne daß sie ein direktes Interesse daran haben, sie sollten mit der Verwaltung des städtischen Eigenthums nicht mehr zu thun haben, als mit der einer Eisenbahn, auf welcher sie fahren. Sie sind Bürger des Staates. Dieser hat sie zu beschützen im Genuß all ihrer politischen Rechte, auf dem Broadway sowohl als in der Hudson-Eisen-

bahn, und darauf zu achten, daß die Steuerzahler gehörige Vorsorge für ihre Sicherheit und ihren Komfort sowohl bei ihrer Ankunft als Abfahrt treffen. Dagegen war es seit vielen Jahren ein lächerlicher Anachronismus, diese Leute aufzufordern, die städtischen Behörden zu erwählen und für die städtischen Steuern zu stimmen. Es war vorauszusehen, daß dieser Anachronismus über Kurz oder Lang mit unverhülltem und offenem Raub enden mußte. Wir bedauern sagen zu müssen, daß das bereits der Fall ist; aber dieses Uebel bringt uns dem Tage näher, wo wir, gleich verständigen Wesen, im Einklang mit den Voraussetzungen der menschlichen Natur und mit den Thatsachen der menschlichen Erfahrung Gesetze machen werden."

„Eine Regierung von Steuerzahlern — heißt es weiter in Nr. 325 vom 21. September 1871 — die in ihren Funktionen auf Pflasterung, Beleuchtung und Reinigung der Straßen sowie die Gesundheitspolizei beschränkt und diese Pflichten pünktlich zu erfüllen gezwungen ist, hat, welche konstitutionellen Einwände auch dagegen geltend gemacht werden mögen, nichts in sich, was dem Geiste der amerikanischen Institutionen zuwiderläuft. Sie wird Niemanden Gesetzen unterwerfen, an deren Erlaß er nicht mitgearbeitet hat, während sie anderer Seits eine Menge von Personen von Steuern befreien wird, über die sie nicht mitgestimmt haben. Sie würde die munizipalen Angelegenheiten der Sorge derjenigen Personen überantworten, welche wirklich in ihrer Verwaltung interessirt sind, und würde sie von allen politischen Eingriffen befreien, was unter der Herrschaft der Theorie nie hat bewirkt werden können, daß die Stadt ein politischer Körper ist, in welchem jeder Bewohner mitzuregieren ein natürliches Recht hat."

Nichts ist übrigens oberflächlicher, als zu wähnen, daß die in Newyork zum Ausbruch gekommenen Uebel nur lokaler Natur seien und daß sie nicht das ganze Land in gleich hohem Grade angingen. Eine der besten Bemerkungen, die bei Besprechung des vorliegenden Falls gemacht wurden, waren die Worte des Richters Barrett bei einer am 21. September im Newyorker Union-League-Club gehaltenen Versammlung. „Ich fühle," sagte er, „als ob die ganze Existenz der Nation auf dem Spiele stände!" Das heißt mit anderen Worten: fahren die große Städte des Landes fort, so schlecht und noch schlechter verwaltet zu werden, und fahren sie dadurch fort, einen so verderblichen Einfluß auf die nationale Politik auszuüben, so ist es um die nationalen Freiheiten geschehen. Setzen wir den Fall, daß die Unterschleife der Newyorker Stadtverwaltung nicht vor dem November 1872 entdeckt wären, so hätte die städtische Diebesbande höchst wahrscheinlich den Sieg bei der nächsten Präsidentenwahl davon getragen. Das

war ihr letztes und höchstes Ziel, und bei den Millionen, die sie aus den Taschen der Newyorker Steuerzahler genommen, wäre es ihr bei dem gegenwärtigen Stande der Parteien ein Leichtes gewesen, einen, höchstens zwei Staaten für sich zu gewinnen und damit den Sieg zu erringen. Daß das Land dieser Gefahr, diesem Unglück entgangen, verdankt es in erster Linie der Newyorker Times und der sich an ihre Enthüllungen knüpfenden Agitation.

Amerikanische und noch mehr deutsch-amerikanische Unwissenheit und Oberflächlichkeit gefällt sich darin, in der Beurtheilung der öffentlichen Schäden einen ganz willkürlichen Unterschied zwischen dem Osten und Westen zu machen. Wenn ein solcher existirt, so ist er höchstens ein quantitativer, aber kein qualitativer. Die Voraussetzungen der bürgerlichen Existenz, die religiösen und sozialen Anschauungen, die Ansichten vom Staat und den „angeborenen" Rechten, vor Allem aber die Erwerbsbedingungen und die Mittel, Geld zu machen und reich zu werden, sind im Osten und Westen ganz dieselben. Gewohnheit, Sitte und Rechtsbewußtsein sind darum im Osten und Westen höchstens darin verschieden, daß man dort thut, was man hier gern thun möchte, daß die Politiker dort vielleicht noch etwas gewissenloser sind als hier, weil hier die Verhältnisse noch nicht so entwickelt sind. Es ist für jeden denkenden Beobachter eine sich täglich wiederholende Thatsache, daß Newyork den Ton für das ganze Land angiebt, daß es in allen Theilen desselben eifrige Adepten findet, und daß, wenn der Westen noch nicht so tief gesunken ist als Newyork oder der Osten, das Verdienst dafür im allergeringsten Grade dem Individuum, sondern zum größten Theil der geringern Entwickelung, der dünnern Bevölkerung zuzuschreiben ist. St. Louis, Chicago und Milwaukie haben so gut ihre Politiker, welche die öffentlichen Kassen bestehlen als Newyork; daß die gestohlenen Summen geringer sind als hier, ändert nichts an dem Wesen des Verbrechens. Die Wähler des Staats Minnesota mit „seinem jungfräulichen Boden" repudiiren die von ihnen selbst legal beschlossenen Schulden mit einer Dreistigkeit, um welche sie der Obrist James Fisk jr. beneiden könnte, und erklären ihre europäischen und östlichen Gläubiger, die ihnen im Vertrauen auf ihre Ehrlichkeit Millionen Dollars geliehen hatten, für freche Blutsauger. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die Woods, Tweeds, Connollys und Fisks nur gesellschaftliche Typen, representative men sind, welche ihre Bewunderer und gegebenen Falls auch ihre erfolgreichen Nachahmer in dem entlegensten Städtchen des Felsengebirges finden. Seit länger als einem Menschenalter erleben wir vorzugsweise in den größeren Städten des Ostens und Westens der Vereinigten Staaten das betrübende Schauspiel, daß die Freiheit durch ihre Ver-

fälschung im radikalen Sinne zerstört wird und daß, was man dort Demokratie nennt, in der That die rechtloseste Tyrannei des Mobs ist. „Diese Lehre — schreibt mir bei Besprechung der Newyorker Zustände einer unser hervorragendsten und gefeiertsten Geschichtsschreiber — wird uns zwar aus Frankreich höchst eindringlich und seit lange gepredigt. Aber östlich des Rheins meinen viele Leute, das sei Folge allein des gallischen Leichtsinns, der romanischen Versunkenheit, der hochmüthigen Selbstsucht der Pariser. In Amerika dagegen vollzieht sich der Prozeß unter Germanen, ohne Revolutionen, unter den sonst günstigsten, dem Verderben steuernden Verhältnissen, gleich unaufhaltsam, gleich zersetzend und gleich demoralisirend.“ An einem Platze zeigen sich die bösen Folgen dieser Krankheit schneller und schroffer, am andern langsamer und milder; aber erkennbar ist das Uebel überall. Noch liegt neben ihm die Heilung. Allerdings ist die Masse des Volks noch nicht so angefressen, daß es nicht selbst seine Erlösung aus den Klauen diebischer Politiker und selbstgeschaffener Tyrannen bewirken könnte; aber es ist Gefahr im Verzuge; die Kur kann nicht tiefschneidend, nicht energisch genug sein!

Wird man den Muth haben, sie anzuwenden? Was man bis jetzt sieht, berechtigt wenig zu einer derartigen Hoffnung. Die herrschende Partei hat nicht das Interesse, das allgemeine Stimmrecht in den städtischen Angelegenheiten zu beschneiden oder ganz abzuschaffen, weil sie durch eine solche Maßregel die Gans tödten würde, welche ihr die goldenen Eier der Herrschaft und des Stadtseckels legt; die nicht am Ruder befindliche Partei wagt es aber nicht, weil sie dadurch ihr eigenes Todesurtheil zu sprechen fürchtet. Also an direkte Einschränkung des allgemeinen Stimmrechts ist vorläufig nicht zu denken. So unvernünftig es ist, jedem männlichen Wesen von einundzwanzig Jahren das Stimmrecht ohne jede Gegenleistung zu schenken, so schwer ist es, ein solches sogenanntes unveräußerliches Menschenrecht wieder zurückzunehmen. Derselben Schwierigkeit würde in Newyork die Auferlegung selbst der geringsten Steuer, also die Wiedereinführung des Zustandes vor 1826 begegnen, obgleich der städtische Zensus nach allen Seiten hin eine wohlthätigere und sittlichere Wirkung hatte, als das, was an seine Stelle gesetzt wurde. Auch die verzweifelte Aufforderung der sonst so gemäßigten „Nation,“ die Tweeds, Halls und Spießgesellen zu hängen, damit ihre gegenwärtigen und zukünftigen Anhänger aus Todesfurcht wenigstens vor den äußersten Schandthaten zurückbebten, selbst dieses letzte Auskunftsmittel würde nur lokale Hülfe gewähren und das Verbrechen bloß für einige Zeit zurückdrängen. Kaum größeres Heil verspricht die Einführung einer Minoritätsvertretung, welche die Tyrannei der Majoritäten einengte und der Minorität wenigstens faktisch ein Veto

gegen die demagogischen Anmaßungen und Eingriffe einräumte. Mein Freund, Herr Simon Sterne, ein denkender Politiker und tüchtiger Jurist, hat diese Auskunft in dem Newyorker Siebenzigerausschuß, dessen Mitglied er ist, vorgeschlagen. So wünschenswerth der Versuch auch sein, so günstig er für einige Jahre auch wirken mag, so bietet diese Maßregel für Newyork wenigstens keine Aussicht auch dauernde Besserung der obwaltenden Mißstände, gerade weil hier die Bürger-Fabrikation, die Stimmenfälschung bereits zu einer gewinnbringenden Industrie, zu einer Wissenschaft ausgebildet ist. Soll die Stadtverwaltung zu Sitte, Anstand und Recht zurückgeführt werden, so giebt es dafür nur ein Mittel, und dieses eine Mittel — das kann nicht genug betont werden — heißt Abschaffung des allgemeinen Stimmrechts in Kommunal-Angelegenheiten. Daß die jetzigen Reformbestrebungen eine solche Radikalkur bewirken werden, ist gerade so gewiß, gerade so wahrscheinlich, als daß Rothschild Kommunist werden und sich an die Spitze der Internationalen stellen wird.

Berlin, 12. October 1871. Friedrich Kapp.

Die Reformen der Heeresorganisation in Rußland seit 1867.

2. Truppen-Organisation.

Anknüpfend an die „Allgemeinen leitenden Grundsätze für die Kommission in Sachen der Truppen-Organisation“ möge hier in kurzen Zügen eine Uebersicht des russischen Heerwesens in dem Sinne folgen, daß unter jedem Paragraphen der „Grundsätze“ diejenigen Kategorien des russischen Heerwesens nach ihrem gegenwärtigen Bestande zur Besprechung kommen, welche von dem betreffenden Paragraphen berührt werden und die Grundlage der eventuellen Neu-Organisationen bilden müssen.

§. 1. „Die bewaffnete Landmacht Rußlands besteht im Frieden aus Feld- und Lokal-Truppen. — Außer diesen, im Kriege auf den Kriegsstand zu bringenden Truppen werden schon im Frieden Reserven gebildet. — In außerordentlichen Fällen wird zur Vertheidigung des Vaterlandes die Reichswehr oder Miliz einberufen.“

Die Militär-Regierung.

Oberster Kriegsherr ist der Kaiser.

Die Spitzen aller verschiedenen Kommandos und Administrationszweige laufen im Kriegsministerium zusammen, welches 12 Abtheilungen zählt: das kaiserliche Hauptquartier (Adjutantur), den Kriegsrath (Milit.-Gesetzgebung und Oeconomie) das Oberkriegsgericht (Kassationshof), den Haupt- resp. Generalstab,*) die Oberadministrationen der Artillerie, des Geniewesens, der irregulären Truppen, der Militär-Lehranstalten, der Intendantur, des Sanitätswesens, des Militär-Justizwesens und die Kanzlei des Kriegsministeriums. Zugewiesen sind ihm außerdem noch 6 Spezialkomités.

Das Budget des Kriegsministeriums betrug, abgesehen von den außerordent-

*) Der Hauptstab, etwa 360 Offiziere, hat 6 Abtheilungen: für Heeresorganisation, für Frontdienst, für Truppenausrüstung, für das Offiziercorps (Militärkabinet) für Mannschaft, für Gnadenbezeigungen. Dazu kommen die topographische Abtheilung mit dem kartographischen Etablissement und das wissenschaftliche Comité mit den Redactionen des „Russischen Invaliden“ und des „Wojennij sbornik.“ (Militär. Magazin.) — Unser Hauptstab ist in Rußland nicht eigentlich identisch mit dem Generalstabe. Die Offiziere des letzteren (nach der Rangliste vom 5. April 1871: 495 Offiziere) befinden sich vielmehr in den verschiedenartigsten Stellungen. 39 von ihnen stehen ganz außerhalb des eigentlichen Militärverbandes als Senatoren, Staatsräthe, Gesandte, Civilgouverneurs u. dgl.; im Kriegsministerium und seinen oben auseinandergesetzten Abtheilungen sind beschäftigt 116 Generalstabsoffiziere, bei den Lokal-Militärverwaltungen, Truppenstäben und Truppen befinden sich 294 von ihnen; 18 arbeiten im Ressort des Militärbildungswesens, 10 in dem des Militärgerichtswesens, beim „Generalstabe,“ der dem preußischen „großen Generalstabe“ etwa entsprechenden Behörde sind 2 Generale, 16 Stabsoffiziere und 2 Hauptleute thätig und bei den Reservetruppen endlich fungiren 6 Generale.

lichen Ausgaben, welche durch die Heeres-Reform und den Ankauf von Hinterladern verursacht wurden, im Jahre 1866: $118^{3}/_{4}$ Millionen, im Jahre 1867: $122^{3}/_{4}$ Millionen, 1868: 135 Millionen, 1869: $140^{1}/_{4}$ Millionen, 1870: $144^{3}/_{4}$ Millionen und im Jahre 1871: 154 Millionen Silber-Rubel. Es ist also in den letzten sechs Jahren um die bedeutende Summe von $35^{1}/_{4}$ Million erhöht worden. Bei der Veröffentlichung dieses Budgets bemerkte der „Invalide:" 140 bis 150 Millionen Rubel seien ein geringes Militär-Budget für Rußland im Verhältnisse zu denen anderer Staaten, und allerdings hat er damit Recht, wenn er die Ausgaben auf das Areal der betreffenden Länder repartirt; im Verhältnisse zum Gesammt-Budget und zur Steuerfähigkeit der Bewohner aber ist Rußlands Militäretat jedenfalls der bedeutendste; selbst Frankreich hatte in seinem Budget für 1869 nur $416^{1}/_{2}$ Mill. Franks Militärausgaben (Algerien inbegriffen), also kaum ein Fünftel des Gesammtbudgets, während 154 Millionen Rubel mehr als ein Drittel der Einnahmen Rußlands betragen.*) — Zu berücksichtigen ist jedoch der Umstand, daß nur etwa 125 Millionen baar verausgabt werden sollten, während der Rest in Naturallieferungen besteht, die in Geld veranschlagt waren.

An Stelle der früheren Armeecorpsverbände sind die Territorial-Kommandos getreten, deren 10 in Europa**) und 4 in Asien bestehen. Sie sind je einem Militärdistrikt übergeordnet und haben ungefähr den Wirkungskreis der österreichischen Landes-Generalkommanden. Die Truppen sind ihnen natürlich sehr ungleich zugetheilt, wie dies die ungeheuren Räume und mangelhaften Kommunikationen bedingen. Kommen doch selbst im europäischen Rußland auf eine Geviertmeile nur 12 Soldaten, so daß bei gleicher Vertheilung eine Division 1000 Quadratmeilen umfassen würde. —

§. 2. Die Feldtruppen behalten ihre gegenwärtige Einrichtung. Ihre Zahl wird in Friedenszeiten durch die Regierung eingeschränkt oder vermehrt durch Entlassung oder Einberufung der Dispositionsurlauber.

Die Feldarmee.

Die Truppen der regulären Armee sind folgendermaßen an die Militärdistrikte des europäischen Rußlands vertheilt:

St. Petersburg . .	$4^{1}/_{2}$	Infanterie-Division	u.	10	Kavall.-Regtr.
Finland	1	„	„		
Wilna	$6^{1}/_{2}$	„	„ „	1	„ Division
Moskau	6	„	„ „	1	„ „
Warschau	8	„	„ „	8	„ Regtr.
Kiew	4	„	„ „	1	„ Division
Odessa	4	„	„ „	1	„ „
Charkow	4	„	„ „	2	„ „
Kasan	3	„	„		
Kaukasus	6	„	„ „	4	„ Regtr.
Summa	47	Infanterie-Divisionen	u.	56	Kavall.-Regtr.

*) Die Einnahmen Rußlands betragen nämlich (nach Hübner) im Jahre 1871: directe Steuern: 94, indirecte: 194, Regalien: 18, Domänen: 34, Eisenbahnen: 31, Verschiedenes: 52, Polen: 15, Kaukasus: 5 Millionen Rubel; in Summa 443 Millionen.

**) Unter Hinzurechnung des Kaukasus. Bisher waren es 11 Territorialbezirke; im Jahre 1870 aber wurde der Rigaer Distrikt aufgehoben und seine Truppen an die Kommandos in Petersburg und Wilna vertheilt, „wodurch diese Distrikte in strategischer Beziehung eine größere Abrundung erhielten. (Invalide: Rückblick auf das Jahr 1870.)

„Diese Vertheilung zeigt, daß auf die Westgrenze des Reichs das Hauptgewicht gelegt ist; denn es stehen in den daran gelegenen Gouvernements gegen 60 Proc. des ganzen Heeres und fast 70 Proc. der im europäischen Rußland befindlichen Truppen, und da die Verbindung von Moskau mit dem Westen schon jetzt durch drei Eisenbahnen vermittelt wird, kann auch die Militärmacht des Moskauschen Distrikts jenen Streitkräften zugezählt werden, welche auf dem Kriegsfuß eine Stärke von über 400,000 Mann ausmachen würden."*)

a. Infanterie.

Es bestehen 3 Garde-Divisionen, 3 Grenadier-Divisionen, eine kaukasische Grenadier-Division und Linien-Infanterie-Divisionen von Nr. 1 bis 40. Jede Division zählt 12 Bataillone zu circa 1000 Mann, die in 5 Kompagnien formirt sind. — Außer diesen Regimentern bestehen (ganz neuerdings in Brigadeverbände zusammengezogen) noch 32 Schützen-Bataillone, von denen 24 im europäischen Rußland, 4 im Kaukasus und 4 in Turkestan befindlich. — Laut kaiserlichen Befehls vom 25. Mai, (6. Juni) 1871 wird der Effektivbestand der Infanterie nach den Sommermanövern folgender sein: 1) auf den verstärkten Friedensfuß werden gesetzt: die Division der Grenadiere des Kaukasus und die 19., 20 und 21. Division (die 4. Bataillone behalten nur die Kadres des Friedensfußes); 2) auf den gewöhnlichen Friedensfuß die 1., 2., 3. Garde-Infanterie-Division, die 1., 2., 3 Grenadier-Division und die 4, 6., 7, 8, 10., 11., 12., 13., 14., 15, 23., 26., 28., 38. und 39. Division. 3) Die 1., 2, 3., 5., 9., 16., 17., 18., 22., 24., 25., 27. 29., 30., 31., 32., 33., 34., 35., 36., 37. und 40. Division endlich stehen auf dem Kadrestande.

Diese Etats sind folgende:

Garde-Regiment.

Kriegsfuß	76 Offiziere,	3070 Bajonette.
Verstärkter Friedensfuß . .	60 „	2250 „
Gewöhnlicher „ . .	60 „	1650 „
Kadrestand	59 „	1080 „

Grenadier-Regiment oder Armee-Infanterie-Regiment.

Kriegsfuß	76 Offiziere,	2970 Bajonette.
Verstärkter Friedensfuß . .	60 „	2250 „
Gewöhnlicher „ . .	60 „	1650 „
Kadrestand	59 „	1080 „

Bei den Regimentern zu 4 Bataillonen.

Kriegsfuß	99 Offiziere,	3960 Bajonette.
Verstärkter Friedensfuß . .	78 „	3000 „
Gewöhnlicher „ . .	78 „	2200 „
Kadrestand	77 „	1440 „

Was die Bewaffnung der Infanterie mit Hinterladern betrifft, so wurde bereits seit Jahren die Umformung der Vorderlader mit großer Energie betrieben, zuerst nach dem Terry-Normann'schen System, welches später wieder aufgegeben wurde,**) dann nach dem Karle'schen ***) und Krenka'schen †); während für Neuanfertigungen das Ver-

*) Die Heeresmacht Rußlands und ihre politische Bedeutung von ***.

**) Weil ihm die Einheitspatrone fehlte.

***) Aehnelt dem Chassepot, ist aber im Kaliber zu groß und daher auch als Waffe zu schwer.

†) Nähert sich der Snider-Büchse. Für seine Herstellung arbeitet besonders eine große Fabrik in Warschau.

dangewehr*) gewählt worden ist. Ein Bericht des Kriegsministers an den Kaiser vom Juni 1870 giebt genaue Daten in dieser Beziehung. Es heißt darin: „Nach den ursprünglichen Dispositionen sollte die Ausrüstung der Infanterie mit der neuen Schußwaffe bis Ende April 1870 vollendet sein. Annähernd ist diese Aufgabe gelöst. In dem Jahre vom 1. April 1869 bis 1. April 1870 fertigten und änderten die kaiserlichen und die Privat-Etablissements 364,192 Gewehre, und zwar 99,063 nach Karle'schem und 265,129 nach Krenka'schem System. In den sechs Wochen vom 1. April bis 15. Mai nahmen die Gewehr-Revisions-Kommissionen im Ganzen 95,592 theils neu hergestellte, theils geänderte Gewehre aus den Werkstätten ab, davon 92,103 Krenka'sche und 3489 Karle'sche. Die in Petersburg in Betrieb gesetzte Metall-Patronenfabrik hatte bis 1. April 15½ Millionen Stück geliefert; ihre Leistungsfähigkeit ist jetzt derart, daß sie 500,000 Patronen in Einem Tage anfertigt. Im Ganzen besitzt die Armee jetzt 566,491 Gewehre neuer Art, davon 209,259 nach dem Karle'schen und 357,232 nach dem Krenka'schen System. In der Umänderung begriffen sind außerdem 62,000 Büchsen (System Terry-Normann), welche nach dem Krenka'schen System umgearbeitet werden; ebenso sind 30,000 Berdan-Büchsen, welche von den Scharfschützen-Bataillonen geführt wurden, auch nicht mitgerechnet. Die an die Gewehrfabriken und die Privat-Industrie gegebenen Aufträge sind derartig berechnet, daß die letzten Umänderungsarbeiten bis zum Herbst dieses Jahres beendet sein können.

Diese Voraussage hat sich, dem Rückblick des „Invaliden" auf das Jahr 1870 zufolge nicht erfüllt, insofern noch mehrere Divisionen am Jahresschluß der umgeänderten Waffe entbehrten; doch stand ihre Vollendung in naher Aussicht. Hieran anknüpfend sagte der „Invalide:" „Nach Ablauf dieser ersten Periode der Neuarmirung des Heeres steht dann noch eine zweite Periode bevor, — die Ausrüstung desselben mit den neuen Gewehren kleinen Kalibers (nach dem neuen Berdan'schen Modell), wobei dann noch so große Vorräthe von Gewehren des Krenka'schen Systems zu beschaffen sind, daß dadurch der Bedarf für den Fall eines Krieges gesichert ist. Mit Gewehren kleinen Kalibers sind jetzt alle Schützenbataillone ausgerüstet, außerdem ist eine Anzahl derselben vorräthig, während andere im Auslande hergestellt werden. Zur Konstruktion dieser Gewehre in Rußland selbst werden großartige Vorbereitungen im Tula'schen Etablissement getroffen und die dazu erforderlichen Maschinen werden eingerichtet."

b. Kavallerie.

Es bestehen: 4 Kürassier-, 16 Husaren-, 16 Ulanen-, 20 Dragoner- (und 2 Garde-Kosacken)-Regimenter, sämmtlich im europäischen Rußland, 4 Dragoner-Regimenter im Kaukasus stationirt. Das Regiment hat 4 active Escadrons,**) die auf Kriegsfuß circa 150 Reiter zählen. Es sind im Ganzen also 220 Schwadronen mit etwa 30,000 Mann, welche in 10 Divisionen formirt sind.***) Mit Ausnahme der Dragoner führt das erste Glied der Reiterei durchweg die Lanze, das zweite durchweg nur den Säbel. Die Dragoner haben ein sehr schweres Bajonnetgewehr, die anderen Kavalleriegattungen führen als Schußwaffe zur Zeit nur das Pistol. — Die „leitenden Grundsätze" lassen diese Kavallerie unverändert bestehen, und ignoriren also Fadejew's Reformvorschläge vollständig; obgleich sie auf diesem Gebiete vielleicht Beachtung verdient hätten. — Die Remontirung ist Sache der Truppentheile; der Staat zahlt für jedes Pferd 125 (bei der Garde 203 bis 235) Rubel. Die Dienstzeit eines Pferdes ist auf 9 Jahr berechnet.

*) Eine Verschmelzung von Zündnadel, Chassepot und Snider, die sehr gerühmt wird.

**) Nur die Garde-Kosacken-Regimenter zählen im Frieden nur je 2 Schwadronen.

***) Jede Division hat 6 Regimenter, mit Ausnahme der nur 4 Regimenter zählenden kaukasischen Dragoner-Division.

Jede Escadron, ja sogar die meisten Regimenter, haben in sich durchweg Pferde von einerlei Farbe.

c. Artillerie.

Es bestehen 50 Fuß- und 8 reitende Brigaden.*) Die Fußbrigaden haben 3 Batterien**) zu je 8 Geschützen, von denen im Frieden aber nur 4 bespannt sind. Von den reitenden Brigaden zählt die der Garde 4, die übrigen 2 Batterien zu je 8, auch im Frieden bespannten Geschützen. Die ganze Artillerie ist mit Hinterladern versehen. Und zwar hat bei jeder Brigade die erste Batterie 9pfündige Gußstahlkanonen von Krupp, die zweite 4pfündige ebendergleichen und die dritte 4pfündige Bronzekanonen, russischer Arbeit mit stählernem Mantel im Verschlußstück. Die Bronzegeschütze sollen für die Folge durchweg eingeführt werden, die bisherige Vertheilung der Kaliber aber beibehalten werden.***) — Beschäftigt ist man mit der Einführung von Mitrailleusen-Batterien („Batterien schnellfeuernder Geschütze"), von denen jede Fußbrigade eine erhalten wird. Die Mitrailleusen werden theils in Amerika, theils bei Nobel in St. Petersburg fabrizirt. Beim Schluß des Jahres 1870 war das Material von 11 Batterien zu je 8 Geschützen vollendet und den im westlichen Theil des europäischen Rußlands stehenden Brigaden zugewiesen worden.†) — Sehr eigenthümlich ist der Umstand, daß die Artillerie-Brigaden ohne Ausnahme den Infanterie-, resp. Kavallerie-Divisionen zugewiesen sind, so daß die Formirung von Reserve-Artillerie immer erst durch Ausscheiden aus dem Divisionsverbande geschehen kann, was sicherlich nicht ohne Nachtheile ist. Die Remontirung der Artillerie geschieht durch ein großes Remonte-

*) Unter Anrechnung der i. d. J. 1870 u. 1871 neu errichteten turkestanischen und ostsibirischen Artillerie-Brigaden. Außerdem besteht noch eine westsibirische Fußbatterie.

**) Nur die der kaukasischen Grenadier-Division hat 4 Batterien.

***) Petersburger Correspondenz der Militär-Wochenblatt.

†) Petersburger Correspondenz des Militärischen Wochenblatts.

Die russische Mitrailleuse ist nach dem Prinzip der Gatlingkanone mit mehreren Verbesserungen von Generalmajor Gorloff konstruirt. Sie besteht aus zehn Stahlläufen, welche der Länge nach um eine Walze mit gleichen Zwischenräumen liegen. Die Walze ist wiederum in einem eisernen Rahmen angebracht und ihr hinterer Theil wird in eine Trommel aufgenommen, welche den Lademechanismus enthält. Die Walze wird durch eine an der rechten Seite des Geschützes befindliche Kurbel in Bewegung gesetzt und es vollziehen sich dabei dann zugleich folgende Verrichtungen: die Ladung der Läufe (einer nach dem andern) aus einem Patronenbehälter, der wiederum mittelst eines Trichters gefüllt wird, das Schießen, indem ein Lauf nach dem andern mittelst eines in der Verlängerung jedes Laufes angebrachten Schlosses abgefeuert wird und endlich das Herausziehen der leeren Hülsen, die in einen besonderen, an der Laffete angebrachten Behälter geworfen werden. Die Läufe sind etwas kürzer als die der kleinkalibrigen russischen Gewehre (System Berdan), haben aber eine etwas größere Metallstärke. Das Kaliber ist aber dasselbe und beträgt 4,2 Linien, so daß die gewöhnlichen Gewehrpatronen zu den Mitrailleusen gebraucht werden können. Die Mitrailleusen haben eiserne Laffeten, von denen jetzt ein neues Modell konstruirt wird. Auf den bisherigen Laffeten können 6048, auf den neuen 6720 Patronen mitgeführt werden. Die Mitrailleusen werden von vier Pferden gezogen, und zu einer jeden gehört eine dreispännige Munitionskarre. Zur Bedienung des Geschützes sind vier Mann erforderlich. Der Erste öffnet die Patronenbüchsen und reicht sie dem Zweiten, welcher die Patronen in den Trichter schüttet, von wo sie in den Receptor gelangen; der Dritte dreht die Kurbel und der Vierte nimmt die leeren Patronenkästchen fort. Mit wohleingeübter Bedienungs-Mannschaft lassen sich mit der Mitrailleuse 3—400 Schüsse in der Minute thun. Bei den Schießversuchen hat sich die Treffsicherheit des Geschützes sehr zufriedenstellend gezeigt.

kommando und die Zutheilung der Pferde durch den höchstkommandirenden Artillerieoffizier jedes Militärdistricts. An Kolonnen bestehen 37 Munitionsparks.

d. Ingenieur-Truppen.

Es bestehen 5 Sappeur-Brigaden, von denen enthalten

die (combin.) Garde-Brigade:	3 Sappeur-Bataill. und	1 Reserve-Sapp.-Bat.
die 1., 2. und 3. Brigade je:	2 " "	2 Pontonnierhalbbataillone
die kaukasische Brigade:	2 " "	1 Reserve-Sapp.-Bat.
Summa:	11 Sappeur-Bataillone und	6 Pontonnierhalbbataillone

Dazu kommen 2 Feld-Ingenieur-Parks mit Halbkompagnien und 2 Belagerungs-Ingenieur-Parks mit Kompagnien. Im Kriege hat ein Bataillon eine Stärke von etwa 900, ein Halbbataillon eine von 360 Mann. — Durch Befehl vom 31. August 1870 sind 6 Feld-Telegraphen-Parks in's Leben gerufen, deren jeder im Stande ist, eine 35 Werst lange Leitung in einem Zuge herzustellen.

§. 3. „Die Lokaltruppen erhalten eine neue Organisation und Formationen je nach ihrer Bestimmung in folgender Weise.

Im Frieden sind die Lokaltruppen bestimmt:

a) zur Versehung des inneren Dienstes;

b) zur Abrichtung der Rekruten; bei der Cavallerie auch zur Dressur der Remonten und

c) zur Vornahme kürzerer Uebungen mit den Urlaubern und Reservisten, sowie zur Controlversammlungen dieser Leute.

Im Kriege hingegen sind die Lokaltruppen bestimmt, neben der Versehung des inneren Dienstes und der Abrichtung der Rekruten, Cadres auszuscheiden:

a) zur Formirung von Reserve-Infanterie- und Fuß-Artillerie-Truppen und

b) zur Bildung von Marsch-Abtheilungen (Ergänzungs-Transporten) für alle Waffengattungen."

Was für die im vorstehenden Paragraphen auseinandergesetzten Zwecke bisher vorhanden und demnächst von der Commission organisch zu entwickeln sein wird, ist Folgendes:

Stabile Truppen.*)

a. Festungstruppen.

α. Infanterie. 25 Bataillone und 3 Kommandos, im Ganzen etwa 25,000 Mann, welche in den Festungen Kronstadt, Sweaborg, Wiborg, Dünaburg, Bobruisk, Nowogeorgiewsk, Brest-Litewsk, Warschau, Bender, Kersch, Alexandropol, Achalzich und Iwangorod vertheilt sind.

β. Artillerie. Die Festungsartillerie, welche bisher auf die verschiedenen Festungen zu Kompagien und Viertel-Kompagnien vertheilt gewesen, hat durch Prikas v. 11. August 1870 eine vollständig neue Organisation erhalten. Es bestehen jetzt nur Kompagnien zu je 150, 200, 250 und 300 Mann, welche auf eine Kriegsstärke von 3—400 Mann gebracht werden können. Die Gesammtzahl der im Frieden vorhandenen Mannschaft beträgt wenig

*) Troupes sédentaires. Bezeichnung des kriegsministeriellen Befehls vom August 1864.

mehr als 5000 Mann. — Für die Armirung der Festungen mit schwerem Geschütz geschieht sehr viel. Im Jahre 1869 wurden 400 Stück neue Geschütze construirt, so daß die Gesammtzahl derselben jetzt wol mehr als 1200 betragen dürfte, welche in erster Reihe den Seefestungen zugewiesen werden. Diese Waffen werden mit Ausnahme der noch bei Krupp gearbeiteten 11zölligen Kanonen durchweg in Rußland selbst hergestellt.

b. Linientruppen.

Es bestehen 24 kaukasische, 12 turkestanische, 6 ostsibirische, 4 westsibirische und 2 orenburgische Linien-Bataillone, welche die Aufgabe haben, Grenz- und Garnisondienst zu thun. Auf dem Kriegsfuß repräsentiren sie eine Gesammtstärke von etwa 45,000 Mann.

c. „Innere Wache."

α. 1 Leibgarnison- und 70 Gouvernementsbataillone von verschiedener Stärke.

β. Districts- und Etappenkommandos.

γ. Gensdarmerie. Meist im nordwestlichen Reichstheil stationirt.

d. Lehrtruppen.

1 Lehrbataillon, 1 Lehrschwadron, Lehrbatterien, 1 „galvanische" Kompagnie (Sappeure und Mineure).

e. (bisher sogenannte) Reservetruppen.

Dies sind nur Kadres, welche zur Rekrutenausbildung dienen, also lediglich Ersatz-Depots, denen es auch an jeder Feldausrüstung gebricht.

α. Infanterie. 80 Bataillone. — Kadrestärke: 9 Offiziere, 52 Unteroffiziere und 50 Stammmannschaften. Durchschnittliche Rekrutenquote: 1000 Mann. Ausbildungszeit: im Frieden 6, im Kriege 3 Monat.

β. Kavallerie. 10 Garde-, 4 kaukasische, 42 Armee-Schwadronen. Durchschnittliche Kadrestärke: 7 Offiziere, 130 Stammmannschaften, 180 Pferde. Ausbildungszeit: im Frieden 9, im Kriege 6 Monat.

γ. Artillerie. 12 Fußbatterien in 4, 4 reitende in 2 Brigaden.

δ. Sappeure. 4 Bataillone, im Frieden 250, im Kriege 950 Mann stark.

Während sich die Rekruten in der Ausbildung befinden, wissen sie nicht, welchem Truppentheile sie etwa später zugetheilt werden. Sie bleiben ungefähr ein halbes Jahr in diesen Depots, meist von März bis September. Dann werden sie in die Truppentheile der Armee eingereiht, wo ihre Ausbildung vollendet wird.

Ueber die Art und Weise, wie aus diesem vorhandenen stabilen Truppenmaterial die Aufstellung der Reserve- und Marsch-Abtheilungen geschehen soll, giebt uns das Programm des Kriegsministers folgende Directive:

§. 4. „Die Reservetruppen werden nur im Kriege mit Zuhilfenahme der Kadres formirt, welche den Lokalabtheilungen der Infanterie und Fußartillerie entnommen und durch die Einberufung der Reservisten completirt werden."

Die Reservetruppen erhalten eine doppelte Bestimmung:

a) die mobilen Streitkräfte durch neu formirte Reserve-Infanterie-Regimenter und Reserve-Infanterie-Divisionen*) mit der entsprechenden Fußartillerie sammt Train und

*) „Die Formirung von Reserve-Bataillonen oder Regimentern geht auf die Weise vor sich, daß für jedes Reservebataillon je eine Kompagnie des Lokal-Bataillons ausgeschieden wird. Auf ähnliche Weise wird zur Bildung von Reservebatterien je ein Zug der lokalen Batterie ausgeschieden. Die Artillerie in den Festungen wird jedoch auf Grund besonderer Etats gebildet."

b) die Festungsbesatzungen, bestehend aus Reserve-Infanterie-Bataillonen oder Regimentern und aus Festungs-Artillerie-Kompagnien, zu verstärken.

§. 5. Die Marschabtheilungen als: die Marsch-Bataillone bei der Infanterie, die Marsch-Escadrons bei der Kavallerie und die Marsch-Kommanden bei der Artillerie und bei den Genietruppen werden formirt mit Zuhilfenahme der Kadres, welche aus den Lokal-Abtheilungen der betreffenden Waffengattungen ausgeschieden werden, aus jenen Urlaubern und Reservisten, die nach der Kompletirung der Feld-Armee bis auf den Kriegsstand übrig bleiben, und werden zur Deckung der Armeeverluste nach dem Kriegstheater abgesendet.*)

§. 6. Zur schnellen und bequemen Formirung der Reserven werden die lokalen Bataillone auf die Gouvernements unter Berücksichtigung der Bevölkerungsdichtigkeit vertheilt, so daß sich möglichst in jedem Bataillonsbezirk ein Truppenvorrath befindet, der zur Bildung eines ganzen Reserveregiments von 3 Bataillonen ausreicht. — Dies System wird in seiner Reinheit indeß nur in den inneren genügend bevölkerten Theilen des europäischen Rußlands zur Anwendung kommen. In den Gouvernements dagegen, für welche wegen ihrer Lage an der Grenze (Polen!) oder wegen ihrer geringen Bevölkerung oder wegen ihrer Entfernung vom europäischen Kriegstheater die Formirung von Reserven nach Regimentsrayons für unbequem erachtet werden sollte, werden die Ergänzungsmannschaften zu Marschkommandos versammelt und zur Ergänzung der Reservetruppen abgeschickt: entweder in die nächsten Festungen oder in die inneren Gouvernements.

§. 7. Die Generale, Stabs- und Oberoffiziere, welche zur Formirung der Reserven nach den Kriegsetats nothwendig sind, werden theils aus den im activen Dienst, theils aus den in den Ergänzungstruppen stehenden Offizieren ernannt. Ueber diese Personen, namentlich über diejenigen, welche zur Formirung der Reserven und zu deren Kommando bestimmt sind, werden stets Listen geführt.

§. 8. Die Sachen und Waffen, welche zur Einkleidung und Bewaffnung der Reserven (nach den für dieselben festgesetzten Etats) nöthig sind, müssen immer in Bereitschaft liegen, und zwar bei denjenigen lokalen Bataillonen und Artilleriebrigaden, bei denen diese Abtheilungen formirt werden, oder in besonderen Niederlagen. Der Train für die Reserve-

*) „Um die Garden, als eine Elitetruppe, im Kriege complet zu erhalten, werden für dieselbe besondere Kadres formirt, welche für jedes Regiment und für die Garde-Schützen-Brigade aus je einem Garde-Reserve-Bataillon, und für jede Garde-Artillerie-Brigade aus je einer Garde-Reserve-Batterie bestehen.“

truppen, welche zur mobilen Streitmacht verwandt werden können, muß an einigen der wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte Westrußlands aufbewahrt werden, mit Ausnahme nur derjenigen Trainstücke, welche sich nothwendiger Weise bei jedem Reserveregiment oder bei jeder Reserve-Artillerie-Brigade an den Orten ihrer Formirung selbst befinden müssen. Unabhängig davon muß der Modus der Versorgung der Marschabtheilungen mit Kleidungsstücken und Waffen bestimmt werden.

§. 9. Zugleich mit der Zusammenstellung des Statuts über die neue Armeeorganisation muß auch der Modus ihrer Einführung bestimmt werden, so daß die beabsichtigte Vermehrung der Kriegsmacht in möglichst kurzer Zeit bewerkstelligt werden kann und noch vor der Zeit, wo die Ergänzungsmannschaften, die durch das neue Rekrutirungssystem gebildet werden sollen, ihren vollen Bestand erreicht haben.

§. 10. In gleicher Weise müssen auch jetzt schon die Art und Weise und die Mittel für die bei den lokalen Truppen beabsichtigten kurzen Einberufungen solcher Mannschaften bestimmt werden, welche sich auf Urlaub oder unter den Ergänzungstruppen befinden, und zwar so, daß diese Einberufungen sowohl für die Bevölkerung als auch für die Reichsrentei so wenig als möglich beschwerlich fallen.

Dies ist die Vorlage, welche der Generaladjutant Miljutin den Kommissionen zur Feststellung der neuen in Rußland einzuführenden Wehrverfassung machte. Am 19. Januar dieses Jahres nahmen die Sitzungen der Kommissionen ihren Anfang, und zwar wurden sie von dem Kriegsminister persönlich eröffnet. Der Minister machte namentlich darauf aufmerksam, daß die von ihm vorgelegten generellen Grundzüge für die künftige Ordnung der Wehrverhältnisse durchaus keinen bindenden Charakter hätten, sondern nur als Leitfaden dienen sollten. Als eine der schwierigsten Aufgaben der Kommissionen bezeichnete er die Feststellung einer zweckmäßigen Form der Listen, in welche die männliche Bevölkerung nach den Altersklassen eingetragen werden sollte, und die Bestimmung der effektiven Dienstzeit, wovon die Größe der jährlichen Aushebung abhängig zu machen sei. Bei Festsetzung der Dienstzeit müsse man einerseits die Möglichkeit einer vollständigen Ausbildung der Leute und die Bewahrung der Schlagfertigkeit der Armee im Auge behalten, andererseits aber sich hüten, der Bevölkerung unnöthige Bürden aufzulegen und die Wehrpflichtigen länger als nöthig ihren bürgerlichen Beschäftigungen zu entziehen. Dann entfernte sich der Minister und der Vorsitzende, Graf Heiden, legte den Kommissionen das Programm für ihre Arbeiten vor. Endlich theilten sich die Kommissionen in mehrere Gruppen, deren jede einen bestimmten Theil der Arbeiten übernahm. Was nun bis jetzt über die *Beschlüsse* der Kommissio-

nen (zumeist durch den „Golos," die Moskauer Zeitung und den „Invaliden") in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, läßt sich in Folgendem zusammenfassen:

1. Kommission für Feststellung der Wehrpflicht.

Der Kriegsminister hatte (vergl. S. 275) eine Gesammt-Dienstzeit von 15 Jahren angenommen, von denen 7 Jahr bei der Fahne zugebracht werden sollten. In der Kommission zeigte sich eine starke Minorität zu Gunsten bedeutend kürzerer Präsenzzeit; die Majorität entschied sich endlich für sechsjährige Dienstleistung bei der Fahne, jedoch mit der Klausel, daß schon nach $4\frac{1}{2}$ jähriger Dienstzeit zeitweilige Beurlaubung in dem Falle eintreten dürfe, daß der Soldat fünfmal eine Lagerübung mitgemacht habe. Für nur dreijährige Präsenz, wie Deutschland sie fordert, erhob sich keine Stimme, und auch die Presse erkannte allgemein an, daß eine solche russischen Rekruten gegenüber absolut unzureichend sei. — Für bestimmte Kategorien des Soldatenstandes, sowie für die Rekruten entfernter Reichstheile (Ssibirien, Ufa, Orenburg, Ssamara) wurde eine längere (sieben- bis acht-jährige) Dienstleistung bei der Fahne angenommen, der dann eine bedeutende Verkürzung der Reservezeit als Correlat dienen sollte.

Die Frage wegen des Alters der Auszuhebenden wurde im Sinne des Ministers (vergl. S. 275) von der Majorität dahin entschieden, daß jährlich diejenigen jungen Leute zur Aushebung kommen sollten, welche am 1. Januar desselben Jahres das 21. Lebensjahr zurückgelegt hätten.

Die Kommission beschloß, daß das ganze Reich in Aushebungsdistrikte zu theilen sei, welche je 8 bis 20 Tausend männliche Bewohner umfaßten. Städte von mehr als 5000 männlichen Einwohnern sollten dabei als selbständige Districte behandelt werden. In jedem District soll ein Sammelpunkt bestimmt werden, der in dünnbevölkerten Gegenden nicht weiter als 120, in dichtbevölkerten keinenfalls weiter als 50 Werst von den äußersten Theilen des Districts entfernt liegen darf.

Die Aufstellung der Aushebungslisten soll von den Civilbehörden geschehen und in Zukunft auf allgemeine, periodisch vorzunehmende Volkszählungen basirt werden.

Die Aushebung soll durch besondere Gubernial- und Kreis-Ersatz-Kommissionen erfolgen. Erstere vertheilen das Contingent über die Districte und überwachen das eigentliche Geschäft der Aushebung, welches speziell den Kreis-Kommissionen zufällt. In den Residenzen und einigen größeren Städten sollen besondere städtische Kommissionen gebildet werden.

Ueber das Aushebungssystem gingen die Anschauungen der Kommission noch weit auseinander und dieser Umstand, sowie manche in äußerlichen Dingen wurzelnde Schwierigkeiten haben es auch bei den übrigen

der Wehrpflichtskommission vorgelegten Punkten, so namentlichen in Betreff der Dienstbefreiungen, der Aushebungskosten u. s. w. noch zu keinem Beschlusse kommen lassen.

2. Organisationskommission.

Der § 1 der „Leitenden Grundsätze“ (vergl. S. 539) ist unverändert angenommen. — § 2 hat einige Amendirungen erfahren, welche sich zumeist auf das Armeetransportwesen, in einem wichtigen Punkte aber auch auf die Artillerie beziehen, insofern nämlich die Geschützzahl der reitenden Batterien von 8 auf 6 herabgesetzt wird. Die Stärke der Ingenieurtruppen wurde als unzureichend anerkannt und eine Vermehrung derselben angebahnt. — Der § 3 (vergl. S. 544) ist seinem ganzen Umfange nach angenommen. Die Vereinigung der Reserven mit den activen Truppen erschien der Kommission ebenso wie dem Kriegsminister nur bei der Garde möglich, deren Regimenter daher je ein 4. (Reserve-) Bataillon erhalten sollen. Bei allen andern Truppen würde eine solche Maßregel schon aus dem Grunde unausführbar sein, weil ein bedeutender Theil des russischen Heeres stets in den Westprovinzen angesammelt ist, so daß die Ergänzungsbezirke zu fern von den zu completirenden Truppentheilen liegen würden, um eine rechtzeitige Verstärkung zu ermöglichen. So entschied sich denn die Kommission für die Grundsätze der §§ 3—5 (vergl. S. 544 bis 546), welche die Aufstellung einer Reserve-Armee durch Neu-Organisation der Lokaltruppen anstreben. Hiedurch hofft man es zu ermöglichen, im Kriegsfall eine mobile Reserve-Armee von 30 Infanterie-Divisionen, 24 Reserve Artillerie-Brigaden mit 96 Batterien (768 Geschützen) 24 fliegenden Parks und 24 Trainabtheilungen aufzustellen, daneben aber im Inlande noch 120 Lokalbataillone, 24 Lokalbatterien, 52 Lokal-Escadrons und 4 Lokal-Sapeurkompagnien zurückzubehalten, welche die Aufgabe hätten, neue Marsch-Abtheilungen zur Ergänzung der activen Heerestheile, auszubilden und zu formiren.*) — Auf Grund von § 6 hat die Kommission eine Berechnung der künftigen Stärke des Vorraths an beurlaubten Mannschaften in jedem Gubernium angestellt und die neuen Dislokationspunkte

---

*) Die Entwickelung aus den Lokalbataillonen soll folgendermaßen stattfinden: In Friedenszeiten ist das Lokalbataillon 500 Mann stark, wovon 95 Stamm. Es besteht aus 5 Kompagnien, von denen die Schützenkompagnie Elite ist und die Ausbildung der Rekruten übernimmt. — Im Kriege werden aus 3 Kompagnien 3 mobile Bataillone errichtet, die ein Regiment von 3050 Mann bilden. Die übrigen 2 Kompagnien, wobei die Schützenkompagnie, werden durch Urlauber ergänzt und bilden das neue Lokalbataillon von 500 Mann Stärke, das den Friedensdienst fortsetzt und Ergänzungstruppen (Marschbataillone) bildet. Die Schützenkompagnie bleibt stets bei dem Bataillon, die andere aber kann unter Umständen dazu dienen den Cadre für 2 Miliz-Druschinen von je 1000 Mann zu bilden. — **Wird das Alles jemals möglich und ausführbar sein??**

der Lokalbataillone bestimmt. — Die Reserven des Westens (Polens) so- wie die der ganz schwach bevölkerten Landstriche und die der Küstengebiete sollen nicht in die mobile Reserve-Armee eingereiht, sondern lediglich zum Lokaldienste verwendet werden.

Was die §§ 7—10 anbelangt (vergl. S. 546) so scheint die Kom- mission über diese noch nicht vollständig schlüssig geworden zu sein.

Es fällt auf, daß sich der Bericht des Kriegsministers gar nicht mit dem irregulären Theile des russischen Heeres beschäftigt, ja den- selben nicht einmal erwähnt, doch erklärt sich dies aus dem Passus 9 der oben (S. 275) angeführten „Allgemeinen Grundsätze." Aber wenn für das irreguläre Heer auch keine tiefgreifenden organischen Neuanordnungen bevorstehen, so ist doch auch ihm in den letzten Jahren Förderung und Aufmerksamkeit zu Theil geworden. Die irreguläre Armee zerfällt in 14 „Heere." In erster Reihe stehen die Donischen Kosacken: 64 Pulks, (d. h. Regimenter zu Pferd) und 13 Batterien, (ohne Zurechnung der Garde-Kosacken) eine Zahl, die im letzten Kriege gegen Polen auf 84 Re- gimenter gesteigert wurde. Die Gesammtstärke beträgt etwa 10,000 Mann. Während des Friedens ist jedoch immer nur ein Theil der Kosacken (32 Pulks und 5½ Batterie) im Dienst und in den Distric- ten von Kiew, Odessa und Wilna, sowie in Polen und Finland statio- nirt. Diese Kosacken sind es, welche bei einem europäischen Kriege in Frage kommen können, während der Rest: die Linienkosacken vom Kuban und Terek (28 Reiterregimenter, 11 Infanterie-Bataillone und 5 reitende Batterien) sowie namentlich die asiatischen (zusammen 50 Regimenter zu Pferde, 23 Infanterie-Bataillone und 8 reitende Batte- rien) wol durchweg nur als Grenzer und für den inneren Dienst ver- wendet werden können. Jeder wehrfähige Kosack ist Soldat und das Auf- gebot im Kriege unbeschränkt. Die Ländereien, welche zum Unterhalt der irregulären Truppen dienen, umfassen mehr als 60 Millionen Morgen. — Die Bevölkerung aller Kosackenländer berechnet man auf 3 Millionen; die im Lande der donischen Kosacken betrug zu Anfang des Jahres 1868: 1 Million Seelen und ist in entschiedenem Wachsthum begriffen. Dabei sind die ehelichen Verhältnisse höchst merkwürdig. Im Jahre 1867 wur- den über 11,000 Ehen geschlossen (auf je 88 Seelen beiderlei Geschlechtes eine) und bei 70 Prozent dieser Verbindungen waren Braut und Bräu- tigam unter 20 Jahr alt. Dennoch ist die Zahl der unehelichen Gebur- ten nicht unbedeutend. — Die reformirende Thätigkeit gegenüber diesen irregulären Truppen hat vorzugsweise das Ziel, die Kosackenbevölkerung den übrigen Bewohnern des Reichs bürgerlich möglichst gleich zu stellen,

ohne jedoch ihre militärische Eigenthümlichkeit und die bei ihnen geltenden Regeln für die Ableistung der Militärpflicht wesentlich zu ändern. Namentlich die Jurisdictionsverhältnisse der Kosacken sind neu geordnet und demzufolge Friedensrichter eingesetzt; im Kuban'schen und Terek'schen District erstreckt sich die Reorganisation auch auf Modificationen der Verpflichtung zum Dienst und die ökonomischen Verhältnisse. Die dienstthuenden Kosackenoffiziere sind mit denen der regulären Armee betreffs der Geldverpflegung gleichgestellt worden.*)

Wenn man nun auf Grund der vorstehenden Einzelbetrachtungen daran geht, die Gesammtsumme der Stärke der russischen Armee zu ziehen, so ist dies trotz aller Details doch immerhin nur sehr annäherungsweise möglich. Was die gesammte Armee betrifft, so zählte dieselbe nach den offiziellen Angaben des „Militär-Magazins" im Jahre 1866: 798,000 Mann, von denen nach Abzug der Lokaltruppen 574,000 Mann kriegsverwendbar waren. Seitdem hat die Gesammtziffer um etwas abgenommen, während die Kombattantenzahl beständig stieg. Es betrug der

Effectivstand am 1. Januar 1868.

Active Truppen.

Infanterie:	12,000	Offiziere,	347,000	Mann
Kavallerie:	2,260	"	50,000	"
Artillerie:	1,370	"	44,000	"
Genie:	480	"	13,500	"
Summa:	16,110	Offiziere,	454,500	Mann.

Von diesen activen Truppen waren verheirathet oder Wittwer mit Kindern 4,220 Offiziere und 200,000 Mann, d. h. mehr als ein Viertel der Offiziere und fast die Hälfte der Mannschaft. Von der letzteren hatten allerdings nur gegen 13,000 Mann ihre Familie bei sich.

Stabile Truppen.

Reserve-Bataillone mit Effectiv-Cadres:	630	Offiziere,	15,500	Mann
Lokal-Truppen:	3,500	"	165,000	"
Reserve-Kavallerie:	390	"	11,000	"
Reserve-Artillerie:	120	"	3,400	"
Festungs-Artillerie:	840	"	31,000	"
Lehrtruppen u. dgl.:	60	"	900	"
Summa:	5,540	Offiziere,	226,800	Mann.

*) Russischer „Invalide."

Von diesen stabilen Truppen waren verheirathet 3200 Offiziere und 108,600 Mann, d. h. nahezu zwei Drittel der Offiziere und fast die Hälfte der Mannschaft. Von der letzteren hatten mehr als 20,000 Mann ihre Familie bei sich.*)

Der Gesammteffectivstand betrug also ungefähr 21,650 Offiziere und 681,300 Mann.

Das wichtigste aber ist die allmählige jedoch ununterbrochen fortschreitende Entwickelung der Reserve. Diese zählte:

Im Jahre	1865 . . .	190,000	Mann
" "	1866 . . .	330,000	"
" "	1867 . . .	410,000	"
" "	1868 . . .	460,000	"
" "	1869 . . .	511,000	"
" "	1870 . . .	518,000	"

Für d. J. 1871 wurden 563,000 Mann erwartet.

Dem „Invaliden" zufolge wäre zur vollständigen Completirung aller Truppen auf Kriegsstärke aber nur eine Reserve von 430,000 Mann nothwendig, so daß schon jetzt ein vollständig disponibler Ueberschuß von 120,000 Mann vorhanden sei.

Mögen diese Zahlen immerhin für den Moment noch zu hoch gegriffen sein, so steht es doch fest, daß binnen ganz kurzer Zeit die hier angegebenen Stärken faktisch sein werden. Man darf behaupten, daß durch die seit zehn Jahren geschehenen Umwandlungen das Heer um mehr als 200,000 Mann in seinen für den großen Krieg in Betracht kommenden Theilen verstärkt worden ist; denn das Entscheidende ist der Verzicht auf die „Reservearmee" und die Einführung von „Armee-Reserven" an deren Stelle. Während die erstere in einem modernen, voraussichtlich schnell verlaufenden Kriege kaum zur Aufstellung, geschweige denn zur Thätigkeit hätte kommen können, ist dagegen durch die neue Einrichtung, deren Vervollkommnung ja jetzt im Sinne der oben dargelegten Directive des Kriegsministers geschehen soll, die für Rußland ganz besonders wichtige Ersatzquote gesichert und der Armee dadurch eine ungemein gesteigerte Schlagkraft und Nachhaltigkeit ihres Auftretens gewährt. —

Was nun die Stärke anbetrifft, mit welcher Rußland aggressiv an seiner Westgrenze auftreten könnte, so berechnete v. Sarauw dieselbe im Frühjahr 1870**) in folgender Weise:

---

*) Auf Grund einer Tabelle in Streffleur's österr. milit. Zeitschrift.

) Die Heeresmacht Rußlands u. s. w. von *.

Infanterie . . .	492,000	Mann	
Schützen . . .	20,000	"	
Kavallerie . . .	33,000	"	
Artillerie . . .	28,000	"	mit 1128 Geschützen
Ingenieure . .	11,000	"	
Zusammen:	584,500	Mann.	

Bei diesem Heere sind weder die im Kaukasus stehenden Truppen noch das irreguläre Heer in Betracht gezogen. Wollte man jene hinzurechnen, so würde sich die Stärke der Operationsarmee auf 688,000 Mann mit 1300 Geschützen erhöhen, und diese hohe Zahl könnte noch um 50,000 Kosacken mit 20 reitenden Batterien verstärkt werden.

Dieser Berechnung stellen wir eine andere zur Seite, welche in einem, während des Drucks der vorliegenden Abhandlung erschienenen österreichischen Werke*) enthalten ist, dem von mancher Seite offiziöser Charakter zugesprochen wird. Hier werden für die russische Feldarmee folgende Zahlen angenommen:

41 Infanterie-Divisionen	514,878 Mann,	36,654 Reiter,	1,312 Geschütze
6 Schützen-Brigaden .	20,082 "		
9 Kavallerie-Divisionen		42,410 "	220 "
15 Kos.-Polke m. 5 Batt.**)		13,410 "	40 "
Gesammtz. der Streitk.:	534,960 Mann,	92,474 Reiter,	1,572 Geschütze.

Auf je 100 Mann Infanterie kommen demnach 19 Reiter, auf jedes Infanterie-Bataillon 3 Geschütze.

Nach Mobilmachung dieser Feldtruppen verbleiben nun im europäischen Rußland an Infanterie-Truppen zur Bildung von Reserve-Truppen: die Kadres der „Reserve-" (d. h. Ausbildungs-) Infanterie-Bataillone (vergl. Stabile Truppen e.), ferner der feste Stand des Lehr-Infanterie-Bataillons, 55 Gouvernements-Bataillone und Kreis-Kommandos, im Ganzen: 1400 Offiziere, 9,844 Unteroffiziere und 32,000 Mann. Das österreichische Werk meint nun, daß bei dem Umstande, daß sich schon im Jahre 1870, also vor Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, ein Ueberschuß von 120,000 Urlaubern über den Kriegsstand der Feldtruppen ergab, so könne mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß schon gegenwärtig die Bildung von mindestens 80 Reserve-Infanterie-Bataillonen dem energischen und rechtzeitig bethätigten Willen

*) Rußlands Wehrkraft. Im Mai 1871. Wien.

** Nur die Donischen Kosacken sind hier in Rechnung gestellt und zwar in der Art, daß der russischen Ordre de bataille gemäß jeder Infanterie- und Kavallerie-Division ein Kosacken-Polk, jeder Kavallerie-Division eine Kosacken-Batterie zugereihet worden ist, so daß die besonders aufgeführten 15 Polks und 5 Batterien nur den nicht vertheilten Rest des Don'schen Heeres darstellen.

der Regierung gelingen würde, da sie in jenen im europäischen Rußland zurückbleibenden Lokaltruppen den nothwendigen Stamm an Offizieren und altgedienter Mannschaft besitze, um das Erforderniß von 80 Bataillonen zu decken. Der Verfasser stellt deshalb noch eine strategische Reserve von 80 Bataillonen, das sind 83,440 Streitbaren, als für die Feldarmee disponibel in Rechnung, wobei dann noch die Reserve-Escadrons, die Reserve-Batterien und die Kadres der Lehrtruppen zur Verfügung ständen und die Besatzungstruppen in Stärke von 22,000 Mann Infanterie und 50,000 Artilleristen in den Festungen, sowie 24,000 Mann der Gouvernements-Bataillone, Kreis-Kommandos u. s. w. nebst den Milizen im Lande zurückblieben.

Es ist möglich, daß derartige Formationen beim Ausbruch eines Krieges vorgenommen werden könnten, aber sie würden, wenn auch eine momentane Steigerung der Masse, doch kaum eine eigentliche Krafterhöhung gewähren. Denn wenn in der That zu Gunsten der Aufstellung von 80,000 Mann Operationstruppen die Depots ihrer sämmtlichen Chargen beraubt würden, auf deren Anwesenheit doch die Möglichkeit der Ausbildung neuen Ersatzes beruht, so dürfte bei einem nicht ganz kurzen Kriege doch eine sehr bedenkliche Gefährdung des Nachschubs eintreten.

Ein Artikel der „Moskauer Zeitung" vom October 1871, welcher die „Organisation der Armee Rußlands nach den Vorlagen des Militair-Ressorts" bespricht und offenbar von offiziellen Kreisen inspirirt ist, berechnet die gesammte Armee auf dem Kriegsfuß auf 50,954 Offiziere und 1,653,393 Unteroffiziere und Soldaten. Von dieser Gesammtzahl kämen auf die Truppen des europäischen Rußlands 32,817 Offiziere und 1,332,543 Mann Soldaten, auf die Armee des Kaukasus 4071 Offiziere und 163,211 Mann Soldaten. Die Gesammtzahl der Bataillone betrüge 1293, die der Eskadronen 280 und die der Geschütze 2574, darunter kämen auf die Armee des europäischen Rußlands 1129 Bataillone, 260 Eskadronen und 2278 Geschütze und auf die kaukasische Armee 126 Bataillone, 20 Eskadronen und 192 Geschütze. — Auf dem Friedensfuße solle die Armee zählen 34,707 Offiziere und 736,000 Mann Soldaten, ungerechnet die 37,000 Mann der temporär weiterbestehenden Kreiskommandos im europäischen Rußland. — Zu diesen Zahlen wären nun noch die Kosackenheere und die „Reichswehr" hinzuzurechnen, letztere freilich ein sehr illusorischer Faktor, da für sie bis jetzt keine Spur von Ausrüstung vorhanden ist. Das donische Kosackenheer (64,000 Mann und 116 Geschütze) wäre aber allerdings auch für einen europäischen Krieg ernstlich in Betracht zu ziehn. — Mit Ausschluß der Lokaltruppen und der Reichswehr wird (der „Moskauer Zeitung" zufolge) das europäische

Rußland an activen mobilen Truppen zählen: 876 Bataillone Infanterie (948,860 Mann incl. Offiziere), 208 Eskadronen und 396 Ssotnien (109,000 Mann) Kavallerie, 2488 Geschütze (81,800 Mann) und 16 Bataillone Genietruppen (19,000 Mann). Es würden somit, einschließlich die Parks (31,000 Mann) und die Hospitäler (44,800 Mann) im Falle eines Krieges in Summa 1,234,460 Mann mobilisirt.

Mit der endgiltigen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und der damit verbundenen Reformen soll die kaiserliche Regierung beabsichtigen, die Landarmee auf eine Stärke von 2 Millionen zu bringen. Unmöglich ist dies nicht. Auch v. Sarauw macht darauf aufmerksam,*) daß „da das jährlich der Armee zufließende Kontingent in Zukunft 150,000 Mann betragen wird, bei einer gesetzlichen Dienstzeit von 15 Jahren die für das Heer disponible Mannschaft sich auf 2,250,000 Mann belaufen werde," welche (ohne Nichtkombattanten und irreguläre Truppen) eine wirkliche Streitmacht von anderthalb Millionen ergeben müßte, „welche also die Deutsche noch erheblich übersteigen würde." Dies Uebergewicht dürfte freilich kaum vor Verlauf eines Dezenniums herbeigeführt werden können und dann nur zur Geltung kommen, wenn sie jemals rechtzeitig zusammenzubringen ist. Hier aber liegt die die größeste Schwierigkeit und die vielleicht kaum zu lösende Aufgabe für den russischen Strategen! Wie die ungeheueren Räume des Reiches dem Angreifer desselben unermeßliche Schwierigkeiten bieten, so ergeben sie sich auch für die Concentration des eigenen Heeres in Rußland selbst. Bei der Wichtigkeit der ersten Schläge im modernen Kriege, bei der Schnelligkeit, mit welchen sich die Ereignisse zu drängen pflegen, wird es den Russen, selbst unter angestrengtester Benutzung ihres Eisenbahnnetzes, nicht möglich werden, ihren Aufmarsch so rechtzeitig und in so großer Stärke durchzuführen, daß sie sich nicht von vornherein gefährlichen Krisen aussetzen. Hierin liegt trotz der „bastionsartig vorspringenden Lage des Königreichs Polen" ein mächtiger Dämpfer für die Angriffsgelüste panslavistischer Phantasten oder moskowitischer Deutschenfresser. — Aber es giebt noch andere Motive, um diese Kreise zu einer maßvolleren Haltung zu veranlassen, und als ein solches gilt uns vor allem die moralische Verfassung des russischen Reichs und seiner Armee. Es giebt dort eine Menge disparater Elemente. Nicht nur Polen und der Kaukasus paralysiren eine bedeutende Macht, sondern es sind auch die inneren Gegensätze der verschiedenen Bevölkerungsschichten selbst, welche gerade jetzt, mächtig erregt durch die tiefgreifenden reformatorischen Bestrebungen der maßgebenden Factoren, nicht leicht zu lösende sittliche und soziale Aufga-

*) „Das russische Heer." Aufsatz in den Ergänzungsblättern zur Kenntniß der Gegenwart. 1871. April.

den stellen. Und damit berühren wir wieder das im Eingang unseres Aufsatzes angedeutete Problem. Auch hier freilich ist das Streben der thatkräftigen, klugen und menschenfreundlichen Regierung rege und erfolgreich, und wir behalten uns vor, auf diejenigen Maßnahmen, welche dieselbe zur Hebung der Erziehung und der sozialen Zustände getroffen hat, namentlich soweit dieselben die militärische Entwickelung der Nation betreffen, noch einmal im Besonderen zurückzukommen. Für jetzt aber, und menschlichem Ermessen nach noch auf Jahrzehnte hinaus, ist der eine Factor, welcher in den Kriegen der Neuzeit eine so gewaltige Rolle spielt: die Intelligenz der Massen, den abendländischen Heeren gegenüber noch immer ein so geringer, daß selbst eine fortgesetzte numerische Steigerung der russischen Heereskraft keinen Anlaß giebt, sich — wie das ja nicht selten geschieht — sorgenvoller „Russenfurcht" hinzugeben. Ein Wort des größesten russischen Feldherrn, welches General Annenkoff in seiner Broschüre über den deutsch-französischen Krieg citirt, um den Unterschied der kämpfenden Heere zu bezeichnen, wird für Rußland und seine westlichen Nachbaren noch auf lange hinaus Geltung haben, das Wort Suwaroff's: „Für einen Gebildeten giebt man uns drei Ungebildete; — drei zu wenig! gieb uns fünf! gieb uns zehn!"

M. J.

Aus Deutsch-Oesterreich.*)

Oktober 1871.

Ein ruhiges Wort über Oesterreich möge drüben im Reich Gehör finden! drüben bei unsern lieben Freunden, von deren warmen Sympathien überzeugt zu sein wahrhaft wohlthut! Ich meine, es sei die Pflicht eines Jeden von uns, dazu an seinem Theile beizutragen, daß Jene, die mit soviel Theilnahme unser Geschick verfolgen, möglichst orientirt werden über die Lage der Dinge hier zu Lande. Es hält aber schwer, sich inmitten einer weit und tief gehenden Erregung der Gemüther, wie sie noch andauernd in der Zunahme begriffen ist, die Freiheit des Geistes zu bewahren, welche unumgänglich ist, wenn man sich ein Urtheil erlauben will.

Ich gehöre nicht zu denen, welche um Hülfe rufen und das Heil von Deutschland erwarten. Von Außen kann uns keine Hülfe kommen. Eine Einmischung Deutschlands, welcher Art sie auch sein möge, stiftet nur Schaden. Mit großer Spannung sah ich daher der Thronrede des deutschen Kaisers entgegen — nicht ohne Besorgniß. Denn es war zu erwarten, daß Oesterreichs darin gedacht sein würde: und irgend eine Wendung, irgend eine Anspielung, die vielleicht gerade populär gewesen wäre, hätte das Chaos vermehren und recht unheilvoll werden können. Ich bin sehr angenehm enttäuscht worden. Das schärfste Auge vermag in der Thronrede nicht eine Spur von Einmischung in Oesterreichs innere Angelegenheiten zu entdecken. Diese äußerste Zurückhaltung ist geboten. Daß die deutsche Reichsregierung sie beobachtet, ist der größeste Dienst, den jene der Sache der Deutschen in Oesterreich für jetzt leisten kann. Von demselben Takte geleitet, benimmt sich Ungarn, das nicht unaufgefordert und nur nothgedrungen innerhalb enge gezogener Grenzen sich an den schwebenden Fragen Cisleithaniens betheiligt. Ihr Reichskanzler ist der Mann, um jenes Element zu würdigen, das bei einer Lösung unserer Wirren ganz vornämlich in Betracht kommt und von jeher zu den reiz-

*) Der nachstehende Brief kommt uns von sehr wohl unterrichteter Seite zu. Obwohl er vor der Entlassung des Ministerium Hohenwart-Schäffle geschrieben ist, so theilen wir ihn doch gern mit, da er einige von der Presse allzu wenig beachtete Gesichtspunkte aufstellt. Wir sind, wie unsere Leser wissen, mit dem Verfasser der Meinung, daß die Fortdauer der österreichischen Monarchie eine Nothwendigkeit ist für Deutschland und Europa; ja, wir stehen nicht an auszusprechen, daß, wer heute in unklarer Gefühlsschwärmerei den Zerfall Oesterreichs zu befördern sucht, bewußt oder unbewußt an dem Untergange des neuen deutschen Reichs arbeitet.

A. d. R.

barsten gehört hat, das dynastische Element. Auch Graf Andrassy ist Weltmann genug, um zu wissen, was man einem Monarchen schuldet.

In seltsamer Verblendung hat man bei uns Jahre lang die Hauptsache außer Acht, ja fast ganz außer Acht gelassen, die Rücksicht auf das Staatsoberhaupt. Und doch ist für ein Reich, wie das unsrige, der monarchische Factor von besonderer Bedeutung: er ist nicht nur die höchste Spitze, sondern er allein ist der Mittel- nnd Einheitspunkt des gesammten politischen Organismus. In dieser Hinsicht ist stark gesündigt worden. Am meisten von dem sogenannten Bürgerministerium.

Da gewannen zunächst die Ungarn einen Vorsprung. Und zwar keineswegs nur bei Ihrer Majestät, welche mit Freimuth der „Königin" den Vorzug gab vor der „Kaiserin."

Es regte sich darauf in der hohen Aristokratie von Cisleithanien, die, was man auch sagen mag, dynastisch fühlt und denkt, wenn sie auch größtentheils noch clericaler als royalistisch ist. Eine feudalistisch-ultramontane Bewegung erhob das Haupt. Sie stand im Gegensatze zu der bürgerlichen und scheinbar illoyalen Strömung und hatte das Ansehen besonderer Loyalität. Die Führer sind Deutsche. Aber unter der deutschen Bevölkerung fand sie geringen Anklang. Dagegen hatte sie Beziehungen zu den Slaven, namentlich zu den Czechen, zu denen sich einige jener vornehmen deutschen Familien sogar mit Vorliebe rechnen, obwohl mitunter nur wenige Mitglieder derselben des czechischen Idioms einigermaßen mächtig sind. Die nationalen Interessen der Slaven boten sich als dienliche Mittel zu kirchlichen, politischen, ständischen Zwecken. Die Czechen wurden die Werkzeuge der feudalistischen und clericalen Reaction. Unter der Maske des Racenkampfs entspann sich der politische Parteistreit, der weder mit einem Siege der Slaven noch der Deutschen, sondern mit einer Niederlage der politischen und religiösen Freiheit oder mit einer Befestigung verfassungsmäßiger und modern staatlicher Zustände endigen wird.

Nicht nur von den Czechen im Sinn ihrer Wenzelskrone, sondern von allen Seiten jener Opposition gegen die Verfassnng wird die Person die Kaisers angerufen —: ihm huldigen, ihn krönen wollen Böhmen und Mähren, Triest und Krain, Vorarlberg und Tyrol. In geschickter beweglicher Weise rühren sie sämmtlich die Eine Saite an, die so eigenthümlich unberührt gelassen worden.

Welch ein Widerspruch: den „Monarchen" heben Jene auf den Schild, deren Tendenzen die Monarchie zerreißen würden; und die Andern, denen die Einheit des Reichs am Herzen liegt, hatten schier vergessen, daß es keine Monarchie ohne Monarchen giebt!

Es war in dieser steigenden Verwirrung der Begriffe gar weit ge-

kommen, als der Kaiser in eigener Machtvollkommenheit das Februarministerium schuf. Das war sein Werk. Ließ er es schalten, so hatte der Fürst doch seine Genugthuung daran, daß die Atmosphäre gesäubert schien und ein loyaler Ton wieder der herrschende geworden war. „Mit Gott für Kaiser und Vaterland," so lautete nun die Devise des Blattes der Herrn v. Huster und Puffka, dessen Redactionslocal der Versammlungsort für Clam-Martinitz und Genossen.

Der „Ausgleichsversuch" begann. Von dem nämlichen 12. September, an welchem Graf Beust sein Circular über Gastein-Salzburg erließ, datirt das Rescript an den böhmischen Landtag. Unmittelbar darauf wurde Graf Hohenwart über die Bedeutung des mit der Verfassung unvereinbaren „böhmischen Staatsrechts" interpellirt; während in Prag die Slavarufe gellend ertönten, gab er die Versicherung, das „böhmische Staatsrecht" nicht so verstanden zu haben, sondern nur als vereinbar mit der Verfassung. — Wie schlimm es auch heute ausschauen mag bei uns, es ist ein Glück für Oesterreich, daß das Hohenwart'sche Experiment unbehindert vor sich gehen konnte. Hiefür war völlig freie Bahn.

Die Haltung des Grafen Beust bei dieser Gelegenheit hat denselben vielleicht sicherer gestellt, als die Annäherung an Deutschland, die er vermitteln half. Der Kaiser fühlte sich Herr in seinem Hause. Unter seiner Autorität verhandelte der Reichskanzler mit Deutschland; unter seiner Autorität regierte Andrassy das transleithanische Königreich; mit seinem Willen experimentirte Graf Hohenwart.

Der Widerstand, welchen der Letztere fand, schmälerte nicht seinen Einfluß. Die Seite, von der er bekämpft wurde, konnte ihm in den Augen seines Herrn nur größeres Ansehen verleihen. Es waren in der That nicht die Deutschen als solche, von denen man sich abwandte: wohl aber die Parteimänner, die unter Deutschen soviel Anklang fanden. Gewannen diese die Deakisten zu Genossen, so half das der deutschen Sache nicht, sondern verstärkte das Manoeuvre Hohenwart nur noch mehr. Vollends Fürst Bismarck hätte es in der Hand gehabt, den Czechen, wenn es ihm paßte, das entschiedenste Uebergewicht zu schaffen: er brauchte nur etwas energisch gegen sie Partei zu ergreifen.

Weder dies geschah, noch irgendetwas, das den Gang der Politik unterbrach, welcher in Cisleithanien eingeschlagen worden war. Eben dadurch wurde verhindert, daß die Majestät sich mit der Politik des cisleithanischen Cabinets völlig identificirte.

Und hierin lag die Möglichkeit einer Rettung. Hierin liegt sie eben heute.

Die Czechen gingen mit ihren Ansprüchen soweit, daß die dadurch in

Frage gestellten Interessen des Reichs und daß der ebenfalls in Frage gestellte Ausgleich mit Ungarn die Grafen Beust und Andrassy auf die Bühne riefen. Mit großer Vorsicht operirten Beide. Der Ungar hätte sich kaum eher geregt, als bis alles das, was die Czechen wollten, förmlich rechtskräftig geworden wäre; ehe es dahin kam, citirte ihn sein König und Kaiser. Dagegen für den Minister der gemeinsamen Reichsangelegenheiten war der Augenblick gekommen, nicht zwar zur Einmischung in die innere Entwickelung Cisleithaniens — das hätte seinen Sturz herbeiführen können —, sondern einfach dazu, geltend zu machen, inwiefern die kaiserliche Antwort auf die böhmische Adresse den Interessen des von ihm vertretenen Gesammtreichs präjudiciren möchte.

Graf Beust legte dem Monarchen ein Memoire vor, worin er darlegte, daß die vom böhmischen Landtag ausgesprochene nachträgliche Anerkennung des Ausgleichs mit Ungarn die seit vier Jahren vom gemeinsamen Ministerium mit Zustimmung der Krone und der Delegationen befolgte Politik als illegal kennzeichne und Oesterreichs Ansehen im Ausland schädige. Dieser durchaus correcte Schritt hatte dann zur Folge, daß der Monarch die Antwort an die Czechen zurückhielt und mit Zuziehung des gemeinsamen Ministerium sowie des Grafen Andrassy zu prüfen befahl.

Der Kaiser hat das Heft in der Hand. Keiner der Räthe der Krone wagt seine Competenz zu überschreiten. Die Aristokraten und Clericalen haben nicht mehr den Vorzug, einzig und allein die Loyalen zu sein. Ja die Czechen „sind zu weit gegangen;" auch der einflußreiche Staatsrath Braun soll den Forderungen Jener keineswegs das Wort reden. Auf der wiedergewonnenen Basis kaiserlicher Autorität könnten Beust und Andrassy mit Hohenwart sich verständigen. Wer die Basis in Frage zu stellen scheint, der befördert den Sieg seines Gegners und den eigenen Sturz. Noch ist die Verfassung — und das ist die eigentliche Frage, die man nur ungenau „Sache der Deutschen in Oesterreich" nennt — keineswegs verloren. Aber freilich, wenn sie fortbesteht, wird das Reich mit seiner eigenen Fortdauer sie dem souverainen Willen und der Verfassungstreue des Monarchen zu verdanken haben.

Ich glaube fest und bestimmt an die Zukunft Oesterreichs. Das einzige nennenswerthe Symptom, das Besorgnisse zu wecken geeignet sein könnte, ist der Umstand, daß soviele Oesterreicher daran verzweifeln. Trotz ihrem Unglauben und ihrem Indifferentismus wird dieses Reich, das dem europäischen System unentbehrlich ist und gegenwärtig an dem deutschen Reich einen starken Halt gewonnen hat, erhalten bleiben. Sein Einigungspunkt ist aber, was namentlich bei solcher Zusammensetzung nicht der Frei-

heit zuwiderläuft, die Dynastie. Daß die tonangebenden Politiker den „Monarchen in der Monarchie" fast übersahen, das hat besonders die heurige Krisis so akut gemacht.

Endlich noch eine Mahnung an Jene unter den deutschen Landsleuten, welche mit den Desperaten bei uns gemeinschaftliche Sache machen und auf den Ruin Oesterreichs und die Vereinigung Deutschösterreichs mit Deutschland speculiren. Von Einer Partei fände ich solche Speculation klug und gerechtfertigt; aber nur von der einen: von den Ultramontanen. Die hätten davon den baaren Gewinn. Was aber alle Jene anlangt, welche für die nationale Sache ein Herz haben, die mögen sich Folgendes vergegenwärtigen. Der Tag von Königgrätz hat nicht nur die Bedeutung, daß er unsere Suprematie über Deutschland brach, sondern bei Weitem mehr den Sinn, daß er einem unnatürlichen Verhältniß ein Ende machte. Die Deutschen in Oesterreich sind von ihren — wenn ich so sagen darf — colonialen Aufgaben nicht zu trennen. Wenn sie also, für den Augenblick allein für sich, mit der übrigen deutschen Nation sich vereinigen, so reißen sie nach und nach jene Nation in die altösterreichischen Bahnen hinein und der reindeutsche Gedanke wird dann abermals verdunkelt. Wer hüben und drüben das Jahr 1866 verstehen gelernt hat, der kann nicht anders, als die Freundschaft Oesterreichs und Deutschlands wünschen, aber nimmermehr den Eintritt Deutschösterreichs in das deutsche Reich noch den Untergang der habsburgischen Monarchie.

Correspondenz aus Wien.

1. Mitte October.

Das Außerordentliche, das sich in Oesterreich vollzogen hat, liegt für den Kenner der Verhältnisse am meisten darin, daß in der deutschen Bevölkerung eine in der That erstaunliche Einmüthigkeit und Einheit der Gesinnungen hervorgebracht worden ist. Es waren sonst immer sehr weitgehende provinziale Verschiedenheiten unter den österreichischen Deutschen vorhanden, und die Geschichte des zehnjährigen sogenannten Constitutionalismus weiß davon genug zu erzählen. Aber der Oesterreicher, dessen politische Leidenschaften im ganzen nicht groß sind, hat in seinem Herzen einen Punkt, wo mit mathematischer Sicherheit der Geduldsfaden abreißt. Und das ist die Abneigung gegen die Tschechen. Der Ungar galt dem Oesterreicher immer als eine Art von Cavalier, von dem man sich manches gefallen ließ, und von dem es immer als selbstverständlich genommen wurde, daß er seine Schulden nicht eben pünktlich bezahlte. Die Polen erfreuten sich allezeit gewisser Sympathien als Nation, aber sie hatten keinen großen Credit. Die Tschechen dagegen werden nun seit sovielen Jahrhunderten bloß als Spielverderber und Störenfriede betrachtet, daß es in der That für kaum ernsthaft betrachtet wurde, als der Kaiser das zweifelhafte Ausgleichswerk begann. Nun trat aber noch eine Combination hinzu, welche das Maß voll machte: die Verbindung der Tschechen mit den Ultramontanen. In der That, wenn man eine Theorie hätte aussinnen wollen, um die Deutschen nach ihren gesammten Anlagen und Tendenzen bis zum Aeußersten zu treiben, so konnte nichts geschehn, als das was wirklich geschah.

In Deutschland wird man sich von dem Tschechenhaß der Oesterreicher kaum eine volle Vorstellung zu machen vermögen. Wenn man in wissenschaftlichen Kreisen einem Palacky einfache Gerechtigkeit wiederfahren ließe, so wäre das in Oesterreich selbst für einen Gelehrten kein unbedenklicher Standpunkt. Wenn man sich in seiner politischen Wirksamkeit unmöglich machen wollte, so gäbe es kein besseres Mittel, als den leisesten Verdacht tschechischer Sympathien zu erregen. Von dieser Thatsache kann niemand absehen, der über österreichische Verhältnisse schreibt. Und wenn irgendwo, so ist hier der Vergleich vom Hammer und Ambos am Platze, ein drittes giebt es nicht. Daß diese einfache Naturwahrheit in Schatten gestellt wurde, ist zum Theil auf das Sündenregister des früheren Bürgerministeriums zu setzen, durch dessen doctrinäre Unfähigkeit die „Gleichberechtigung der Sprachen und Nationen" in die Grundrechte gebracht worden ist. Im Grunde war man mit dem Tschechenhaß in Oesterreich überhaupt im praktischen Leben nie weit gekommen. Es geschah nie etwas, um gegenüber dem Großgrundbesitz mit seinen tschechischen Bauern der deutschen Einwanderung Raum zu schaffen. Es hat nie eine Regierung gegeben, welche sich der heillosen tschechischen Beamtenclique entzog, es wurden nie ernstliche Anstalten getroffen, um die deutsche Sprache durch Schulen und zwar

durch rechte deusche Schulen zu propagiren. Wie in Oesterreich es nie einen Minister gegeben hat, der sich darüber Bedenken machte, daß er eigentlich nur ein Gast in dem Hause der alten böhmischen Hofkanzlei sei und daß er unter dem Wappen und Zeichen der böhmischen Krone sein sorgenschweres Haupt schlafen lege, welche das Ministerium des Innern zieren, so ist auch verhältnismäßig wenig von den Deutschen in Oesterreich geschehen, um den Streit in den Fundamenten zu beseitigen, und es ist auf diese Weise dahin gekommen, daß man zu sagen geneigt ist, die Sache ist heute auf die Spitze des Schwertes zwischen den beiden Nationen in einem großen Theile der österreichischen Länder gestellt. Zu einer Versöhnung kann und wird es nicht kommen, das geben heute wohl alle Parteien vollständig zu. Die Frage ist lediglich die, wer von beiden Theilen zum Frondiren bestimmt werden wird.

Wirft man einen Rückblick auf die Entstehung des Conflictes, so wird man in die Zeit des sogenannten parlamentarischen Ministeriums zurückgewiesen. Im Schoße desselben war der Streit bekanntlich zuerst ausgebrochen. Der Minister Berger, welcher die Feder geführt hat für die föderative Ausgleichs-Meinung, ist seitdem gestorben, und hat ein Testament hinterlassen, worin er seinen Erben auftrug, niemals auch nur die geringste Summe in einem österreichischen Staatspapier zu hinterlegen. Es schien also, als ob dreijährige Ministerstudien den Mann zu der Ueberzeugung gebracht hätten, daß es mit den centralisirenden Tendenzen nicht ginge, und mit den föderativen, für die er schließlich eingetreten war, auch nicht. Etwas drittes als Heilmittel anzugeben, daran verhinderte ihn der Tod, vielleicht hätte er es auch nicht anzugeben gewußt. Das Experiment aber, die Völker Oesterreichs durch immer weiter gehende Concessionen zu befriedigen und an den Thron zu fesseln, wurde wirklich gemacht. Zuerst versuchte sich der Graf Potocky an dem Unternehmen und fand theilweise Unterstützung bei der deutschen Reichsrathspartei. Allein er hatte die Majorität der Deutschen gegen und fast alle Slaven mit Ausnahme der Polen wenigstens nicht für sich. Er trat zurück, nachdem er die allerunglücklichsten Proben in Bezug auf Menschenkenntnisse an den Tag gelegt und die seltsamsten Mißgriffe sich zu Schulden kommen lassen, worunter die Erhebung eines außer Dienst gesetzten Lieutenants, der einem Zuckerbäcker die Rechnungen mit dem Säbel bezahlt hatte, in die Stelle des Polizeiministers eine komische Episode bildete. Der edle Graf trat ab, und wurde bei seinem Gehen von allen Parteien als Ehrenmann gefeiert — und bedauert.

Wie man offiziell erklärte, waren es Männer der eigensten Wahl, welche der Kaiser zu Ministern ernannte. Die sogenannte parlamentarische Partei ereiferte sich mehr als billig darüber, daß die Herrn auf dem Wollsacke niemals Platz genommen hatten, die Presse hetzte endlose Witze über die tschechischen Namen der Minister zu Tode und nannte den Schwaben Schäffle mit Jirecek und Habietinek nur Schäfflicek. Aber in der That war es eine eigenthümliche Zusammensetzung eines Cabinets. Graf Hohenwart ein steifer Büreaukrat und Jesuitenfreund, Schäffle der bekannte süddeutsche Demokrat, Scholl, ein alter

General, der unter vier Augen tapfer bramarbasirt, ferner ein obscurer Ministerialbeamter und ein ehrenwerther Professor Juris, beide durch nichts ausgezeichnet, als durch gute Bekanntschaften mit den tschechischen Matadoren in Prag: die ganze Gesellschaft erregte natürlich den Verdacht, daß sie blos aus Strohmännern bestände, welche von den eigentlichen Acteurs der Komödie vorgeschoben wären. Das letztere ist zweifelhaft geblieben bis auf diesen Tag und Gerüchte dieser Art haben eigentlich durch nichts eine Bestätigung gefunden. Das einzig Merkwürdige, woran man sich auch jetzt noch erinnern muß, war, daß Graf Beust jeden Antheil bei der Bildung dieses Cabinets von sich wies. Das Experiment sollte ohne Wissen des Reichskanzlers gemacht werden, und so sollte er auch freie Hand behalten bis an den Schluß der Handlung. Wollte man sich börsenmäßig ausdrücken, so war die Idee eben die, daß der Herr Graf seine Action einstweilen in Kost gab. Er blieb bis zu der Stunde, wo wir dies schreiben, im Verborgenen, um bei passender Gelegenheit entweder als rettender Engel, oder um das Gebäude zu krönen auf der Bühne zu erscheinen. Darüber wird wohl Klarheit eingetreten sein, bevor dieser Bericht gedruckt ist, denn die Entwicklung der Dinge ist soweit gediehen, daß ein entscheidendes Wort nicht länger aufzuschieben ist.

Der Schwerpunkt der Action liegt nun in Böhmen, die Polen dagegen verhalten sich reservirt und wollen ihre Sache nicht mit der der Böhmen durchaus compromittiren. Daß es dem Grafen Beust immer sehr ernst mit der Befriedigung der Polen war, ist wohl unzweifelhaft, die Befriedigung der Tschechen war und konnte nie ein Haupt- und Selbstzweck seiner Politik sein. Warum ließ er also wohl die böhmische Sache sich soweit entwickeln, ohne mit seiner Stellung für oder gegen einzutreten? Sollte es ihm für seine Politik doch nicht ganz unerwünscht gewesen sein, wenn das Lieblingsproject der böhmischen Königskrönung mit Anstand und Mäßigung hätte ausgeführt werden können? Wenigstens der Umstand, daß Graf Beust gegen die kaiserliche Erklärung, sich zum König krönen lassen zu wollen, nichts einwendete, dagegen jetzt, wo es sich um die Bedingungen handelt, in die Frage offen eintrat, läßt die Deutung zu, daß die Krönung an und für sich der Politik des Grafen nicht unerwünscht gewesen wäre, wenn sie um annehmbare Preise zu erlangen war.

Ein Staatsmann in Oesterreich hat jedenfalls eine schwierigere Aufgabe als die Jungfrau von Orleans, welche ihren König doch nur nach Rheims zu führen brauchte. In Oesterreich giebt es mehr zu krönen, und sei es, daß das ungarische Krönungswerk sich so bewährt, sei es, daß der Ritt in das romantische Land gefiel, die Krönung zum böhmischen König wird auf's lebhafteste gewünscht; und in der That für den Fall, daß früher oder später Oesterreich in die orientalischen Angelegenheiten oder gar in einen russischen Krieg verwickelt würde, dürfte die Sache durchaus nicht unterschätzt werden. Es hätte ohne Zweifel die allergrößten Vortheile, wenn die Legalität der böhmischen Krone, welche doch bis auf Kaiser Ferdinand nun einmal anerkannt war, auch dem gegenwärtigen Kaiser zu Theil würde; nicht etwa in Rücksicht auf die inneren Fragen, sondern

mit Bezug auf die Moskauer Wallfahrer. Gewiß ist, daß die ernstlichste Absicht in den maßgebenden Kreisen bestand, das Krönungswerk zu vollziehen und daß man hoffte, billige Bedingungen zu erlangen.

Haben nun die Herrn Habietinek und Jirecek ihre Aufgabe erfüllt? Soviel scheint gewiß, daß selbst Graf Hohenwart etwas mehr Einfluß auf die tschechischen Vettern von Seite seiner beiden ministeriellen Partisanen erwartet hat. Statt bescheidener oder wenigstens annehmbarer Forderungen erhoben die tschechischen Starrköpfe die Ansprüche der Stände Böhmens aus der Zeit des Majestätsbriefs und stellten den Bestand der Monarchie in viel bedenklicherer Weise in Frage, als es die Ungarn mit der Forderung des Dualismus gethan hatten. Eine völlige Aufgebung der bisherigen Verfassung, ein loses föderatives Band zwischen den österreichischen Ländern und das Aufopfern der deutschen Bevölkerung Böhmens, das wäre der Preis für die Krönung und den sogenannten Ausgleich. Kein besonnener Staatsmann durfte dem Kaiser die Annahme dieser Forderungen rathen. Es steht fest, daß Graf Beust schon vor zehn Tagen ein Memoire an den Kaiser richtete, worin er die Unannehmbarkeit der Forderungen des böhmischen Landtags nachwies. Zur guten Stunde, so meint man, ist auch der Kronprinz von Sachsen hier erschienen, dessen Anwesenheit gewiß geeignet ist, die Stellung des Grafen Beust zu befestigen und seinen Rathschlägen ein desto größeres Gewicht zu verleihen. Die Entscheidung über die ganze Ausgleichsfrage wurde einem Conferenzrath übertragen, welcher aus den Reichsministern, aus ungarischen und cisleithanischen Ministern, vielleicht auch noch aus einigen andern Vertrauensmännern des Kaisers besteht und dessen Verfassungsmäßigkeit auf alle Fälle noch viel weniger klar ist, als der heutige böhmische Landtag, dessen Legalität von der sogenannten verfassungstreuen Partei mit solcher Leidenschaft angegriffen wird.

Allein es scheint, als ob Oesterreich das Land wäre, welches bestimmt ist, die gesammte graue Theorie des sogenannten Constitutionalismus und Parlamentarismus ad absurdum zu führen. Unsere Verfassung weiß nichts von einem Conferenzrath, nichts von einem Staatsrath, den letzteren hat die Verfassung von 1867 ausdrücklich beseitigt. Der reinste Parlamentarismus, welcher keinen Rath, keine Gewalt außerhalb der verfassungsmäßigen Körperschaften und Ministerien kennt, wird in den Gesetzen vom Jahre 1867 gepredigt. Und nun entscheidet die verfassungswidrigste Körperschaft, die sich denken läßt, über die staatsrechtlichen Wirren, ohne daß irgend jemand gerade daran Anstoß nehmen würde. Zugleich konnte die fundamentale Frage über die Krönung überhaupt keinen Gegenstand einer Diskussion bilden. Es handelte sich daher lediglich um den Weg, den man dahin zu gehen hat. Hierbei war zu erwägen, ob man durch Entlassung der jetzigen böhmischen Mittelspersonen einen energischeren Ton in die Verhandlung mit dem widerhaarigen Landtag bringen wollte, oder ob man sich auch ferner der wenn auch nicht sehr erprobten tschechischen Minister bedienen sollte, um zu annehmbaren Bedingungen zu gelangen.

Eine unüberwindliche Schwierigkeit bietet sich indeß in dem Umstande dar,

daß die böhmischen Forderungen im Reichsrath als Gesetzesvorlagen zur Aenderung der Verfassung dienen müssen. Die deutschen Landtage haben zwar die Wahlen in den Reichsrath vollzogen, aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Abgeordneten die Vorlage der Verfassungsabänderung mit dem Austritt aus dem Reichsrath beantworten werden. Die Verfassungstreuen stehen heute noch auf dem Standpunkt, den sie vor fünf Jahren eingenommen, und sind durch die Erfahrungen des Bürgerministeriums völlig unbelehrt geblieben. Sie bilden sich noch immer ein, daß es möglich wäre, auf constitutionellem Wege die gesammten Polen, Ruthenen, Slovenen, Italiener, Serben, Tschechen, Mähren zu regieren und wundern sich höchstens darüber, daß diese Nationen vor den Phrasen ihrer Redner keinen Respect haben. Es geht zwar ein Gefühl durch die Reihen dieser Abgeordneten, daß das Spiel der früheren Minister ein für allemal verloren und daß die Herrn Herbst und Giskra nicht wieder in die Ministerfauteuils gelangen werden, aber es fühlt sich jeder zum Ministerwerden geeignet. Wäre es denkbar, daß die gegenwärtige böhmische Kronenverwickelung gänzlich ungeschehen gemacht würde und die Verfassungspartei wieder zur Majorität gelangte, so könnte man mit Sicherheit die durchaus gleiche Plan- und Ziellosigkeit, dasselbe Haschen nach ephemeren Erfolgen, dasselbe Phrasenheldenthum erwarten. Es wird in der That kein besonnener Beobachter der österreichischen Verhältnisse läugnen können, daß mit dieser Fraction der sogenannten Verfassungstreuen nicht zu regieren war und nie zu regieren sein wird. Auch wer gar kein Verehrer des Grafen Beust wäre, wird ihm das Zugeständniß machen müssen, daß er die Partei oder vielmehr Clique, welcher er sich bei seiner Ankunft in Oesterreich in die Arme geworfen, unmöglich halten konnte und noch weniger wieder zur Regierung befördern könnte. Auf wen wird sich also die reichskanzlerische Politik in Cisleithanien stützen?

Die jetzigen Minister können unmöglich im Amte bleiben, denn es hieße sich die Augen verbinden, wenn man die exorbitante Unfähigkeit dieser Aushilfsmenschen in allen Dingen, welche die Verwaltung betreffen, verkennen wollte. Man müßte ein Tagebuch drucken lassen, wenn man alle die an das Komische streifenden Mißgriffe aufzählen wollte, die in der Verwaltung gemacht worden. Dazu kommt, daß diese Minister dem Widerwillen ihrer nächsten Umgebungen nicht gewachsen sind und nicht selten von den eigenen Beamten in die Sackgassen geführt werden, aus denen sie dann unter dem Gelächter des Publikums wieder zurückkehren. Auch leistete Graf Beust in der offenbaren Verachtung, die er den Persönlichkeiten des Ministeriums gegenüber zur Schau stellt, viel zu Ansehnliches, als daß er die Absicht haben könnte, diese Leute länger als unbedingt nöthig ist, in der Regierung zu lassen. Selbst wenn man ihnen so viel Spielraum giebt, um noch die böhmische Krönung zu bewirken und um eine neue Zwangslage für die verfassungstreuen Abgeordneten zu schaffen, so werden sie natürlich allsogleich in ihre frühere Dunkelheit zurückkehren.

Aber freilich darf man fragen, ob nicht sodann die politischen Parteiverhältnisse einen Grad von allseitiger Demoralisation angenommen haben, daß

die Schwierigkeiten der Regierung noch mehr vermehrt und die Autorität derselben bis zur tiefsten Stufe herabgesunken sein wird.

Denn wenn man es trefflich verstand, die Parteien, welche durch ihre Uebergriffe und durch ihre Unbotmäßigkeit man möchte sagen durch ihre allgemeine Bildungslosigkeit gefährlich waren, an einander zu Staub zu reiben, hat man es doch nicht verstanden, irgend eine neue Partei zu bilden und um sich zu sammeln. Wenn nicht alles trügt, so wäre Graf Beust in diesem Augenblicke in der größten Verlegenheit, wenn an ihn die Aufgabe heranträte, Männer zu nennen, die in seinem Sinne die inneren Verhältnisse von Oesterreich leiten sollten. Man sieht es der diplomatischen Schule des Grafen Beust an, daß sie in Ländern entsprungen, wo es an brauchbaren tüchtigen und gewissenhaften Menschen keinen Mangel giebt, und wo man bloß nach ihnen zu langen braucht. In Oesterreich wird kein Staatsmann der Mühe einer anständigen Parteibildung sich entziehen können, wenn er sich zur Aufgabe setzt, das Reich zu erhalten. Die politische Pädagogik ist allerdings für einen lebhaften und talentvollen Mann etwas Langweiliges und Mühsames, aber sie ist in einem Lande nicht zu entbehren, welches frappant ähnliche Zustand bietet mit denen, welche der Fürst Karl in Bezug auf Rumänien einmal — man muß sagen — wunderbar treffend charakterisirt hat. Graf Beust hat sicherlich um den Bestand Oesterreichs große Verdienste sich erworben, aber wo sind die Männer, die ihn umgeben, stützen halten? wer tritt für ihn ein, wer hält sein System?

So ist man denn in Bezug auf die inneren Verhältnisse Oesterreichs in diesem Augenblicke zu einer der seltsamsten unter den vielen seltsamen Krisen dieses Reiches gelangt. Es ist unmöglich, die begonnenen Ausgleichsverhandlungen abzubrechen und die kaiserliche Anerkennung des böhmischen Staatsrechts wieder zurückzunehmen, es ist aber auch unmöglich die Forderungen der Tschechen zu bewilligen, es ist ebenso unmöglich, auf die frühere verfassungstreue Sterilität zurückzukommen, und es ist unmöglich, die Verfassung gleichwohl durch ein Machtwort zu verändern. Es ist ferner unmöglich, eine föderalistische Gestaltung von Cisleithanien ohne Verletzung der ungarischen Gesetze über die Delegationen durchzuführen und es ist andererseits unmöglich die Centralisation der 67ger Verfassung zu behaupten, ohne die Tschechen, Polen und Slovenen zu den äußersten Mitteln des Widerstandes zu drängen.

Man kann sich also billig fragen, was ist wohl möglich, und man begreift es, daß eine berechtigte Furcht entsteht, es müßte dieser Staat morgen zusammenbrechen, wenn man die Sache nur von außen betrachtet. Man spricht zwar auch in Oesterreich fortwährend von dem drohenden Auseinanderfall, aber mit dem Unterschied, daß man hier im Grunde weniger daran glaubt; der Auseinanderfall des Reichs ist ebenfalls bereits eine Phrase geworden, mit welcher jegliche Partei droht, der es nicht nach Wunsche geht. Von Jahr zu Jahr sagt man sich, jetzt ist die Verwirrung auf den höchsten Grad gestiegen, aber von Jahr zu Jahr steigt sie höher. Es ist damit wie mit den Preisen der Lebensmittel, von welchen jede Hausfrau versichert, daß sie nicht mehr höher steigen

können. Wer dieses System der Systemlosigkeit, diese zur Ordnungsmäßigkeit gewordene Unordnung aller und jeder staatlichen Einrichtung nicht aus der Nähe kennt und daran gewöhnt ist, hat kaum eine Ahnung davon, daß ein Staat so zu leben vermag, wie dieser, und dennoch gehört keine große Prophetengabe dazu um sich überzeugt zu halten, daß diese inneren Wirren den Staat nicht zu zerstören vermögen. Bei all der maßlosen Leidenschaft, der übertriebenen Spannung der Parteien ist auch nicht die entfernteste Gefahr eines thatsächlichen Vorgehens von irgend einer Seite. Nicht eine Hand erhöbe sich unter allen diesen Parteien, wenn irgendwo, wie zum Beispiel in der Militairgrenze, Ernst gemacht würde die Unzufriedenheit gewaltsam zu unterdrücken. Von keiner dieser nationalen Parteien ist irgend eine reelle Gefahr von innen her zu fürchten.

Die höchste Leistung der Verfassungstreuen war immer die Phrase, sie haben es nicht einmal zu einer Budget- oder Steuerverweigerung gebracht, als sie die volle Majorität im Reichsrath besaßen. Die tschechischen Häupter der Partei sind zwar grobe Leute, aber recht furchtsam, selbst der leisesten Form des Belagerungszustands, wie ihn das Ministerium Giskra verhängte, gegenüber. Die Polen haben noch immer die Bauern des Jahres 1846 nicht vergessen, und schon heute eine geschlossene Partei der Ruthenen vor sich. Die Slovenen sind kaum zu rechnen, und werden in den südlichen Ländern, da wo sie gefährlich werden könnten, von der italienischen Städtebevölkerung im Zaum gehalten. Es ist eine Maschine, welche still stehen muß, weil alle ihre Kräfte sich gegenseitig aufheben.

Von ernsten inneren Gefahren Oesterreichs zu sprechen, scheint in der That verkehrt zu sein. Es ist unangenehm in einem Hexenkessel gesotten zu werden, aber daß deshalb der Kessel spränge, ist durch nichts bewiesen.

Die eigentliche Frage ist nur die, ob bei der Entwickelung dieser inneren Widerwärtigkeiten dem Staate von außen her jede Beunruhigung sicher erspart ist. Und andererseits ob nicht die inneren an sich allerdings nicht vitalen Schwierigkeiten den sehr menschlichen in der Geschichte so oft auftretenden Wunsch erzeugen, durch Herstellung des militärischen Ansehens nach außen die innere Ruhe und Würde wieder zu gewinnen. Sollte man es für möglich halten, daß der Gedanke einer Unternehmung zur Wiederherstellung der militairischen Kraft, dieser in allen verzweifelten Situationen der Staaten fast mit mathematischer Sicherheit in der Geschichte auftauchende Gedanke in Oesterreich für immer begraben sein wird? Wird die orientalische Frage ewig ruhen?

Hier liegt, wie es scheint, der Punkt, welcher die Aufmerksamkeit der Nachbarstaaten und insbesondere der deutschen Nation rege erhalten wird. In maßgebenden Kreisen ist man trotz aller inneren Wirren von dem einen in trostreichster Weise überzeugt, daß die Armee in ausgezeichnetem Zustande und durchaus schlagfertig sei. Der Sieger von Custozza, der beliebte General der ungarischen Landwehr, der ganze neu organisirte Generalstab und viele andere Elemente sind vorhanden, welche die Rückkehr der Ruhe und des Glückes in Oesterreich

doch nur davon erwarten, daß man die Phrasen aller Parteien durch leuchtende Thaten jener verdunkle, in deren Lager allein das wahre Oesterreich ist. Mögen diese Männer mit ihrem Raisonnement vielleicht nicht so unrecht haben, die Methode jedoch, auf diese Weise zu Gesundheit und Wohlbehagen wieder zu gelangen, wüßte ich mit nichts zu vergleichen, als mit der Cur eines ächten russischen Schwitzbades.

2.

29. October.

Das Ministerium Hohenwart hat seine Entlassung genommen, weil es die von demselben erwartete Ermäßigung der böhmischen Krönungsbedingungen nicht zu erlangen im Stande war. Herr Schaeffle hatte sich mit seinen böhmischen Collegen den Prager Landtagsherren gegenüber in zu weitgehende Verpflichtungen eingelassen, so daß eine Vereinbarung mit den Reichs- und ungarischen Ministern nicht mehr möglich war. Es sind sofort Gerüchte aufgetreten, welche ein streng centralistisches Ministerium in Aussicht nehmen, allein man thut gut die circulirenden Listen mit äußerster Vorsicht zu behandeln, denn man wird in den maßgebenden Kreisen aus den oben ausgeführten Gründen weder die Polen vor den Kopf stoßen, noch auch die Idee der böhmischen Krönung gänzlich aufgeben. Die Transactionen werden weiter geführt werden. Die Meinung, daß wir es mit einem Siege der sogenannten deutschen Verfassungspartei zu thun hätten, ist verfrüht. Die antiösterreichischen Tendenzen unter den Slaven zu entwickeln und sich nähren zu lassen, — davon ist man soweit wie möglich entfernt. Eine innere Politik, welche die Regierung der polnischen Sympathieen berauben würde und die Tschechen offen in das russische Lager triebe, wird, soviel aus dem Gange der Verhandlungen über die Neubildung des Cabinets zu sehen ist, schwerlich inaugurirt werden. Daß bei der jetzigen Ministerwahl die äußern Verhältnisse des Staates demnach abermals den Ausschlag geben dürften, scheint richtig zu sein. Die slavischen Parteien in Oesterreich geben die Schuld des Mißlingens ihrer Absichten hauptsächlich den Ungarn und speziell dem Grafen Andrassy, aber der letztere ist weit entfernt, den Deutschen einen unbedingten Liebesdienst erweisen zu wollen, und so ist das Programm der sogenannten Völkerbefriedigung in den obersten Kreisen nicht als erschüttert zu betrachten. Wir machen wieder eine kleine Wendung nach einer andern Seite, aber wir sind durchaus davon entfernt das zuzugestehen, was die deutsche Verfassungspartei will. Und in der That, man hört nichts davon, daß Graf Beust die Männer dieser Richtung irgend fördert. Vielleicht thut er auch recht daran, nur ist nicht sicher, ob er Männer finden wird, die den abgerissenen böhmischen Faden unter fortwährender Begünstigung des polnischen Elements in Galizien weiter spinnen können und wollen. Die Entlassung des „selbstgewählten" Ministeriums ist schwieriger geworden, als die Abdankung irgend eines von den früheren. Aber das Prinzip wird doch als das richtige festgehalten und die böhmischen Starrköpfe werden billiger werden,

wenn sie die Grenze, die man gesteckt wissen will, als unverrückbar erkennen. Diese Politik wird dem Kaiser von der Seite empfehlen, die ihm nach alter habsburgisch-lothringischer Tradition als die vertrauenswürdigste erscheint und weder Beust noch Andrassy sind in diesem Falle Gegner derselben. Nach wie vor beachte man, daß wir auf dem Qui vive gegenüber von Rußland stehen, und man wird dann den wahrscheinlichen Gang der Dinge am richtigsten berechnen Aber freilich zu einer entschiedenen und entschlossenen Maßregel nach irgend einer Seite hin wird es nicht kommen. Das Chaos bleibt, die Minister gehn.

Das Buch Benedetti's.

Dem Bedürfniß der französischen Generäle und Staatsmänner, die Mitschuld an dem Unglück ihres Vaterlandes von sich abzuwälzen, verdanken wir unter vielen anderen Vertheidigungsschriften auch das Buch Benedetti's. Der französische Botschafter am preußischen Hof hatte an einem so hervorragenden Platz gestanden, daß die öffentliche Meinung seines Landes ihn für die Fehler der kaiserlichen Politik besonders verantwortlich machte. Man warf ihm vor, daß er seine Regierung schlecht unterrichtet, sie in Unwissenheit über die politischen Absichten und die militärischen Kräfte Preußens gelassen habe; daß er das Hauptwerkzeug des geheimen Länderschachers gewesen, den der Kaiser mit dem Berliner Cabinet glaubte treiben zu können; daß er dabei von Herrn von Bismarck düpirt sei und seine Regierung über die Geneigtheit Preußens zu Compensationen in die Irre geführt habe; daß er endlich voll betheiligt sei an dem unsinnigen Vorgehen in Ems, wodurch der Ausbruch des Krieges unter den für Frankreich ungünstigsten Umständen erzwungen wurde. Gegen diese Vorwürfe sucht er sich zu vertheidigen. Er ladet abwechselnd die Schuld auf Grammont oder Drouin oder wer sonst ohne Rücksicht auf seine Berichte ihm fehlerhafte Aufträge gegeben; nur freilich rechtfertigt er sich nicht darüber, warum er stets als gehorsamer Agent seiner Regierung ohne ernste Gegenvorstellung jeden Weg ging, den sie ihn gehen hieß, warum er heute einen Schritt gerecht und nothwendig fand, den er noch gestern als ganz aussichtslos dargestellt hatte.

Der Zweck, sich persönlich rein zu waschen, hat die Auswahl unter seinen Papieren bedingt. Er giebt von seinen Correspondenzen nur das, was zu seiner Vertheidigung dienen kann. Ueber das andere gleitet er hinweg. So erfahren wir nichts von den Anerbietungen Frankreichs vor dem österreichischen Krieg, nichts oder nur sehr Dürftiges von seinen Versuchen, in die Nikolsburger Ver-

handlungen einzugreifen; nichts von den französischen Propositionen nach Abweisung der Rheingelüste im August 1866, auch nichts von dem Luxemburger Geschäft und dem belgischen Eisenbahnstreit. Nur wo der Schleier bereits von anderen Händen gelüftet war, sucht er gegenüber der nicht mehr wegzuschaffenden Enthüllung sich in das beste Licht zu stellen. Daß er am 5. August 1866 von dem siegreichen Preußen den Rhein mit Mainz gefordert, daß er von dem Kaiser in Vichy dazu beauftragt, war nicht wegzuleugnen, denn der geheime Conventionsentwurf sammt einem begleitenden Brief war vor einem Jahr veröffentlicht. Er begnügt sich also, seine Auszüge so zu gestalten, daß der Fehler dieser Forderung nicht auf ihn fällt. Dies ist der eine Zweck seines Buchs. Daß etwas später der Entwurf zu einem französisch-preußischen Offensivbündniß behufs der Annexion Belgiens von seiner Hand niedergeschrieben war, ließ sich ebenfalls nicht leugnen. Denn Graf Bismarck hatte im Juli 1870 den Entwurf publiciren und die Handschrift des Gesandten constatiren lassen. Damals aber bestand noch das Ministerium Grammont und der Thron des Kaisers, und um seinen Herrn zu decken, hatte Benedetti die Selbstverleugnung geübt, in einem öffentlichen Schreiben zu erklären, daß die Annexion Belgiens an Frankreich lediglich ein Bismarck'scher Vorschlag gewesen, den er, um die Combinationen des Ministers sich klar zu machen, bei einer ihrer Unterredungen gleichsam unter seinem Dictat aufgezeichnet habe. Der Kaiser aber habe das Project zurückgewiesen, sobald es zu seiner Kenntniß gelangt sei. Durch diese thörichte Ausrede gebunden, muß er nun auch in seinem Buch den Standpunkt festhalten; und so sucht er an dieser Stelle ausnahmsweise nicht blos seine eigene Unschuld, sondern auch die seiner Regierung zu beweisen. Dies ist der zweite Zweck seiner Schrift. Wir richten unsere Aufmerksamkeit ausschließlich auf diese beiden Punkte; die Emser Vorgänge, die im Wesentlichen längst bekannt waren, lassen wir bei Seite.

Die Einleitung des Krieges gegen Oesterreich in der Weise, daß Frankreich bis zur Entscheidung der Waffen in Unthätigkeit gehalten wurde, war eine der schwersten Aufgaben der preußischen Politik. Fürst Bismarck hat sie meisterhaft gelöst, und die Benedettischen Berichte vom April bis Juni 1866 werfen wenigstens einiges Licht auf die Methode, wie er sie löste. Es galt den lauernden Nachbar hinzuhalten, jedem Engagement gegen ihn zu entschlüpfen, aber ihn auch nicht derartig vor den Kopf zu stoßen, daß er vorzeitig in hindernde Action trat. Dieses kühne Spiel war eine politische Nothwendigkeit, denn niemals würde die Kraft Preußens ausgereicht haben gleichzeitig gegen Oesterreich und Frankreich den Kampf zu bestehen, und es war sittlich berechtigt, denn das Vertrauen auf die Ueberlegenheit der preußischen Armee über die österreichische war ein vollberechtigtes. Weil Frankreich aus Unkenntniß der militärischen Kräfte Preußens auf dessen Niederlage rechnete, darum ließ es sich das Hinzögern des Grafen Bismarck und die Ablehnung der Allianzprojecte vor dem Kriege gefallen; der Besiegte, so meinte es, werde ihm schon kommen müssen. Und weil Graf Bismarck auf Grund seiner realen Kenntniß von den österreichischen und preußischen Militärverhältnissen den Sieg so bestimmt in Rechnung ziehen konnte,

wie der irrende Mensch überhaupt etwas Zukünftiges berechnen kann, darum durfte er die französische Begehrlichkeit dilatorisch behandeln, bis der Waffensieg sie unschädlich machte. Wer gegen diese dilatorische Kunst moralische Vorwürfe erheben will, wer das Verlangen stellt, daß der deutsche Staatsmann bei der ersten Andeutung französischer Compensationen in Entrüstung ausgebrochen wäre, der ist entweder ein Heuchler, der seinen Aerger über unsere nationalen Erfolge hinter die Moral versteckt, oder ein Schwachkopf, der die realen Möglichkeiten des politischen Handelns nicht versteht.

Die Pourparlers, über welche Benedetti vom April bis Juni berichtet, bewegen sich um den Bundesreformplan, die inneren Schwierigkeiten der Bismarck'schen Politik, den Congreß und die geheimen Verhandlungen, welche Frankreich betreibt um das preußisch-italienische Bündniß zu lockern und die Niederlage Preußens mit Sicherheit vorzubereiten. Es ist indeß unmöglich mit Hülfe dieser Correspondenz ein zusammenhängendes Bild zu geben, denn Benedetti, der in jener kritischen Periode wahrscheinlich täglich berichtete, wählt willkührlich aus, und überspringt ganze Wochen. Von der französischen Offerte eines Offensivbündnisses gegen Oesterreich, die im Mai gemacht und im Juni abgelehnt wurde, erfahren wir nichts; wir empfinden nur, daß hinter den Benedettischen Berichten allerlei Vorgänge liegen, von denen der Gesandte entweder nichts weiß oder nichts sagen will, und die das wechselnde Verhalten Frankreichs bestimmen. Am 3. April entwickelt Hr. v. Bismarck dem Gesandten sein Bundesreformproject; dieser giebt ihm zu bedenken, daß das „politische Gleichgewicht" dadurch gestört werde, und der Minister verweist auf die Eröffnungen, die er durch Goltz in Paris habe machen lassen und findet es an der Zeit, daß Frankreich sich über die Garantien äußere, die es glaube sich ausbedingen zu müssen. Aber er hat zugleich dafür gesorgt, daß Benedetti weiß, der König sei gegenwärtig nicht geneigt die Opfer zu bringen, welche Frankreich fordern müsse. Aus dem Mai wird eine Unterredung mitgetheilt, welche sich auf die französischen Umtriebe in Florenz und die Idee, Oesterreich für Venedig durch Schlesien zu entschädigen, beziehen. Der Minister bedeutet den Gesandten, daß es für Preußen noch nicht zu spät sei, den Rückweg zu einer Verständigung mit Oesterreich zu finden. Am 4. Juni schreibt Benedetti nach einer Conversation mit dem Minister, der König sträube sich noch immer gegen den Gedanken, daß er je dazu geführt werden könne, einen Theil seines Territoriums abzutreten; dem Minister sei die Aeußerung entschlüpft, daß, wenn Frankreich Köln, Bonn oder Mainz verlange, er es vorziehen werde, von der politischen Bühne zu verschwinden. Dagegen habe er es nicht für unmöglich erklärt, den König zu bestimmen, Frankreich die Ufer der oberen Mosel nebst Luxemburg zu überlassen. Er meint, Herr v. Bismarck habe durch diese Aeußerungen nach Paris wissen lassen wollen, welche Concessionen man sich jedenfalls enthalten müsse von ihm zu fordern. Am 8. Juni schreibt er: So oft ihm die Gelegenheit geboten, habe er die Aufmerksamkeit des preußischen Ministers auf die Gefahren gelenkt, welche das Bundesreformproject den Beziehungen Frankreichs zu Preußen bereite. Er habe

ihm niemals durch seine Haltung und Sprache gestattet, anzunehmen, daß die kaiserliche Regierung eine mit ihren Interessen unvereinbare Situation ertragen werde. Und nun schildert er, daß der Minister ihm zu beweisen gesucht habe, wie die Bundesreform für Frankreich nichts Beunruhigendes habe, da sie zwar Oesterreich aus dem Bunde ausschließe, aber das Parlament lediglich mit wirthschaftlichen Befugnissen ausstatte ohne Eingriff in die Politik der Einzelstaaten, und die deutschen Streitkräfte in zwei Armeen, eine preußische und eine baiersche, theile. Keinenfalls denke Herr von Bismarck daran, in Deutschland territoriale Veränderungen herbeizuführen; wenigstens habe er nicht die Absicht, den Verbündeten Preußens solche Opfer aufzuerlegen. Benedetti zweifelt zwar an dieser Enthaltsamkeit, tröstet sich aber mit dem Gedanken, daß die Bismarck'schen Projecte erst nach der Niederlage Oesterreichs Erfolg haben könnten.

In solchem Gedankenkreis bewegen sich die Pourparlers. Auf die einzelnen Aeußerungen, die der Gesandte Herrn von Bismarck in den Mund legt, kann man schon deshalb kein Gewicht legen, weil es an jeder Controlle über die Richtigkeit seiner Darstellung fehlt. Er erzählt von Conversationen, die er gehabt hat. Wie genau er in ihrer Wiedergabe ist, welche Farben er hinzu- oder wegthut, wissen wir nicht. Während der deutsche Minister die Franzosen durch die Enthüllung ihrer eigenen Actenstücke schlägt, haben sie nichts in der Hand, sondern behaupten nur, dies und jenes von ihm gehört zu haben. Der Bericht über eine mündliche Unterredung, der von der einen Partei ausgeht, ist nothwendig einseitig, selbst wenn man die volle Wahrheitsliebe des Berichterstatters voraussetzt. Nun ist aber der Grad der Wahrhaftigkeit Benedetti's inzwischen durch die vom Reichsanzeiger am 20. October veröffentlichten französischen Schriftstücke constatirt. Welche Zuverlässigkeit kann man also seinen Referaten über mündliche Unterredungen noch beimessen?

Wird man mir nun noch, fragt Benedetti am Schluß dieses Theils seiner Correspondenz, vorwerfen, daß ich mit Herrn von Bismarck mich in dunkle Anschläge eingelassen habe? Ich habe mich zurückgehalten, seine Andeutungen abgewiesen, keinerlei eventuelle Arrangements mit ihm geschlossen. Aber auch das ist unrichtig, daß ich Herrn Drouin de Lhuys über die Geneigtheit Preußens, uns Concessionen am Rhein zu machen, in die Irre geführt hätte. Und nun beruft er sich auf zwei Berichte vom 8. und 15. Juni, von denen besonders der erstere interessant ist. Derselbe schildert den Stand der öffentlichen Meinung Preußens Frankreich und seinen Grenzerweiterungswünschen gegenüber, und er beweist am besten, wie gründlich die Pourparlers mit dem Ministerpräsidenten den Gesandten von der Schwierigkeit überzeugt hatten, je einen Fetzen deutschen Landes zu erhalten. Nachdem er dargestellt, wie die politische Haltung Frankreichs in der Herzogthümerfrage die Deutschen ruhiger gestimmt habe, fährt er fort: aber diese Veränderung sei doch nur auf der Oberfläche; die Besorgnisse würden einstimmig und auf's Lebhafteste wieder erwachen bei dem geringsten Anzeichen, daß wir die Absicht hätten, uns nach dem Rhein auszudehnen. Ich kenne Niemanden als den Grafen Bismarck, der sich mit dem Gedanken vertraut

gemacht hat, daß Preußen ein Interesse haben könne, uns eine Territorialconcession zu machen, und auch er würde höchstens zustimmen, die gemeinsamen Grenzen der beiden Länder mehr oder weniger merklich zu reguliren. Man kann die Nothlagen nicht voraussehen, in welche der Krieg die preußische Regierung führen mag, aber der König wie der Geringste seiner Unterthanen würde es im jetzigen Augenblick nicht ertragen, daß man ihm die Eventualität eines Opfers dieser Art merken ließe.... In Summa, ich constatire eine wirkliche Beschwichtigung der öffentlichen Meinung in Preußen; aber wenn sie aufgehört hat gegen uns offen feindselig zu sein, so ist sie uns doch noch nicht günstig genug, daß wir es unterlassen dürften, die größte Schonung gegen sie zu üben. Trotz der politischen Verhältnisse und der allgemeinen Voraussicht, daß man gezwungen sein könnte, unsere Unterstützung zu suchen, vergißt man nicht, daß Preußen den Ehrgeiz anderer Mächte nicht zu fürchten hat, daß dagegen Frankreich daran denkt, das linke Rheinufer zu erobern. Diese Ueberzeugung hält die Geister wach und hindert sie der Regierung des Kaisers ohne Rückhalt gerecht zu werden.

Habe ich also, so fragt Benedetti, die Hoffnungen auf einen Landerwerb ermuthigt? Habe ich nicht hinreichend angezeigt, daß wir in keinem Fall von dem guten Willen Preußens Concessionen auf unserer Ostgrenze erhalten würden? Und wenn dies meine Ansicht vor Sadowa war, kann man annehmen, daß ich nachher meine Meinung geändert, daß ich dem siegreichen Deutschland Neigungen zugeschrieben hätte, welche es am Vorabend eines bewaffneten Conflicts und einer möglichen Niederlage einmüthig verwarf? In der That, jener Bericht scheint zu beweisen, daß Benedetti in Paris gegen die Rheinforderung zu wirken gesucht hat. Aber er beweist noch mehr, er zeigt, wie gänzlich werthlos dem Gesandten alle jene Plaudereien über deutsche, wenn auch unerhebliche Grenzregulirungen erschienen, die er früher Herrn von Bismarck in den Mund legte. Er beweist, wie der deutsche Minister in seinem vertraulichen Verkehr mit dem Franzosen Sorge getragen hat, diesem die höchste Meinung von dem Stolze der Deutschen einzuflößen. Herr von Bismarck bringt, um der großen Sache willen, das persönliche Opfer, sich der französischen Lüsternheit nicht unbedingt unzugänglich zu zeigen, aber er stellt ihr drohend das deutsche Nationalgefühl entgegen, um die Lüsternheit zu zähmen, sie geduldig zu machen, bis der Krieg eine andere Lage hervorgerufen hat.

Es kam der Tag von Sadowa, und mit Schrecken entdeckte man in Paris, wie falsch die Rechnung auf die preußische Niederlage gewesen. Inmitten dieser „Beklemmungen" begeht man die Thorheit, von dem Sieger fast dasselbe Opfer zu fordern, welches dieser vor dem Sieg sammt dem Angebot der französischen Kriegshülfe abgelehnt hatte. Einen Tag (25. Juli) vor dem Abschluß der Nikolsburger Friedenspräliminarien erhält Benedetti den Auftrag, Herrn von Bismarck auf die Forderung von deutschem Gebiet vorzubereiten. Wir glauben, daß er den Auftrag ungern empfing. Er habe, sagt er, gleich auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, und als er dann im August in Berlin den

Conventionsentwurf empfangen und gesehen, daß dieser sich nicht auf eine Grenzregulirung beschränkte, sondern die Grenzen von 1814, Rheinpfalz, Rheinhessen mit Mainz beanspruchte, habe er wiederholt gebeten, vor Ueberreichung desselben nach Paris kommen zu dürfen. Aber es wurde ihm eingeschärft, er solle zuerst der preußischen Regierung das Dokument abliefern und dann über die Aufnahme persönlich in Paris berichten. Aus Angst vor dem Empfang bei Herrn von Bismarck wählt er den Ausweg, das Dokument mit einem Billet an denselben vorauszuschicken. Ueber die mündlichen Unterredungen schlüpft er eilig hinweg, doch versichert er, daß sie sich in den Formen der Höflichkeit bewegt und der Minister auf andere Wege zur Befriedigung der französischen Interessen hingewiesen habe. Den (später im deutschen Reichsanzeiger abgedruckten) Bericht, den er am 5. August, vor der ersten Unterredung an Drouin schickte, unterschlägt er. Es würde daraus hervorgehen, daß er zwar auf den lebhaftesten Widerstand gefaßt ist, aber doch, entgegen den Andeutungen seines Buchs, die Forderungen der französischen Regierung gemäßigt findet, ihre etwaige Ablehnung seitens Preußens für ein Zeichen großer Undankbarkeit erklärt und sie mit aller Festigkeit aufrecht zu erhalten verspricht. Auch mechte ihn die Stelle seines Berichts wohl geniren, worin es heißt: „Da ich indeß mit Klugheit vorgehen möchte, so habe ich es bei dem Temperament des Ministerpräsidenten für zweckmäßig gehalten, dem ersten Eindruck nicht beizuwohnen, welchen die Gewißheit, daß wir das Rheinufer sammt der Festung Mainz fordern, auf seinen Geist machen wird."

Hiermit schließt die Compensationsfrage, soweit sie vorzugsweise Deutschland betrifft, ab. Ihr Ende ist, daß der französische Botschafter nur mit Zittern die Forderungen seiner Regierung vor dem deutschen Minister vorbringt, daß Napoleon III. die ganze Sache für einen Einfall Drouin's erklärt den er sofort entläßt, und daß er sich in Berlin damit entschuldigen läßt, man habe ihm die Instructionen während einer Krankheit entrissen.

Es beginnt jetzt die belgische Frage. Sie ist von Benedetti schon in der bisherigen Correspondenzauswahl mit Sorgfalt vorbereitet. Er sucht den Eindruck hervorzurufen, daß Herr von Bismarck bemüht gewesen sei, die Augen Frankreichs von deutsch sprechendem Gebiet hinweg auf französisch sprechendes zu lenken. Wiederholt soll er eine Verständigung darüber angetragen haben. Wenn man erwägt, sagt Benedetti, daß Herr von Bismarck sein Land exponirte, indem er Oesterreich den Krieg erklärte, ohne eine sichere Garantie der Neutralität Frankreichs, so wird man zugestehen müssen, daß er das äußerste Interesse hatte, ein Arrangement mit uns einzugehen. — Diese weise Bemerkung über die Situation soll den kecken Satz plausibel machen, daß die Einverleibung Belgiens ein preußischer Vorschlag gewesen sei.

Aber Herr von Bismarck dachte anders über die Situation. Es genügte ihm Frankreich bis zum Ausbruch des Krieges hinzuhalten. Von da ab, so hoffte er und so hat es sich erfüllt, werde die Raschheit der Ereignisse uns über die französische Schwierigkeit hinweghelfen. Schon am 6. August stellte er auf

die erste kategorische Forderung die Kriegsfrage. Später hat er zwar mit aller Kraft sich bemüht, den Frieden zu wahren, Deutschland eine Frist zur Befestigung seiner neuen Zustände, zur Stärkung seiner Wehrkraft, zur Ausfüllung der Kluft zwischen Nord und Süd zu sichern, — aber Norddeutschland war bereits zu stark, als daß die Frage eines Arrangements mit Frankreich selbst für einen geringeren Staatsmann als Bismarck noch hätte auftauchen können. Es handelte sich nicht mehr um unsere Existenz, wenn auch immer noch um den Weltfrieden und eine ruhige, nicht überstürzte Entwicklung der deutschen Einheit. Indeß dieses Ziel war hoch genug, um es zu rechtfertigen, daß man sich von Frankreich noch eine Zeit lang belgische Projecte einreichen ließ, die Bedenken derselben mit ihm diskutirte, dann sie ohne Antwort liegen ließ und so Jahr um Jahr den furchtbaren Völkerkampf hinausschob.

Es ist eigenthümlich, wie so geriebene Leute wie Benedetti ihre eigene Sache verderben, indem sie dem natürlichen Menschenverstand Unmögliches zumuthen. Die Behauptung, daß Frankreich eine Entschädigung auf deutschem Gebiet gewollt, auf französisch redendem aber verschmäht habe, ist eine Dummheit. Denn kein vernünftiger Mensch kann glauben, daß eine Regierung, deren Ländergier sich über Sprache und Nationalität hinwegsetzt, Grenzstaaten von gleicher Sprache und Nationalität je schonen werde. Ein Franzose, der aus Habsucht Mainz begehrt, kann nicht aus Tugend auf Brüssel verzichten. Aber Benedetti muthet uns diese Annahme zu. Im Juli 1866 erzählt er, wie Herr v. Bismarck sich beständig mit Projecten einer geheimen Allianz beschäftige. Preußen und Frankreich vereint und entschlossen ihre Grenzen zu reguliren, hätten von keiner Macht Widerstand zu fürchten. Am 25sten, nachdem er den Auftrag der Compensationsforderung an deutschem Gebiet erhalten, schreibt er von Nikolsburg: ich sage Ew. Exc. nichts Neues, indem ich melde, daß Herr v. Bismarck der Meinung war, wir müßten unsere Compensationen in Belgien suchen, und daß er mir antrug, sich darüber mit uns zu verständigen. — Demgemäß habe dann Herr v. Bismarck im August zu Berlin ihm das Angebot wiederholt, und es sei eben diese Proposition, welche er eines Tags, gleichsam unter des Ministers Dictat, niedergeschrieben und welche Herr v. Bismarck dann im vorigen Jahr veröffentlicht habe.

Und warum ist, wenn der preußische Minister so bereit war, gleichwohl aus der Sache nichts geworden? Antwort: Die Loyalität des Kaisers ließ es nicht zu. Benedetti schickte den Allianzentwurf allerdings nach Paris, aber der Kaiser versah ihn hier mit Randbemerkungen, welche einer Ablehnung gleichkamen. Der Kaiser wollte die angetragene Vergrößerung auf die Grenzen von 1814 und Luxemburg beschränken und außerdem den süddeutschen Staaten im Interesse ihrer Souveränetät die freie Verfügung über die vormaligen Bundesfestungen ausbedingen. Er wollte der Beschützer der deutschen Freiheit aber nicht der Eroberer Belgiens werden. Das hieß die Combination des Herrn v. Bismarck ablehnen, trotz der von Kaiser ergehenden Autorisation auf ihrer Grundlage zu verhandeln.

Unsere wackeren Soldaten, welche die Villa Rouhers bei Versailles und das

Schloß von St. Cloud besetzten, haben uns nun das archivalische Material beschafft, wodurch dieses Lügengewebe Benedetti's zerrissen wird. Unser auswärtiges Amt ist jetzt im Besitz der Instructionen, welche Benedetti am 16. August durch Herrn Chaudy aus Paris erhielt. Danach sollte er in erster Linie die Grenzen von 1814, Luxemburg und Belgien verlangen; in zweiter die Ansprüche auf die deutschen Orte, Saarlouis, Saarbrücken und Landau, aufgeben und sich auf Belgien und Luxemburg zurückziehen; in dritter endlich, wenn die volle Annexion Belgiens auf zu große Hindernisse stoße, zulassen, daß Antwerpen eine freie Stadt werde, jedoch in keinem Fall acceptiren, daß Antwerpen zu Holland und Mastricht zu Preußen geschlagen werde. Es wird ihm aufgetragen, nach diesen Instructionen den Allianzvertrag zu entwerfen und den Entwurf nach Paris einzuschicken. Er vollführt diesen Auftrag am 23. August und bemerkt dazu, daß er sich sofort auf Luxemburg und Belgien beschränkt habe, da man mit Erwähnung von Saarbrücken und Landau auf unübersteigliche Hindernisse stoßen werde. Der Kaiser acceptirt den Entwurf unter Vorbehalt einiger kleinerer Wünsche, die sich auf eine Entschädigung Hollands für Luxemburg, auf die Unabhängigkeit der bisherigen Bundesfestungen und die Entfestigung von Saarlouis und Landau beziehen. Nach den in Paris gemachten Randbemerkungen wird der Entwurf von Benedetti umgeschrieben und in dieser Gestalt dem Herrn von Bismarck vorgelegt. Dies ist die wirkliche, durch die Actenstücke des Reichsanzeigers bewiesene Geschichte des geheimen Vertrags über Belgien, die Herr Benedetti, da er unsere literarische Kriegsbeute nicht kannte, mit einer Unverschämtheit auf den Kopf gestellt hat, die ihm jeden Anspruch auf weitere Glaubwürdigkeit entzieht.

Warum ist also der Vertrag gescheitert? Weil Graf Bismarck diese neue Offerte Frankreichs gar keiner Antwort würdigte. Schon in der Nacht nach jener Forderung der Rheingrenze vom 6. August war Herr von Manteuffel nach Petersburg gesandt; die Kunde von den französischen Projecten mochte dort den erwünschten Eindruck gemacht haben — Preußens Rücken war gedeckt. Am 29. August schreibt Benedetti nach Paris: „Wenn man die Allianz Frankreichs ablehnt, so geschieht dies, weil man bereits mit einer anderen versehen ist oder im Begriff ist, es zu werden." Der Botschafter geht auf 14 Tage nach Karlsbad, um die Situation sich klären zu lassen, mit Begierde erwartend, daß Graf Bismarck ihn telegraphisch rufen lassen werde. Aber der Ruf bleibt aus, Graf Bismarck reist nach Varzin, und verzichtet bis zum December des Jahres auf die Ehre, den Repräsentanten des französischen Kaisers zu empfangen.

Das war das Ende der ersten Verhandlung über Belgien-Luxemburg, die allerdings in das Jahr 1866 fällt, während sie sich 1867, ohne Verflechtung mit Luxemburg, wiederholt haben soll. Im Frühjahr 1867 kam dann das Luxemburger Geschäft, das in der Hauptsache ebenfalls scheiterte, wenngleich auch hier Graf Bismarck es vermied, den Conflict auf die Spitze zu treiben. Er wollte den Krieg nicht eher, als bis er ein unvermeidliches Gebot der Ehre und der deutschen Interessen geworden war. Und wenn die nationalen Parteien

ihn früher wegen dieses Zögerns tadelten, wenn sie ihm seine Zurückhaltung gegenüber dem deutschen Süden zum Vorwurf machten, so hat seitdem die Geschichte bewiesen, daß seine Politik des Abwartens, des Reifenlassens der Dinge die bessere war. Er so wenig wie wir hat vorausgewußt, was im Jahre 1870 geschehen werde. Er hat vielleicht gehofft, daß das parlamentarische System den französischen Kaiser binden oder die Revolution ihn stürzen werde, ehe er seinen Raubzug gegen Deutschland ausführen könne. Aber indem er alle diese Möglichkeiten walten ließ und inzwischen sich hütete, dem im Innern immer mehr bedrängten Gegner zum Conflict einen Grund zu geben der Frankreich in Europa Sympathien sicherte, hat er bewirkt, daß die bankerotte französische Regierung uns endlich in so kopfloser Desperation angriff, daß die beleidigte deutsche Nation geeinigt und eine glückliche und große Zukunft uns vorbereitet wurde. Heute klagt Niemand mehr über das Laviren, das Zögern des großen Staatsmannes. Er hatte Recht, daß er den Krieg, so lange als möglich, vermied, denn niemals vorher würden wir denselben so vorbereitet, so gründlich, so einig haben führen können wie 1870.

Die Ehre dieses Staatsmannes, der als Rathgeber eines thatkräftigen und hochgesinnten Fürsten Deutschlands Einheit schuf, ist heute identisch mit der Ehre der Nation. Darum fragen wir: wo sind nun die vielberufenen Stipulationen von Biarritz? Was hat sich von all den dunkelen Gerüchten bewahrheitet, die sich seit dem Amtsantritt des Fürsten Bismarck an seinen Namen hefteten? Wo sind die Abmachungen, die er einst über deutsches oder nicht deutsches Land eingegangen sein soll? Wo ist, nachdem alle Papiere der Tuilerien durchwühlt sind, das geringste Zeugniß dafür, daß er je von den strengsten Anforderungen nationaler Gesinnung abwich? Als die erste kategorische Forderung deutschen Gebiets an ihn herantritt, da erklärt er dem französischen Botschafter: das ist der Krieg; und Napoleon III. weicht zurück vor seinem Zorn. Und wenn es ehrenvoll für eine gerechte und maßhaltende Nation ist, auch den kleinen machtlosen Staaten an ihrer Grenze die Unabhängigkeit zu sichern, — wann haben die Schweiz, Belgien und Holland auch nur annähernd die Sicherheit der Existenz genossen, deren sie sich heute erfreuen? Sie zitterten seit Ludwig XIV. vor den brutalen Griffen des französischen Königthums; die Republik eroberte sie im Namen der Freiheit und Brüderlichkeit, die Restauration und das Julikönigthum intriguirten gegen ihre Selbständigkeit, das zweite Kaiserthum suchte die Bundesgenossenschaft Preußens, um sie zu vernichten. Heute endlich können sie aufathmen, weil das Geschick, wenn auch wider ihren Wunsch, den Waffensieg einem Volk gegeben hat, welches eine Verrückung ihrer Grenzen niemals dulden wird. Und einen großen Theil dieses Dankes haben sie dem Staatsmanne abzustatten, welcher die Kunst des Lavirens auch zu ihrem Vortheil übte, und welcher mit Hülfe dieser Kunst seit Jahrhunderten zum ersten Mal der französischen Begehrlichkeit den Damm entgegensetzte, an dem fortan alle Gelüste des Länderraubs zerschellen werden. W.

Notizen.

Wir notiren heute, indem wir uns eine nähere Besprechung vorbehalten, das Erscheinen des dritten Bandes von Hermann Baumgarten's „Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage." Dieser dritte, wiederum unter sorgfältigster Benutzung des Quellenmaterials geschriebene umfangreiche Band führt die spanische Geschichte bis auf das klägliche Ende der Carlistenkämpfe im Jahre 1840. „Don Carlos, so sagt der Verfasser über diesen Ausgang, fiel durch die Verkehrtheit der Grundsätze und Ziele, welche er auf seine Fahne geschrieben hatte, durch ihren grellen Widerspruch nicht allein gegen den Culturzustand Europas, sondern auch gegen das, was in Spanien allein noch möglich war." Mit diesem Zeitpunkt schließt der Verfasser die eingehende Schilderung ab und scizzirt nur noch in dem letzten Kapitel seines Werks mit großen Zügen die Bewegungen der jüngsten Jahrzehnte bis zum Ausbruch der Revolution von 1868. „Nachdem die katholische Politik, so lautet das Schlußurtheil, das habsburgische Spanien zu Grunde gerichtet hatte, brachte sie jetzt auch das bourbonische zu Falle. Als sich das Land im September 1868 mit fast einmüthiger Verachtung weniger gegen das Königshaus erhob, als es unter dem Fluche seiner eigenen Thaten zusammenbrechen ließ, kehrte sich lebhaftere Entrüstung noch, als gegen die Dynastie, gegen ihre geistlichen Berather. Die Welt sah mit Ueberraschung, wie weit sich dieses katholische Volk von seiner Kirche losgelöst hatte. . . ." „Damit ist aber zugleich der feste Grund, auf dem dieses katholische Volk bisher ruhte, zerstört. Kann irgend ein Volk ohne starke religiöse Basis gedeihen? Die Geschichte sagt Nein. . . ." „Im Grunde ist die Frage der spanischen Zukunft zugleich die Frage der Zukunft der ganzen romanischen Familie. Wird der Katholizismus, nachdem er durch seinen feindlichen Gegensatz zu allen großen Culturaufgaben der modernen Welt die von ihm geleiteten Völker im innersten Herzen verwundet hat, die geschlagenen Wunden wieder heilen? Wird er einer Umkehr, einer Aussöhnung mit dem Geist der Arbeit, der Prüfung, der kritischen und sittlichen Selbstbestimmung, der selbstlosen Hingebung an ideale Lebenszwecke fähig sein? Oder wird er die ihm anvertrauten Völker zu dem mißlichen Unternehmen zwingen, einen ganz neuen Glaubensgrund zu legen? Oder wird er trotz Allem in seiner alten Gestalt stark genug bleiben, um sie aus einer Katastrophe in die andere zu stürzen und ihre schon bedenklich geschwächte Lebenskraft völlig zu zerreiben? Der Beruf dieser Völkerfamilie ist bisher ein zu großer gewesen, als daß wir uns eine Zukunft der menschlichen Cultur ohne ihre volle Mitwirkung denken können. Und so scheiden wir, wie trostlos die Gegenwart erscheinen mag, auch von Spanien mit Hoffnung."

— — — —

„Carl Maria von Weber in seinen Werken. Chronologisch-thematisches Verzeichniß seiner sämmtlichen Compositionen," dies ist der Titel eines

„Allen Deutschen“ gewidmeten Werkes des Berliner Professors F. W. Jähns, das in Fachkreisen sich einer sehr ausgezeichneten Aufnahme zu erfreuen hat, indeß auch über diese hinaus wirklich von „allen Deutschen“ beachtet zu werden verdient. Der Form nach hat man es allerdings mit einem fast 500 Seiten starken Kataloge zu thun und eine solche Gestalt pflegt Leser selten anzuziehen. Aber diese sehr streng innegehaltene Form ist hier nur das wohlgefügte feste Knochengerüst, an welches sich die kritischen kunsthistorischen und biographischen Anmerkungen wie lebendiges Fleisch ansetzen und somit einen erfreulichen und überall ansprechenden Organismus bilden. — Was das Erscheinen dieses Werkes grade in der Jetztzeit bedeutsam macht, das ist Weber's ganz eigenthümliche nationalmusikalische Stellung, welche der Verfasser in seiner „Einleitung“ überzeugend auseinandersetzt und in Bezug auf welche er mit Zuversicht ausspricht: „Weber's grunddeutsches Wesen wird erneute Triumphe feiern, je mehr das deutsche Volk, sein staatliches Haus vollendend, sich des eigenen Heerdes und der eigenen Art zu freuen beginnt.“ Scharfe und für jeden Musikfreund bedeutsame Streiflichter wirft jene Einleitung auch auf Weber's Stellung als Vorgänger und Bahnbrecher der neuen und neuesten Richtungen des musikalischen Dramas, deren berechtigte Ziele er zuerst scharf in's Auge gefaßt und proklamirt hat, in deren Ausschreitungen und Maßlosigkeiten zu fallen seinem ebenmäßigen und klaren Wesen jedoch gar nicht möglich war. Das Buch selbst, zumal die Besprechungen der Opern Weber's, bringen zu solchen Sätzen überall schlagende Belege. So namentlich für die Einführung von Leitmotiven, die ein so wesentliches Wirkungsmittel der modernen Bühne geworden sind, die aber Weber zuerst als tief charakteristisches Moment ergriffen und durchgeführt hat. Wir machen in dieser Beziehung beispielsweise auf die wunderbar vielgestaltige Erscheinung des ahnungsvollen Terzenganges aufmerksam, mit dem das Zauberhorn die Ouverture des Oberon einleitet und der sich nun durch die ganze Oper als Leitmotiv nicht nur einer Situation oder einer Person, sondern einer ganzen Märchenwelt consequent hindurchzieht. — Diese Beziehungen muß jeder in dem Jähns'schen Buche nachlesen, der über die Anfänge und Wurzeln der uns so üppig umwuchernden musikalischen Schößlinge in's Klare kommen will. Er wird das Werk mit der Ueberzeugung aus der Hand legen, daß diese künstlerische Vegetation wahrscheinlich weniger in's Gebüsch gegangen und mehr zu Stamm- und Kernholz geworden wäre, wenn der edle gesangreiche Genius nicht so jung dahin geschieden wäre, welchem Jähns mit der vollen Hingabe und sorgfältigen Liebe eines ächten Deutschen durch sein Buch ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat.

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Ein Manuscript über die Statuen im Belvedere.

1. Die Handschrift.

Wenn man von der Halle der Uffizien nach dem linken Ufer hinübersieht, so bemerkt man in der Reihe unregelmäßiger und unansehnlicher Häuser, die dort unmittelbar aus dem Arno emporsteigen — und über denen schon das Damoklesschwert der Stadtverschönerungspläne des Sindaco Peruzzi schweben soll — einen Palast, von dessen hübscher Loggia aus der Zeit der Frührenaissance mit ihren schlanken Säulen und luftigen Bogen man hier mehr Wiederholungen zu sehen wünschte. Die Thür und die Fenster dahinter (sie liegt im Erdgeschoß) sind meist verschlossen; nur in den späteren Nachmittagsstunden öffnen sie sich, ein alter Herr tritt heraus und wartet des auf der Brüstung und sonst aufgestellten Blumenflors.

Es ist der Conservator der Bibliothek und des Museums einer antiquarisch-historischen Gesellschaft, welcher diese Räume durch ein Vermächtniß zu eigen gehören. Die Società Colombaria von Florenz, gegründet 1735 durch Joh. Hieronymus Pazzi, war seit dem vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts das Centrum für Mittheilungen aus dem Gebiet der römischen, besonders etruscischen und auch der mittelalterlichen Denkmäler Toscanas und Italiens. Sie verzeichnete einst die ersten Namen der italienischen Archäologie in ihren Fasten; auch Deutsche kommen darunter vor, mit wunderlichen akademischen Titeln, z. B. die drei Walch von Jena. Wer einmal um die Anfänge der herculaneischen Ausgrabungen sich bekümmert hat, weiß, daß wir dieser Gesellschaft die ersten ausführlichen, aus Briefen neapelscher Augenzeugen zusammengestellten Berichte verdanken; und jeder Alterthumsfreund kennt den Namen des Probstes Anton Franz Gori, des rastlosen Sammlers, der lange die Seele dieser Gesellschaft war. Der Strom des antiquarischen Verkehrs hat sich längst andere Betten gesucht; aber die Gesellschaft besteht noch heute, die Elite der florentinischen Letterati und des dortigen Adels zählt sie zu den Ihrigen; Gino Capponi ist ihr Präsident; ihre Bibliothek, ihre Kunstsachen und Curiosi-

täten werden sorgsam gehütet, und die Acten des Archivs geben ein Bild ihrer Thätigkeit im vorigen Jahrhundert.

Um Ostern des Jahres 1870 erschien mit dem alten Herrn, dem Avvocato Giuseppe Cosci, ein Forastiere auf der Loggia, dem unter laufendem Gespräch (natürlich über die Eventualitäten des über kurz oder lang bevorstehenden Krieges) der Cimelienschrank der Colombaria sich öffnete, und Manuscripte sich aufschlugen, deren Farbe, Charactere und Geruch seine antiquarisch-bibliognostischen Sinnesorgane sofort in ahnungsvolle Emotion versetzten. Es waren u. a. das Handexemplar des Sendschreibens Winckelmann's über die herculaneischen Entdeckungen an den Grafen Brühl (1762), mit den Einschaltungen nach der dritten Neapelschen Reise (1764), die dann zu einer besonderen „Nachricht“ ausgesondert und dem Gefährten Heinrich Füßli gewidmet wurden. Ferner die Description der Stoschischen Gemmensammlung, ebenfalls mit zahlreichen handschriftlichen Zusätzen des Verfassers. Dann in einem Pergamentheft Miscellaneen, Brouillons zu Briefen aus den sechsziger Jahren, zum Theil mit Aufschriften — an Camillo Paderni in Neapel, an Mengs in Madrid, Reiffenstein in Rom, Pater Mingarelli; andere Adressaten wie Bianconi, der Minister Tanucci, von Callenberg, der Beichtvater der Königin von Neapel Hillebrand, ergaben sich aus dem Inhalt. Daneben eine „Sammlung zu der Abhandlung von der Restauration der Antiquen,“ einer Schrift, an der Winckelmann im Frühling 1756 arbeitete und von der ein Entwurf sich in Paris befindet; diese „Sammlung“ muß mit dem Brief an Hagedorn vom 3. März gleichzeitig sein.

Der bedeutenste Bestandtheil des Zibaldone aber war eine Beschreibung der „Statuen im Belvedere,“ von Winckelmann's Hand mit sehr eiliger Feder, fast ohne jede Correctur geschrieben. Es schien die erste Aufzeichnung, die Urskizze der bekannten Beschreibungen des Apollo, des Laocoon, des Torso, des Antinous-Hermes, welche später theils in die Kunstgeschichte eingeschaltet, theils (wie der Torso) besonders mitgetheilt wurden. In der Handschrift sind außer diesen Meisterwerken auch die Werke zweiten Rangs, die der Kunsthistoriker sonst nur kurz erwähnt, ausführlich beschrieben: die Cleopatra-Ariadne, der Nil und der Tiber, auch der Hercules-Commodus kommt vor. Seltsamer Weise fehlt dagegen die knidische Venus, die damals noch in einer Nische des Cortile stand, also gerade das Werk, welches von allen hier versammelten am tiefsten in die größte Zeit griechischer Plastik hineinreichte.

Winckelmann's Beschreibungen der Statuen im Belvedere des Vatican waren anfangs bestimmt, als eine eigene Schrift zu erscheinen, und zwar war dies die erste Arbeit, die er in Rom unternahm. Kaum sind

ihm vier Wochen dort verstrichen, so meldet er schon von dem „Dessein zu einer wichtigen Schrift“ (20. December 1755); sie sollte nach einem weiteren Brief (vom 27. Januar 1756) handeln „Von dem Geschmack der griechischen Künstler.“ Da aber diese Arbeit von langer Dauer sei, so werde er zuerst Material zu einem Theil davon suchen, und dieser Theil sollte eben (20. März) die Beschreibung dieser „besten Statuen in der Welt“ sein. „Die Arbeit beschäftigt mich dergestalt, daß ich, wo ich gehe und stehe, daran gedenke. Ich habe ein gewisses Geld wie gewöhnlich gegeben, um den Apollo und Laocoon wenn ich brauche zu sehen, um meinen Geist durch das Anschauen dieser Werke desto mehr in Bewegung zu setzen.“ Er kann aber nicht abschließen, ehe er Neapel gesehen hat. Er will auch die Schicksale der Statuen, z. B. bei der Plünderung von Rom im Jahre 1527 erzählen. Er wollte die Werke dann von dem besten Künstler zeichnen und stechen lassen. Bis zum Anfang des Jahres 1757 ist diese Schrift „immer seine Hauptarbeit“ gewesen, und doch ist sie im Frühjahr „kaum aus dem gröbsten herausgebracht.“

Die wesentlichen Stücke sind indeß im Jahre 1757 fertig geworden. Daß ihm die dithyrambische Schilderung des Apollo schon im März 1756 vorschwebte, beweist die damalige Aeußerung, „sie erfordere den höchsten Stil und eine Erhebung über alles was menschlich ist; unbeschreiblich sei, was der Anblick desselben für eine Wirkung mache.“ Ein Jahr später schreibt er, an der poetischen Beschreibung des Torso habe er fast drei Monate gedacht. Im Laufe des Jahres 1757 legte er die Beschreibungen nach und nach brieflich seinem Freunde Stosch vor.

Aber erst viele Jahre nach ihrer Vollendung wurden sie veröffentlicht, und zwar als Episoden, als Zierden eines ganz anderen Werks, der Geschichte der Kunst des Alterthums. Sie scheinen sich in dieser zu verlieren, aber ihr Ton sticht auffallend gegen die Umgebung ab; sie haben mehr als alles andere von Winckelmann Ausgegangene zur Verbreitung des Geschmacks an der Antike, der eigenthümlichen Grundsätze seiner Kunstlehre, endlich seines Beifalls als Schriftsteller beigetragen. Sie waren niedergeschrieben unter dem frischen, überwältigenden Eindruck der römischen Denkmäler, die erste Frucht der Berührung eines ganz gereisten, allseitig vorbereiteten Geistes mit den Resten alter Kunst; geschrieben endlich mit dem „Vorurtheil“ (wie er selbst sagt) ihres Jahrhunderte alten allgemeinen Rufs. Darum fühlte er sich getrieben, hier „die ganze Rüstkammer seiner Fähigkeiten zu mustern, nach dem kräftigsten und würdigsten zu greifen was ihm zu Gebote stand: Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht“ (Goethe). „Die hohen Götterbilder, sagt O. Jahn, die solange geschwiegen, offenbarten sich ihm auf's neue,

wie sie Homer und Phidias erschienen, und öffneten ihm die Lippen." Diderot, als er die Beschreibung des Torso gelesen, nannte Winckelmann einen enthousiaste charmant; j'aime les fanatiques, beginnt sein Bericht über die Sculpturen des Salon von 1765, in dem er ihn mit Rousseau zusammenstellt. Herder wünschte, „dieser edle und einzige Cicerone hätte über mehrere Kunstwerke ebenso phantasirt, selbst gefabelt;" und sogar W. Schlegel bedauert, daß er sein Vorhaben nicht ausgeführt, die schönsten Statuen Roms so zu beschreiben. Quelle éloquence contemplative! ruft Frau von Stael. Son style est calme et majestueux comme l'objet qu'il considère. Il donne à l'art d'écrire l'imposante dignité des monuments, et sa description produit la même sensation que la statue. Es ist, fügt Parisot hinzu, als strahle sein Stil vom Feuer der Sonne Griechenlands.

Bei einem so einflußreichen Literaturerzeugniß, das zugleich ganz originell ist, kein Vorbild hat, ist es von besonderem Interesse, seiner Entstehung im Geiste des Verfassers nachzugehen: und aus diesem Grunde schien mir das genannte Manuscript ein ganz glücklicher Fund. Ich will, um dem Leser die Mittel zum eigenen Urtheil in die Hand zu geben, zwei Beschreibungen, darunter eine von den neu hinzugekommenen, hierher setzen.

Cleopatra.

Die erste Statue in diesem Ort, so man Torre di Vento oder Belvedere nennet, ist die sogenannte Cleopatra, welche über einer Wasserkunst lieget in einem Hohlbogen. Diese Figur ist über Lebensgröße, bekleidet mit einem leichten Unterkleide, so ohne Ermel und bis zu den Füßen herabliegt, und über dieses noch ein Gewand. Sie steift sich mit dem linken Arm unter den Kopf, und den rechten Arm legt sie weichlich über den Kopf. Sie schlägt das rechte Bein über das linke. Die ganze Gestalt der Figur ist sehr schön. Der Kopf aber ist nicht von den schönsten des Alterthums; obschon in dem wahren großen Character, so ist er doch etwas schief. (W. KG. XI, 2, 7: „Der Kopf ... hat nichts besonderes, und er ist in der That etwas schief.") Man spürt in dem Gesicht nichts anderes als eine große Gelassenheit, wiewohl ein wenig traurig, welches den antiken Frauenköpfen fast ihr allgemeiner Charakter ist, wird aber in diesem noch vermehrt durch die fest zugeschlossenen Augen. Die Arme und Hände sind nicht sonderlich schön; die Gewänder sind von großen Leuten für schön gehalten worden, sie sind sehr natürlich, aber von kleinen Falten ohne sonderliche Ausarbeitung. Raphael hat die Gewänder dieser Figur gebraucht in dem Parnaß zu einer Muse, so neben dem Apollo sitzet, und in dem Friese seiner Tapeten von der Apostelgeschichte. Sie

ist zur selben Zeit von Marco Antonio in Kupfer ausgegangen, dahero wir ersehen können, daß sie in selber Zeit groß geachtet worden. Vielleicht weil nicht viel bekleidete Figuren noch gefunden gewesen. Diese Figur scheint gewißlich römische Arbeit, doch aber nicht von den ältesten.

Wenn sie eine Cleopatra sein sollte, so ist es zu verwundern, daß sie mit Sohlenschuhen gebildet, und hat in diesem Stück vielmehr die Art wie die göttlichen Figuren. Sie hat kein Diadem, Halsband. Das Armband so in Form einer Schlange ist, wäre ein Zeichen einer großen Einfalt des Künstlers, wenn es die Schlange der Cleopatra vorstellen sollte, weil erstlich keine Proportion in der Dicke und Länge wäre, weil diese Schlange nach Proportion der Figur nicht einen halben Finger dick und viertehalb Kopf lang sein müßte, um den Umkreis des Arms und noch mehr übrig auszumachen. Ueber dieses so wäre sehr einfältig selbige gerade quer über den Arm zu führen, und eine solche symmetrische Endigung an derselben zu machen, weil der Kopf und der Schwanz von gleicher Länge auf beiden Seiten ausgehen. Aber dieses nicht an einem Orte stehet, wo man muthmaßen kann nach der Beschreibung, daß sie von derselben verletzt worden. Wäre diese Statue Cleopatra, so wäre auch dieser Stand und Lage ganz ungereimt, den Charakter und diese Art Tod auszubilden, weil nicht möglich eine ruhigere und gelassenere Stellung zu erfinden. Der Arm, so über dem Kopf, wäre zu entschuldigen, weil selbiger durch sein eigenes Gewicht, wenn er einmal erhoben, in diese Lage gebracht werden kann. Der andere Arm aber, so unter dem Haupt zur Stütze ist, wäre gar nicht zu entschuldigen, weil unmöglich, daß eine vergiftete Person in so einer langen ruhigen Action bleiben könnte, weil auch selbst die Nerven an einem Sterbenden sich zu erstarren verlangen, und dadurch eine sonderliche Krümme oder Gerade der Glieder verursachen müssen. Die Beine gleichfalls sind in der größten Ruhe übereinandergeschlagen; auch wäre es sehr zu tadeln, daß der Künstler eine Cleopatra gemacht hätte, so gleichsam als todt daliegen sollte, und den Kopf nicht überwärts gewendet hätte, noch keine geringste Expression des letzten Lebensseufzers in diese Figur gegeben.

Diese Fehler nun sind gemeiniglich den Alten nicht vorzuwerfen, also glaube ich nicht, daß diese Statue eine sterbende Cleopatra vorstellen kann, sondern eine schlafende Venus ist. Denn man sieht kein einziges Zeichen als nur allein die Schlange, woraus man schließen könnte, daß dieses eine Cleopatra; hingegen findet man weder das Gleichniß nach den Medaillen derselben, noch Putz des Hauptes oder andere Auszierungen, so der Cleopatra gemein gewesen. Das Band so man vor das Diadem nehmen will, findet sich auch fast an allen Statuen der Venus. Man

findet auch bekleidete, sowohl in Statuen als in antiquen Gemälden. Bellori giebt uns ein Bildniß der Venus und Adonis, wo selbige bekleidet; so findet sich auch in den Poeten die Beschreibung ihrer Kleider. Pausanias meldet Statuen von dieser Göttin, so bekleidet vorgestellt worden. Hingegen aber dieß einzige Zeichen der Schlange, so (man) will zum Beweis anführen, findet sich auf andern Bildern der Venus, wie man in zwei ganz nackenden Statuen in der justinianischen Sammlung sehen kann, so gewißlich vor keine Cleopatra können genommen werden. Bellori giudizio di Paride. Virgilio Vaticano di S. Bartoli.

Man könnte vorgeben, Cleopatra sei hier als Venus vorgestellt worden, so wäre sie zum Antonio gegangen; sie würde aber alsdann ganz nackend sein.

Daß es Venus sein kann, zeigt das Armband an der justinianischen Venus, welches zwei Schlangenköpfe hat.

Laocoon.

Ueber diese Statue sind viele Zweifel, ob sie die wahre berühmte Statue von Laocoon sei, von der Plinius sagt. Gewiß ist, daß sie wunderschön. Ich zweifle daß man dieselbe schöner machen könnte. (W. sagt: „Sie verdient bei der (niedrigern) Nachwelt, die nicht vermögend ist hervorzubringen, was diesem Werk nur entfernter Weise könnte verglichen werden, desto größere Aufmerksamkeit und Bewunderung.“)

Diese Statue ist wirklich von griechischem Gusto, die Gewänder, die Haare und der ganze Charakter der Figur scheint von der guten griechischen Zeit. Der Ausdruck (Expression) des Laocoon des Vaters ist sehr schön. Er scheint gebildet als wenn er den Athem gleichsam an sich zöge, oder schöpfte, und zu gleicher Zeit sich suchte von den Schlangen loszumachen. (W.: „Die Brust erhebt sich durch den beklemmten Oden und durch Zurückhaltung des Ausdrucks der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen.“) Es ist wahr, daß diese Statue auf andere Weise hätte können gebildet werden, so vielleicht fast mehr Expression nach der heutigen Weise haben könnte; aber die Alten haben allezeit gesucht die schönsten Theile zu weisen und die Expression auf zartere und weniger schreckliche Art als wir zu zeigen. Man sieht in dieser ganzen Figur von der Zehe bis auf die Schulter und im Gesicht die Angst und Wallung in dem Körper. Die Sehnen der Muskeln scheinen starr und angezogen, die Muskeln schwülstig und die Adern erhitzt. (W.: „Indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht.“ Mengs Rifl. 120 i nervi e i tendini della figura che sono fortemente stirati.) Diese Expression zeigt so deutlich die Historie des Laocoon an, daß unmöglich wäre, diese besser zu exprimiren. Aber die Schönheit der ganzen Figur ist dadurch nicht verdorben, sondern vermehrt.

Die Alten haben insgemein gesucht den Leib als die größte Masse am ganzen Körper nicht durchzuschneiden mit anderen Gliedern, wenn es hat sein können: zum wenigsten haben die alten und geschicktesten Griechen allezeit dieses beobachtet, und haben den Thorace groß gehalten, und die Brust stark, den Rippenschluß erhaben; und nach diesem Stil ist auch diese Figur. Die Stirn ist kurz und theils mit runtergefallenen Haaren bedeckt, so aber itzund abgebrochen. Es scheint als wären die Haare mit einem Lorbeerkranz umgeben gewesen. Die Haare sind gar schön geworfen, wie auch der Bart, fast auf dieselbe Art gearbeitet wie dem Apollo seine. Sie sind von der Stirn aufwärts gekämmt

auf dieselbe Weise wie man im Alterthum den Jupiter, Neptun und Esculap wie auch den Alexander.... Es ist zweifelhaft ob diese Art zu tragen jemals Gebrauch gewesen. Anacreon. Medaillen und wer sonst beschrieben Menschen vom Haupt bis auf die Füße. Medaille von Ptolom.

Die Stirn ist klein, sehr aufgeschwollen, ohne Runzeln: die Augenbraunen sind mit einer herrlichen Expression in die Höhe und zusammengezogen: die Augenlieder sind von dem aufgeschwollenen oberen Augenfleisch fast bedeckt, die Augen klein geworden. (W.: „So tritt „der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirn hervor.... Indem der „Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben wider denselben „das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe „durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird.") Der Künstler hat mit dem unaussprechlichen Verstand den Augen eine Weichigkeit gegeben, so fast trübe Augen ausdrückt. (W.: „Das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das „Mitleiden scheint in einem trüben Duft auf denselben zu schwimmen.") Die Backen sind aufwärts gezogen und helfen die untere Augenlieder in die Höhe zu drücken. Die Nase ist überhaupt schwülstig. Die Nüstern sind zwar aufgeblasen, eine Art von Zorn anzudeuten, zugleich ist auch die Nase zusammengezogen über die Nüstern, so daß es dadurch eine herrliche Expression der Angst, in welcher der Mensch sich befindet, giebt, und dadurch unterscheidet sich über die Maßen wohl das Gebein der Nase von den knorplichen und fleischigten Theilen. Der Mund ist zwar offen, aber auf eine Art, so mehr ein ängstliches Klagen und Schmerz ausdrückt, als ein starkes Schreien. Dieses ist eine sehr natürliche und vernünftige Expression, weil ein großer Schmerz nicht erlaubt den Mund weit zu eröffnen; indem er die Nerven und Sehnen aber zusammenzieht, so wäre ein mehr eröffneter Mund eine Ausdrückung eines Erschreckens, und nicht des Schmerzes wahrhafte Vorstellung. Wenngleich Virgil von einem schrecklichen Geschrei sagt, so ist es (nicht?) nöthig, daß die Oeffnung des Mundes groß sei, weil ein heftiger Schmerz ein großes Schreien äußern kann, ohne den Mund weit zu eröffnen.

Die ganze Physionomie des Gesichts scheint als ob sie einem Neptun oder Jupiter fast ähnlich wäre und nur durch die Expression verändert, ausgenommen die Nase, so unmöglich in der Expression des Schmerzes die gerade und obere Fläche behalten können. Der Hals ist herrlich gebeugt. Die Schulter breit und groß. Die obere Form und die Zehen am linken Fuß sind restaurirt; sonst ist alles an der Figur des Vaters antique, ausgenommen der Kopf der Schlange so ihm in die Seite beißt.

Diese Figur ist wahrhaftig vor wunderwürdig zu halten, sowohl wegen der großen Verständniß der Anatomie, und herrlichen Charakter, so ganz wunderwürdig durch die ganze Figur derselben ist. Sie ist ganz mit dem Meißel ausgearbeitet ohne Raspel und ohne geschliffen zu sein. Man sieht die Meißelstriche mit der größten Behutsamkeit nach der Form der Muskeln und Adern geführt. (W.: „ja die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.")

Die Söhne des Laocoon sind auf selbe Art gearbeitet, aber beiweiten nicht so schön. Der ältere Sohn ist viel härter, wiewohl in dem Gesicht ein sehr schöner Ausdruck des Klagens sich zeigt. Die Proportion und was zur Zeichnung einer Figur gehört, ist sehr wohl in dieser Figur: dennoch aber scheint ihr die Weichigkeit der Menschen von diesem Alter und Größe zu fehlen. An dieser Figur ist der Vorarm der rechten Seite restaurirt, und einige Zehen des rechten Fußes.

Der jüngere Sohn ist auf eben die Art gearbeitet, aber viel weicher als der ältere. Der rechte Arm desselben ist gleichfalls restaurirt, aber in den Cammern, wo die Modelle stehen, liegt der wirkliche antique, es fehlen ihm aber alle Finger. (Mengs Lett.

a Fabroni: Il gruppo di Laocoonte sarebbe assai più ammirabile, se le figure de' figliuoli fossero eseguite con la delicatezza, che si osserva in altre opere.)
Diese Statue scheint gewiß von drei Meistern gemacht zu sein, wie uns Plinius erzählt.

Schon nach dieser Probe wird man finden, daß jene gefeierten Prachtstücke sehr allmählich gereift sein mußten; daß zwischen ihnen und unserem Entwurf sehr viel in der Mitte liegt. Es kommen übereinstimmende Bemerkungen vor, aber sie sind die Minderzahl; viele andere, und nicht die an Werth geringeren, wurden fallen gelassen. Was dort leitende, die Gedankenerzeugung stimulirende Idee ist, liegt hier als vereinzelter Keim neben anderem. Keinen Entwurf jener Beschreibungen also können wir die Handschrift nennen, wie der auf der Pariser Bibliothek befindliche (und von Hartmann in Daub und Creuzer's Studien mitgetheilte) über den Apoll ist, sondern einen aufgegebenen ersten Versuch, der einem ganz neuen Plane gewichen ist, oder Studien, die der eigentlichen Conception vorhergingen. Hier kommt man aber mit der Zeit etwas in die Klemme. Wenn ihn schon ein Vierteljahr nach der Ankunft in Rom der Dithyrambus auf den Apollo verfolgte, wo bleibt die Zeit für diese Blätter, die, wenn auch etwas roh im Stil, doch keineswegs den Character „erster Gedanken" haben, eher einer sorgfältigen Sammlung mannichfaltiger, methodischer, bei wiederholter Rückkehr zu dem Gegenstand gemachter Beobachtungen?

Dazu kommt, daß ein ganz anderer Geist aus beiden weht. Die Beschreibungen, die man bisher kannte, erinnern im Stil etwa an die Liebesreden Platon's, den Winckelmann damals studirte; es sind Explicationen des Eindrucks der Kunstwerke auf das unmittelbare Gefühl. Er möchte die Idee des Künstlers errathen und sie dann in einem anderen Element, der Sprache, durch einen Aufwand poetischer, zum Theil griechischen Dichtern entlehnter Farben mit neuem Körper umkleiden. Dagegen das Bedürfniß, sich von den Darstellungsmitteln Rechenschaft zu geben, es tritt ganz zurück; die streng sachliche Beschreibung, die critische Erörterung der Erhaltung, Benennung, scheint ihm nur als Vorstudium, als Mittel Werth zu haben; selbst die geschichtliche Stellung wird unerörtert gelassen. Diese Beschreibungen sind schwerlich im Stande, eine klare und deutliche Anschauung der Gestalt zu geben, so treffend sie deren Eindruck interpretiren, so feinfühlend ihr Ton, ihr Plan jedesmal dem eigenthümlichen Character des Werks angepaßt ist, so daß sie wirklich von den Kunstwerken selbst inspirirt scheinen.

In der Handschrift dagegen haben wir trockene Beschreibung, anatomisch im engsten wie im weiteren Sinn, sorgfältige Aussonderung der

Restaurationen, strenge in's Einzelne gehende Austheilung von Lob und Tadel, Untersuchung der plastischen Technik, Zeitbestimmung, Parallelen der neueren Kunst. Der Verfasser gewinnt sodann auf inductivem Wege allgemeine Maximen griechischer Künstler, erörtert die traditionelle Benennung; wie er z. B. die Bezeichnung der Schläferin als Cleopatra ausführlich widerlegt.

Der Verfasser scheint aus einer ganz verschiedenen Sphäre der Thätigkeit an die Kunstwerke heranzutreten. Man denke an die bekannte Beschreibung des Torso; der Anblick dieser wundersamen Trümmer ruft in Winckelmann's Geist die Erinnerung an die mythischen Abenteuer hervor, welche diesen Körper ausgearbeitet haben; hier dagegen erhalten wir eine zwei Seiten lange Analyse der Musculatur, wie sie ein Anatom von Fach nicht präciser geben könnte. Er versucht eine Reconstruction, aber wunderlich genug verbreitet er sich nur über die muthmaßliche Formenbehandlung, und sagt nichts über die Richtung der verlorenen Theile, und die dadurch bedingte Action. Besonders beschäftigt ihn die bildhauerische Mache, z. B. die Ausarbeitung des Laocoon „blos mit dem Meißel, ohne Raspel und ohne geschliffen zu sein;" die glatte Arbeit am Antinous; er bemerkt, in den guten Werken seien die Meißelstriche nach der Form und den Contouren der Muskeln und Falten geführt.

Wie kann Jemand, der da glaubt, die Beschreibung des Apollo fordere den höchsten Stil und eine Erhebung über alles was menschlich ist, gleichzeitig so sich ausdrücken: „Die Arme sind von schöner und geschlanker Form; die obere Hand ist restaurirt, die andere aber hat nur einige Finger neu; das innere der antiquen Hand ist nicht gar schön, weil die Linien gar zu rund, von einer Stärke durchgehen. . . . Die Schenkel sind stark, aber fast ein wenig gar zu rund. Die Knie sind nicht gar groß und zeigen dadurch sehr wohl das saubere Gebein einer solchen Gottheit an. Die Beine sind von der herrlichsten Form, obwohl ein wenig rund in ihrem Umkreise. Die Füße sind sehr schön, dennoch aber scheinen sie ein wenig unterschieden in ihrer Form. Dennoch aber nicht wider die Vernunft, weil der spielende Fuß die Zehen viel länger als der andere hat. Dieses ist billig, aber in dieser Figur scheint es gar zu viel zu sein."

Dagegen heißt es im Pariser Entwurf: „Sein Gang ist wie auf flüchtigen Fittigen der Winde . . . keine Anstrengung der Kräfte und keine lasttragende Regung spürt man in seinen Schenkeln; und seine Knie sind wie an einem Geschöpfe, dessen Fuß niemals eine Materie betreten hat." —

Dies alles muß Zweifel erwecken, ob Winckelmann hier die Ergebnisse eigener Untersuchungen niedergeschrieben habe. Ihm pflegten sich die

a Fabroni: Il gruppo di Laocoonte sarebbe assai più ammirabile, se le figure de' figliuoli fossero eseguite con la delicatezza, che si osserva in altre opere.)

Diese Statue scheint gewiß von drei Meistern gemacht zu sein, wie uns Plinius erzählt.

Schon nach dieser Probe wird man finden, daß jene gefeierten Prachtstücke sehr allmählich gereift sein mußten; daß zwischen ihnen und unserem Entwurf sehr viel in der Mitte liegt. Es kommen übereinstimmende Bemerkungen vor, aber sie sind die Minderzahl; viele andere, und nicht die an Werth geringeren, wurden fallen gelassen. Was dort leitende, die Gedankenerzeugung stimulirende Idee ist, liegt hier als vereinzelter Keim neben anderem. Keinen Entwurf jener Beschreibungen also können wir die Handschrift nennen, wie der auf der Pariser Bibliothek befindliche (und von Hartmann in Daub und Creuzer's Studien mitgetheilte) über den Apoll ist, sondern einen aufgegebenen ersten Versuch, der einem ganz neuen Plane gewichen ist, oder Studien, die der eigentlichen Conception vorhergingen. Hier kommt man aber mit der Zeit etwas in die Klemme. Wenn ihn schon ein Vierteljahr nach der Ankunft in Rom der Dithyrambus auf den Apollo verfolgte, wo bleibt die Zeit für diese Blätter, die, wenn auch etwas roh im Stil, doch keineswegs den Character „erster Gedanken“ haben, eher einer sorgfältigen Sammlung mannichfaltiger, methodischer, bei wiederholter Rückkehr zu dem Gegenstand gemachter Beobachtungen?

Dazu kommt, daß ein ganz anderer Geist aus beiden weht. Die Beschreibungen, die man bisher kannte, erinnern im Stil etwa an die Liebesreden Platon's, den Winckelmann damals studirte; es sind Explicationen des Eindrucks der Kunstwerke auf das unmittelbare Gefühl. Er möchte die Idee des Künstlers errathen und sie dann in einem anderen Element, der Sprache, durch einen Aufwand poetischer, zum Theil griechischen Dichtern entlehnter Farben mit neuem Körper umkleiden. Dagegen das Bedürfniß, sich von den Darstellungsmitteln Rechenschaft zu geben, es tritt ganz zurück; die streng sachliche Beschreibung, die critische Erörterung der Erhaltung, Benennung, scheint ihm nur als Vorstudium, als Mittel Werth zu haben; selbst die geschichtliche Stellung wird unerörtert gelassen. Diese Beschreibungen sind schwerlich im Stande, eine klare und deutliche Anschauung der Gestalt zu geben, so treffend sie deren Eindruck interpretiren, so feinfühlend ihr Ton, ihr Plan jedesmal dem eigenthümlichen Character des Werks angepaßt ist, so daß sie wirklich von den Kunstwerken selbst inspirirt scheinen.

In der Handschrift dagegen haben wir trockene Beschreibung, ana*tomisch im engsten* wie im weiteren Sinn, sorgfältige Aussonderung der

Restaurationen, strenge in's Einzelne gehende Austheilung von Lob und Tadel, Untersuchung der plastischen Technik, Zeitbestimmung, Parallelen der neueren Kunst. Der Verfasser gewinnt sodann auf inductivem Wege allgemeine Maximen griechischer Künstler, erörtert die traditionelle Benennung; wie er z. B. die Bezeichnung der Schläferin als Cleopatra ausführlich widerlegt.

Der Verfasser scheint aus einer ganz verschiedenen Sphäre der Thätigkeit an die Kunstwerke heranzutreten. Man denke an die bekannte Beschreibung des Torso; der Anblick dieser wundersamen Trümmer ruft in Winckelmann's Geist die Erinnerung an die mythischen Abenteuer hervor, welche diesen Körper ausgearbeitet haben; hier dagegen erhalten wir eine zwei Seiten lange Analyse der Musculatur, wie sie ein Anatom von Fach nicht präciser geben könnte. Er versucht eine Reconstruction, aber wunderlich genug verbreitet er sich nur über die muthmaßliche Formenbehandlung, und sagt nichts über die Richtung der verlorenen Theile, und die dadurch bedingte Action. Besonders beschäftigt ihn die bildhauerische Mache, z. B. die Ausarbeitung des Laocoon „blos mit dem Meißel, ohne Raspel und ohne geschliffen zu sein;" die glatte Arbeit am Antinous; er bemerkt, in den guten Werken seien die Meißelstriche nach der Form und den Conturen der Muskeln und Falten geführt.

Wie kann Jemand, der da glaubt, die Beschreibung des Apollo fordere den höchsten Stil und eine Erhebung über alles was menschlich ist, gleichzeitig so sich ausdrücken: „Die Arme sind von schöner und geschlanker Form; die obere Hand ist restaurirt, die andere aber hat nur einige Finger neu; das innere der antiquen Hand ist nicht gar schön, weil die Linien gar zu rund, von einer Stärke durchgehen.... Die Schenkel sind stark, aber fast ein wenig gar zu rund. Die Knie sind nicht gar groß und zeigen dadurch sehr wohl das saubere Gebein einer solchen Gottheit an. Die Beine sind von der herrlichsten Form, obwohl ein wenig rund in ihrem Umkreise. Die Füße sind sehr schön, dennoch aber scheinen sie ein wenig unterschieden in ihrer Form. Dennoch aber nicht wider die Vernunft, weil der spielende Fuß die Zehen viel länger als der andere hat. Dieses ist billig, aber in dieser Figur scheint es gar zu viel zu sein."

Dagegen heißt es im Pariser Entwurf: „Sein Gang ist wie auf flüchtigen Fittigen der Winde... keine Anstrengung der Kräfte und keine lasttragende Regung spürt man in seinen Schenkeln; und seine Knie sind wie an einem Geschöpfe, dessen Fuß niemals eine Materie betreten hat." —

Dies alles muß Zweifel erwecken, ob Winckelmann hier die Ergebnisse eigener Untersuchungen niedergeschrieben habe. Ihm pflegten sich die

Hauptgedanken, deren Folge und Ausdruck bei der ersten Skizze fast für immer unverbesserlich festzustellen; was er z. B. im Jahre 1757 über die Grazie schrieb, daran hat er auch nach zehnjährigem Denkmälerverkehr nichts zu ändern gewußt.

Nimmt man zunächst an, daß er, als er dies schrieb, unter dem Einfluß der Belehrungen eines ihm zur Zeit überlegenen Kenners stand, daß er fremde Gedanken neben seinen eigenen reproducirte, ohne zwischen beiden eine Linie ziehen zu wollen, so braucht man die Person dieses Kenners nicht weit zu suchen. Winckelmann war damals Raphael Mengsens Nachbar, „brachte fast den ganzen Tag bei ihm zu;" „unsere Unterhaltungen, schreibt er, beziehen sich nur auf die Kunst." Von jener Schrift, zu der die Beschreibungen der Statuen des Belvedere anfangs gehören sollten, sagt er (20. December 1755): „Ich muß mich aber zu derselben der Einsicht des Herrn Mengs bedienen, und wir haben schon viel zusammen entworfen." Mengs hatte ihn gleich auf die Statuen des Belvedere als den Ausgangspunkt seines Studiums alter Kunst hingewiesen; „er hätte, meint auch Göthe, noch lange Zeit nach der Betrachtung der würdigsten Gegenstände herumgetastet, hätte das Glück ihn nicht sogleich mit Mengs zusammengebracht." In Mengs Schriften begegnet uns fortwährend die Namengruppe Apollo, Laocoon, Torso, und noch der borghesische Fechter und der farnesische Hercules, als ob sie der Inbegriff aller alten Kunst seien, wie Correggio, Raphael, Tizian die neuere Malerei in sich beschließen und beim Studium allein berücksichtigt werden.

Es kommen nun auch in der That Stellen in dem Manuscript vor, die aus Mengs' Schriften als dessen Eigenthum bekannt sind, aber bei Winckelmann fehlen. Letzterer hat viel an Michelangelo zu tadeln gehabt, aber gerade was hier steht ist bloß mengsisch: „Michelangelo hat auch große und mächtige Körper vorgestellt, aber auf solche Weise, daß, wenn sie auch das Leben annehmen könnten, so würden sie sich dennoch nicht regen können, weil ihre Glieder und Gebeine dermaßen mit feisten Muskeln erfüllet, daß sie scheinen nur zu der einzigen Action erschaffen zu sein. Deswegen hätte Michelangelo wohl einen Hercules machen können, der so stark geschienen wie dieser (der Torso), aber er würde nie einen Gott bedeutet haben. Er hätte wohl den Hercules vorgestellt, der den Himmelscirkel trug, aber nicht zu gleicher Zeit den Hirsch mit den Hörnern von Erz im Laufe einholen können." Würde Winckelmann gerade die Mediceergräber als Beispiele seines Stils angeführt haben, damals als er noch nicht in Florenz gewesen war? „Der Hauptgusto dieser Figur, sagt er, kommt dem von Michelangelo ziemlich nahe, so in den Figuren auf der Großherzoge von Florenz Begräbniß, aber der antique

Künstler übertrifft den Michelangelo sehr weit in der Zärte und in der Annehmlichkeit. Denn dem Michelangelo seine Statuen fehlen allezeit ein wenig in der Leichtigkeit, in dem eleganten Zug des Contours, in der Größe der Einbiegung und bleiben allezeit Stein, und diese scheint Fleisch zu sein." (Vgl. Mengs Rifl. II. 27.)

Correggio, für den Mengs von Jugend auf eine eben so entschiedene Zuneigung hatte, wie sein Freund (dem correggeske Grazie gleichbedeutend war mit faunischer) eine Abneigung, erscheint in den schmeichelhaftesten Vergleichen: z. B. wird von den Haarlocken des Apollo, „die über alle Maßen schön um das Haupt herumspielen," bemerkt, „sie kämen nach Bildhauerart den Haaren des Correggio nahe." Und vom Torso heißt es, „um ein so schönes Stück in Malerei vorzustellen, müßte Raphael den ersten Riß davon geben, Michelangelo ihn mit seinen mächtigen Umschweifen vergrößern, und nur allein Corregio könnte ihn malen. Denn wer könnte sonst die immerwährend veränderten Formen, so in diesem erscheinen, malen und mit Licht und Schatten ausdrücken?" In dieser Stelle verräth sich die Mengs eigenthümliche eclectische Theorie; und auch in der Plastik glaubt der Verfasser das höchste Lob auszusprechen, wenn er ein Werk als Verschmelzung sonst getrennter, heterogener Eigenschaften bezeichnet: „In diesem Stück findet sich zugleich die Weichigkeit des Apollo, die Verständniß der Anatomie vom Laocoon und vom borghesischen Fechter, die Großheit des Hercules von Farnese." (Vgl. Mengs Riflessioni, II, 123: Vi sono riunite tutte le bellezze delle altre statue.) Man erkennt den Maler, der in den Zimmern Raphaels so zu Haus war, in der Bemerkung, „Raphael habe die Gewänder der Cleopatra in dem Parnaß gebraucht zu einer Muse, so neben dem Apollo sitzt, und in dem Friese seiner Tapeten." Sollte eine Stelle wie die über den Hals des Apollo von einem anderen, als der häufig Act gezeichnet, geschrieben sein können? „Es ist von unterschiedlichen Künstlern getadelt worden, daß der Hals nicht gerade auf dem Körper stünde. Dieses muß man aber denselben ihrer Unschuld zu gute halten. Denn sie haben nie die Natur in diesem Stande gesehen, sonst würden sie dieses nicht sagen, weil auch im lebendigen Menschen es denselben Effect macht, wenn ein Arm erhoben und der andere herabhängend ist, aus der Ursache, weil der Musculus pectoralis sich auswärts zieht, indem selbiger im Humerus sich einfügt, und also dadurch die Brust auf der Seite des erhobenen Arms breiter scheinen macht."

Auch die Bemerkungen über Maximen der Bildhauer, wie die über die Vermeidung des Durchschneidens der großen Körperflächen beim Laocoon, zeigen den Künstler. Er glaubt, „daß die Statuen mit einer Rotunda

Brust nicht in der höchsten Zeit der Griechen gemacht seien, sondern lange Zeit nach Alexander in Gebrauch gekommen; in den ältesten Statuen sehen wir, daß die erhabene Brust ein System der Kunst war; .... es scheint als hätten die alten Griechen allezeit vorgestellt Leute, so scheinen den Athem an sich zu ziehen. Es kann sein, daß das beständige Ringen die Brust in die Höhe getrieben und daß es in ihrer Natur also gewesen." Erst in der Zeit des Falls der Kunst, nach Trajans und Hadrians Zeit, habe man angefangen, dem Körper weniger Charakter zu geben, die Brust mehr zu vereinigen und dünner zu machen. —

Wenn hiernach fremdes Eigenthum in der Handschrift steckt, so stellt sich die Frage so: Ist sie ein Protokoll gemeinsamer Verhandlungen, redigirt nach den pythagoreischen Grundsatz *πάντα κοινὰ τῶν φίλων*, eine Compagniearbeit? Oder aber ist alles, auch das was sich in Mengs' Schriften nicht nachweisen oder ihm aus innern Gründen zueignen läßt, das hingegen in Winckelmann's Büchern vorkommt, ursprünglich Eigenthum des Malers? Hat Winckelmann die Belehrungen seines Freundes einfach aufgezeichnet, wie man sich zum Zweck der Instruction einer Frage Auszüge aus Schriften auch der Gegner macht; hat er sie sich vielleicht dictiren lassen? Mancherlei begünstigt diese Annahme.

Schon a priori betrachtet stimmt sie zu dem, was wir sonst von beiden Männern lesen. Casanova, der beste Schüler des Mengs, erzählt, daß sein Lehrer oft, während er an der Staffelei stand, „mit göttlichem Enthusiasmus" Gedanken über die Kunst dictirt habe. Der Ritter d'Azara beschreibt, wie sich gegenüber dem Laocoon und anderen Werken der Strom seiner Beredsamkeit unerschöpflich über deren Schönheiten ergoß. Die Zeitgenossen glaubten durchweg, daß das was die Kunst angeht in Winckelmann's Werken, von Mengs stamme, so z. B. d'Azara; und Heinrich Füßli sagt, freilich etwas hämisch, „Winckelmann was the parasite of the fragments that fell from the conversation or the tablets of Mengs." Winckelmann hatte sich schon in Dresden die Belehrungen eines anderen, geringeren Künstlers, Oeser, angeeignet; auch jetzt, wie damals, war es der Maler, der ihn, den anfangs widerstrebenden, zum Schreiben ermuthigte (20. März 1756); er bezeugt selbst, wie wir hörten, seine Abhängigkeit. Wie begierig er auf solche Bemerkungen erfahrener Kenner erpicht war, beweist ein merkwürdiger Brief, den er nach dem Tode des Baron Stosch an dessen Neffen schrieb; er werde diesen Verlust eines Mannes ewig betrauern, „durch den mir und der Welt Kenntnisse, die nicht bekannt, ja vielleicht nicht entdeckt sind, abgestorben;" und er bittet den Neffen, „ihm aus Liebe der Kunst und der Nachwelt Nachrichten mitzutheilen, welche er entweder mündlich genossen oder schriftlich finden möchte."

Hätte sich Winckelmann diese Bemerkungen nicht blos zum Studium, zur Stütze des Gedächtnisses fixiren wollen, wären diese Blätter der Entwurf seines der Oeffentlichkeit bestimmten Werks, so würde er gewiß nur niedergeschrieben haben, was er selbst geprüft, er hätte keine Behauptungen gewagt, die er bei der ersten Confrontation mit den Gegenständen als falsch erkannte.

Winckelmann hat die Annahme eines römischen Kunststils, den die wälschen Antiquare eigentlich jeder mittelmäßigen Arbeit beilegten, (wie sie bei jeder guten von der bella maniera greca sprachen), als „Einbildung und Vorurtheil" bezeichnet (KG. VIII, 4, 1); in unseren Blättern wird stets mit den Kategorien „römische Arbeit" und „griechischer Gusto" gearbeitet. Mengs hingegen wendet den Begriff oft an, und bestimmt ihn durch „eine Art Härte und Mangel an Eleganz" (Lez. prat. 73). Besonders angelegentlich bekämpft Winckelmann das „bekannte Vorurtheil," daß die alten Künstler in Bildung der Kinder weit unter den Neuern (mit ihrem Fiammingo) seien (VIII, 2, 28); hier dagegen heißt es, das Kind auf dem Arm des Hercules sei „ziemlich schlecht, wie die mehrsten Kinder der Antiquen." Mengs nun galten die fiammingischen Putten für canonisch, wenn er sie auch von Tizian herleitete; die Kinder der Alten fand er zu ernst und nachdenkend, ganz wie die Raphael's, denen auch die Fleischigkeit und Morbidezza fehle (Rifl. 27). Winckelmann behauptet, (VI, 3, 33 f.) daß der griechischen Künstler Suchen zu aller Zeit nicht weniger auf die Zierlichkeit (Grazie) der Bekleidung als auf die Schönheit des Nackenden gegangen, und wundert sich wie Pascoli den alten Bildhauern den edlen und lieblichen Geschmack in Gewändern habe absprechen können; dies Urtheil werde freilich unter den Künstlern seiner Zeit verbreitet gewesen sein. „Was kann man sich aber von diesen Gutes versprechen, die von einem so wesentlichen Irrthum eingenommen wirken und arbeiten und blind sind gegen das was schön ist auch an mittelmäßigen Figuren der Alten?" Hier heißt es: „Es scheint als hätten viele der größten Meister der alten Griechen die Gewänder mit einiger Nachlässigkeit gemacht; ob sie schon an einigen Orten die Wahrheit derselben nicht vergessen, so sind doch die Falten von weniger Invention." Mengs glaubte wenigstens, die Gewandung hätten die Alten nur als ein Accessorium betrachtet, „bestimmt das Nackte zu bekleiden, nicht zu verbergen" (Esempi 43). Der Hercules-Commodus gilt Winckelmann (XII, 2, 13) für das Werk eines großen griechischen Meisters, das unter den schönsten in Rom stehen könne; der Kopf sei unwidersprechlich der schönste Hercules, welcher bekannt ist; nach dem Manuscript ist Statue und Kopf „ohne sonderliche Schönheit als die gute Zeichnung;" die Arbeit sei hart und etwas steif. Während

Heiterkeit des Blickes besonders bei den hohen Göttern eines der Axiome Winckelmann'scher Aesthetik ist, so lernen wir hier, der allgemeine Character der antiken Frauenköpfe sei ein leiser Zug von Traurigkeit.

Aber der Gegensatz beschränkt sich nicht auf einzelne Sätze. Methode, Ton, Stil sind verschieden. In der sorgfältigen Berücksichtigung aller der Punkte, die zur Critik einer Antike gehören, erkennen wir einen Mann, der die Kunst des Sehens lange methodisch übt, wie denn Mengs über das Sehen der Antike schreiben wollte (in einem trattato su la maniera di vedere le cose antiche e scoprirvi le loro bellezze). Der etwas trockene, fast rhythmische Wechsel von Lob und herabsetzendem Tadel ist Mengsische Manier, die Winckelmann's enthusiastischer und mit etwas apologetischer Rhetorik gefärbter Weise schnurstracks entgegenläuft. Endlich erinnern auch der unbehilfliche Satzbau, die altfränkische pedantische Sprache an die kleine deutsche Schrift des Mengs vom Geschmack, und contrastiren mit des anderen belebtem, warmem Redefluß.

Am meisten übereinstimmende Gedanken finden sich in der Beschreibung des Torso; und hier dürfte man sich am schwersten entschließen, soviel Winckelmann'sches auf Rechnung des Mengs zu setzen. Doch kommen auch hier Stellen vor, die bei dem einen fehlen und in des andern Schriften sich belegen lassen.

Es heißt im Anfang: „Es scheinet ein Hercules zu sein." Kein Büchergelehrter könnte sich so ausgedrückt haben. Aber Mengs wiederholt dasselbe Wort (Rifl. 123): Pare che rappresenti un Ercole. Ferner der Beweis, daß die Statue im Alterthum restaurirt worden sei: „Denn am Hintertheil sieht man, daß es zum restauro zugerichtet worden, weil es gerade abgehauen und wieder rauh behauen, wie man pflegt zu thun im restauriren, um den Kitt gut anzuhängen machen. Auf selbem Ort findet sich noch eine alte eiserne Klammer und der ganze Marmor dieses behauenen Orts hat eben die Patina genommen wie das übrige, also daß es nicht von neueren Zeiten sein kann." Zur Befestigung könnten diese Eisen nicht gedient haben, weil der Rücken dann nicht so fleißig gemacht wäre.

Dennoch ist die Annahme unhaltbar, daß von Winckelmann nichts weiter in dem Heft sei, als die Handschrift. Zunächst finden sich, meist am Schluß der Abschnitte, Noten, die nur von einem Gelehrten gemacht sein können. So z. B. Bemerkungen aus Pausanias, den Winckelmann eben im März 1756 auf's neue durchgelesen hatte. Ferner Fragen über die Künstlerinschriften, — warum wir so wenig Statuen mit solchen finden; ob die bezeichnet wurden, die man zum Verschicken in's Ausland fertigte; *vielleicht hätte man* bei der Wegführung der Statuen aus Griechen-

land die Basamente stehen gelassen. Daß diese Bemerkungen von Winckelmann stammen, aber zugleich, daß sie Zusätze zu einem fremden Text sind, beweist eine merkwürdige Stelle. Es wird nämlich erst der „deutliche und ausführliche“ Künstlername am Torso angeführt als Zeichen der hohen Meinung, die der Künstler selbst von seinem Werke gehabt; die Note unter dem Text aber mit vorgesetztem W. entgegnet: „Aus der Schrift läßt sich nicht allezeit deutlich urtheilen. Der Kopf der Minerva mit dem Namen *Ασπασιου* bezeichnet, scheint von der großen Zeit der Kunst zu sein, gleichwohl ist der Character der Buchstaben nicht der älteste.“ Auch der besonders zum Zweck der hermeneutischen Bestimmung beigebrachte Denkmälerapparat von Marmorn römischer Paläste, Münzen, Bartolischen Kupfern verräth den forschenden Archäologen. Einige historische Ausführungen über die Behandlung der Haare in der archaischen, der vollendeten Kunst und in der Zeit des Verfalls, „die in geringeren Sachen fleißiger, und in größeren nachlässiger werde;“ ferner über die kurzen Proportionen der Aegypter, ob sie Volkstypus oder Stilisirung seien, gehören wohl dem Gelehrten; und ebenso die Vorschläge, den Antinous einen jungen Hercules (nach der strozzischen Gemme); oder einen Meleager (da er dem pighinischen so ähnlich sehe); oder endlich Hermes zu taufen; denn auch diese durch Visconti zur Geltung gekommene Erklärung wird aufgeworfen: „Im Palazzo bey der Sapienza und S. Eustachio (Giustiniani) ist ein Mercurio, so diesem Antinoo ganz ähnlich von Gesicht.“

Nach dieser Sonderung des ziemlich sicheren beiderseitigen Eigenthums bleiben noch einzelne Stellen übrig, die kein eigenthümlich mengsisches oder artistisches Gepräge haben, obwohl sie zum Theil bei Mengs vorkommen. Diese können Anfänge eigener Gedankenreihen sein.

Manuscript.	Winckelmann.
Apollo. Es scheint als sähe man eine hochmüthige, halberzürnte und verachtende Miene in seinem Gesicht. Der Character des ganzen Kopfs ist über die Maßen schön: die Stirn ist wie des Jupiters Stirn, so sind auch die Augen: die Nase aber ist dünner und spitzer; dennoch bei den Nüstern ist sie breit, und selbige sind gleichsam aufgeblasen. Der Mund ist an beiden Enden herabgezogen; beyde Seiten der Oberlefzen sind in	Zorn (Hochmuth) schnaubt aus seiner Nase, und eine fröhliche Verachtung wohnt auf seinen Lippen. — — und der Unmuth, welchen er in sich zieht, bläht sich in den Läppchen seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. — Eine Stirn Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären.

Manuscript.	Winckelmann.
die Höhe gebogen und folgen damit gleichsam den aufgeblasenen Nüstern nach. Die Unterlippe aber ist vorwärts und etwas herabhängend. Das Kinn geht gleichsam ein wenig hervor.	
Es ist bei den Alten ein allgemeiner Gebrauch gewesen, die schönen und zarten Gottheiten nicht nach der Wahrheit so viel als nach der Idee zu machen. Denn mehrentheils sieht man die Arme und Beine viel runder auf denselben als die Natur. Sie haben vermieden das sehnigte Fleisch anzumerken und haben die Fügungen der Glieder fast als ohne Sehnen gemacht, ohne Zweifel um dadurch eine größere Zärte und Schönheit auszudrücken. Da über dieses die Sehnen und starken Muskeln Theile sind, so gleichsam der menschlichen Nothdurft angehören.... Ja sogar haben sie nie Adern auf ihren Gottheiten gemacht.	Weder schlagende Adern noch wirksame Nerven erhitzen und regen diesen Körper (Pariser Entwurf). KG. V, 1, 28: Hierin (in dem Mangel der Nerven und Sehnen) liegt zugleich ein Ausdruck der göttlichen Genugsamkeit, welche die zur Nahrung unseres Körpers bestimmten Theile nicht nöthig hat.
Antinous. Die Schenkel sind gar gut; die Beine sind nicht so gut als das übrige. Das stehende Bein ist sehr krumm am unteren Theil. Die Füße sind ein wenig grob ... der Nabel ist schlecht.	Die Beine haben nicht die schöne Form, die ein solcher Körper erfordert; die Füße sind grob gearbeitet, und der Nabel ist kaum angedeutet (KG. XII, 1, 20).
Torso. Bei dem ersten Anblick dieses Stücks wird man nichts anderes gewahren als einen fast ungeformten Klumpen Stein; aber sobald das Auge die Ruhe angenommen und sich fixirt auf dieses Stück, so verliert das Gedächtniß den ersten Anblick des Steins und scheint er weichliche zarte Materie zu werden.	Der erste Anblick wird dir vielleicht nichts als einen ungestalten Stein entdecken: vermagst du aber in die Geheimnisse der Kunst einzubringen, so wirst du ein Wunder derselben erblicken, wenn du dieses Werk mit einem ruhigen Auge betrachtest. (Beschr. d. Torso §. 5.)

Manuscript.	Winckelmann.
Die Umkreise dieses ganzen Körpers sind so wunderbarlich, daß im Nachzeichnen Niemand sich der Richtigkeit versehen kann, indem eine immerwährende Ausfließung einer Form in die andere alle Striche regieren muß. (Mengs Rifl. 123 ha... un tocco che è quasi impercettibile).	Der Künstler bewundere in den Umrissen dieses Körpers die immerwährende Ausfließung einer Form in die andere und die schwebenden Züge, die nach Art der Wellen sich heben und senken, und ineinander verschlungen werden: er wird finden, daß sich Niemand im Nachzeichnen der Richtigkeit versichern kann, indem der Schwung, dessen Richtung man nachzugehen glaubt, sich unvermerkt ablenkt, und durch einen anderen Gang, welchen er nimmt, das Auge und die Hand irre macht. (KS. X, 3, 17.)
Man findet gleichsam göttlich Wesen, was einem Leib, der nicht mehr mit menschlicher Speise genährt wird, zukommt. . . . In der Leichtigkeit und Schmäle des Bauchs erscheint die immer gesunde vollkommene Natur.	Von keiner sterblichen Speise und groben Theilen ist sein Leib genährt; ihn erhält die Speise der Götter, und er scheint nur zu genießen, nicht zu nehmen, und völlig ohne gefüllt zu sein. (Beschr. §. 15)
Daraus sieht man, daß dieses Stück o. Zw. einen schon vergötterten Hercules hat vorstellen sollen. Danach sind alle Theile eingerichtet. . . . Es ist in all diesem Körper wie die Natur, wenn sie bis auf den göttlichen Grad erhöht wäre (Mengs a. a. O.)	Der Künstler hat ein hohes Ideal eines über die Natur erhabenen Körpers, und eine Natur männlich vollkommener Jahre, wenn dieselbe bis auf den Grad göttlicher Genugsamkeit erhöht wäre, in diesem Hercules gebildet. (KS. X, 3, 16.)
Ja ich kann sagen, daß er einer höheren Zeit der Kunst näher kommt als wie der Apollo selbst. Es findet sich die Weisheit des Künstlers des Laocoon, und die Fleischigkeit findet sich in keinem andern Bilde wie in diesem. (Mengs Esempi 51 Le statue del grado sublime sono il Laocoonte e il Torso di Belvedere; quelle del secondo grado l'Apollo ec.)	Eine so abgewogene Fleischigkeit findet sich in keinem andern Bild.... Ja man könnte sagen, daß dieser Hercules einer höheren Zeit der Kunst näher kommt als selbst der Apollo (a. a. O. 17).

Wie man sich nun über diese Stellen entscheide, gewiß ist, daß der größte Theil unseres Manuscripts Mengs angehört, der Text ist sein, dem Winckelmann nach Philologenart seine gelehrten Adnotationen beifügte. Die Erhaltung der Farbe seines Stils bis auf eigenthümliche Wendungen und Satzfügungen berechtigt wohl zu der Annahme, daß er einzelne Bemerkungen dictirte, die Winckelmann nachher mit eigenen Zuthaten zusammenschrieb. Gewiß war die Absicht, die Beschreibungen in dieser Gestalt, natürlich nach einem critischen und stilistischen Fegefeuer, herauszugeben.

Vielleicht sollten die Namen beider Freunde auf dem Titelblatt erscheinen; vielleicht wäre Mengs in der Vorrede erwähnt worden, wie bei einem anderen Werk der Cardinal Albani und Joannon de St. Laurent; bei der Dresdener Schrift war, freilich etwas post festum in der nachgeschickten „Erklärung," anerkannt worden, daß die Unterhaltungen mit Oeser die Gelegenheit zu der Schrift gegeben hätten.

Winke über eine Krisis in seinem Urtheil geben zwei Briefe vom 29. Januar 1757: „es werde vielleicht noch Jahr und Tag hingehen, ehe er diese Schrift, die immer seine Hauptarbeit gewesen, endigen könne; sie erfordere Zeit, weil es lauter Originalgedanken sein müßten." Winckelmann, dem sich schon im Mai 1756 das Chaos römischer Sculpturen soweit zu klären begonnen hatte, daß er die Idee von Stilperioden faßte, hatte wahrscheinlich bemerkt, daß er auf eigenen Füßen zu stehen vermöge; es wurde ihm nun unmöglich, mit anderen als eigenen Augen zu sehen, — was fern von Rom allenfalls zu entschuldigen war. Er war gewahr geworden, daß der Dresdener Maler kein ganz unfehlbarer Führer gewesen sei. Die gemeinsamen Betrachtungen hatten ihm fruchtbare Keime geliefert, Motive zu eigenen Dichtungen. Als er die letzten Seiten schrieb, meldete sich, so scheint es, die Inspiration zu jenen Auslegungen im höheren Stil. „Er müsse sich, schreibt er einmal, von neuem dem einsamsten Nachdenken überlassen und der Gesellschaft entziehen." In solchen einsamen Träumen mag er jene berühmten Beschreibungen ausgebrütet haben. Im März 1757 berichtet er, er habe das, was er willens gewesen zuerst an's Licht zu stellen, von neuem umgeworfen, weil er unendlich ängstlich nach den begangenen Fehlern geworden sei. Die Originalgedanken duldeten keine fremden, erborgten neben sich. Doch scheint er noch eine Zeitlang die Absicht gehabt zu haben, die vielen feinen Bemerkungen nicht verloren gehen zu lassen; jede Beschreibung sollte zwei Theile haben, den ersten in Bezug des Ideals, den zweiten nach der Kunst. In den letztern würde das meiste aus unseren Blättern seine Stelle gefunden haben. —

Das Manuscript, welches diese seltsame Eigenthumsverwickelung zeigt,

liegt also an einem Markstein im Leben seines Verfassers: am Uebergang von den Lehrjahren zur Meisterschaft, von der Abhängigkeit zur Selbständigkeit; es geht unmittelbar voran der Verwandlung des Literators in den Denker, dessen, der über die Kunst aus Hörensagen schreibt, in den, der seine eigenen fünf Sinne gebraucht. Hierin und in seiner Unmittelbarkeit als Quelle liegt sein Interesse. Es giebt uns, was critisch gemarterte, formvollendete Erzeugnisse nicht geben können: einen treuen Abdruck römischer Kunstgespräche jener Zeit, ein Protokoll der Verhandlungen, welche von zwei hervorragenden Deutschen im Anfange des Jahres 1756 im Cortile des Belvedere und in dem Malerhause auf Trinità de' Monti gepflogen wurden; Verhandlungen, auf welche die Wurzeln epochemachender Werke zurückgehen, die Kunst und Forschung in unberechenbarer Tragweite beeinflußt, ja umgestaltet haben.

2. Die Statuen des Belvedere.

Dieses Colorit des Moments nun kann den Wunsch erregen, auch die äußere Scene jener Gespräche sich zu vergegenwärtigen, vor allem die Sammlung von Statuen, vor welchen sie stattfanden, zu deren Füßen der Verfasser sie niederlegen wollte. Es giebt wenig Punkte in Rom, die sich seit einem Jahrhundert so gründlich verändert haben. Von dem damaligen Hof, in welchem die Statuen des Belvedere standen, cortile delle statue genannt, ist eigentlich nicht viel mehr als die Mauern geblieben. Der achteckige Porticus, mit den jonischen Säulen von rothem und grauem orientalischem Granit, den Pilastern von Korallenbreccia, existirte damals noch nicht. Es war ein viereckiger Platz, mit abgekanteten Winkeln, durch sieben Thüren mit den umliegenden Räumlichkeiten verkehrend; acht Nischen hatte nach Vasari Bramante für die Aufstellung der Statuen angegeben. Oben in jeder Wand waren vier runde Nischen für colossale Masken, die aus dem Pantheon stammten. Die berühmte Scala des Bramante erhielt ihr Licht von hier aus durch ein Rundfenster. Der Platz war mit symmetrisch geordneten Orangenbäumen bepflanzt dem Rest des einst mit seltenen Gewächsen angefüllten viridarium Vaticanum. Die kostbarsten Statuen standen von jeher in Capellchen oder Cabineten (aedicola), so nennen es die Reisenden, Keyßler vergleicht sie gar mit „Wagenschauern." Es war ein stiller Ort, nur von Künstlern und Reisenden aufgesucht, die sich gelegentlich auch das verlassene Gartenhaus Innocenz VIII (den palazzetto di Belvedere) und seine Capelle aufschließen ließen. Der päbstliche Hof war im Quirinal. Niemand ahnte damals, daß in wenigen Jahren neben dem Cortile eine Gruppe von Prachtsälen emporsteigen werde, daß eine Zeit nahe bevorstehe, wo fast jedes

Jahrzehnt sein Museum den alten hinzufügen werde. Clemens XI hatte den Cortile in demselben Verfall gefunden (1700), wie die Zimmer Raphaels, in welchen noch deutlich die Spuren der Lanzknechte von 1527 zu sehen waren. Er ließ die Statuen durch hölzerne Geländer mit Thüren abschließen, die aber das Ringsherumgehen nicht hinderten. Jene Capellen müssen die Statuen gegen die Witterung wenig geschützt haben, wenigstens schildert Lodovico Sergardi in seiner dritten Satire ihren Zustand als sehr verwahrlost.*) Der Torso, der bisher im Hof unter freiem Himmel gestanden, wurde in ein leeres Gemach nebenan verschlossen und mit einem achteckigen eisernen Gitter umgeben. Der Eindruck des Ganzen entsprach der Bedeutung der hier gehüteten Schätze nicht, disadorno nennt ein Römer den alten Hof, als er den Neubau Clemens XIV beschreibt. Doch hatte jener vor dem jetzigen den durch nichts zu ersetzenden Vorzug, daß man, wie jetzt in der Rotunde, von der Mitte aus alle Statuen übersah, während man, seit der Vermauerung der Intercolumnien vor den vier kostbarsten Werken, letztere nur einzeln, in ihren kleinen Gemächern, betrachten kann.

Die Aufstellung der Statuen war damals im Ganzen dieselbe, wie sie sich von Julius II bis auf Paul III gemacht hatte. Eine Versetzung hatte Paul V (Borghese) um 1613 vorgenommen. Der ungeheure Corridor, fünfhundert römische Fuß lang, welcher die Loggien Johanns von Udine mit dem Hof der Statuen verbindet, noch von Bramante vollendet, schien damals hauptsächlich dazu da zu sein, um dem Auge das Riesenhafte der ursprünglichen Anlage zu veranschaulichen. Statt der schon früher projectirten aber wieder aufgegebenen Inschriftensammlung und der verwirrenden Perspective des heutigen Chiaramontischen Museums, dieser Nachlese der Vaticanischen Sammlungen, sah der Kommende nur ein einziges großes Marmorwerk am fernen Ende ihm entgegenragen: das Bild einer Schläferin, ein gewaltiges heroisches Weib, ein griechischer Gedanke.

Sie galt den Humanisten des päbstlichen Hofs der Renaissance für die sterbende Cleopatra, wie die Marmorverse an den Pforten der Stanza di Cleopatra von Baltasar Castiglione, Bernardino Baldi, Agostino Favoriti verkündigen. Man hatte sie aber aufgestellt wie eine Quellnymphe, in einer reich geschmückten Nische, wo Wasser in zwei Marmorbecken herabströmte. Diese Aufstellung stammt von Vasari, der sie Julius III vorschlug, da ein Dessein Michelangelo's dem ungeduldigen Herrn zu weitschichtig dünkte.

---

*) — artis monumenta pelasgae,
quos animae hibernae, pluviaeque et tempora brumae
mordebant, priscae revocant miracula formae. (Sectani Satirae.)

Die Blicke des Eintretenden fielen im Hof zuerst auf die Mittelgruppe, eine antike Brunnenpyramide mit den beiden colossalen Figuren des Nil und seiner sechzehn Putten, und des Tiber, einander zugekehrt, zu beiden Seiten. Wandte man sich sodann rechts, so folgten sich die Statuen in den acht Nischen in folgender Ordnung: 1) Hercules-Commodus mit dem Kinde, 2) ein Flußgott von moderner Arbeit, dem Nicolò Tribolo zugeschrieben, der der Ariadne substituirt worden war; 3) Antinous, 4) ein zweiter Flußgott, von demselben; bei beiden diente ein Sarcophag als Wasserbehälter. Im Ganzen also vier Flußgötter, wegen der Anspielung auf die Paradiesesflüsse zusammengestellt. 5) die Kaiserin Sallustia als Venus mit Amor, 6) die knidische Venus, 7) Laocoon, 8) Apollo. Zwischen dem Antinous und dem zweiten Flußgott war die prachtvolle Marmorthür, darüber ein von Engeln gehaltenes Rund mit Inschrift und Wappen Innocenz VIII, von dem ein reiches Blumen- und Fruchtgewinde in Luca della Robbia's Weise herabhing. Sie führte in das alte Gartenhaus, den einst hier einsam am Fuß des Hügels gelegenen Anfang des Belvedere. An der Façade dieses Palazzetto sah man noch Spuren der phantastischen Architekturen des Malers Benedict Buonfigli aus Perugia. Zwischen die beiden Göttinen, da wo sonst der Torso gestanden, stand ein Bretterverschlag, in dem Clemens XI die große Porphyrwanne aus der Villa Julius III bewahren ließ. Zwischen der vierten und fünften Nische waren viele Inschriften eingemauert, der Anfang des Museo lapidario, mit dessen Anlage derselbe Clemens Monsignor Franz Bianchini beauftragt hatte. Noch zeigte man an der Wand ein grandioses Füllhorn in Marmorrelief, das Michelangelo für das Theater des Belvedere gemacht haben sollte, nnd den Sarcophag, welchen Sixtus V aus dem von ihm zerstörten Septizonium des Severus hatte hierherbringen lassen.

Die meisten dieser Statuen verdankte das Belvedere der goldenen Zeit Julius II. Den Apollo (aus Antium) hatte er schon als Cardinal in seinem Pallast bei S. Aposteln; auch der Torso war bereits am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus den Trümmern des Pompejustheaters hervorgezogen worden; nicht weit davon im Campo di fiori fand man den Hercules. Die Venus-Sallustia kam aus einer Vigna bei S. Croce, wo man die Trümmern des Tempels der Venus und des Cupido suchte; die Cnidia aus der Nähe der Kirche der heiligen Petrus und Marcell; der Laocoon wurde 1506 in den Sette Sale entdeckt und vom Pabst für 600 Goldgulden erworben. Unter Leo kam der Nil hinzu aus den Trümmern des Isis- und Serapistempels bei der Minerva: endlich unter Paul III der Antinous, der damals auf dem Esquilin bei S. Martino in Monti gefunden wurde.

Der Statuenhof aber, den Clemens XI. in solcher Verwahrlosung vorfand, war nicht der einzige Theil des Vatican, in dessen Plan die Renaissance antiken Statuenschmuck aufgenommen hatte. Außer im vaticanischen Garten mit seinem Orangerieparterre, dem Wald und dem Casino des Pirro Ligorio, hatte decorative Verwendung alter Marmorbilder in der großartigsten Weise im Riesenhof des Belvedere stattgefunden. Julius II und Bramante hatten den Plan gemacht, den neben der Basilica gelegenen päbstlichen Palast mit dem oben gelegenen Gartenhaus Innocenz VIII zu einem Ganzen zu verbinden. Das unregelmäßige abfallende Terrain dazwischen wurde in zwei große Flächen verwandelt; die untere zur Arena eines Theaters bestimmt, die obere zum Garten; durch einen stattlichen Aufgang, den eine Terrasse in zwei Hälften theilte, stieg man aus dem Theater in den Garten empor. Der niedere Hof war ein den Verhältnissen des Orts angepaßtes viereckiges Amphitheater, für Tourniere und Thiergefechte. An dessen unterer Schmalseite, an den päbstlichen Palast angelehnt, erhob sich ein flaches Halbrund von Stufen für die Zuschauer; diesem Hemicyclus entsprachen gegenüber zwei geradlinie Stufenreihen zu den Seiten der Treppe, welche zur Terrasse des Aufgangs emporführte. An beiden Langseiten erhoben sich übereinander drei Loggien, zuerst offene Arcaden, dann Bogenfenster, Säulenhallen, endlich ein Fenstergeschoß mit Pilastern; dabei sollte das Theater des Marcellus zum Vorbild gedient haben. Nur die beiden letzten Geschosse setzten sich in den Langseiten des oberen Gartens fort. Und hier schloß zuletzt, gerade gegenüber dem Hemicyclus des Theaters, den Hof eine grandiose Nische ab, mit offenem Umgang und Kuppel, in der, wie die Römer meinten, dem Meister die imposante Tribüne am östlichen Abhang des Palatin vorgeschwebt haben sollte, die nach den damaligen Gelehrten zum Hause des Kaiser Augustus gehört hatte. Hier wurde der große bronzene Pinienapfel, wahrscheinlich vom Mausoleum des Hadrian, aufgestellt, daher der Name Giardino della pigna.

Dies war die Idee Bramante's, welche „mit der Weite und Eleganz der alten Foren wetteiferte." Die Aehnlichkeit lag nicht zum geringsten in dem plastischen Schmuck. Der Hemicyclus, die erste Arcadenreihe, der Aufgang zur Terrasse und die Nische mit dem Brunnen daselbst, die doppelte Rampentreppe, die von der Terrasse in den Garten führt, alles hatte Gelegenheit gegeben, Statuen, meist antike, aufzustellen. Am reichsten war der Hemicyclus ausgestattet, dreiundzwanzig standen allein auf dem obersten Gang, in oder vor den Bogenöffnungen. Es waren da viele sitzende Figuren; neben Ceres und Cybele und Pudicitia (einer Muse) auch die *Statue des Bischofs* Hippolyt von Ostia, jetzt im christlichen Museum des

Lateran, ein Statue der Unsterblichkeit, der Wahrheit, der Sicherheit, der Gesundheit. Darüber Büsten des Plato, Hiero, Alcibiades, Diogenes, Gabriel Faerno's des Fabeldichters, eines Lieblings Pius IV, und der Ariadne. Im Porticus zur Linken stand der alte Silen von zwei Satyrn gestützt, und Polyphem mit einem Opfer zu seinen Füßen. Und so sah man auch an dem Aufgang in seltsamer Mischung Hadrian und Faustina neben Figuren der Religion und des Glaubens.

Dieser gewaltige Bau — welcher sich der Kuppel der Peterskirche, der sistinischen Capelle und den andern Wundern des Vatican ebenbürtig anschloß, ist nie vollendet worden und hat auch als nicht fertiges Ganze kein Jahrhundert bestanden. Seine Geschichte erinnert an die Leidensgeschichte des Mausoleums desselben Pabstes: die Lebensjahre des stürmischen Greises und Menschenhände reichten für solche Unternehmungen nicht aus, seinen Geist aber hatte er Niemandem vererbt. Was bei seinem Ableben dastand, war so eilig aufgeführt worden, daß die Grundmauern verstärkt werden mußten. Hadrian VI ließ alle Thore des Belvedere vermauern, der einzige Zugang führte durch des Pabstes eigene Gemächer. Die Bibliothek Sixtus V an der Stelle des Aufgangs zur Terrasse zerstörte die Anlage Bramante's, indem sie dieselbe in zwei Stücke schnitt. Der Hemicyclus wurde abgetragen; die Arcaden vermauert, und so wurde aus dem alten Turnierplatz der jetzige Cortile di Belvedere, kahl, öde und todt, wie kein Palasthof in Rom; kaum ein Hauch der früheren Schöpfung ist hier zurückgeblieben. Die obere Hälfte wurde nun ein hübscher Garten, zu dem aber der Abschluß der colossalen Nische nicht mehr passen will.

Die heidnischen Marmorbilder waren den Päbsten der Gegenreformation ein Greuel; aber erst Pius V beschloß, „der Frömmigkeit der Vorfahren, wie des heiligen Gregor, nacheifernd," im Belvedere gründlich aufzuräumen mit den „Götzenbildern." Doch verschenkte er sie wenigstens, nur nicht an Geistliche, weshalb er sie dem Cardinal Ferdinand von Medici abschlug, während er dessen Bruder, dem Herzog Franz gestattete, aus dem vaticanischen Garten sechsundzwanzig im Jahre 1569 nach Florenz zu entführen, darunter mehrere Musen. Die Statuen des Belvedere hatte er bereits am 11. Februar 1560 dem römischen Volk zur Aufstellung im Capitol verehrt; das Inventar nennt an hundertfunfzig; doch sind nur dreißig aus dem Theater von dem Senator Prosper Boccapaduli in den Conservatorenpalast geschafft worden. Nicht mit allen wurde so glimpflich verfahren; wenigstens lesen wir bei Baldinucci, daß man in Rom sich erzählte, die einst berühmte Venus des Belvedere sei damals in die Tiber geworfen worden, dann wieder aufgefischt und verschwunden; als nun der Bildhauer Ercole Ferrata die Statuen der Uffizien restaurirte, sah

ihm die Aehnlichkeit einer starkergänzten Venusstatue (der Venus victrix M. Gall. I, 39. Clarac pl. 605. N. 1335). mit einer von ihm aufbewahrten Abformung jener verlorenen belvederischen aufgefallen; er habe die Gypsform aus Rom kommen lassen und gefunden, daß in der florentinischen Venus jene berühmte wiedergefunden sei.

Aber auch die bilderstürmerischen Päbste hatten nie gewagt (obwohl Sixtus V nahe daran war), an den Cortile delle statue Hand anzulegen; selbst zwei entkleidete Aphroditen hatten unangefochten diesen ihren Ehrenplatz behauptet! War es der Weltruhm dieser Werke, war es Scheu vor den großen Namen Julius II, Bramante's, Michelangelo's? Michelangelo war Zeuge gewesen bei der Entdeckung und Erkennung des Laocoon; der Rumpf des Hercules hieß nach ihm; Sandrart ließ sich in Rom erzählen, daß er als Greis mit erloschenem Augenlicht hierhergekommen sei und die Statuen mit den Händen betastet habe. Jedenfalls beherrschte das Urtheil des sechszehnten Jahrhunderts, welches diese Statuen vor allen, die damals zu Tage kamen, ausgezeichnet, die folgenden Zeiten; dieses Urtheil ist es auch, was die wissenschaftlichen Versuche des achtzehnten Jahrhunderts veranlaßte, von deren einem so eben die Rede war. Ein deutscher Philologe, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Rom kam, um die Kunst der Griechen zu studiren, begann selbstverständlich mit den Statuen des Belvedere, als dem Inbegriff des Höchsten griechischer Plastik. Apollo war das schönste Bildwerk des Alterthums, Laocoon das kunstvollste, wissenschaftlichste, im Torso sah man das höchste von Stil. Visconti, noch ganz in der Anschauungsweise des Jahrhunderts wurzelnd, nennt sie die äußerste Leistung der Bildhauerkunst (l'ultimo sforzo della scultura), und das Belvedere „die Schule des Geschmacks, den Tempel der Künste." Die Wissenschaft der alten Kunst stand so bei ihrer Entstehung unter dem Einfluß dieses „Vorurtheils;" und man erklärte Winckelmann's Erfolge als Ausleger der alten Kunst daraus, „daß er (wie Heyne sagt) mit diesen Stücken sein Studium anfing, seine Kunstbegriffe erweiterte und verfeinerte, ehe er zur Aufklärung anderer Denkmäler fortging." Diese Statuen waren von unberechenbarem Einfluß auf seine Theorie des plastisch Schönen, und, durch das von der Critik geschaffene Medium gesehen, auch auf die Kunst der Zeit, die damals anfing, sich an der Hand der Antike aus der Routine des Berninismus herauszuarbeiten.

Heute scheint uns diese Auswahl nicht mehr ganz begründet, selbst vom Gesichtspunkt des damaligen römischen Denkmälervorraths. Jedem fällt im ersten Augenblick eine gleiche Zahl von Statuen ein, die dieselben Ansprüche erheben könnten, die Dioscuren des Quirinal, die Niobegruppe, die ludovisische Juno, die capitolinische Venus. Vielleicht war es nicht

blos das Vorurtheil; es scheint, daß gerade diese Werke durch ihre Formbehandlung jene Zeit besonders ansprachen. Der Torso, der Apollo, der Laccoon, der borghesische Fechter, der farnesische Hercules, diese Lieblingswerke des Jahrhunderts, sind Werke, in welchen weniger die Frische des Blicks in die Natur bemerklich ist, weniger auch die ursprüngliche Schauung des erfinderischen Genius, als die Kunst. Sie setzen eine Tradition von Können und Geschmack voraus, deren Umfang und Feinheit wir nur erst ahnen, und diese Tradition wird nicht ohne Raffinement angewandt; das an einer Fülle von Meisterwerken gebildete Auge strebt noch über diese hinaus nach neuen Wirkungen. Wie der Componist eine Tonart auswählt für ein Motiv, so werden hier gewisse Linien, Curven der Muskelumrisse ausgesucht, und in freiem Spiel an der Grenze des Natürlichmöglichen modificirt, um in plastischer Formensprache die Erscheinung eines siegreichen Sonnengottes, das Ringen eines mit Schmerz und Tod kämpfenden Heroen, die Kraft des Halbgottes, auf den alle Erdenlasten gewälzt waren, und wiederum die über dessen Gestalt sich verbreitende Verklärung auszudrücken.

Die Schönheitslinie, die Wellenlinie aber war die critisch-ästhetische Lieblingstheorie des Jahrhunderts; Naturalisten und Stilisten, Künstler und Gelehrte begegneten sich in ihr. Mengs, wo er die Stilunterschiede der Antike sich auseinanderlegt, classificirte nach der Wahl und dem Wechsel der Linien, concaver, convexer und gerader, und berief sich auf jene Werke. Winckelmann erläuterte an denselbigen die Unterschiede der Behandlung der blos durch's Ideal erhöhten, der vergötterten und der göttlichen Natur. „Die Regung der Muskeln ist am Laocoon über die Wahrheit bis zur Möglichkeit getrieben, und sie liegen wie Hügel, welche sich ineinander schließen, um die höchste Anstrengung der Kräfte in Leiden und Widerstreben auszudrücken. In dem Rumpf des vergötterten Hercules ist in eben diesen Muskeln eine hohe idealische Form der Schönheit; aber sie sind wie das Wallen des ruhigen Meeres, fließend erhaben, und in einer sanft abwechselnden Schwebung. Im Apollo, dem Bilde der schönsten Gottheit, sind diese Muskeln gelinde, und wie ein geschmolzen Glas in kaum sichtbaren Wellen geblasen, und werden mehr dem Gefühle als dem Gesichte offenbar." —

Der Glanz, der diese Werke umgab und der sich noch fortwährend mehrte durch die Gedanken, die literarischen Schöpfungen, zu denen sie Anlaß gaben, ist denn auch eine von den Ursachen gewesen, daß, als nach drittehalbhundert Jahren das rollende Rad der Zeiten das Pabstthum wiederum auf Stimmungen und Pläne hingeführt hatte, in welchen etwas von dem Geiste der Päbste der Häuser della Rovere und Medici aufzu-

leben schien, als die Päbste wieder zu Alterthumssammlern wurden, ihre Blicke sich nicht auf die weiten öden Räume des Lateran etwa, sondern auf das Belvedere lenkten, und daß die Räume des größten Museums der Welt sich um unseren Statuenhof crystallisirten; — wie eine Sühne für das früher dort zerstörte und zerstreute.

Es sei zum Schluß noch mit wenigen Worten des Anfangs dieser letzten und glorreichsten Periode der vaticanischen Antikensammlungen gedacht.

Das capitolinische Museum, in welches bisher die Päbste Marmorwerke und Inschriften, für die sie sich interessirten, gestiftet hatten, war durch die reichen Ankäufe Benedict XIV (1740—58) voll geworden. Die letzten Werke, die man hierher brachte, waren die beiden Centauren und das Taubenmosaik, das Clemens XIII (1765) von den Erben des Cardinal Furietti erwarb. Es war bereits damals die Rede davon gewesen, sie in das 1763 gegründete, dem Cavaliere Franz Vettori anvertraute (und zum Theil aus seinen Geschenken entstandene) profane Museum des Vatican zu versetzen; allein dies war nur für Anticaglien von kleinem Maßstab eingerichtet. Vorauszusehen war jedoch, daß bei der nächsten Erwerbung von Bedeutung die Herrichtung einer neuen Gallerie, der Nachfolgerin des Capitolsmuseums, nicht vermieden werden könne. Diese Erwerbungen wurden der Regierung anfangs fast aufgenöthigt. Es gab in Rom mehrere in Privatbesitz befindliche Kleinodien, die bei dem wachsenden Interesse an der Antike schon lange die Lüsternheit des reichen Auslands angestachelt hatten. Der Zeitgeist brachte es mit sich, daß die Stimme der mit der Erhaltung römischer Alterthümer betrauten Gelehrten vom Hofe jetzt nicht mehr überhört werden konnte. „Jetzt werde ich, schreibt Winckelmann den 27. September und den 4. October 1766, mit einigen Engländern in Collision kommen. Jenkins hat für den Londoner Locke die zwei schönen Candelaber von Marmor des Hauses Barberini gekauft für tausend Zechinen, und ich habe ihm die Erlaubniß versagt, dieselben aus Rom zu führen. Das übrige steht bei meinen Oberen."

Als Winckelmann seine letzte Reise nach Deutschland antrat, schlug er dem Cardinalnepoten und Kämmerling Carl Rezzonico den Abate Giovan Battista Visconti, den Vater Ennio Quirino's, zu seinem interimistischen Stellvertreter als Commissär der Alterthümer vor. Von dieser Recommandation gab er seinem Freunde noch kurz vor seiner Abreise Nachricht auf einem mit Bleistift beschriebenen Kartenblatt. Dieses Billet wird noch jetzt von der Familie Visconti als theure Reliquie aufbewahrt, denn es bezeichnet den Uebergang des von nun an zu früher nie geahnter Wichtigkeit emporsteigenden Commissariats der Alterthümer in diese

Familie, die es bis heute stets auf ihre Angehörigen vererbt hat. Das Billet, dessen Mittheilung ich der Güte des Baron Pietro Ercole Visconti, des Enkels Giovan Battista's, verdanke, lautet:

> Nell' angustia del tempo che preme Gio. Winckelmann prende egli con questo congedo dall' Illmo. Sig. A. Visconti pregandolo di presentarsi all' Em^{o}. Camerlengo il quale è inteso di tutto.

Nach Winckelmann's Tode wurde der Stellvertreter sein Nachfolger. Er fand den englischen Handel noch immer in der Schwebe. Er sann auf durchgreifende Maaßregeln gegen die Ausführungen und fand, daß ein neues System geschaffen werden müsse. Bisher waren alle auf römischen Territorien gefundenen Antiken Eigenthum des Fiscus. Die Folgen waren Unterschlagung und Schmuggelhandel. Visconti rieth, der Staat solle statt dessen das Erstkaufsrecht für sich in Anspruch nehmen; doch konnte er anfangs nur durchsetzen, daß den Findern ein Drittel des Werths gezahlt wurde; dann die Hälfte, endlich die ganze Summe. Der Schatzmeister Giovan Angelo Braschi, später Pius VI, zeigte sich anfangs spröde, aber Visconti wußte ihn und den alten Mönch, den Pabst, durch öconomische und politische Gründe umzustimmen. Diese Gründe waren die Stellung Roms als Welthauptstadt der Künste, die durch das jährlich wachsende Museum von Portici und durch die Florentiner Gallerie, die so eben die Gruppe der Niobiden und die anderen noch übrigen Antiken der Villa Medici erhalten hatte, gefährdet schien. Wie einst Julius II und Leo X durch die Berufung Michelangelo's und Raphael's Florenz seinen Rang als erste Stadt der Kunst entzogen hätten, wie damals Belvedere den Garten von San Marco verdunkelt habe, so solle jetzt für ein neues päbstliches Museum die ganz andere Schätze als die neapolitanische bergende römische Erde aufgerufen werden. Denn auch zur Unternehmung planmäßiger Ausgrabungen wurde der Pabst bewogen.

So kam es, daß Clemens XIV die Barberinischen Candelaber kaufte; kurz darauf die der Venus des Menophant ähnliche Statue, welche vor vierzehn Jahren an den Marmorelle della Colonna gefunden worden war, und den Meleager des Palasts Pighini. Dies sind die Erstlinge des vaticanischen Museums. Sie wurden provisorisch in das sogenannte Museo profano gestellt; noch im Frühjahre 1770 war man nicht einig über den definitiven Ort. Sobald diese neue Liebhaberei Seiner Heiligkeit ruchbar wurde, strömten dem Vatican Geschenke und Angebote zu, Statuen, Basreliefs, Münzen, Bronzen und Inschriften. Der Cardinal Zelada schenkte einen anderen 1764 in den salustischen Gärten gefundenen Candelaber; der Governatore Casali einen Bronzekopf des Balbinus, sechzehn

Statuen überließ der Besitzer der Villa Mattei: auch der kursächsische Hofrath und Geschäftsträger Johann Ludwig Bianconi, so arm er war, steuerte zwei Cippen u. a. bei.

Im Jahre 1771 kam man endlich zum Entschluß. Der lange Corridor der Cleopatra, schon von Clemens XI für Inschriften bestimmt, wurde unter Gaetano Marini's Leitung zum Museo lapidario, das Gartenhaus Innocenz VIII zur Gallerie der Statuen umgeschaffen. Der Hof galt in seiner alten Gestalt für ein viel zu bescheidenes Quartier seiner hohen Gäste; Clemens XIV ließ ihn durch den Architecten Michelangelo Simonetti mit dem achteckigen Porticus umgeben. Rigoristen, wie sie damals aufkamen, z. B. Milizia, tadelten den Stil: neue Trophäen des borrominesken Geschmacks nannten sie ihn, eine Aehrenlese aller Thorheiten der Architectur. Zu tadeln war nur, daß man mit einer uns immer unfaßbarer werdenden Ueberschätzung den süßlichen Perseus und die widrigen gedunsenen Boxer Canova's neben den Apollo und den Torso zu stellen wagte! — Nachdem der erste Schritt gethan war, wurden alle nachfolgenden Päbste unwiderstehlich in dieser Bahn fortgetrieben, wie die lange Reihe von Museen bis auf Gregor XVI beweist. —

Es war doch eine eigene Zeit, diese letzten Jahre des Pabstthums vor der Revolution. Eine alte Pabstwohnung wurde in einen Saal griechischer Götter umgewandelt, die christlichen Malereien von Pinturicchio's und Mantegna's Hand großentheils zerstört, ja eine katholische Capelle, Johannes dem Täufer geweiht, erbaut von Innocenz VIII (1490) und ganz von Mantegna ausgemalt (die heute nicht weniger Pilger zählen würde als die Capelle Fra Angelico's), wurde für das Büstenzimmer der neuen Gallerie hergerichtet, und im Grunde, da wo einst der Altar gestanden, ragte die Statue des Jupiter, deren Erwerbung im Jahre 1771 von den Verospi als ein glückverheißender Anfang der neu entstehenden Schöpfung betrachtet wurde, sie war die erste, die im neuen clementinischen Museum aufgestellt wurde:

Ab Jove principium Musae, Jovis omnia plena.

Gerade ein Jahrhundert ist jetzt verflossen, seit solche Dinge im Vatican sich zutrugen. Sixtus V hatte an der Gruppe des Jupiter tonans zwischen Apollo und Minerva, welche damals über dem Senatorenpalast thronte, Aergerniß genommen, und die beiden Götter von den Zinnen des Capitolsthurms herabwerfen lassen; die Minerva wurde durch Ertheilung eines gewaltigen ehernen Kreuzes zu einer christlichen Roma geweiht. Der Pabst, welcher den durch soviele förmliche und feierliche Erlasse seiner Vorgänger sanctionirten *Jesuitenorden* aufhob, rehabilitirte dafür zum Aergerniß der Frommen

den höchsten Gott der altrömischen Staatsreligion, und gar im Vatican. Am Postament sah man ein Basrelief des trunkenen Silen. Daher, als nach seinem Tode in zahlreichen Flugschriften ein wahrhaft dämonischer Haß wie mit Tigerkrallen über des seltenen Mannes Andenken herfiel, las man auf seinem schrecklichen Sündenregister am Schluß als höchsten Trumpf: Idolorum cultori, „weil er das Vaticanische Museum gegründet, welches einem mit Statuen erfüllten Tempel gleiche, und wo die Bildsäule Jupiters wie auf dem Hochaltar sitze."

C. Justi.

Die preußisch-italienische Allianz von 1866.*) (IV.)

Ueber die geheimen Verhandlungen, welche der Wiener Hof — wie es scheint, über die Köpfe der Minister hinweg — mit dem Kaiser Napoleon führte, ist natürlich nur wenig bekannt. Aber so viel steht fest, daß endlich eine Vereinbarung zu Stande kam, welche den Zweck hatte, auf einem Umwege zu erreichen, was auf dem geraden Wege der Ablösung Italiens von der preußischen Allianz sich nicht hatte erreichen lassen. Wir stellen zusammen, was über diese Vereinbarung verlautet hat.

Das „Journal de Genève" und die „Times" (in einer Wiener Correspondenz vom 5. Juli 1866) thaten zuerst Erwähnung von einem geheimen, um den 10. Juni abgeschlossenen österreichisch-französischen Vertrag, wodurch Oesterreich seinen venetianischen Besitz an Frankreich abgetreten hätte.

Klaczko in seinen „Préliminaires de Sadowa" sagt: „Im Monat Juni, als der Krieg unvermeidlich geworden, als er schon nahe war, that Kaiser Franz Joseph einen weiteren Schritt auf der bereits angekündigten Bahn, einen entscheidenden Schritt: er trat Venetien an den Kaiser Napoleon vor jedem Beginn der Feindseligkeiten ab," und in einer Anmerkung fügt Klaczko hinzu: „Die „Times" gab das genaue Datum des 9. Juni für diesen Cessionsvertrag an. In jedem Fall ist es sicher, daß er in der zweiten Hälfte dieses Monats unterzeichnet war. Der Kaiser Franz Joseph konnte damals Venetien nicht direct an Italien geben, weil der König Victor Emmanuel durch einen Vertrag mit Preußen gebunden war und dann weil jede directe Schenkung den Krieg verhindert haben würde. Nun war aber eben der Krieg der Beweggrund und die conditio sine qua non der Cession im Hinblick auf das zu erobernde Aequivalent. Ebendarum mußte auch der Vertrag sehr geheim gehalten werden."

Calonne in seinem gegen Klaczko polemisirenden Aufsatz „Les Affaires d'Allemagne et d'Italie en 1866" (Revue Contemporaine vom 31. Oct. 1868) schreibt: „Der Ehrenpunkt, heißt es, habe die Handlungsweise Oesterreichs (d. h. die Ablehnung des Congresses) dictirt.... Der Ehrenpunkt! Das geschah am 3. Juni, und, ein paar Tage später, am 9. Juni, noch ehe die Feindseligkeiten eröffnet, als demnach die Lage noch genau dieselbe war, trat Oesterreich, eben dieses Ehrenpunkts-Oesterreich, an Frankreich das nämliche Venetien ab, wovon acht Tage vorher es auf

*) Wir bitten unsere Leser in Art. III dieses Aufsatzes, Octoberheft, S. 416 Z. 20 von oben zu lesen: Noch im **Juni** (statt: Juli) wäre die Allianz Frankreichs u. s. w. *zu haben gewesen*.

dem Congresse nicht gesprochen haben wollte. Ist das ernsthaft und wer soll hier getäuscht werden? Allerdings geschah die Cession durch geheimen Vertrag und unter der Bedingung, daß sie geheim bliebe bis zum Tage da Oesterreich siegreich wäre.“ Calonne stellt sich ungläubig, um die habsburgisch-napoleonische Intrigue desto nachdrücklicher brandmarken zu können, fügt aber weitere Enthüllungen hinzu: „.... Oesterreich seinerseits hat mit den Mittel- und Kleinstaaten unterhandelt; es hat selbst, heißt es, mit Frankreich unterhandelt und sich zwar nicht dessen Beistandes, den dieses sich vorbehält, doch mindestens zum Voraus seiner Beipflichtung versichert zu den Eroberungen in Schlesien, auf die es rechnet, zu der Vergrößerung Sachsens, zur Befestigung der kaiserlichen Autorität in Deutschland und zu einer Umgestaltung der Bundesverfassung in diesem Sinn .... Man behauptet, in diesem wohlangezettelten Complot gegen Preußen habe Frankreich für sich selbst gewisse Vortheile stipulirt. Seine Ansprüche waren bescheiden; es forderte für sich keinen Gebietszuwachs; es gestand Oesterreich Alles zu unter der einzigen Bedingung, daß dasselbe ihm Venetien ausliefere und im Einverständniß mit ihm einen neutralen aber unabhängigen Staat am Rhein errichte.“

Bonghi möchte den österreichisch-französischen Abmachungen eine möglichst geringe Bedeutung beigemessen wissen; er sagt:*) „.... Die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich blieben nicht, wie man vermuthen sollte, nach der Ablehnung des Congresses unterbrochen. Ich weiß nicht, bis zu welchem Punkte sie gediehen, welche Form sie annahmen, und glaube nicht, daß sie in einem Vertrag ihren Abschluß fanden. Die italienische Regierung bekam davon keinerlei officielle oder officiöse Mittheilung. Das Interesse Oesterreichs ging dahin, sich der Neutralität Frankreichs zu versichern, falls die Neutralität Italiens nicht erlangt werden konnte. Es scheint, daß der Herzog von Gramont, der sich in Paris befand und nach Wien zurückzukehren hatte, von Drouin de Lhuys den Auftrag erhielt, Oesterreich die Neutralität Frankreichs zu versprechen unter der Bedingung, daß Oesterreich verspräche, Venetien abzutreten im Falle es gegen Preußen siegreich sein würde und ganz unbeschadet der Haltung Italiens, dem es freigestellt bliebe seinerseits von den Waffen Gebrauch zu machen. Nahm Oesterreich diesen Vorschlag an? Ich weiß es nicht..... Es ist sehr wahrscheinlich, daß Oesterreich ohne irgend eine bestimmte Zusicherung nur garantirte,**) es werde im Falle seines Sieges das von

*) L'Alleanza Prussiana S. 72.

**) Ehe Ruggiero Bonghi Italiens geistvollster Publicist und gehaltreichster parlamentarischer Redner wurde, ist er ein vielversprechender Philosoph gewesen, hat platonische Dialoge übersetzt und ein Lehrbuch der Logik verfaßt. Und in Wahrheit, so völlig Bonghi die graue Theorie des Metaphysikers abgethan hat und einen so

der französischen Politik in Italien aufgerichtete Werk nicht zerstören. Hiernach hätte es sich also auch jetzt noch kein anderes als das durch den Vertrag von Villafranca hergestellte Italien gefallen lassen."

Dieser abschwächenden Darstellung Bonghi's widersprechen aber andere Zeugnisse österreichischen und italienischen Ursprungs. Im Herbste 1866, als sich der italienische Friedensunterhändler Menabrea in Wien befand, wurde dem Organ der österreichischen Gesandschaft in Paris, dem „Mémorial diplomatique," aus Wien geschrieben, der Kaiser habe in der dem General Menabrea bewilligten Audienz gesagt, „bei der Cession Venetiens an Frankreich (5. Juli) sei es nicht abgesehen gewesen auf eine Kränkung des italienischen Nationalgefühls, sondern dieselbe sei einzig und allein geschehen zum Zwecke der Erfüllung schon früher mit dem Kaiser Napoleon eingegangener Verpflichtungen, kraft deren Oesterreich, ob siegreich oder besiegt, sich zur Verwirklichung des französischen Programmes von 1859 herbeizulassen hatte."

In der Chiala'schen Erzählung, der jüngsten von allen, heißt es: Der Kaiser der Franzosen habe mit vollem Rechte das österreichische Anerbieten vom 4. Mai als sehr vortheilhaft und wichtig betrachtet. Es sei gewiß nicht zu vermuthen, daß, nachdem die italienische Regierung das Abgehen von der preußischen Allianz verweigert, Napoleon die vertraulichen Unterhandlungen mit Oesterreich habe fallen lassen; vielmehr müsse man glauben, daß er sich vorbehalten habe, daraus ein ersprießliches Ergebniß zu gewinnen für den Fall, daß der von ihm vorgeschlagene Congreß zu keiner friedlichen Beilegung führte. „Nachdem diese Eventualität eingetreten in Folge der Weigerung Oesterreichs, die venetianische Frage diplomatisch erörtern zu lassen, soll der Herzog von Gramont beauftragt worden sein, von dem Kaiser Franz Joseph das Versprechen zu erwirken der Abtretung Venetiens an den Kaiser Napoleon nach einem ersten in Deutschland erlangten Sieg. Der Kaiser Napoleon habe seinerseits die Neutralität Frankreichs versprochen. Was Italien angeht, so habe es ihm freistehen sollen die Waffen zu brauchen," und im Gegensatz zu den von Bonghi ausgesprochenen Vermuthungen bezeichnet Chiala als glaubhaft, „daß der Kaiser Franz Joseph den Vorschlag Frankreichs in der That angenommen, ja hinzugefügt habe, er habe sich nunmehr in die Abtretung Venetiens

---

hohen Sitz er einnimmt auf dem grünen Baum des Parteilebens, auf welchem dem Schüler Plato's die Erkenntniß aufgeht: amicus Plato sed magis amica politica, so versteht er sich doch noch trefflich darauf, in den wandelbaren Praktiken der Tagespolitik ewige Ideen zu entdecken. Doch hat er offenbar nicht die Regeln seines eignen Lehrbuchs berücksichtigt, als er die obigen Worte schrieb, wonach es für denkbar gehalten werden soll, daß Jemand ohne irgend eine bestimmte Zusicherung *etwas zu garantiren* vermöge.

gefunden, einerlei ob der Krieg für die österreichischen Waffen günstig oder ungünstig verlaufen würde."*)

Die Italiener Bonghi und Chiala wollen glauben machen, daß Oesterreich Venetien zum Voraus abgetreten habe, blos um sich der Neutralität Frankreichs zu versichern. Und man begreift freilich, warum ihnen der Gedanke nicht zusagt, daß in dem geheimen Abkommen Oesterreich sich noch etwas Anderes ausbedungen habe. Dennoch liegt es auf der Hand, daß Oesterreich sich an der Neutralität Frankreichs nur etwas ausbedungen haben würde, dessen es, wie jetzt die Dinge lagen, ohnehin sicher war. Auch daß Frankreich zum Voraus seine Zustimmung gab zu den deutschen Plänen des Wiener Cabinets, daß es versprach, in jedem Falle nur zu Gunsten Oesterreichs zu interveniren, konnte diesem nicht genügen; denn bevor Oesterreich zur Verwirklichung seiner Pläne zu schreiten vermochte, mußte es gesiegt haben, und einem besiegten Oesterreich hätte die Intervention Frankreichs nicht viel geholfen. Darauf kam es dem Wiener Hofe an, daß Frankreich ihm zum Siegen verhalf oder zum mindesten das Siegen erleichterte. Jules Favre hat in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 18. März 1867 versichert, Oesterreich hätte sich schon lange vor dem Monat Mai bereit erklärt gehabt, Venetien an Frankreich abzutreten unter der Bedingung, daß Frankreich ihm Beistand leistete gegen Preußen, aber Frankreich habe ihm diesen Beistand verweigert. Rouher erklärte die Favre'sche Behauptung für falsch. Wie immer dem sei, wenn Oesterreich eine directe Unterstützung durch die Waffen Frankreichs und gar gleich für den Beginn des Kriegs verlangt hat, so versteht sich leicht, daß Napoleon sich dessen weigerte: er hoffte ja seine Pläne zu erreichen, ohne selbst das Schwert zu ziehen; und außerdem konnte er nicht wohl mit Oesterreich ein Kriegsbündniß eingehen, so lange noch die Allianz zwischen Italien und Preußen bestand. Diese Allianz mußte erst aus dem Wege geräumt werden. Und das war es eben, was man in Wien brauchte: daß Frankreich die Vortheile zu nichte machte, um deretwillen Preußen die Allianz mit Italien gesucht und geschlossen hatte. Zu diesem Zwecke hatte Oesterreich durch Frankreich die Florentiner Regierung zum Aufgeben der Allianz zu bestimmen gesucht. Das war trotz der Bemühungen Napoleon's nicht gelungen. Aber wenn das italienisch-preußische Bündniß nicht völlig beseitigt werden konnte, so konnte es doch möglichst unwirksam gemacht werden. Und dazu muß der Kaiser Napoleon jetzt um so bereitwilliger die Hand geboten haben, jetzt, da er selbst seine ganze Rechnung auf den Sieg Oesterreichs setzte.

*) Chiala, Cenni Storici S. 229. 230.

Er selbst hatte die Italiener zur Unterzeichnung des Vertrages vom 8. April gedrängt. Nun arbeitete er daran, daß der Vertrag hinfällig oder zum wenigsten bedeutungslos werde. Er hatte das Bündniß gewünscht, weil es zur Befreiung Venetiens und zum Krieg in Deutschland zu führen versprach. Diese beiden Ergebnisse waren nun gesichert; noch ehe und ohne daß die Verabredungen des Bündnisses zur Ausführung gelangt waren, hatte dasselbe seine Schuldigkeit gethan, und im Gegentheil lag ihm nun daran, daß die Verabredungen nicht zur Ausführung gelangten.

Doch so ist nicht Alles gesagt zur Erklärung der ihre eigenen Gewebe aufziehenden Politik Napoleon's. Zahlreiche italienische Stimmen haben es später dem Berliner Cabinet zum Vorwurf gemacht, die wohlwollenden Absichten des Kaisers verkannt, mit Undank belohnt zu haben. Der Vorwurf ist kindisch. Aber es dürfte thatsächlich richtig sein, daß, wenn der Kaiser an der Herstellung des preußisch-italienischen Bündnisses gearbeitet hatte, er dasselbe nicht von Anfang an lediglich als eine Schlinge betrachtete, darinnen Preußen gefangen werden sollte. Es ist ganz möglich, daß Napoleon ursprünglich in der That mehr Sympathie verspürte für Preußen als für Oesterreich. Preußen war, das konnte er nicht verkennen, der moderne Staat, ein Staat, der mehrere Grundeinrichtungen von ächt demokratischem Gehalt hatte, dessen Wirthschaftspolitik aufgeklärten Anschauungen entsprach, und der, trotz seiner polnischen Anhängsel, das Nationalitätsprincip nicht zu verleugnen brauchte. Oesterreich dagegen, ein ganz und gar mittelalterliches Gebilde, vermochte sich nimmermehr den modernen Ideen gemäß umzugestalten. Alles das sah der Kaiser ohne Zweifel und so ist es wahrscheinlich genug, daß er an und für sich lieber dem jungen Preußen als dem alten Oesterreich seinen völkerbeglückenden Beistand geliehen hätte. Aber da mußte er erfahren, daß das junge Preußen auch ohne seinen Beistand fertig werden zu können glaubte, während das alte Oesterreich denselben in Anspruch nahm; — erfahren, daß, während er sich mehr zu Preußen hingezogen fühlte, seine Interessen ihn auf Oesterreich verwiesen, — und dieser Widerspruch zwischen Sympathien und Interessen, zwischen ideologischen Schwärmereien und realen Nothwendigkeiten, findet sich nicht nur hier, er geht durch die ganze politische Rolle des Mannes und bildet recht eigentlich deren Tragik. Der Kaiser trägt demokratische Ideale im Herzen und muß doch gegen die Demokraten der ganzen Welt seinen Thron vertheidigen. Er schwärmt für Herstellung der Nationalitäten und geht zu Grunde im Kampf gegen ein sein nationales Recht vertheidigendes Volk. Seine italienische Politik vollends, der beste Theil seines Strebens und Schaffens, erliegt diesem *Widerspruch:* der Mann, der sich unterfängt, den papistischen Gesinnungen

der französischen Massen zum Trotz ein französisches Heer nach der lombardischen Ebene zu führen, damit es dort das Wunder thue der Befreiung Italiens, derselbe Mann muß, um nicht die Gunst zu verlieren dieser Massen, welche die Grundlage seiner Herrschaft sind, ein anderes Heer nach den Hügeln von Mentana entsenden, auf daß es ein neues Wunder verrichte, die Knechtung des befreiten Italiens.

Wir können uns recht wohl denken, daß Napoleon einmal einen Traum geträumt hatte, der ihm göttlich schön dünkte: Italien und Preußen, das eine die venetianische Perle in der vervollständigten Krone tragend, das andere nicht länger eine Spottgestalt von Knochen und Geist, sondern mit dem nöthigen Muskelfleisch ausgefüttert, schreiten neben dem goldenen Wagen des Imperators daher, dessen Triumphe sie beide erkämpft haben, ohne daß er anders als durch sein inspirirtes Wort sich am Kampfe zu betheiligen brauchte; — Italien, der schöne Liebling, schreitet zur Rechten; es hat längst dem Divus Augustus das schuldige Opfer dargebracht und Caesar wirft ihm Blicke zu innigen Wohlgefallens; — Preußen sucht sich ähnliche Gunst zu verdienen, indem es ein mit rheinischem Rebenlaub bekränztes Weihegeschenk dem Wohlthäter darreicht; auf den Stufen des Wagens kniet ein französischer Landmann und betet brünstiglich Salvum fac imperatorem, und das Gebet muß erhört werden, denn der Imperator in seiner Weisheit hat zugleich die Einheit Italiens zu vollenden und die Souveränetät des Papstes zu beschirmen verstanden. Ja, das Gesicht war göttlich schön, aber dem Träumer erging's, wie es seinesgleichen zu ergehen pflegt: er erwachte, und siehe da! in den Mienen des Preußen war nichts von vasallenhafter Unterwürfigkeit zu lesen und seine Lippen flüsterten kein Gelübde, und der Franzose betrachtete mit wachsendem Mißtrauen die wunderthätige Nationenmacherei des kaiserlichen Visionärs. Da kam der Visionär zu sich, schüttelte die kühnen Traumgesichte ab und wurde zum schwachen Feigling. Lange, weite, mit dem Muthe des optimistischen Schwärmers ausgesponnene Conceptionen, die dann plötzlich mit der Rücksichtslosigkeit des nur auf sein eigenes Heil bedachten Egoisten fallen gelassen werden, sobald sich der Ausführung unvorhergesehene Hindernisse, und sei es auch nur eine ungünstige Strömung der Pariser Meinung entgegenstellten, — dieses plötzliche Erschrecken, Haltmachen und Umkehren scheint uns bezeichnend für den Mann, welcher der gemeinen Auffassung als ein bloßer Betrüger, Schauspieler, Intrigant erschien, während er doch zunächst sich selbst betrog, aber freilich, jeder Seelenstärke, jeder Gewissenhaftigkeit bar, nicht nur alles Andere und alle Anderen, sondern auch die längstgehegten eigenen Ideen und Wünsche preisgab, sobald er für seine Existenz zu bangen begann.

Napoleon war ohnehin, seitdem die mexikanische Idee verunglückt war, in seinem Selbstvertrauen erschüttert worden. Es durfte ihm keine neue Idee fehl gehen. Wie er den wachsenden Unmuth der Franzosen wahrnahm, wurde ihm vor seiner bisherigen zuwartenden Stellung bange; er hatte früher gewiß nicht daran gedacht, von vornenherein Stellung zu nehmen zu Gunsten Oesterreichs, zu Gunsten der Feinde Italiens; aber nun dünkte ihm das eine Nothwendigkeit. Die Befreiung Venetiens wurde ja so nur vollends gesichert, und am Ende mußte es doch der französischen Eigenliebe nicht wenig wohlthun, wenn Italien Venetien aus der Hand seiner Befreier von 1859 empfing und durch die neue Wohlthat neu gefesselt wurde. Preußen aber durfte nicht siegen, schlechterdings nicht: die Franzosen hätten seinen Sieg nimmermehr verziehen, und in seinem dreisten Unbedacht hatte es nicht einmal begütigende Zugeständnisse versprochen für den Fall seines Siegs.

Wie bereits gesagt, wir müssen unentschieden lassen, ob Oesterreich sich ebenso spröd bewiesen hat wie Preußen. Jedenfalls war es dem Kaiser Napoleon klar geworden, daß das viertelsdeutsche Oesterreich, wenn es seine Herrschaft in Deutschland ausdehnte, leichter in eine Abrundung des elsäßisch-lothringischen Besitzes Frankreichs auf Kosten Baierns, Hessens und zumal Preußens zu willigen vermöchte als Preußen, welches kein Siebzigmillionenreich, sondern ein deutsches Reich herstellen wollte und das die etwaigen Zugeständnisse an Frankreich vor Allem aus seinem eignen Leib hätte herausschneiden müssen.

Eben um die Zeit, da die geheime Vereinbarung zwischen den Tuilerien und der Hofburg zu Stande kam, am 11. Juni, machte sich der Kaiser wieder einmal das Vergnügen, aus den Wolken hinunter zu reden zu den Völkern Europas und schrieb den vielberufenen Brief an Drouin de Lhuys, worin er, zwar im Styl der Sibylle und doch mit so naiver Aufrichtigkeit auseinander setzt, wie er als Vorsehung die europäischen Geschicke zu modeln gedächte: in Italien soll das mit Frankreichs Hülfe entstandene Werk aufrecht erhalten und durch das hinzugekommene Venetien gesichert werden; Oesterreich soll eine den venetianischen Verlust aufwiegende Entschädigung bekommen und seine große Stellung in Deutschland behalten; Preußen, so meint der großmüthige Weltverbesserer auch jetzt noch, habe Anspruch auf mehr Homogeneität und Stärke im Norden; für Frankreich fordert er eine Erweiterung seiner Grenzen nur im Falle, daß die Karte von Europa zum ausschließlichen Vortheil einer Großmacht geändert würde und wenn (— oder wenn? —) die angrenzenden Provinzen in freiem Plebiscit die Annexion an Frankreich verlangten. Es ist wohl erlaubt, aus diesem Schriftstück einige Schlüsse zu

ziehen auf Geist und Inhalt des geheimen französisch-österreichischen Uebereinkommens.

Oesterreich scheint sich verpflichtet zu haben, im Falle seines Sieges die von der französischen Politik in Italien aufgerichtete Schöpfung nicht zu zerstören, also zumal die Lombardei nicht zurückzuerobern, es scheint sich weiter verpflichtet zu haben, Venetien, wie immer der italienische Krieg ausgehe, an den Kaiser Napoleon abzutreten, damit dieser es an Italien übermittele. Wenn aber Oesterreich jeden Anspruch auf irgend welchen eigenen italienischen Besitz dahin gab, so entsagte es damit a fortiori auch der Restauration der österreichischen Erzherzöge und der Bourbonen und der eine solche Restauration voraussetzenden Idee einer italienischen Conföderation. Die Aeußerung Bonghi's, daß Oesterreich auch jetzt noch kein anderes Italien als das von Villafranca anerkannte, hätte sonach keinen rechten Sinn, wenn sie nicht etwa sagen will, daß Oesterreich die Herrschaft Italiens in den dem Papste entrissenen Provinzen nicht anerkannte.*)

Dafür daß Oesterreich jeder Revindication in Italien entsagte und zur Verwirklichung des kaiserlichen Programms von 1859 die Hand bot, muß ihm Frankreich seinerseits sein Zuthun versprochen haben, damit ihm das Aequivalent für Venetien zu Theil werde und damit ihm seine Stellung in Deutschland erhalten bleibe. Beides war natürlich nur denkbar im Falle der Niederlage Preußens. Napoleon hatte immer an die Ueberlegenheit Oesterreichs über Preußen geglaubt, die ihm wohl kaum aufgehoben zu werden schien, wenn die Italiener ihre Bemühungen mit denen der Preußen vereinigten; aber er hatte sonst gern darauf gerechnet, daß Preußen in der Stunde der Noth ihn anrufen würde, und ein Wort von ihm mußte ja genügen, dem mangelnden Schlachtenglück der Verbündeten nachzuhelfen. Nun aber hatte er sich ein für allemal auf Oesterreichs Seite geschlagen, Preußen sollte besiegt, den Oesterreichern mußte der Sieg möglichst gesichert werden. Zu diesem Zwecke hatte er versucht, Italien von der Allianz mit Preußen abzubringen. Der Versuch war in der Form, in welcher er unternommen worden, mißlungen. Aber ließ sich dieselbe Absicht nicht mittelbar erreichen? Wenn der Krieg zwischen Oesterreich

---

*) Daß Oesterreich und Frankreich etwas für den Papst zu thun gedachten, dafür spricht Mehreres. In der Depesche vom 1. Juni, wodurch Oesterreich den Congreß ablehnte, drückte Graf Mensdorff seine Ueberraschung aus, daß an die päpstliche Regierung keine Einladung ergangen sei. Aus den neuerdings veröffentlichten geheimen Papieren des Kaiserreiches geht hervor, daß Oesterreich die Cession vom 4. Juli an Bedingungen knüpfte, unter denen sich eine auf die Erhaltung der weltlichen Gewalt bezog, und Napoleon selbst wollte anfänglich für die weitere Cession Venetiens an Italien von diesem neue Sicherheiten für den Papst erlangen.

und Italien räumlich und zeitlich auf den geringsten Umfang beschränkt, wenn er der Intensität nach mit dem geringsten Maß von Kraftaufwand geführt wurde, wenn er etwa nur jenen Charakter eines ritterlichen Zweikampfs erhielt, an welchem das auf die Blankheit seines Ehrenschildes haltende Haus Habsburg so großes Gefallen hatte, wenn Oesterreich nach einem kurzen Feldzug im Festungsviereck seine Südarmee nach Deutschland zu werfen vermochte, nun, so war das beinahe ebenso gut als wenn überhaupt kein Krieg in Italien geführt worden wäre. Ja, es war vielleicht noch besser, denn es verschaffte den Oesterreichern zwar möglicher Weise das harmlose Vergnügen einer für sie brillanten Rencontre mit dem Duellgegner, aber es gestattete ihnen nicht von allem Anfang an ihren eigentlichen Kriegsfeind, die Preußen, geradezu zu zermalmen, und ebendarum blieb um so sicherer die letzte Entscheidung, die vermittelnde Dazwischenkunft, die Wiederherstellung des Friedens dem Kaiser vorbehalten, der dann sein hohes Amt so zu verwalten vermochte, daß selbst die Preußen, durch das rettende Einschreiten des Mittlers vor dem äußersten Ruin bewahrt, für ihre Verluste in Schlesien und am Rhein durch die Elbherzogthümer und etwa sonst etwas Nördliches entschädigt, die Weisheit, Gerechtigkeit, Hochherzigkeit des Schiedsrichters anzuerkennen gezwungen waren.

Aber konnte denn der Kaiser versprechen, daß Italien nur einen Krieg führen würde in dem Sinn und Maß wie es den Intentionen Oesterreichs und Frankreichs entsprach? Ja, das war freilich ein heikles Ding. Mit der Loyalität des Generals La Marmora, das hatte man erfahren, war nicht zu spaßen, und wenn man ihn aufgefordert hätte, den Vertrag mit Preußen nicht ganz zu brechen aber nur halb zu erfüllen, er hätte diese neuen halben Anmuthungen ohne allen Zweifel mit derselben unentgleisbaren Rechtschaffenheit zurückgewiesen wie die früheren ganzen. Indessen das stand sicher: die unbegrenzte Verehrung, die der italienische Staatsmann für den Kaiser hegte, hatte nicht Noth gelitten: wenn er dem Kaiser das eine Mal nicht hatte zu Willen sein können, weil das italienische Interesse, die italienische Lage es schlechterdings nicht zugegeben hatte, so fühlte er sich gewiß um so mehr gedrungen, fortan den kaiserlichen Rathschlägen nachzuleben, insofern irgend das italienische Interesse sich mit denselben vereinbaren ließ und soweit es ihm die durch die italienischen Verhältnisse belassene Freiheit gestattete. Weiter stand aber sicher: so lange der General La Marmora hoffen konnte, daß der Krieg sich vermeiden, die Welt sich in Gemäßheit der edeln Absichten des Kaisers auf dem friedlichen Wege eines Congresses in die rechten Fugen rücken ließe, so lange würde er es als unverzeihlich erachtet haben, für einen vermeid*lichen Krieg* Anstalten zu treffen, die gerade den Krieg unvermeidbar

machen konnten. Brach aber der Krieg aus, nun, so galt der Krieg Italiens der Eroberung Venetiens, und der General La Marmora besaß einen viel zu positiven Verstand, um nicht einzusehen, daß, wenn Italien so wie so in allen Fällen auf den Erwerb von Venetien rechnen konnte, es mehr als Tollheit, es Frevel gewesen wäre, sich um dieses sicheren Erwerbes willen in halsbrecherische Abenteuer einzulassen — in um so halsbrecherischere Abenteuer, als, wenn Italien die guten Rathschläge des Kaisers in den Wind schlug, es nicht darauf rechnen konnte, an ihm einen Retter in der Noth zu finden. Und wie der positive Verstand urtheilte, so mußte das Herz des blutscheuen Generals fühlen, mußte Grauen davor fühlen, daß dem Krieg Dimensionen gegeben würden, als gälte es die Eroberung Istriens, Dalmatiens und Gott weiß welcher anderen österreichischen Länder, an die der General entfernt nicht dachte. Außer dem nüchternen Verstand und dem milden Herzen zierte nämlich den General auch ein unerschütterlicher Gerechtigkeitssinn, welcher selbst dem Feinde keinen ungebührlichen Nachtheil wünschte, viel weniger zuzufügen im Stande war und welchem es auf's Tiefste widerstrebt hätte, den Kaiser von Oesterreich, der nur Venetien hergeben sollte, in irgend einem andern ihm von Rechtswegen gehörenden Besitz zu kränken. Also aus guten Gründen ließ sich voraussetzen, daß der General La Marmora die Vorbereitungen für den Krieg nicht überspannen, nicht überstürzen werde, so lange es nicht unumstößlich feststand, daß derselbe ausbrechen würde, und das stand ja wohl erst unumstößlich fest, wenn er ausgebrochen war, und ferner ließ sich voraussetzen, daß der General den ausgebrochenen Krieg mit all der Mäßigung, Ruhe und Besonnenheit führen werde, welche das ohnehin sichere Ziel nicht zu verfehlen vermochten, während Ungeduld und Unbesonnenheit nur über das Ziel hinausgeführt hätten, was ein Mann wie der italienische Minister und Feldherr unmöglich wollen konnte. Aber der Kaiser Napoleon kannte nicht nur des Generals nüchternen Verstand, weiches Herz und strenges Rechtsgefühl, er kannte ihn auch als einen Strategiker, dessen Ueberzeugungen bezüglich eines für die Befreiung Venetiens zu unternehmenden Feldzugs längst feststanden. Diese Ueberzeugungen, in welchen der General durch die Zustimmung des Kaisers und der französischen Marschälle bestärkt werden mußte, gaben nahezu die Gewißheit, daß, wenn anders La Marmora die italienischen Kriegsoperationen leitete, der Krieg im Wesentlichen auf das venetianische Gebiet beschränkt bleiben würde.

Hätte aber wider Erwarten der General La Marmora oder ein anderer italienischer Staatsmann oder Heerführer doch über die als Kampfschranke für das österreichisch-italienische Duell gezogene Schnur gehauen,

nun, gab dann nicht die vorgängige Abtretung Venetiens ein unfehlbares Mittel an die Hand, dem Krieg jederzeit ein Ende zu machen? Sobald die beiden Kaiser Franz Joseph und Napoleon erklärten, daß Venetien Frankreich gehöre, wie hätte Italien noch länger einen Krieg führen können, der kein Object mehr hatte oder dessen Object in französischem Besitze war? Sollte Italien etwa gegen Frankreich Krieg führen?

Diese fein gesponnenen Fäden rissen unter einem doppelten Gewichte, das dem arglistigen Webkünstler wider Erwarten durch die Maschen schlug. Der Kaiser hielt es, wie der Staatsminister Rouher am 16. März 1867 vor dem gesetzgebenden Körper eingestand, so zu sagen für selbstverständlich, daß Oesterreich siegreich sein müsse und daß also Preußen seine Vermessenheit theuer zu bezahlen haben werde. Und wie der Kaiser ohne das preußische Heer, so zählte er ohne die italienische Nation, welche sich minder lenkbar erwies als ihr oberster Staatsmann und Feldherr.

6.

Die geheime österreichisch-französische Abmachung habe, so vermuthet Bonghi, nicht die Einkleidung eines förmlichen Vertrages erhalten. Das klingt nicht unwahrscheinlich. Wenn wir dem deutschen Dichter glauben dürfen, so sind die höchsten Poesien nie geschrieben worden, und in der That eignen sich gewisse sublime Einfälle des Genius — nicht nur des dichterischen — wenig dazu, durch das rohe Mittel der Schrift für vulgäre Leser festgehalten zu werden.*)

Bonghi sowohl wie Chiala betonen aber zumal mit größtem Nachdruck, daß „Niemand in Italien vor dem 5. Juli officielle oder officiöse Kenntniß gehabt habe von diesen oder anderen Verhandlungen, die zwischen Frankreich und Oesterreich vorgekommen sein mögen.“**) Auch dies soll nicht angezweifelt werden; doch wird es erlaubt sein zu fragen, ob man

*) Indessen die Rede, wodurch Rouher am 18. März 1867 vor dem gesetzgebenden Körper die vom Kaiser während des Jahres 1866 befolgte Politik vertheidigte, enthält — in der Fassung des „Moniteur“ — folgende Stelle: „Vous nous demandez ce que nous avons fait? Nous avons fait ce que nous avons dit dans notre déclaration du 3 mai (1866): nous avons conseillé la paix à l'Italie et nous l'avons avertie des périls qu'elle pourrait redouter. En même temps, dès le mois de juillet, nous négocions — non par des négociations régulières, je le reconnais, mais par correspondances, correspondances qui, au besoin, pourraient voir le jour, — nous négocions l'abandon de la Vénétie à l'Italie pour rompre le faisceau et dégager l'Autriche de la double étreinte qui la menaçait.“ Es drängt sich sofort auf, daß das Einschiebsel „dès le mois de juillet“ in logischem und sachlichem Widerspruch steht zu „en même temps“ und zu „menaçait“ und man möchte vermuthen, daß es erst in der Druckerei des „Moniteur“ der Rede des Staatsministers hinterher beigefügt worden.

**) *Chiala, Cenni Storici* S. 230. Bonghi, L'Alleanza Prussiana S. 72.

nicht von einer Sache Kenntniß erlangen kann auf Wegen, die weder officiell noch officiös sind. Jedenfalls aber steht das fest: die italienische Regierung wußte vor Ausbruch des Kriegs, daß, welches immer dessen Ausgang sein möchte, Italien des Erwerbs von Venetien sicher war. „Sie hatte," so sagt La Marmora's College, der Exminister Jacini, „genügende Anhaltspunkte, um überzeugt zu sein, daß das Ziel, nach welchem sie trachtete, schon virtuell erreicht war und daß die Politik bereits geleistet hatte, was die Waffen nur ratifiziren sollten."*) Wessen Politik? Wenn die Kaiser von Oesterreich und Frankreich übereingekommen waren, über eine Provinz, zu deren Erkämpfung Italien seine Jugend in's Feld schickte, im Voraus zu Gunsten Italiens zu verfügen und so den Krieg zu einer überflüssigen Farce zu machen, so konnte die italienische Regierung diese Abmachung der beiden Kaiser nicht hindern, aber sie konnte, wenn sie von derselben Kenntniß erhielt, die Meinung hegen, daß es für sie weder würdig noch vortheilhaft sei, aus einem solchen Handel Gewinn zu ziehen, und sie konnte den Vorsatz fassen, der zweikaiserlichen Abmachung zum Trotz, die ersehnte Provinz der Tüchtigkeit ihrer Waffen zu verdanken. Aber die italienischen Staatsmänner waren von einer solchen Meinung, von einem solchen Vorsatz weit entfernt; sie rechnen es sich im Gegentheil zum Verdienst an, nichts dem Zufall, nichts dem Glück der Waffen anheim gestellt zu haben. „Das Glück der Waffen," so fährt Jacini an der erwähnten Stelle fort, „ist immer ungewiß, und dasselbe Preußen, welches heute die Welt mit dem Ruhm seiner jüngsten Triumphe erfüllt, ist auf halbem Wege zwischen Roßbach und Sadowa bei Jena nur um eines Haares Breite von der Vernichtung entfernt gewesen. Ehe eine Regierung daher die Geschicke einer Nation im Spiel der Schwerter einsetzt, ist es ihre heilige Pflicht, alle möglichen Mittel zu versuchen, um die ungünstigen Stöße weniger wahrscheinlich und, im Falle daß sie kommen, weniger schädlich zu machen; und die Regierung des Königs war sich bewußt, daß sie diese Pflicht mit einem niemals übertroffenen Eifer und mit dem vollständigsten Erfolg zu erfüllen verstanden hatte."

La Marmora's Historiograph ist wo möglich noch entzückter von der Geschicklichkeit, mit der die italienische Regierung sich gegen jede übele Folge einer verlorenen Schlacht zu assecuriren gewußt. „Keine Nation

---

*) Jacini, Due Anni S. 173. In solcher Weise den Krieg in Anwendung zu bringen als eine Form der Ratification für die bereits zu Stande gebrachten Leistungen der Politik, war der Aera des „modernen Rechtes," der milden Civilisation der Plebiscite vorbehalten. Welch einen Fortschritt bedeutet eine solche kriegerische Ratification einer bereits vertragsmäßig feststehenden Gebietsabtretung gegenüber jenen rohen germanischen Eroberungskriegen, gegen welche die italienischen Publicisten im verflossenen Jahre soviel sittlich entrüstete Leitartikel losgelassen haben!

in jenen schicksalsschweren Augenblicken, welche den Wagnissen der Schlachten vorangehen und welche nicht nur über Sieg oder Niederlage eines Heeres, sondern über die Loose eines Landes entscheiden können, hat sich je in einer beneidenswertheren Lage befunden als Italien im Jahre 1866."*) Chiala zählt dann die Factoren auf, welche zu diesem glänzenden Ergebniß beitrugen, darunter namentlich die Freundschaft des Kaisers Napoleon's, eines jener Monarchen, welche die Vorsehung den Nationen schicke, um der Menschheit ihre Bahnen zu ziehen; doch den hervorragendsten Antheil werde die Geschichte dem gefeierten General zuerkennen, welcher in den verhängnißvollen Zeitläuften der ersten Hälfte jenes denkwürdigen Jahres 1866 das Staatsschiff mit sicherer und kräftiger Hand leitete. „Tief durchdrungen von der schweren Verantwortlichkeit, welche den Leitern der öffentlichen Angelegenheiten obliegt, ließ er nichts in der Macht des Zufalls; und er that so zu sagen nicht einen Schritt, ohne zum Voraus die Interessen des eigenen Landes sichergestellt zu haben auch auf die Gefahr hin, Mißtrauen zu erregen in seinem Alliirten, welcher es mehr darauf absah, den Hindernissen zu trotzen als sie zu beseitigen oder zu umgehen. Ein einziges Mal versuchte der italienische Staatsmann das Glück, und zwar an dem Tage, da er, vor Allem jenem Gefühle gehorchend, welches die Pflichten einer Nation den Pflichten des Privatmannes gleichsetzt, Venetien aus den Händen des Kaisers der Franzosen lieber nicht annahm als daß er den Alliirten aufgegeben hätte, der denn doch seinerseits ihm am Ende die Ablehnung jedes Ausgleichs mit Oesterreich nicht garantiren konnte.**)

Indem Jacini und Chiala für die italienische Regierung das Verdienst ansprechen, die unvergleichlich günstige Lage, in welcher sich ihrer Anschauung nach Italien zu Anfang des Kriegs befand, geschaffen zu haben, ist ihnen wohl entgangen, wie nahe sie so ihren Lesern den Gedanken legen, sie hätten sagen wollen, die italienische Regierung habe eine Betheiligung gehabt bei dem französisch-österreichischen Abkommen, welches

---

*) Chiala, S. 231.

**) Noch bezeichnender ist eine Stelle in dem Vorwort Chiala's, wo er sich lustig macht über die, welche seine Bewunderung der La Marmora'schen Diplomatie nicht theilen. „Man hätte wohl," ruft er aus, „Alles dem Zufall überlassen sollen wie unser Alliirter that," und setzt hinzu: „Der Zufall gewährt manchmal einen Sieg von Sadowa; aber die Geschicklichkeit allein sichert auch den ruhigen Genuß der Folgen des Siegs. Sadowa vernichtete ein Heer, aber streute den Samen aus eines neuen Kriegs gegen Preußen. Sollte es dem Grafen Bismarck im Jahre 1866 unmöglich gewesen sein, sich durch weises Zu- und Abthun gegen eine so bedenkliche Eventualität zu wahren?" Diese Vorrede ist am 16. Juli 1870 geschrieben, am Tage des Ausbruchs des französisch-deutschen Kriegs, welcher, so erwarteten diese italienischen Geschichtsphilosophen, ihren erhabenen Ideen eine glänzende Rechtfertigung verschaffen sollte.

Italien den Erwerb Venetiens sicherte auch für den Fall, daß es im Kriege unglücklich war. Allein wir wissen, daß Italien von diesem Abkommen weder officielle noch officiöse Kenntniß hatte, und die genannten Schriftsteller können daher etwas derartiges nicht haben sagen wollen. Bleibt aber eine solche Deutung ihrer Darstellung ausgeschlossen, so kann derselben wohl kaum ein anderer Sinn beigelegt werden, als daß die Florentiner Regierung, ohne mit im Geheimniß zu sein, doch aus glücklichem Instinkte nichts gethan hatte, nichts that, was sie in den Augen Frankreichs und Oesterreichs der ihr zugedachten Gunst hätte unwerth erscheinen lassen.

In der That haben wir die Florentiner Staatsmänner mit ängstlichem Eifer bemüht gesehen, sowohl in ihren Verhandlungen mit Preußen als zumal in den Vorbereitungen für den Krieg das dem Kaiser Napoleon wohlgefällige Maß einzuhalten. Wir haben auch gesehen, daß die italienische Regierung, während sie selbst sich der vollen Gunst des Kaisers erfreute, von allem Anfang an Klarheit darüber besaß, daß das verbündete Preußen sich solcher Gunst erst noch würdig zu erweisen hatte. Es muß den italienischen Staatsmännern nachgerühmt werden: sie wünschten nichts sehnlicher, als daß Preußen wirklich sich einen ähnlichen Platz im Herzen des Kaisers verdienen möchte, wie sie selbst ihn einnahmen. Sie waren nicht, wie es sonst Günstlinge zu sein pflegen, eifersüchtig darauf aus, sich allein in der Zuneigung des Herrn zu sonnen. Sie hätten gern gehabt, daß der Kaiser aus seiner Preußen gegenüber bewahrten Zurückhaltung heraustträte und sich verbände, nicht nur nichts zu Ungunsten Italiens, sondern auch nichts zu Ungunsten Preußens zu unternehmen. Es ist oben erzählt worden, daß der Prinz Napoleon und der Gesandte Nigra sich noch im Mai Mühe gaben, den Kaiser zu bewegen, daß er mit Preußen und Italien bestimmte Verabredungen eingehe, und wie diese Bemühungen daran scheiterten, daß Preußen nicht den Preis versprechen wollte, um welchen diese Verabredungen zu haben gewesen wären. Es hatte der italienischen Regierung zu wachsender Betrübniß gereicht, den Eigensinn wahrzunehmen, mit welchem Preußen sich dagegen steifte, das von Italien durch die Abtretung von Savoyen und Nizza gegebene Beispiel zu befolgen. Und sie hatte es doch nicht an bedeutsamen Winken, an eindringlichen Rathschlägen mangeln lassen. Sie glaubte zu wissen, daß die Ansprüche des Kaisers sehr gemäßigt waren: er hätte nicht das ganze linke Rheinufer begehrt, hätte sich mit dessen südlicher Hälfte bis zur Mosel, vielleicht nur bis zur Nahe begnügt; ja, wenn Preußen nur erst einmal von seiner unvernünftigen Starrköpfigkeit ab- und sich in Verhandlungen einließ, so wäre man auch über einen noch geringeren Preis

Handels einig geworden: der Kaiser hätte sich am Ende durch die Herausgabe der im Jahre 1815 von Frankreich an Deutschland abgetretenen Festungen und Gebiete zufrieden stellen lassen. Und das war denn doch wahrhaftig das Wenigste, was er fordern konnte.

Als nun aber, wie wir gesehen haben, General Govone selbst noch in seiner letzten Unterredung mit dem Grafen Bismarck zu Anfang Juni vergebens zur Klugheit gemahnt hatte, da durfte Italien seine Hände in Unschuld waschen. Es hatte das Seine gethan, um den Verbündeten vor Unheil zu bewahren, um ihn seiner eigenen Sicherheit theilhaftig zu machen. Es hatte ihn in Paris auf's Wärmste empfohlen und es war vielleicht das Verdienst seiner Empfehlungen, daß der Kaiser seine Ansprüche herabgesetzt und für eine höchst geringfügige, kaum nennenswerthe Zahlung fest versprochen hätte, Preußen nichts zu Leide zu thun. Allein alle Winke, alle Rathschläge, die Italien andrerseits in Berlin an den Mann brachte, hatten nichts gefruchtet. Preußen blieb verblendet, blieb halsstarrig. Sollte Italien etwa um dieser preußischen Verblendung und Halsstarrigkeit willen die beneidenswerthe Sicherheit in Frage stellen, welche es seiner eignen Umsicht und Geschmeidigkeit dankte? So innige Beziehungen hatte doch wahrlich der Allianzvertrag vom 8. April nicht vorgesehen, daß Italien auch solidarisch gewesen wäre für die Fehler, welche Preußen allen Mahnungen und Warnungen zum Trotz beging.

Der Vertrag vom 8. April war, so dachte der General La Marmora, unter der stillschweigenden Voraussetzung geschlossen, daß Preußen das gute Verhältniß Italiens zu Frankreich respectirte. War doch von König Wilhelm in dem Schreiben, das er am 6. Mai an König Victor Emmanuel gerichtet hatte, die Ueberzeugung ausgesprochen worden, daß nichts im Stande sein werde, die Bande zu lösen, welche Italien und Frankreich verknüpften. Also hatte der König von Preußen selbst zugegeben, daß die preußische Allianz dem innigen Verhältniß Italiens und Frankreichs keinen Eintrag thun dürfe. Wenn nun der Kaiser Napoleon von der wohlwollenden oder doch völlig neutralen Haltung, welche er anfänglich Preußen gegenüber beobachtet hatte, mehr und mehr zurückkam und zurückkam darum, weil Preußen eigensinnig dabei beharrte, sein Wohl und Wehe dem Zufall anheimzugeben, statt durch weises Ab- und Zuthun sich dieselbe behagliche Gefahrlosigkeit zu sichern, deren Italien sich erfreute, — wenn der Kaiser Napoleon immer entschiedener für Oesterreich Partei ergriff und dieses letztere von vornherein Italien zugestand, was Preußen nur eben für den Fall, daß ihm der Zufall günstig war, zu versprechen vermochte, nun, so war es klar, daß alles dies, Preußens unverständige *Tollkühnheit*, des Kaisers Napoleon Annäherung an Oesterreich und Oester-

reichs Nachgiebigkeit in der venetianischen Frage, an dem innigen Verhältniß, das zwischen Italien und dem französischen Kaiser bestand, nichts ändern konnte. Ja, gerade indem Italien fortfuhr, sich die Freundschaft des Kaisers unvermindert zu erhalten, sorgte es auch am besten für Preußen; denn so blieb es in der Lage, in einem für den wagehalsigen Freund bedenklichen Augenblick ein gutes Wort zu seinen Gunsten in Paris einlegen zu können mit der Hoffnung, gehört zu werden. Es war also vollkommen ernstlich gemeint, wenn eine an den Gesandten Barral in Berlin gerichtete Depesche des Generals La Marmora vom 20. Mai die Zuversicht aussprach, daß Preußen stets die Freundschaft Frankreichs für Italien als ein Unterpfand mehr für die Wirksamkeit der preußisch-italienischen Allianz betrachten werde.

Die Sorge, welche La Marmora um die Erhaltung des guten Verhältnisses zu Frankreich trug, konnte sich bei einem Manne von seinem schlichten Verstande nur in einer einzigen Form äußern. Und auch hier wieder befand sich die Biederkeit seines Herzens mit der Schlichtheit seines Verstandes in vollstem Einklang. Wenn der Kaiser Napoleon die Allianz Italiens mit Preußen zugelassen hatte in der Erwartung, daß Preußen sich den kaiserlichen Wünschen gemäß benehmen werde, so war es, da Preußen diese Erwartung täuschte, klärlich die Sache Italiens, die preußische Unzuverlässigkeit durch um so größere Treue, die preußische Widerspenstigkeit durch um so größere Gefälligkeit seinerseits gut zu machen. Und dieses Bündniß, welches der Kaiser vornehmlich im Interesse Italiens gefördert, ja gestiftet hatte, dieses Bündniß drohte jetzt bei der unwirschen Stimmung der Franzosen zu einer Quelle innerer Verlegenheiten für das Kaiserthum zu werden. Da wäre Italien doch schnöd undankbar gewesen, wenn es nicht sein Möglichstes dazu gethan hätte, dem großmüthigen Freund und Schützer diese Verlegenheiten zu ersparen. Zumal aber da jede Gefährdung des französischen Kaiserthums auch als eine Gefährdung des Königreichs Italien angesehen werden mußte, wie hätte La Marmora zweifeln können, daß er nicht nur seiner Schuldigkeit gegen den Kaiser oblag, sondern auch gute italienische Politik trieb, wenn er als die oberste Regel seines Verhaltens den Satz festhielt, daß Italiens Sache eins sei mit der Sache des Kaisers. Was aber die Sache des Kaisers war, nun, das wußte doch dieser selbst am besten, — dem Kaiser gegenüber hatte La Marmora die bescheidene Erkenntniß der eignen Kleinheit —, und so blieb dem italienischen Staatsmann und Feldherrn nur die einfache, doch immerhin noch hinreichend ehrenvolle Aufgabe, das Wohl und Gedeihen des eignen Landes dadurch zu bewirken, daß er den Empfehlungen und Rathschlägen des französischen Kaisers mit all der ihm möglichen Beflissen-

heit und Genauigkeit nachkam. Das Unmögliche konnte er allerdings nicht leisten. Denn wenn auch in dem freien Italien der General La Marmora viel weniger nach Anderer Meinungen zu fragen hatte als Graf Bismarck in dem despotischen Preußen, so ist doch auch ein italienischer Ministerpräsident nicht unumschränkter Herr seiner Handlungen. Zum Beispiel den preußischen Verbündeten ohne Weiteres im Stich zu lassen, das war dem General La Marmora — auch von allen Gewissensbedenken abgesehen — unmöglich gewesen. Allein der Kaiser Napoleon verlangte auch nicht mehr das Unmögliche. Er mahnte den General nur fortwährend, sich nicht zu übereilen. „Empfehlen Sie dem General La Marmora," so sagte Napoleon am 30. Mai zu Nigra, „empfehlen Sie ihm die größte Ruhe und Vorsicht, denn wir werden Venetien ohne Krieg oder mit Krieg haben."*) Und der General war gerne ruhig und vorsichtig: daran hinderte ihn Niemand und auch sein eignes zartes Gewissen nicht.

Doch natürlich konnte La Marmora für die Ruhe und Vorsicht Italiens nur so lange einstehen, als er selbst das Heft in Händen hatte. Hier lag ein ernsthaftes Problem, und es wurde immer ernsthafter, je weiter sich die Dinge entwickelten. La Marmora war Ministerpräsident und er hatte bisher auch die Hand gehabt über die militärischen Dinge. Im Frieden war das ganz gut angegangen, ja gerade durch sein allumfassendes Walten in seiner doppelten Machtsphäre hatte er die Sachen so gedeihlich zu leiten gewußt. Doch für den Fall des Kriegs schien es unthunlich, daß er auch weiter noch zugleich als erster Minister die italienische Politik und als Feldherr die italienische Armee leitete. Schon im April hatte sich in den parlamentarischen Kreisen die Anschauung festgestellt, daß, wenn der Krieg ausbräche, ein neugebildetes Ministerium die Geschäfte zu übernehmen hätte, und zumal den Posten des Ministerpräsidenten wies die öffentliche Meinung mit bemerkenswerther Einhelligkeit einem Manne zu, der nicht der General La Marmora war — dem Baron Ricasoli. Was aber die militärische Führung betraf, so besaß Italien zwei Generale, denen beiden das Feldherrnamt so zu sagen von Rechtswegen zuzukommen schien — den Armeegeneral La Marmora und den Armeegeneral Cialdini. Es war für La Marmora kein leichtes Ding, sich dieser zwei durch die allgemeine Stimme für gleich und besser berechtigt erklärten Mitcandidaten um die höchste militärische und höchste bürgerliche Gewalt zu entledigen; aber es gelang ihm, gelang ihm — wenn der Vergleich erlaubt ist — mittelst Anwendung eines analogen Stratagems wie desjenigen, wodurch einst gewandte Circuskämpfer sich des

*) *Chiala*, S. 190.

ihnen nachsetzenden Löwen erwehrten. La Marmora ließ den Mantel im Stich — den äußeren Schein der Macht, und rettete für sich den Leib, das Wesen.

Es geschah ja nicht aus persönlichem Ehrgeiz, wenn La Marmora auch während des Kriegs zugleich die Feder des Diplomaten und den Stab des Feldherrn in seiner sicheren Hand zu behalten wünschte. Männer seinesgleichen lassen sich von besseren Triebfedern bewegen als gemeiner Ehr- und Herrschbegier. Sie trachten nicht nach leitenden Stellungen, aber sie nehmen dieselben muthig und entschlossen ein und halten dieselben fest mit unbeirrbarer Ausdauer, wenn sie das Bewußtsein in sich tragen, daß kein Anderer so viel wie sie für das Heil des Staates zu leisten vermöchte.

Wie wenig La Marmora an seine eigne Person dachte, wie er nur der Sache, die es galt, dienen wollte, das haben er selbst und seine Freunde späterhin wieder und wieder hervorgehoben. Aus Hingebung, Opferwilligkeit, Selbstverleugnung geschah es, so belehren sie uns, daß La Marmora im Jahre 1866 die undankbare Stellung eines Chefs des Generalstabs übernahm. In dieser Stellung hatte er alle Verantwortlichkeit, aber nicht den Titel, nicht die Machtvollkommenheit des Oberbefehlshabers, die Ehre des Erfolgs wäre einem Andern, die Schuld des Mißerfolgs ist ihm zugetheilt worden.

In der mangelhaften Gestaltung des Oberbefehls während des Feldzugs von 1866 möchten La Marmora und seine Freunde gern die eigentliche Ursache des Mißlingens finden. Eine ganze Literatur von Streitschriften ist entstanden, welche zwischen Vertheidigern des Generals La Marmora und Vertheidigern des Generals Cialdini und endlich zwischen den beiden Generalen selbst gewechselt wurden. Diese polemischen Schriften*)

---

*) Die wichtigsten sind die folgenden, welche sämmtlich im Sommer 1868 erschienen (nachdem La Marmora selbst die Kritik seiner Kriegführung heraufbeschworen durch jene Interpellation im Parlamente, zu deren Begründung er die vertrauliche Usedom'sche Note vom 17. Juni 1866 mittheilen zu müssen geglaubt hatte):

„Il Generale La Marmora e la Campagna del 1866" — eine Schrift, die durch Styl und Argumentation die Chiala'sche Herkunft verrathen dürfte. Der zweite, größere, erst später beigefügte Theil dieser Schrift replicirt einer im Interesse Cialdini's geschriebenen Entgegnung auf den ersten Theil: „Risposta all'opuscolo Il Generale La Marmora e la Campagna del 1866." Auf die Replik folgte dann eine weitere „Risposta alla seconda parte dell'opuscolo Il Gen. La Marm. e la Camp. del 1866." Hierauf trat La Marmora selbst in die Schranken mit einem Schriftchen: „Schiarimenti e Rettifiche del Generale La Marmora," und nun kam auch Cialdini mit einer „Risposta del Generale Cialdini all'opuscolo Schiarimenti" etc. Der erst ganz kürzlich herausgekommene zweite Theil des ersten Bandes des Chiala'schen Buches hat trotz der besten Absichten nichts Neues zu Gunsten La Marmora's gebracht, vielmehr auch hier wieder sehr gegen den Willen des Vertheidigers die überführenden Beweise wider den Clienten gemehrt.

ergänzen sich gegenseitig und werfen verschieden gefärbte Streiflichter auf die italienische Kriegsführung, die man um so willkommener heißen muß, als eine vollständige und ungefärbte Beleuchtung durch einen auf den officiellen Quellen beruhenden objectiven Bericht noch fehlt und voraussichtlich immer fehlen wird. Alle Räthsel werden durch diese Polemik natürlich nicht gelöst. Das aber geht mit voller Evidenz daraus hervor, daß, wenn das Commando schlecht, unglaublich schlecht, organisirt wurde, dies zunächst die Schuld des Generals La Marmora war, und zwar keineswegs eine Fahrlässigkeitsschuld; denn diese Organisation entsprach eben seinen Absichten in Betreff der Führung des Feldzugs. Dabei ist aber vollkommen richtig, daß La Marmora nimmermehr diesen seinen Absichten gemäß den Oberbefehl zu organisiren und den Feldzug zu führen vermocht hätte, wenn die Fahrlässigkeit, die Schlaffheit, die Charakterschwäche Anderer ihm nicht zu Statten gekommen wäre.

Dieser Punkt braucht eine nähere Auseinandersetzung.

Es schien sich im Jahr 1866 von selbst zu verstehen, daß der König Victor Emmanuel den Oberbefehl über die italienische Armee zu übernehmen hätte, aber nicht minder selbstverständlich schien es, daß in Wirklichkeit ein Anderer ihm zur Seite und statt seiner als Chef des Generalstabs das eigentliche Feldherrnamt ausübte. Die monarchischen Politiker fühlten sehr wohl, daß die Verbindung zwischen der savoyischen Dynastie und Italien noch einer Bestätigung bedurfte, welche dem einstweilen nur durch den Civilact der Plebiscite vollzogenen Vertragsverhältniß die volle Weihe und Heiligkeit einer unauflöslichen Ehe zu geben vermochte. Und der Altar, vor welchem diese religiöse Trauung zu begehen war, konnte nur auf einem Schlachtfelde stehen. Bei dem König selbst, der unter seinem Vater die Feldzüge von 1848 und 1849 und neben Napoleon den von 1859 mitgemacht, stand es fest, daß er und seine Söhne sich beim Heere zu befinden hätten und zwar er an der Spitze des Heeres.*) Schlimm aber war es, daß Niemand den König als Heerführer ernstlich nahm, und wenn er selbst etwa sich für einen General hielt, so that er es jedenfalls nicht wie ein Monarch, der sich kraft seines königlichen Blutes, kraft seiner providentiellen Sendung als geborenen Kriegsherrn fühlt.

In dem König Victor Emmanuel so gut wie in seinen Unterthanen ist jede Erinnerung an den heroischen und feudalen Ursprung des Königthums erloschen. Aber ohne diese Erinnerung, ohne das in alten monarchischen Staaten lebendige Gefühl, welches in dem Königsamt vor

---

*) *Chiala* berichtet, der König habe schon im April erklärt, daß er sich den Oberbefehl *vorbehalte*. Cenni Storici, S. 262.

Allem das Herzogsamt ersieht, läßt sich ein Volk nicht von dem naiven Glauben leiten, daß der Monarch in der That der geborene Generalissimus sei. In dem neuen Italien würde man als den lächerlichsten aller „Codini,“ aller Zopfträger einer dunkeln Vergangenheit den verspotten, der da im Ernste behaupten wollte, daß der König als solcher den Beruf zum Feldherrn in sich trage. Und doch — jener Glaube ist vielleicht nicht ganz so kindisch als die aufgeklärten Staatsbürger des modernen Italiens sich einbilden. Er beruht auf einer Anschauung, ohne welche die Monarchie nicht auf die Dauer bestehen kann, auf der Anschauung von der Unzertrennlichkeit der Geschicke der Dynastie von denen des Staates, auf der Ueberzeugung, daß Niemand die Ehre des Staates besser vertrete als der König, Niemand seinem Wohle treuer, selbstloser, aufopfernder diene, daß zumal auf der Wahlstatt Keiner mehr einsetze als er. Dieses unbedingte Vertrauen der Nation, des Heeres in den Monarchen verleiht allerdings diesem nicht ein Feldherrntalent, das er nicht besitzt; aber es gewährt die unentbehrlichste Voraussetzung für eine gedeihliche Heerführung: die unversehrte Autorität, die völlige Einheit des Commandos. Der König darf von Allen Alles heischen und selbst Alles wagen, denn er weiß Volk und Heer hinter sich, weiß, daß er im Unglück nicht verlassen sein wird; zumal aber darf er auch die eigentliche Leitung des Kriegs seinen Generalen übertragen, ohne fürchten zu müssen, daß deren Ruhm je den Glanz seiner Krone zu verdunkeln oder gar daß Einer, der mehr an sich als an den Königsdienst dächte, die Sicherheit seines Thrones zu gefährden im Stande wäre.

Wie himmelweit verschieden von diesem lebendigen Treuverhältniß eines altmonarchischen Volkes zu seinem Fürsten ist die Vertragsbeziehung, in welcher sich die Italiener zu ihrem Souverän fühlen. Nach italienischem Staatsrecht und nach der Auffassung der Nation beruht Victor Emmanuel's Königthum auf den Jastimmen, welche dafür votirt haben. Aber der Stimmbürger, welcher einen König auf den Thron gestimmt hat, trägt das Bewußtsein in sich, ihn auch wieder herunterstimmen zu können. Selbst bei den eigentlichen Monarchisten, bei den Doctrinären der gemäßigten Partei, welche von der Unentbehrlichkeit der Monarchie für das neue Italien überzeugt sind, hat diese Ueberzeugung durchweg keine tiefere Grundlage als Erwägungen der Nützlichkeit. Seitdem die Auswanderung des Königs die altpiemontesischen Bevölkerungen erkältet hat, sind auf der Halbinsel die loyalen Don Quixote an den Fingern aufzuzählen, welche noch an ein, sein Recht in sich selbst tragendes Königthum der Savoyer glauben.

Und der erste König von Italien ist fürwahr kein letzter Ritter, kein

romantischer Paladin einer versunkenen Welt. Victor Emmanuel selbst glaubt an das eigene Königthum nur in dem Maße als seine Italiener daran glauben, und es ist wohl eben diese Glaubenlosigkeit, welche ihn befähigt hat, der Monarch eines Volkes zu werden, welches Wappen und Titel, Helden und Heilige liebt, aber sie nicht ernsthaft nimmt. Gerade weil dieser Sprosse eines der ältesten europäischen Herrscherhäuser sein Herrscherthum betreibt wie ein Dilettant, weil er, wie man mit einem ächt italienischen Sprachgebrauch sagen möchte, nicht sowohl König ist als den König „macht," gerade darum ist Victor Emmanuel der rechte Mann gewesen für den Weg, den er zurückgelegt hat. Einer tiefer angelegten Natur wäre der Weg schwerer geworden. Ein König, der von seinem Königthum durchdrungen war, hätte sein altes Recht von Gottes Gnaden nicht so leicht dahin gegeben für das neue Recht der Plebiscite; er hätte es wohl kaum über sich gebracht, die Wiege seiner Ahnen an die Fremden auszuliefern, und es hätte ihn mehr Mühe gekostet, gleich einem Miethwohner Vater- und Geburtshaus zu verlassen und in einer anderen Stadt eine andere Wohnung zu beziehen. Aber diese Entschlüsse, die der Gemüthskälte des Königs so leicht geworden sind, mußten gefaßt werden, wenn das sardinische Königreich sich so rasch in ein italienisches verwandeln sollte. Ein Monarch, der es mit seinem Monarchenthum ernstlicher meinte, wäre vermuthlich nicht der Souverän und gewissermaßen Hersteller des neuen Italiens geworden. Doch freilich — ob der also hergestellte Staat auch dauernd ein monarchischer bleiben werde, das scheint dem König selbst nicht ausgemacht. Er fühlt, daß die Monarchie als Staatsform des neuen Reichs noch einer anderen Basis bedürfe als der hohlen Formel der Plebiscite oder als der nicht viel solideren Doctrin einiger Utilitarier; er fühlt, daß sie fortwährend sich in der Gunst der Nation erhalten, thatsächlich als die nützlichste Staatseinrichtung erscheinen müsse. Wohl ist es wahr, daß auch das bloße göttliche Recht der Könige heute nirgend mehr der eherne Fels ist, darauf die Monarchien unerschütterlich feststehen. Den einzig unanfechtbaren Rechtstitel des Königthums findet das wache Bewußtsein der Völker heute überall darin, daß es ihrem Gedeihen zu dienen versteht. Nur fragt sich, nach welchen Maßen seine Dienste bemessen werden — nach den kleinen Maßen, welche eine launische und oberflächliche öffentliche Meinung handhabt, oder nach der großen sittlichen Auffassung, welche langsam in der Tiefe des Volksgewissens reift. Im einen Falle muß der Monarch die Tagesmeinung befriedigen, im andern darf er das Urtheil erwarten, welches die Jahrzehnte fällen werden. Der König Victor Emmanuel hat es sich immer angelegen sein lassen, daß auch nicht an einem einzigen Tage sein gutes

Verhältniß zu dem italienischen Volke getrübt werde. Und das italienische Volk ist nicht unempfindlich für die Zuvorkommenheiten seines Fürsten. Aber die stete Sorge des Königs beweist doch, daß er nicht das volle Vertrauen hat in die Innigkeit des Verhältnisses; er gleicht einem beglückten Gatten, der mit Eifer und Eifersucht darüber wacht, daß ihm die Gattin ihre Liebe nicht entziehe. Auch Victor Emmanuel meint, daß sein gutes Recht nicht ausreiche, unberechtigte Nebenbuhler ungefährlich zu machen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung — dieser Plebiscitenkönig, der doch kein neuer Emporkömmling ist wie die Bonaparte. Aber man versteht wohl, wie dieses ächt blaues Blut in den Adern tragende Fürstenkind dazu kam, so leichten Muthes statt des irrationellen feudalen Geschnörkels sich den verständigen Ziffernschwindel einer napoleonischen Volksabstimmung gefallen zu lassen. Als ein noch sehr junger Prinz, der an dem Hofe seines Vaters nicht viel menschliche Herzensregungen hatte fühlen lernen, gelangte Victor Emmanuel in einem Augenblick zur Regierung, da eine glückliche Revolution und zwei unglückliche Kriege den Thron seines alten Nimbus entkleidet hatten. Es kostete ihn keine Entsagung, keine Ueberwindung, sich in die constitutionelle Doctrin, wie sie aus der französischen Julimonarchie nach Piemont importirt worden war, einzuleben; daß er nicht regieren, daß er nur herrschen sollte, entsprach ohnedies seiner Unlust zur Arbeit, seiner Lust au Tag und Nacht ausfüllendem Jagen nach edelm und unedelm Wild; und selbst sein Herrscherthum konnte ihm nicht mehr als ein unverlierbares Recht gelten; es gehörte ihm nur so lange, als ein revolutionär aufgeregtes Volk es ihm beließ, das fühlte er, und daß er sich von dieser revolutionären Aufregung müsse tragen lassen, wenn er nicht von ihr wollte abgeschüttelt werden. Er hatte viel praktische Auffassung, wenig Vorurtheile, keinen Eigensinn. Wenn gut geleitet, ließ er sich leiten; wenn von mittelmäßigen Leuten berathen, begriff er oft besser als sie die Umstände und richtete sich danach. Was von politischer und persönlicher Leidenschaft in ihm war, stimmte zu dem nationalen Willen und Ziel: er hatte das Unglück seines Vaters, seine eigene Demüthigung an einem insolenten Sieger zu rächen. Die alten und neuen Schulden an Oesterreich heimzuzahlen, ersehnte er wie die Nation, und wie diese dachte er, daß zur Leistung dieser Zahlung jede Münze recht sei. Nicht ganz so leicht fiel es ihm, sich von den bigotten Traditionen seines Hauses loszumachen. Wie so häufig Leute, die ein ähnliches Leben führen, wurde er manchmal von religiösen Schrecken befallen, denen ein kräftiger Aberglaube, das dauerhafteste Ergebniß seiner Erziehung, grelle Farben lieh. Doch diese Stimmungen der Höllenangst verflogen und er

rächte sich dann dafür an den Pfaffen, — auch in diesem Punkte ein ächter Sohn seines Volks, welches ihm seine piemontesischen und nicht italienischen Unarten, seine macedonische Unempfindlichkeit für attischen Geschmack und feineren Lebens- und Kunstgenuß nachsah, da er in der Hauptsache, in dem jedes andere Interesse zurückdrängenden nationalen Streben so völlig mit der Nation eins war. Eins in solchem Grade, daß er, der König, welcher am regelmäßigen Regieren gar keinen Geschmack finden konnte, dafür oft wie ein ächter Revolutionär zu Nutzen und Frommen des Vaterlandes das Conspiriren betrieben hat. Zumal seitdem aus dem angestammten König von Sardinien der König von Italien durch den Willen der Nation geworden ist, hat Victor Emmanuel das Votum der Plebiscite zu verdienen gesucht. Die Opposition legte die Plebiscite dahin aus, die Gültigkeit des Pactes zwischen der Nation und der Monarchie hänge ab von der Suspensivbedingung, daß die Monarchie die Einheit und Unabhängigkeit Italiens vollende. Der König grübelte nicht über die Richtigkeit oder Falschheit dieser Verfassungstheorie; es verlangte ihn die Bedingung zu erfüllen, ehe Garibaldi oder Mazzini ihm zuvorkamen. Eine Scheu vor der Betretung gedeckter Gänge, wo die offenen Wege nicht ausreichten, hatte er nie empfunden, und von Cavour hatte er gelernt, daß, um der Revolution die Hände zu binden, man sie beim Arm fassen und mit ihr selbander gehen müsse. Um es Cavour nachzuthun und mit Garibaldi zu concurriren, hat Victor Emmanuel mehr als einmal im Geheimen gezettelt gegen Oesterreich, gegen den Papst, aber auch gegen seine eigenen Minister, im Einverständniß mit den Oppositionsführern, mit Garibaldi, selbst mit Mazzini, aber auch mit minder achtbaren Genossen. So ist der König, dem um seiner Verfassungstreue willen vom Volk der Beiname des Ehrenmanns ertheilt worden, ein nichts weniger als correcter constitutioneller Herrscher. Er hält von der bindenden Kraft eines Stücks Papier vermuthlich noch weniger als mancher in absolutistischen Anschauungen befangene Monarch; aber statt an den seiner Herrschermacht auferlegten Fesseln zu zerren, zieht er es vor, dieselben unfühlbar zu machen, indem er jedem Ruck nachgibt, jede Spannung durch Entgegenkommen verhindert. Er sucht populärer zu sein als seine Minister; er verbündet sich lieber mit der Revolution als daß er sie bekämpft, und so oft er sie bekämpfen mußte, geschah es, weil er sich vorher zu weit mit ihr eingelassen hatte. Er ist gern König, aber er hegt keine Ehrfurcht vor seinem Königthum und hat vollends keinen Respect vor den andern Autoritäten des Staats. Innigeren Gemüthsregungen unzugänglich, durch höhere geistige Interessen unberührt, ohne Bewunderung für das Große und ohne Anhänglichkeit an das Kleine, steht Victor Emma-

nuel seinem Volke näher als den Besten in diesem Volke; selbst seine Kinder — wenigstens die vollbürtigen — sehen ihn selten, und während er, der derbe Lebemann, bei der Menge entschieden beliebter ist als es sein Vater war, jener geheimnißvolle, schwer brütende Carl Albert, so besitzt er doch noch weniger ächte Freunde. Carl Albert mißtraute und ihm mißtrauten die Getreusten. Victor Emmanuel's alles Glanzes barer Hof ist einsam trotz der zahlreichen Gesellschaft ungeliebter, unliebender Günstlinge, welche sich da im Dämmerlicht umhertreibt und der stets verlegenen Civilliste keine Mittel zu schicklichem Aufwand läßt. Wer den König nicht braucht, fühlt sich wenig angezogen von seiner für Verdienst und Treue gleichgültigen Natur, welche nicht einmal aus Berechnung oder Würde die königliche Tugend der Dankbarkeit zu üben weiß und durch keine persönliche Neigung abgehalten wird, Minister und Diener noch häufiger zu wechseln, als es ihm das Spiel des parlamentarischen Kaleidoskops auferlegen würde. Unter all den zahlreichen Ministern, welche dem König gedient, hat nur der unzuverlässige, aber jedem königlichen Hang bequeme Rattazzi sich einiger Vorliebe erfreut.

Der König sollte und wollte also im Jahre 1866 den Oberbefehl führen; gerade ihm und nur ihm mußten die Erfolge gedankt werden, und es wäre nimmer angegangen, daß er in zweiter Linie zurückblieb hinter den Generalen und nun gar hinter dem Volksliebling Garibaldi, dem sich ein Commando nicht versagen ließ. Und die Erfolge, die gerade ihm gedankt werden sollten, durften nicht ausbleiben; ein Mißerfolg wäre ein zu bedenklicher Schlag für das monarchische Princip gewesen. So schmeichelhaft es nun aber war, daß im Jahre 1859 ein französisches Zuavenregiment den König zum Ehrencorporal ernannt hatte, so verbürgte diese Verbriefung seiner persönlichen Tapferkeit doch nicht seine Tüchtigkeit als Feldherr. Während des Feldzugs fanden im Heere unglaubliche Erzählungen Glauben: der königliche Generalissimus, so raunte man sich zu, habe nicht gewußt, daß die beiden Hauptfestungen des Vierecks, Mantua und Verona, durch eine Eisenbahn verbunden seien, ja, er habe erstaunt aufgehorcht, als man ihm berichtete, daß Triest am Meere liege und also durch die Flotte beschossen werden könne. Ohne Zweifel ist hier der mythenbildende Geist der Menge geschäftig gewesen; doch die Thatsache, daß solche Anekdoten umzugehen vermochten, beweist, wie wenig man dem königlichen Oberbefehlshaber das Recht zuerkannte, sich als den wirklichen Feldherrn zu betrachten. Dafür galt der Generalstabschef.

Die Theilung der Feldherrnschaft in Schein und Wesen, in Würde und Amt wäre nun an sich nicht nothwendig ein Uebel gewesen. Wenn der König sich in der That mit dem Scheine begnügte, sich keine Eingriffe

in die Sphäre des Generalstabschefs als des wahren Feldherrn gestattete, so hätte man nicht zu besorgen brauchen, daß die Einheit des Oberbefehls durch eine solche Einrichtung jedenfalls Schaden leiden müßte; der Name des Königs hätte demselben vielmehr vollends die höchste Autorität verliehen. Allein für ein discretes Vorliebnehmen mit dem Namen des Oberbefehlshabers gab die Persönlichkeit des Königs keine volle Sicherheit. Ebenso wie Victor Emmanuel es nicht hat lassen mögen, trotz all seines Constitutionalismus zu Zeiten eine andere Rolle zu spielen als die des Pünktchens auf dem I, und wie er, wenn nicht der stetige Mitarbeiter, doch der zeitweilige Widersacher seiner Minister gewesen ist, so, konnte man befürchten, würde er auch im Felde versuchen, ein bischen Oberbefehlshaberschaft auf eigne Rechnung zu betreiben. Und das ist in der That geschehen — und der correct constitutionelle General La Marmora hat es dem König hinterher höchlich übel genommen. Ein constitutioneller Monarch, so fand La Marmora später, habe sich auch als Oberbefehlshaber zu erinnern, daß er herrsche und nicht regiere, und daß also nicht er, sondern sein verantwortlicher Generalstabschef das wirkliche Commando habe. Das heißt aber nur eine an sich bloß halb wahre Abstraction auf die Potenz der völligen Ungereimtheit erheben. Jene Abstraction drückt wenigstens etwas aus — nämlich den Satz des constitutionellen Staatsrechts, daß für die Regierungshandlungen die Minister die juristische Verantwortlichkeit tragen und daß darum eine Regierungshandlung, bei welcher kein Minister mitgewirkt, als formell ungültig zu betrachten ist. Aber keine Verfassung schreibt vor, daß für die Erlasse des Oberbefehlshabers einer Armee, wofern er der Monarch ist, seine Generale die Verantwortlichkeit tragen. Und ganz natürlich. Im Kriege kommt es nicht darauf an, die leitenden Gewalten künstlich zu vertheilen, damit sie sich gegenseitig begrenzen und einengen, sondern so zu gestalten, daß der Zweck des Kriegs erreicht werde. Und der wird um so besser erreicht, je einheitlicher, unumschränkter das Commando organisirt ist. Es kann also der General La Marmora seine Kriegführung nicht füglich damit entschuldigen, daß der König Victor Emmanuel Ordres gegeben hat, welche der Contrasignatur des Generalstabschefs entbehrten. Gerade La Marmora hatte, wie sein Vertheidiger Chiala ausdrücklich hervorhebt, im Feldzuge von 1848 die Unzukömmlichkeiten eines königlichen Oberbefehls kennen gelernt und war damals, weil denselben abgeholfen werden sollte, in besonderer Mission nach Paris geschickt worden, um sich dort einen französischen General für die weitere Leitung des Kriegs auszubitten. Er hatte seitdem gar oft die Ueberzeugung ausgesprochen, die unentbehrlichste Voraussetzung für eine gedeihliche Kriegführung sei die Vereinigung der ganzen

Verantwortlichkeit und der vollen Selbständigkeit des Befehlens in einer Person. Als er im Jahre 1866 die Functionen des Generalstabschefs annahm, gab er sich nicht etwa der Täuschung hin, es sei dieser Vorbedingung Genüge gethan; vielmehr fürchtete er von vorn herein — wie Chiala berichtet*) — nicht mit der nöthigen Autorität ausgestattet zu werden; er hatte das Bewußtsein der Unklarheit seiner Stellung. Und trotzdem hat er sie eingenommen. Ja, als ob es nicht genügte, daß er dem König gegenüber nicht den Umfang und die Wirksamkeit seiner Befugnisse sicher stellte, hat er, wie wir sehen werden, zum Ueberfluß auch noch den General Cialdini mit einer selbständigen Commandohälfte — richtiger gesagt, mit dem Scheine einer solchen — bekleidet. So hat er den Oberbefehl gerade derart organisirt, wie derselbe seiner oft betonten Ueberzeugung gemäß nicht organisirt werden darf, wenn er dem Zweck des Kriegs entsprechen soll. Dies Verfahren bliebe unerklärlich, wenn man nicht vermuthen dürfte, daß der General La Marmora für diesen speciellen Krieg eine unzweckmäßige Organisation des Oberbefehls als eine unbedeutende Nebensache ansah oder gar das Unzweckmäßige in diesem Falle just für zweckmäßig erachtete.

Allein freilich der General La Marmora oder seine Freunde behaupten, er habe sich der obersten Führung des Heeres nur unterzogen, weil es ihm nicht gelungen, andere von ihm für fähiger gehaltene Generale zur Tragung einer so großen Verantwortlichkeit zu bestimmen.**) Indessen schon am 5. Mai — acht Tage nach dem Beginn der Mobilisirung — theilte die officiöse „Opinione“ mit, daß für den Fall des Kriegs La Marmora der Chef des Generalstabs sein würde. Die Bemühungen, welche La Marmora anstellte, um Andere zur Uebernahme des Postens zu bereden, können also nicht gar lange gedauert haben. Und in der That versichern die Vertheidiger Cialdini's, daß La Marmora bei seinen Bemühungen nur sehr wenig Nachdruck aufgeboten,***) und Cialdini selbst, während er ein ironisches Lächeln über La Marmora's angebliche bescheidene Schüchternheit nicht unterdrücken mag, sagt †), daß La Marmora eben nur für einen Augenblick daran gedacht habe, ihm oder dem General Petitti (La Marmora's späterem Unterchef) die Functionen des Generalstabschefs zu übertragen, wobei Cialdini zugleich errathen läßt, wie seiner Meinung nach die (durch Chiala bestätigte) Thatsache, daß auch der General Petitti als eine für das hohe Amt geeignete Persönlichkeit zur Sprache

---

*) Cenni Storici, S. 264.

**) Il Gen. La Marmora e la Campagna del 1866. 2. Ausg. S. 7.

***) Risposta all'opuscolo Il Gen. La M. S. 6.

†) Risposta del Gen. Cialdini all'opuscolo Schiarimenti. S. 6.

kam, darthue, daß La Marmora nie ernstlich gesonnen gewesen sei, die Leitung des Kriegs anderen als den eigenen Händen anzuvertrauen. Petitti wäre nur ein Strohmann La Marmora's gewesen.

In Wahrheit war der General Cialdini der einzige, welcher ob seines Rufes und seiner Stellung ernsthaft außer La Marmora für die Uebernahme des Oberbefehls in Frage kommen konnte.

Enrico Cialdini hatte wie sein Landsmann und Freund Fanti in Spanien für die liberale Sache gekämpft, als sich in Italien noch nicht dafür kämpfen ließ; wie jener hatte er, nach Italien zurückgekehrt, Gelegenheit erhalten, seine im Kampf gegen die Carlisten geschulten Talente im Dienste Carl Albert's zu verwerthen. Und für einen talentvollen General galt gleich Fanti auch Cialdini. Es läßt sich aber unschwer verstehen, daß diese Nichtpiemontesen, welche ihre militärische Bildung nicht auf der Turiner Militärakademie, sondern auf den Schlachtfeldern der Pyrenäenhalbinsel empfangen hatten, der piemontesischen Offizierskaste als Eindringlinge, als Ausländer galten. Cialdini, mißtrauisch wie ein Spanier, verwand das Gefühl, gewissen Kreisen als Fremdling zu gelten, niemals, auch dann nicht, da er italienischer Armeegeneral geworden war. Stets behielt er im Gedächtniß, daß wenig gefehlt hätte, so wäre im Jahre 1849 der „Ausländer" Fanti für Novara verantwortlich gemacht und als Verräther erschossen worden. Cialdini trug gar keine Lust, einmal in eine ähnliche kritische Lage zu gerathen. Er fand nie in sich das unerschütterliche Vertrauen auf die Festigkeit des Bandes, welches alle Glieder der Armee vom König bis zum letzten Lieutenant herab zu Kameraden machen sollte. Freilich, dafür hat man ihm hinwiederum eine gewisse Widerwilligkeit schuldgeben wollen gegen die doch auch den ersten Offizieren obliegende Pflicht des Sichbescheidens, Sichunterordnens unter das Ganze, — eine Widerwilligkeit, die man damit erklärte, daß der General aus dem Lande der Pronunciamentos allzu hohe Begriffe mitgebracht habe von der Selbstherrlichkeit eines Mannes, der Generalsschnüre auf den Achseln trägt. Dieser Vorwurf scheint im Widerspruch zu stehen mit der Thatsache, daß Cialdini die höchsten politischen und militärischen Stellungen ausgeschlagen hat, als sie ihm angeboten wurden. Das aber ist jedenfalls sicher, daß an dem General seine spanische Vergangenheit nicht spurlos vorübergezogen ist; er liebt den Glanz, den großen Namen, die Magniloquenz, die Metapher sowohl im eignen Mund als im fremden Mund auf seine eigne Person angewandt. Man hat darum den Widerspruch dahin erklärt, daß der General Cialdini — zum Unterschied vom General La Marmora — die höchsten Aemter liebe, aber nicht die *höchste Verantwortlichkeit*, und daß er nicht gerne den bereits gewonne-

nen Ruhm um eines noch zu gewinnenden höheren Ruhmes willen auf's Spiel setze.

General Cialdini schlug also im Frühjahr 1866 die ihm von La Marmora angetragenen Functionen des Chefs des Generalstabs sofort aus.*) Er setzte Zweifel in die Aufrichtigkeit des Antrags und allem Anschein nach mit Recht. Allein eben durch sein schnelles Ausschlagen hat er dem General La Marmora die Verwirklichung der Absicht, die er ihm beimaß, allzu leicht gemacht — der Absicht, von vorn herein alleiniger Vorbereiter des Feldzuges und schließlich der alleinige wirkliche Feldherr zu bleiben.

Die Freunde La Marmora's deuten an, daß Cialdini nicht genug von jenem Gefühl selbstloser Hingebung für König und Königthum in sich getragen habe, wodurch La Marmora bestimmt worden sei, die undankbare Stellung eines verantwortlichen Generalstabschefs neben einem „unverantwortlichen“ königlichen Feldherrn anzunehmen. La Marmora in seiner Anhänglichkeit an Dynastie und Monarchie habe die Nothwendigkeit begriffen, daß der König den Oberbefehl führe; Cialdini habe sie nicht begriffen. Ganz grundlos ist diese Andeutung nicht. La Marmora, den piemontesischen Edelmann und Soldaten, mußten allerdings ältere Erinnerungen und wärmere Empfindungen an den König und das Königshaus knüpfen als den Nichtpiemontesen Cialdini; und von einem sehr lebhaften royalistischen Gefühl zeugt es allerdings nicht, daß Cialdini sich die Anwesenheit irgend welcher Mitglieder des königlichen Hauses bei den von ihm commandirten Truppen verbeten hat.**) Indessen daß Cialdini

---

*) Brief Cialdini's an La Marmora vom 1. Mai (auszugsweise mitgetheilt bei La Marmora, Schiarimenti e Rettifiche, S. 11.) Daß das Datum des Briefs der 1., nicht, wie La Marmora irrig angiebt, der 20. Mai ist, erhellt aus den Citationen bei Chiala S. 265. 456. 462. Uebrigens geht aus den mitgetheilten Bruchstücken dieses Briefs nicht sowohl hervor, daß La Marmora dem General Cialdini den Posten des Generalstabschefs, als vielmehr, daß er ihm das Commando eines größeren Theiles des Heeres angeboten hatte. Die Idee, das Heer zu theilen, scheint also schon am 1. Mai bei La Marmora festgestanden zu haben. Und schon damals schrieb ihm Cialdini: „Geben Sie diese unheilvolle Idee auf und vereinigen Sie das Commando der gesammten Armee in einer einzigen Hand und zwar der Ihrigen.“ Der Brief Cialdini's schloß mit der Erklärung, daß er nicht allein den Oberbefehl nicht annähme, sondern jeden Antheil an der allgemeinen Leitung des Kriegs ablehnte; und daß er, was ein partielles Commando angehe, dasjenige eines Armeecorps von einer beschränkten Zahl von Divisionen einem ausgedehnteren vorzöge.

**) Die Thatsache, daß Cialdini sich etwas Derartiges ausbielt, thut allein schon dar, wie wenig in Italien die Vorbedingungen bestanden für eine Gestaltung des Oberbefehls, welche sich anderswo vollkommen bewährt hat. Als nach Custoza Ricasoli in der fehlerhaften Organisation des Commandos die Ursache alles Mißgeschicks zu ersehen glaubte, stellte er Nachfrage an über die Einrichtung des Commandos im preußischen Heere und erfuhr, daß dasselbe dort der Form nach gerade so beschaffen war wie in Italien.

so geringe Rücksicht nehmen wollte auf das dynastische und monarchische Interesse und La Marmora so große, das gereicht jenem nicht so sehr zum Tadel und La Marmora nicht so sehr zum Lobe, als die Freunde des letzteren wollen. Wenn Cialdini von Anfang an die Unzuträglichkeiten des königlichen Oberbefehls vorausgesehen hat, so ist La Marmora, als sie auch ihm hinterher klar geworden waren, durch all seinen Royalismus und Constitutionalismus nicht abgehalten worden, in sehr deutlicher Weise den König als den wahren Uebelthäter zu bezeichnen. Indessen hat in der That, wie wir wissen, La Marmora das Mißliche des königlichen Oberbefehls von Anfang an ebenso gut erkannt wie Cialdini. Der Unterschied zwischen ihnen beiden war eben der, daß für die Kriegführung, welche La Marmora im Sinne hatte, die Uebelstände des königlichen Oberbefehls nicht von Belang schienen, während sie dem General Cialdini sehr ernst vorkamen, viel zu ernst, als daß die Erwägung des monarchischen und dynastischen Interesses ihn hätte bestimmen können, sie sich gefallen zu lassen. Cialdini wollte Krieg führen, ohne Rücksicht nehmen zu müssen auf Dinge, die nicht der Krieg waren. La Marmora's Kriegführung dagegen, so ist man völlig berechtigt zu sagen, setzte sich zu gutem Theile zusammen aus Elementen, die nicht der Krieg waren. Cialdini muß zum Voraus überzeugt gewesen sein, daß diese Elemente nicht zu beseitigen sein würden, und deßhalb verzichtete er auf die Leitung des Kriegs, auf jeden Antheil an der Leitung. Es würde ihm doch nicht gestattet sein, dachte er, seine eignen Ideen zu verwirklichen, seinen eignen Feldzugsplan durchzuführen; da wollte er denn keine Verantwortlichkeit für fremde Pläne oder für die gefälschte Durchführung seiner eignen tragen.*) Ein doppeltes Mißtrauen erfüllte ihn: er mißtraute seinen alten Nebenbuhlern und Neidern, den Piemontesen, und diese Piemontesen eben waren es, welche bis zur Stunde die politische und militärische Situation beherrscht, geschaffen hatten. Er wußte nicht, was in gewissen Kreisen geplant wurde; aber er witterte unreine Luft. Er kannte nicht die diplomatischen Geheimnisse, in welchen der Krieg vorbereitet worden, und er bezweifelte, ob diese Geheimnisse für ihn aufhören würden, falls er den Oberbefehl annähme. Neben seinem offenen Oberbefehl würde doch die

*) In Cialdini's „Risposta all'opuscolo Schiarimenti e Rettifiche del Gen. La Marmora" heißt es Seite 17: „Der General La Marmora hat erwähnt, daß ich jede Mitwirkung bei der allgemeinen Leitung des Kriegs ablehnte, und daß ich, was ein partielles Commando betraf, bei Weitem das eines kleinen Armeecorps vorzog. Warum that ich das? Weil ich nicht Angesichts des Heeres und Angesichts des Landes die moralische Verantwortlichkeit für die oberste Leitung des Kriegs theilen wollte, wenn meine Ideen nicht zur Geltung kamen, wenn mein Feldzugsplan, wie immer er beschaffen sein mochte, ob gut oder schlecht, nicht angenommen wurde."

versteckte Thätigkeit Anderer fortdauern, so argwohnte er, und lieber als daß er den Erfolg seiner strategischen Operationen durch eine uncontrolirbare militärische und politische Geheimbündelei compromittiren ließ und damit sich selbst in die Gefahr brachte, fremde Sünden verantworten zu müssen, entsagte er der Feldherrnschaft.

Allein Entsagung ist nur eine halbe Tugend und ist vollends gar keine Tugend, wenn man, nachdem man entsagt hat, doch wieder zugreift. Cialdini kam seiner Pflicht gegen das Vaterland nur halb nach, als er den Oberbefehl ausschlug, weil derselbe ihm nur zum Schein angeboten war und unter Umständen, welche, selbst wenn er ihn erhielt, keine gedeihliche Kriegsführung versprachen. Er hätte mehr thun müssen: er hätte suchen müssen zu verhindern, daß Andere einen Krieg führten, welcher seiner Meinung nach kein ersprießliches Ergebniß haben konnte. Allein über dem Gedanken, der ihn ganz in Beschlag genommen, dem Gedanken, wie er sich selbst einer Verantwortlichkeit zu entziehen hätte, die er mit vollem Recht nicht übernehmen mochte, vergaß Cialdini ganz, daß auch noch sonst Jemand existirte, nämlich die italienische Nation, welche gleichfalls ein Interesse daran hatte, daß nicht ein Krieg geführt würde, wie er seiner Meinung nach nicht geführt werden durfte. Cialdini konnte die fixe Idee nicht los werden, daß, wenn die Sachen schief gingen, gewisse Leute sich ein Vergnügen daraus machen würden, ihn, den Nichtpiemontesen, dafür entgelten zu lassen. Gewissen Leuten diese Möglichkeit zu nehmen, das vor Allem beschäftigte ihn. Darum wollte er von keiner Verantwortlichkeit für die allgemeine Leitung des Krieges wissen; darum zog er einem ausgedehnten Commando ein beschränktes aber von Einflüssen, die er für gefährlich, für feindselig hielt, unabhängiges Commando vor. Als ihm aber ein solches, wie ihm dünkte, ganz unabhängiges Commando angetragen wurde, nahm er es doch an, obwohl es ausgedehnt genug war, so ausgedehnt, daß seiner Ueberzeugung nach ihm die wesentlichsten Operationen zufielen, — nahm es an, ohne sich nach Möglichkeit verlässigt zu haben, daß er damit auch wirklich das Gute leisten konnte, was er zu leisten wünschte, zu leisten sich fähig wußte, ohne zu erkennen, daß die ihm bewilligte Unabhängigkeit nur eine scheinbare war, daß man ihn zwar unabhängig machte, aber auch lahm legte. Hätte Cialdini weniger daran gedacht, zu verhüten, daß, wenn der Feldzug einen unglücklichen Verlauf nahm, man ihn dafür verantwortlich machen könnte, und mehr daran, die Möglichkeit eines unglücklichen Verlaufs auszuschließen, so wäre er nicht das Opfer derer geworden, die nicht sowohl darauf sannen, in ihm sich einen etwaigen Sündenbock bereit zu halten als vielmehr einen unbequemen Dreinredner zu entfernen.

Cialdini hat keine moralische Verantwortlichkeit für die Leitung des Kriegs übernehmen wollen. In der That ist nicht seine reale, aber seine moralische Verantwortlichkeit für das Scheitern des Feldzugs so groß als die La Marmora's. Ein so strenges Urtheil wir über das klägliche Benehmen dieses letzteren fällen müssen, so haben wir doch eben darum ohne Rückhalt zuzugestehen, daß seine Handlungsweise sich vorweg aus der Enge seines Kopfes und der Mattheit seines Herzens erklärt, nicht aus eigensüchtigen Beweggründen. La Marmora handelte wie er handelte —

sotto l'usbergo del sentirsi puro

— weil er es nicht besser verstand, weil er so für das Wohl seines Königs und seines Landes zu handeln glaubte. Er hat hinterher mit der ihm eignen pharisäischen Salbung, aber mit einer darum doch nichts weniger als gemachten Naivetät hervorgehoben, wie er sich bewußt sei, stets seine Pflicht erfüllt zu haben. Cialdini's Verstehen aber war besser als sein Handeln, und deßhalb verdienen seine pflichtwidrigen Lässigkeitssünden keine günstigere Beurtheilung als La Marmora's gewissenhafte Begehungssünden. Noblesse oblige, aber Einsicht verpflichtet noch viel mehr. Cialdini mußte die Einsicht haben, daß die Frage, wer den Oberbefehl führen sollte, keineswegs eine bloße Personenfrage war; er wußte, daß es sich um die Sache handelte, um die Art der Kriegführung. Dennoch hat er die Frage nur wie eine Personenfrage behandelt. Als ob die Antipathie zwischen ihm und den Piemontesen das Wichtige wäre, so benahm er sich; aber in Wahrheit war das Wichtige die Antithese zwischen der piemontesischen Anschauung von der besten Methode, Oesterreich zu bekriegen, und der von dieser Anschauung ganz und gar abweichenden nichtpiemontesischen, sogenannten „italienischen Schule," deren Hauptvertreter eben Cialdini war.

Heinrich Homberger.

Sechs Jahre österreichischer Politik. (II.)

6. Karl XII. und die schlesischen Protestanten.

Wenige Tage bevor im Herbst 1706 der Sieg des Prinzen Eugen bei Turin über die Zukunft der Lombardei entschieden, war die kaiserliche Provinz Schlesien von dem schwedischen Heer unter König Karl XII. durchschritten worden. Karl hatte nun den Kurfürsten-König von Sachsen-Polen, Friedrich August, entthront und in dem polnischen Adligen Stanislaus Lesczinsky der Republik Polen einen König von Schwedens Gnaden gegeben. Um Friedrich August's letzte Hülfsmittel zu vernichten, war der Schwede in das deutsche Reichsland Kursachsen eingebrochen; dort hatte die schwedische Armee sich häuslich eingerichtet. Gelb und abgemagert, Zigeunern ähnlich, waren die schwedischen Soldaten in Sachsen angelangt, nun statteten sie sich bequem und behäbig aus, denn das Gebot ihres Königs befahl ihnen, den Wohlstand Kursachsens zu erschöpfen. Solchen furchtbaren Feind im Lande, keines Widerstandes mehr mächtig, hatte Friedrich August auf die polnische Krone verzichtet und alles bewilligt, was sein schonungsloser Gegner ihm auferlegte. Dennoch wichen die Schweden nicht aus Sachsen: im Herzen Deutschlands schaltete schwedisches Gebot. Der Friedensbruch gegen Kaiser und Reich, den Karl XII. im Herbst 1706 verübt, gewann das Ansehen dauernder Vergewaltigung. Hart an Oesterreichs Grenzen starrten die Waffen des schwedischen Räubers, die benachbarten österreichischen Provinzen durchstreiften schwedische Werber, aus Schlesien wurden die tüchtigsten Rekruten entführt, in Böhmen rottete das Landvolk sich gegen die adligen Grundbesitzer zusammen, für die Verbindungen des schwedischen Schützlings, Königs Stanislaus von Polen, mit der Rebellion in Ungarn hatten die österreichischen Minister Beweise in Händen, geängstet riefen die mittel- und norddeutschen Reichsstände ihre Truppen vom französischen Kriegsschauplatze zurück, zu Regensburg war ein Reichsconclusum wider den nordischen Friedensbrecher berathen worden und der Kaiser hatte dem Beschlusse des Reichstages seine Zustimmung *versagt*.

Höflichste Behandlung des unbequemen Schwedenkönigs war die Losung gewesen, welche England und Holland seit dem beinahe gleichzeitigen Ausbruch des nordischen und französischen Krieges ausgegeben. Um dem nordischen Kriege gegenüber die Neutralität des deutschen Reiches, jenes Werbemagazins der seemächtlichen Heere zu wahren, und alle Streitkräfte des

Reiches dem westlichen Kampfe zu erhalten, hatte die kaiserliche Regierung den Vorgängen in Polen bisher mit gekreuzten Armen zugeschaut. Der Befehl der Seemächte war vom Wiener Hofe auf das pünktlichste befolgt worden. Weil die Seemächte die russische Allianz mißbilligten, hatte Oesterreich dieselbe schon mehrmals abgelehnt. Der Kaiser hatte sich in dem großen Conflikte Schwedens mit Rußland und Polen auf gerade so schüchterne und gerade so vergebliche Mediationsversuche wie seine westlichen Verbündeten beschränkt. Nicht anders wie der Berliner Hof war auch Oesterreich mit der englischen Verheißung getröstet worden, daß Karl XII. die Unverletzbarkeit des deutschen Reichsgebietes achten werde. Als die schwedischen Truppen sich dennoch gegen die schlesische und sächsische Grenze geschwenkt, hatte England sich für seemächtliche Bundeshülfe gegen den schwedischen Friedensbruch verbürgt.*) Kaum war darauf die schwedische Armee Sachsens Meister geworden, als von England und Holland her ganz andere Sprache verlautete. Nun wurden die kaiserlichen Minister wiederum beschworen, sich geduldig in die Zeit zu schicken. Jeden Stein des Anstoßes, verlangten die Seemächte, der dem unberechenbaren Schwedenkönig zum Aergerniß werden könne, solle der Kaiser aus dem Wege räumen. An der Entscheidung Karl's XII. sah man auf dem flandrischen Kriegsschauplatze damals das Weltgeschick hängen: wenn der Schwede als Kriegsgenosse Frankreichs und im Rücken der Verbündeten seine sieggewohnten Schaaren in die Wagschaale warf, so drohten die frisch gepflückten Lorbeeren der großen Allianz eiligst zu verwelken. Mit sanften Mitteln, behauptete deßhalb der Herzog von Marlborough, müsse man den Schweden aus dem Reiche wiederum nach Osten locken. Ein freigebiger Aufwand von Bestechungssummen, welchen die britische Regierung nicht sparte, gewann die Zweifelhaften unter den Ministern und Generalen Karl's XII. für die politischen Gesichtspunkte der Seemächte. Endlich überzeugte im Frühjahr 1707 ein persönlicher Ausflug nach Sachsen den Herzog von Marlborough, daß der nordische Kriegsheld Karl XII. den französischen Despoten Ludwig XIV. verabscheue.**) Für ihr eigenes Theil waren England und Holland seitdem beruhigt. Um so dringlicher betheuerten sie dem österreichischen Hofe, wie die Absichten des Schwedenkönigs lobenswerth und vortrefflich seien, um so ernstlicher ersuchten sie

---

*) Die Belege in der Correspondenz des Grafen Gallas, des Residenten Hoffmann aus London, des Grafen Goës aus dem Haag. Oesterreich. Staatsarchiv, und Murray, Marlb. dispatches.

**) Marlborough's Correspondenz mit Fürst Salm und Graf Wratislaw. Coxe papers, Brit. Museum; Coxe Memoirs of the duke of Marlborough; Murray, Marlb. *dispatches.*

Kaiser Josef, jenem lästigen Eindringling und Nachbar im Sachsenlande auch weiterhin nur die gütlichsten Worte zu bieten. Zu seinem Leidwesen wollte Marlborough allerdings schon beobachtet haben, daß bei Karl XII. eine gewisse Kälte gegen den Kaiser obwalte.*)

Längst hätte man am Wiener Hofe sich überzeugen müssen, daß die kaiserliche Politik auch in diesem Falle vor einer Alternative stand, welche keine mittlere Richtung zuließ.

Entweder beugte man sich unter das Unvermeidliche, unterdrückte sogar jede Miene des Grolles und warb mittels unumwundener politischer Zugeständnisse um die Freundschaft des gefährlichen Karl's XII. Es handelte in solchem Falle sich um schleunige Anerkennung des Königs Stanislaus von Polen, um die Verbürgung des schwedischen Friedens mit Friedrich August von Sachsen und um gewisse Gefälligkeiten gegen das Haus Holstein-Gottorp, die Verwandten des schwedischen Königs. Die Unzuverlässigkeit der westlichen Verbündeten schien zu solcher Auskunft zu rathen und am österreichischen Hofe ward dieser Standpunkt schon seit dem Herbst 1706 durch den Grafen Wratislaw vertreten.

Aber demselben Staatsmanne eignet das Verdienst, auch die andere Richtung, welche Oesterreich einschlagen konnte, gekennzeichnet zu haben. Mit seinen eigenen verfügbaren Truppen vermochte der Kaiser den 44,000 Schweden in Sachsen nicht zu begegnen. Wenn Oesterreich sich nicht demüthigen wollte, so galt es vor der Hand, jeglichem Ausblick nach Westen und Süden hin zu entsagen, das russische Bündniß ungesäumt zu ergreifen, in Polen die kursächsische Partei unter Oesterreichs Fahnen zu sammeln, den Seemächten zum Trotze Dänemark, Schwedens alten Nebenbuhler und Feind, unter Waffen zu rufen, am Reichstage den schwedischen Kriegsfürsten als Reichsfeind zu ächten und mit unbarmherziger Wucht auf den nordischen Eindringling zu fallen. Ohne aufrichtiges Verständniß mit den beiden waffenstarken norddeutschen Reichsfürsten, Preußen und Hannover, ließ sich der Angriff auf Karl XII. freilich nicht wagen und Hannover stand von älteren Tagen her in gutem Vernehmen mit Schweden, Preußen aber umwarb so eben das schwedische Bündniß. Dennoch wären Hannover wie Preußen vermuthlich zu kaufen gewesen. Trotz aller Freundschaft zu Karl XII. gelüstete es das Welfenhaus nach dem Erwerb der schwedischen Reichsgebiete Bremen und Stade und der Hohenzoller hatte schon ebenso angelegentlich mit dem Zaaren und Sachsen-Polen gegen Karl, wie nun mit Schweden in Unterhandlung gestanden. Wenn ein

*) Marlborough an Wratislaw 1. Mai 1707, Marlborough an Harley 20. Mai 1707. Murray.

derber Eingriff des Kaisers schon jetzt die Revolution im nordöstlichen Staatensystem zum Abschlusse brachte, wenn Oesterreich mit der Auftheilung der brüchigen polnischen Föderation und des schwedischen Raubes an deutschem Reichsgebiet Rußland und Kursachsen, Preußen und Hannover befriedigte, so hätte das Schicksal Karl's XII. sich schon vor Pultawa erfüllt.*) Bei solcher Jagd im Osten winkte gerade den kriegsfähigsten und ehrgeizigsten Ständen des deutschen Reiches verlockendere und reichlichere Beute, als bei dem günstigsten Ausgang des Reichskrieges gegen Frankreich: Eigennutz und Habgier hätten in diesem Falle das Kriegsfeuer geschürt. Indem aber Preußen und Sachsen ihren künftigen Schwerpunkt in außerdeutschem Staatsgebiete mpfingen, indem das Haus Hannover als Erbe des britischen Thrones nach England auswanderte, indem man endlich noch Kurpfalz mit der Statthalterschaft in Belgien abfand und so die Mächtigeren des Reiches dem deutschen Reichsinteresse entfremdete, nahm der Kaiser als Gegengabe so mancher Gefälligkeit seinen Dank innerhalb des deutschen Reiches entgegen. Durch den Erwerb Baierns in seinem deutschen Gehalte gestärkt, sammelte Oesterreich das übrige deutsche Reich. Die Zertrümmerung Polens und die Ausstoßung Schwedens aus den deutschen Marken hätten Mörtel zur Einung des Vaterlandes hergegeben. Dies alles wäre eine sehr verwegene, eine vielfach gescholtene und dennoch kerngesunde österreichische Realpolitik gewesen.

Der kaiserliche Hof zog indessen vor, von der bisherigen begütigenden Sprache mit Karl XII. nicht zu lassen. Seinen Gesandten im schwedischen Kriegslager ertheilte Josef die Weisung, ihre „beschwerlichen" Vorstellungen gegen die verlängerte Aussaugung Sachsens behutsam vorzubringen, damit „des Königs von Schweden Liebden" keinen Argwohn schöpfen möge. „Um Karl's XII. Empfindlichkeit zu schonen," befahl der Kaiser geflüchtete kursächsische Truppen aus den benachbarten Reichsländern zu entfernen. Im kaiserlichen Rathe gestand man sich, vor Schweden keinen Tag sicher zu sein und lehnte, „um abermals die Empfindlichkeit Karl's XII. zu schonen," ein Bündnißangebot des russischen Zaaren ab, welches dem Kaiser 50,000 Mann zur Verfügung stellte.**) Dennoch, wie vielfach man sich vor dem nordischen Könige demüthigte, hatten die kaiserlichen Minister in einigen wesentlichsten Punkten die Befriedigung Karl's XII. versäumt. Kaum glaublich lautet es und doch konnte sich

*) Die Grundgedanken einer solchen Politik sind in einer Denkschrift des Grafen Wratislaw an Marlborough, aus dem September 1707 (allerdings erst nach dem Abzuge Karl's XII. aus Sachsen) im österr. Staatsarchiv enthalten.

**) Relatio conferentiae inter principem Salmensem et Baronem de Seilern *8. Juli 1707.* Oesterr. Staatsarchiv.

damals ereignen, daß den Seemächten zu Gefallen die österreichische Regierung sich widerstandlos dem Uebermuth des Schweden beugte und wiederum den Seemächten zu Gefallen den Stolz des Schweden verletzte. Seitdem nämlich Engländer und Holländer der Abneigung Karl's gegen Frankreich gewiß geworden, hatten sie ihrer Neutralität in den nordischen Händeln zu Liebe die Anerkennung des polnischen Königs Stanislaus vertagt. Auf Kosten Oesterreichs und Deutschlands übten sie jede Nachsicht gegen Karl XII., aber aus Rücksicht auf Reich und Kaiser wichen sie keine Haaresbreite von ihrem Lieblingsplane ab. Dem kaiserlichen Gesandten in London ward auf seine dringliche Anfrage erklärt, daß auch Oesterreich dem Vorgange der Seemächte folgen und mit der Anerkennung Königs Stanislaus „laviren“ müsse. So kam der Sommer 1707 heran und an Stelle jener kühlen Gesinnung, welche Marlborough im Frühling bemerkt, gab Karl XII. schon Anzeichen leidenschaftlicher Erbitterung gegen Oesterreich kund. Eine Beleidigung, die ein junger Ungar im vorigen Jahre dem schwedischen Gesandten zugefügt, die Verhaftung schwedischer Werbeoffiziere in Schlesien, das Entweichen moskowitischer Truppen in kursächsischem Solde durch kaiserliches Gebiet, solche und ähnliche andere geringfügige Verstöße wurden von schwedischer Seite als Feindseligkeiten des österreichischen Hofes bezeichnet. Karl XII. verlangte Genugthuung, oder drohte mit dem Einbruch in die kaiserlichen Erblande. Zu Anfang Juni war die Lage sehr ernst geworden. Marlborough besorgte einen unvermeidlichen Bruch. Wie will man hindern, klagte der Chef der holländischen Politik, daß der schwedische König einige Merkzeichen seines Zornes in Schlesien und Böhmen zurückläßt!*) Inmitten hochfliegender Entwürfe ward das deutsche Haus Oesterreich plötzlich von nahem Verderben überrascht. Alles Glück, welches man seit zwanzig Jahren eingesammelt, konnte im nächsten Augenblick hinfällig werden. In Ungarn hatte die Nähe der Schweden den Aufstand noch einmal mit heftigerer Gluth emporlodern lassen; die besten Streitkräfte Oesterreichs lagerten jenseits der Alpen; für das Verhalten der Seemächte aber gab Marlborough die Weisung: man wolle von einem Bruche des Kaisers mit Schweden keinesfalls vor Beendigung der Campagne Kenntniß nehmen.**) Freilich setzte man von Holland, London und Hannover aus Karl XII. mit Bitten zu. Eigenhändig schrieb Königin Anna von England an den schwedischen König. Nun aber rächte sich die weichliche Behutsamkeit, mit welcher man bisher jeglichem Zusammenstoß mit diesem Verwegenen ausgewichen.

---

*) Heinsius an Marlborough 4. Juni 1707. Heinsius Archiv.

**) Marlborough an Harley, 25. Juli 1707. Murray.

Als Held, der für eine gerechte Sache kämpfte, war der jugendliche Karl von Schweden vor sieben Jahren aus der Heimath aufgebrochen: der Erfolg hatte ihn verwöhnt und berauscht. Er war von dem Wahne hingerissen, daß ganz Europa ihn fürchte: doch gewann diese angebliche Unbezwingbarkeit weder seinem Staate noch seiner Person einen entscheidenden Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten. Staatsmännische Erwägungen fanden in den Kreis seiner Gedanken überhaupt keinen Eingang. Karl's fanatischer Glaube an sein Waffenglück gab sich in dem trotzigen Selbstbewußtsein kund, gewaltthätigen Launen ungestraft folgen zu dürfen und Niemandem dankbar, jeden ihm Mißliebigen mißhandeln zu können. Die vorwiegende Leidenschaft seines Temperamentes war unbändiger Zorn. Er knirschte mit den Zähnen, wenn seine Räthe ihm Ungelegenes vortrugen. Von zornigen Anwandlungen ließ er bei diplomatischen Unterhandlungen wie bei strategischen Unternehmungen sich lenken und treiben. Einst hatte sein Herz einen reichen Schatz edler Gemüthsanlagen geborgen und der durchdringende Verstand des Jünglings hatte viele erfahrene Alte überragt. Gegenwärtig begann krankhafter Stolz die besseren Eigenschaften seines Charakters zu verdunkeln; die königlichen Pflichten gegen seinen Staat hatte er vergessen und seine kriegerische Laufbahn artete in abenteuernde Fahrten eines Condottiere aus. Schon mochte ein englischer Beobachter fragen, ob in der Geistesmischung dieses Kriegsfürsten die Einsicht oder der Wahnsinn das vorherrschende Element.

In hochmüthig verletzendem Tone beantwortete Karl XII. das Schreiben der englischen Königin. In Oesterreich urtheilte Prinz Eugen, daß die Geduld des Kaisers und Europa's nun endlich erschöpft sei: man müsse den Handschuh aufnehmen, den schwedische Frechheit so beleidigend hingeworfen.*) Eine andere Meinung siegte noch einmal im kaiserlichen Rathe. Mit der Weisung, sich den Befehlen Karl's zu beugen, ward Graf Wratislaw im Juli 1707 zum zweitenmale nach Sachsen gesandt.**) Nun hatte die kaiserliche Regierung den König Stanislaus von Polen anerkannt. Wratislaw lieferte den Grafen Zobor, jenen jugendlichen Beleidiger des schwedischen Gesandten, aus. Er brachte den kaiserlichen Entscheid zu Gunsten des Hauses Holstein-Gottorp. Er entband Schweden von allen rückständigen Leistungen für seine deutschen Provinzen. Wratislaw bot jede Genugthuung, welche Karl XII. für das Entweichen der

*) Marlborough an Heinsius 4. Juni 1707. Heinsius Archiv. Bartholdi's Correspondenz.

**) Für das Folgende: Instruction und Correspondenz Wratislaw's und kaiserliche Rescripte an Wratislaw vom 7. Juli bis 1. September 1707. Oesterreich. Staatsarchiv.

moskowitischen Truppen verlangen könne. Der schwedische König bewilligte ihm keine Audienz. Wratislaw nahm hannoversche Vermittlung in Anspruch. Die bisherigen Erbietungen des Kaisers gefallen nicht, lautete der schwedische Bescheid. Wratislaw fragte nach den Forderungen Karl's XII. Der Kaiser soll andere Vorschläge machen, antwortete man, oder des schwedischen Einmarsches gewärtig sein!

Endlich am 31. Juli brach Karl XII. mit neuen Beschwerden hervor. Dieselben galten dem confessionellen Zustand in Schlesien, wo seit dem Aussterben des protestantischen Fürstenhauses im Jahre 1675 das Erzhaus Oesterreich als unmittelbarer Herr gebot. Dort hatten unter der katholischen Herrschaft Leopold's I. die Lutheraner zuerst die Reformirten beseitigt, darauf untereinander, in Calixtiner und Wittenberger gespalten, sich gegenseitig des Abfalls vom rechten Glauben bezüchtigt, bis endlich die Jesuiten am Wiener Hofe die Gelegenheit ausgebeutet. Da beide Parteien einander der Abtrünnigkeit vom augsburgischen Glauben überwiesen, die freie evangelische Religionsübung aber auf die Bekenner der augsburgischen Confession beschränkt war, hatte in offenbarer Verletzung des westphälischen Friedens die kaiserliche Regierung den gesammten Protestantismus in Schlesien unterdrückt. Die Schulen der Evangelischen waren geschlossen und ihre Kirchen den Altgläubigen überwiesen worden. Die Klagen der schlesischen Protestanten erhob Karl XII. zur Beschwerde Schwedens gegen den Kaiser. Die Geschichtsschreibung soll endlich aufhören, von „dem reinen Eifer“ dieses Schwedenkönigs für die Sache seiner Glaubensbrüder zu reden. Wer aufmerksamen Auges die Genesis der schwedischen Vermittlung verfolgt, der stößt seit dem Frühling 1706 auf die Anreizung Preußens und im nächsten Jahre auf die Einflüsterung der ungarischen Rebellen. Um dieselbe Zeit hatte Karl XII. dem Reichsrath zu Stockholm befohlen, in den Akten alle erdenklichen Prätensionen gegen das Haus Oesterreich aufzusuchen. Weil die schlesische Bekenntnißfrage den kaiserlichen Hof in neue und große Verlegenheit stürzte, zugleich aber beschwichtigende Vorstellungen der protestantischen Seemächte erschwerte, deßhalb erhob der schwedische König die Verkürzung der schlesischen Lutheraner zur Frage des Bruches mit Oesterreich.

Wiewohl ein eifriger Katholik, rieth der kaiserliche Gesandte doch zur Nachgiebigkeit: heilsamer sei es, den Protestirenden in Schlesien einige Kirchen auszuliefern, als viele hundert Kirchen und Klöster der kaiserlichen Erblande schwedischer Verwüstung preis zu geben. Eiligst und unumwunden verlangte Graf Wratislaw kaiserliche Ermächtigung, „denn ich habe nicht zu thun mit einem räsonnablen, sondern recht mit einem wildem Menschen, um von einem gesalbten Haupte nicht mehr zu sagen.“ „Alle

Opfer von kaiserlicher Seite haben nichts gefruchtet," schrieb in diesen Tagen der erste österreichische Minister an Marlborough, „sollte aber jetzt der Bruch erfolgen, so ist Oesterreich verloren."*) Am 13. August entschied der Kaiser dahin, daß er die protestantischen Schlesier künftig nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens behandeln wolle. Aber zu allgemein gefaßt und der schwedischen Forderung ausweichend, setzte dieses Zugeständniß den kaiserlichen Botschafter in Sachsen erst recht in Verzweiflung. Mit Anweisungen auf die Zukunft ließ Karl sich nicht abfinden; daß auf englische und holländische Hülfe nicht zu rechnen sei, wußte Wratislaw auf das genaueste und die schwedischen Offiziere machten kein Hehl daraus, daß sie den Beschwerden eines russischen Feldzuges, der demnächst in Aussicht stand, die fetten Quartiere in Schlesien und Böhmen vorzögen. Dem halben Zugeständniß des Kaisers vom 13. August folgte am nächsten Tage ein gereiztes Aufflammen kaiserlichen Zornes. Alle weiteren Zumuthungen des Schweden wies Josef nun mit Entrüstung zurück und berief sich auf die Manen seines Vorfahren Ferdinand's III., der von drei Heeren umlagert, dennoch Zugeständnisse zum Unglimpf des katholischen Glaubens geweigert.

Karl XII. hatte das erste Erbieten des Kaisers als ungenügend verworfen; die andern Beschwerden wollte er nun fallen lassen; seine Forderungen confessionellen Inhalts steigerte er hingegen von einem Tage zum andern. Er verlangte nicht künftige Toleranz sondern Rückerstattung der geraubten Kirchen. Nicht auf den Stand des westphälischen Friedens mehr, sondern auf das Normaljahr 1624 erstreckte sich sein Restitutionsgebot. Hinsichtlich der religiösen Frage sollte den evangelischen Ständen des Reiches in allen Erbstaaten des Kaisers ein Recht der Beschwerde und Einmischung eingeräumt werden; seinen Vertrag mit dem Kaiser sollten die Seemächte verbürgen und schwedische Regimenter in Schlesien würden die Ausführung überwachen.

Noch hoffte Wratislaw die Vereinbarung auf das Normaljahr 1647 einschränken zu können, aber unverzüglich müsse sich der Kaiser entschließen. Unterdessen sammelten sich die Schweden zum Einbruch in Schlesien. Am 20. August oder doch in den nächsten Tagen sollte der Marsch beginnen. An eben jenem 20. August berichtete Wratislaw nach Wien, daß das Zaudern des kaiserlichen Hofes die Erbitterung Karl's gesteigert „und so bin ich anjetzo vor Gott, Ew. Kaiserl. Majestät und der ganzen Welt wie nicht weniger der Posterität entschuldigt vor allem Unheil, so der katholischen Religion und dem Erzhaus durch solche Verweilnng zu ent-

*) *Fürst Salm an Marlborough* 10. August 1707. Coxe papers. Brit. Museum.

stehen vor der Thür ist." „Ob man Karl wieder aus den kaiserlichen Erblanden heraus wird bringen können, weiß Gott der Allmächtige allein." Endlich am 24. August erfolgte, falls jede andere Auskunft unthunlich sei, die kaiserliche Genehmigung zur Rückgabe aller seit dem westphälischen Frieden geschlossenen lutherischen Kirchen in Schlesien: in denjenigen Städten und Aemtern der Provinz, in welchen der Protestantismus nicht den Rechtstitel eines gesetzlich erlaubten Bekenntnisses aufweisen konnte, empfingen die Evangelischen wenigstens die Zusage künftiger Duldung und die Gestattung des Privatgottesdienstes. Einer versöhnlichen Fürsprache des Polenkönigs Stanislaus dankte der österreichische Botschafter, daß Karl nun seinerseits einen Schritt zurückwich. Ein Vertrag, zu Altranstädt unterzeichnet, verbürgte die Leistung des Kaisers und die Befriedigung Karl's XII. „Dieser Courier," schrieb Wratislaw am 1. September 1707, „bringt die Subscription der Convention und des Königs Deklaration. Obgleich die letztere nicht in diesen Terminis, wie ich es gewünscht und billig sein sollte, so ist doch Gott zu danken, daß man mit diesem wilden Menschen so weit kommen, denn gewiß ist, daß er nicht gern zu diesem Vergleich kommen und daß er noch den letzten Tag darüber geschmählt, wie denn, wenn ich mich nicht bereits gestern der Unterschrift halber declarirt hätte, so ist gewiß, daß er heute bei seinem unvermutheten Aufbruch, von nichts mehr so leicht hätte wissen, noch hören wollen."

Zwar hatte Karl XII. sich das Recht vorbehalten, die Ausführung des Vertrages zu überwachen, doch in friedlichem Marsche durchschritt das schwedische Heer die Provinz Schlesien, um sich in die russischen Wälder und Sümpfe zu vertiefen. Längst schon hatte die abendländische Welt ihn dorthin gewünscht. Allerwärts gönnte man ihm das Verderben, in welches er muthwillig sich selbst und sein Reich verstrickte. Von schwerer Sorge war Kaiser Josef entlastet, aber mit einer Demüthigung sonder Gleichen hatte Oesterreich diese Rettung erkauft. Von kaiserlicher Sammlung und Führung des deutschen Reiches konnte seitdem schwerlich mehr die Rede sein: mit dem Vertrage von Altranstädt und mit dem französischen Einbruch in Süddeutschland hatte das kaiserliche Ansehen zwei furchtbare Niederlagen in einem und demselben Jahre erlitten. Wirklich lenkten von diesem Zeitpunkte ab die Zuschriften Josef's an den Reichstag und an die deutschen Höfe in eine gelassenere Sprache ein und endlich fand man auch unter Josef I. es sowohl rathsamer wie bequemer, die Reichsangelegenheiten wiederum auf dem Wege diplomatischer Unterhandlung mit den einzelnen einflußreicheren Ständen zu erledigen. Das sei der alte leidige Zustand, murrten die Herren auf der Fürstenbank: der Kaiser vertrage sich über die Summa der Geschäfte mit den Mächtigsten und

zwinge dieselben nicht einmal zu ihren pflichtigen Leistungen für das Reich herbei.

Ebenfalls hatte um die Zeit der Altranstädter Convention sich herausgestellt, daß das confessionelle Versöhnungswerk im Reiche ebensowenig wie die politische Einung auf Kaiser Josef's I. Thaten zu rechnen habe. Die Herrschaft im Beichtstuhl und das große Wort bei Hofe gewannen die Jesuitenväter Josef nicht ab. „Aber," hatte schon einen Monat nach dem Thronwechsel der holländische Resident berichtet, „indem die Jesuiten den Baron Seilern als Kanzler an die Spitze wichtiger Geschäfte emporbrachten, hat der Orden auf Umwegen dasjenige wiedererobert, was er an unmittelbarem Einflusse eingebüßt." *) Aus kurpfälzischen Diensten war Seilern in kaiserliche übergetreten. Ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit und gediegenen Charakters hatte er aus Ueberzeugung das evangelische Bekenntniß seiner Familie mit dem alten Glauben vertauscht und trat nun lauteren Sinnes und in würdiger Haltung, doch als strenger Eiferer für die Interessen der katholischen Kirche ein. Es waren gerade die Beziehungen zum deutschen Reiche, welche der überaus kenntnißreichen und gründlichen Bearbeitung des Kanzlers unterlagen und man durfte sich nicht wundern, wenn unter Seilern's voreingenommener Behandlung confessionelle Parteifragen im Schooße des Reichstages sich sogar zu noch schärferem Gegensatze zuspitzten. Es sei gleichgültig, ob man mit Seilern, oder mit den Jesuiten verkehre, schrieb der preußische Geschäftsträger nach Berlin. **) Während seines wiederholten Aufenthaltes in Wien hatte der Herzog von Marlborough den kaiserlichen Hof gründlich studirt und von Jahr zu Jahr häuften sich in Marlborough's Correspondenz die zornigen Ausbrüche über Seilern's jesuitische Parteigängerei. Auch die Kaiserin-Wittwe, eine treffliche und verständige Frau, wirkte doch im Sinne confessioneller Unduldsamkeit. Man hatte beim Tode Leopold's ihren Einfluß beseitigt geglaubt: zusehends gewann sie größere Macht über den Sohn. Pfaffen und Jesuiten, klagte endlich im Jahre 1710 ein englischer Gesandter, haben nicht denselben Credit wie unter der vorigen Regierung, dennoch schleicht ein frömmelnder Geist bei Hofe umher, mächtig genug, um die Wohlfahrt der kaiserlichen Staaten und das allgemeine Beste zu schädigen. ***) Dem abschätzigen Urtheil der protestantischen Gesandten am Wiener Hofe gegenüber muß man auf der Hut sein. Desto schwerer fallen die Thatsachen in's Gewicht. Um Ab-

---

*) Hamel Bruyninx 13. Juni 1705. Heinsius Archiv.

**) Bartholdi 17. Juni 1705.

***) Palmes 24. September 1710. Rec. office.

stellung katholischer Gewaltthaten, welche der Kurfürst von der Pfalz in seinen Landen verübte, hat die Regierung Kaiser Josef's sich nicht bemüht. Um im Kurfürstencollegium den katholischen Stimmen die starke Mehrheit zu sichern, machte Josef die Einführung Kurbraunschweigs von der Readmission der böhmischen Kurstimme abhängig.*) Für den Fall, daß die katholische Pfälzer Linie aussterben werde, forderte Josef das Ernennungsrecht zu einer neuen katholischen Kur als kaiserliches Privilegium ein; den Antrag der Protestanten aber, falls ihrer Körperschaft eine Kurstimme verloren gehe, dieselbe ebenfalls durch Stiftung einer neuen evangelischen Kur zu ersetzen, wies die kaiserliche Regierung mit Heftigkeit ab: man müsse, erörterte ein kaiserliches Schreiben, den Protestirenden die Möglichkeit abschneiden, beim Uebertritte evangelischer Kurfürsten zum alten Glauben, eine Entschädigung klagbar zu machen. Dem ungarischen Aufstande gegenüber wollte der kaiserliche Hof sich eher zu den bedenklichsten staatlichen Abschlagszahlungen verstehen, als den evangelischen Ständen des Königreiches ihr gutes Recht zurückerstatten. In der späteren Epoche der magyarischen Rebellion waren es vorzugsweise die unbefriedigten Forderungen der ungarischen Protestanten, die den Revolutionskrieg stets wieder von neuem anfachten und den Rebellen sowohl die Theilnahme wie die Einmischung Europas zuwandten. Doch gerade in Religionssachen, betheuerte der Kaiser, lasse er von keiner ausländischen Vermittlung sich die Vergleichspunkte aufdrängen.**) Klagen und Bitten der schlesischen Protestanten waren Josef schon bei seiner Thronbesteigung zu Füßen gelegt worden: dieselben waren unberücksichtigt und unbeantwortet geblieben. Im Laufe der schwedischen Unterhandlung hatte Josef Beleidigung auf Beleidigung verwunden und in allen politischen Dingen bereitwillig nachgegeben, aber um der religiösen Frage willen hätte er schließlich sich beinahe in den Krieg gestürzt. Wenn Karl XII. auf dem Normaljahr 1624 bestanden, würde der Bruch unvermeidlich geworden sein. Wohin die Meinung des österreichischen Hofes gezielt, offenbarte sich sofort, als nach dem Abzuge des schwedischen Heeres es sich um Ausführung des Altranstädter Vergleiches handelte. Wenn man die zahlreichen Denkschriften durchblättert, in denen im Laufe der nächsten Jahre die Gesandten der protestantischen Mächte zur Einlösung des verpfändeten Wortes drängten***) und wenn man solchen Nöthigungen noch die Drohungen des

---

*) Ueber diese Unterhandlungen und Vorgänge Kaiser Josef's Rescripte an Kardinal Lamberg. Oesterr. Staatsarchiv.

**) Bartholdi 14. April 1706.

***) Hamel Bruyninx Correspondenz aus Wien. Heinsius Archiv. Bartholdi preuß. Staatsarchiv.

schwedischen Bevollmächtigten für Schlesien hinzufügt, so bleibt weder von der vielgepriesenen Großmuth, noch von der angeblichen Toleranz Kaiser Josef's I. ein Rühmenswerthes übrig. Aller holländischen Befürwortung zum Trotze beharrte die kaiserliche Regierung auf ihrer Weigerung, auch die von Karl XII. außer Acht gelassenen Reformirten Schlesiens an den künftigen Wohlthaten theilnehmen zu lassen. Endlich am 3. Juni 1709 kündete ein Edikt des schlesischen Oberamtes den Verlust des Eigenthums allen denjenigen Personen an, die entweder zum evangelischen Bekenntnisse übertreten oder als Convertiten dem römischen Glauben einmal gewonnen, in die Ketzerei zurückfallen würden. Zog man aus so vielen Thatsachen die Summe, so ließ sich schwerlich verkennen, daß die habsburgische Politik auch unter Josef I. ihren alten ausschließlich katholischen Character bewahrt. In kaiserlicher Einung solchen Geistes hatte sich das Deutschland des dreißigjährigen Krieges schon nicht mehr zusammenfassen lassen: wie viel weniger Deutschlands Zukunft, die unter den Siegeszeichen eines fortgeschrittenen Protestantismus, mittels Aufklärung und Humanität, die Bekenntnißformeln aller Religionsparteien überwinden wollte.

7. Ansätze und Hemmnisse der inneren Reform.

In den kaiserlichen Erblanden und im Mittelpunkt der österreichischen Landesregierung war der Thronbesteigung Josef's eine Neubesetzung mehrerer höherer Staatsämter gefolgt, aber an die öffentlichen Zustände hatten auch die neuen Männer nicht gerührt.*) An Sichtung und Codifikation der verwirrten Civilrechte hatte Niemand gedacht. Nur eine schon unter Leopold I. begonnene neue Halsgerichtsordnung, welche mit dem alten Aberglauben nicht aufräumte, ward im Jahre 1707 fertig. Die wirthschaftliche Gesetzgebung stockte noch immer. Die Lage der befrohndeten Landbevölkerung blieb gedrückt wie zuvor. Die Versammlungen der Provinzialstände rafften sich zu keinem Leben auf. Um Erziehung und Anstellung eines tüchtigen Standes von mittleren Beamten kümmerte die Regierung sich nicht. Ein vielschreibender und schleppender Geschäftsgang, der sich unter dem vorigen Kaiser mit der Vermehrung des Beamtenpersonals eingebürgert, überdauerte auch die Regierung Josef's. Die Finanzen hatte der junge Kaiser ernstlich bessern wollen. Mehrfache Besteuerungsprojecte hatten Josef beim Antritte seiner Regierung vorgelegen: unter diesen auch der Vorschlag einer Vermögenssteuer, die nach billigen

*) Ueber die innere Verwaltung und die Persönlichkeiten des Hofes: Hamel Bruyninx', Stepney's, Palmes', Peterborough's, Bartholdi's Correspondenz. Briefwechsel Karl's III. mit Wratislaw. v. Arneth, Prinz Eugen 2. Band. Relation Dolfin's *vom Jahre 1708*, herausgegeb. von v. Arneth.

Sätzen sowohl das leistungsfähige bewegliche Capital wie die Rente aus Grundbesitz zur Besteuerung heranzog. Der Widerstand der vermögenden Classen hatte dies Vorhaben beseitigt. Es war zu einer Verbrauchssteuer gegriffen worden. Auf den Nacken einer wirthschaftlich noch wenig entwickelten und armen Bevölkerung gelegt, hatte die Accise aber nur gemeinschädliche Wirkung erzielt. Laut einem Edikte Josef's I. sollten die kriegsverschonten Provinzen künftig mit gesteigerten Contributionen für die Ausfälle in Ungarn und in den österreichischen Vorlanden eintreten; aber eine so unüberwindliche Unordnung der Verwaltung setzte das kaiserliche Mandat schon voraus, daß man Kärnthen, Krain und Steiermark genug zu belasten meinte, wenn diese Provinzen für rückständige und ausfallende Leistungen Ober- und Niederösterreichs, Böhmens, Mährens und Schlesiens aufkommen würden. Die Einnahmen künftiger Jahre blieben verpfändet und wo sich eine unerwartete Einnahmequelle bot, erwies die kaiserliche Finanzwirthschaft sich als verwüstender Dämon. Im Jahre 1704 hatte man die Staatseinkünfte Baierns noch zu fünf Millionen Gulden veranschlagt; vier Jahre später vermochten selbst die härtesten Zwangsmittel aus dem zerrütteten Lande nicht mehr als zwei Millionen zu erpressen. Obwohl in Italien der Krieg sich selbst ernährte und obwohl seit dem Herbst 1706 dem kaiserlichen Hofe bedeutende Contributionen aus den italienischen Fürstenthümern zuflossen, starrte bei dem Budget für das Jahr 1707 den österreichischen Ministern ein Deficit von 7 Millionen Gulden entgegen. In dem kaiserlichen Verwaltungswesen blieben Untreue und Verschleuderung eingesessene Gäste und schon ein Jahr nach dem Thronwechsel hatte der holländische Gesandte sich überzeugt, „daß Schlendrian und Unordnung ebenfalls unter dieser Regierung im Schwange seien.“ In düstersten Farben malte im Jahre 1708 ein wohlwollender venetianischer Botschafter das Bild, welches dem hohen Rathe seiner Republik das innere österreichische Staatswesen unter Kaiser Josef I. veranschaulichen sollte.

Wo waren jene tüchtigen und hochsinnigen Männer geblieben, die der junge Kaiser bei seiner Thronbesteigung sich nahe gewußt? Sämmtlich umgaben sie Josef I. in ansehnlichen Staatsämtern: warum fanden ihre Rathschläge den eiternden Wunden des Vaterlandes keine Heilung?

Ueberherrscht oder mit eifersüchtiger Mißgunst befeindet wurden sie alle durch den Obersthofmeister des Kaisers, den Reichsfürsten Salm, der seit dem Regierungsantritte Josefs als einflußreichster Minister, oder wie der Wiener Volkswitz spottete, als „Großwesir“ schaltete.*) Diesem

---

*) v. Arneth, Prinz Eugen I 343.

Manne, einem Hochadligen flämischer Abkunft, zollte man den Dank für Josefs vielseitige Geistesbildung. Als Erzieher des römischen Königs war es gerade Salm gelungen, den Knaben vor hochclerikalen Einwirkungen zu bewahren und in manches wissenschaftliche Interesse einzuführen. In trüben Tagen und für seine eigene Person vielfach verdächtigt, hatte Salm als väterlicher Freund des Thronfolgers Stand gehalten und gemeinsam mit seinem Zögling eine freiere Zukunft gehofft. Bei Josef's Erhebung hatte Fürst Salm das sechzigste Lebensjahr überschritten. Schon in jüngerem Alter hatte er ein reizbares Temperament nicht zu beherrschen vermocht: von jähen Aufwallungen des Augenblicks, von persönlichen Abneigungen und zufälligen Verdrießlichkeiten ließ er zum Schaden der Sache, die er vertreten wollte, sich unversehens zu zornigen Worten und heftigen Handlungen fortreißen. Nunmehr begannen körperliche Beschwerden solchen Fehlern des Charakters Vorschub zu leisten. Sogar zwischen Josef und seinem Erzieher waren Reibungen und ärgerliche Szenen vorgefallen und die ehemalige Liebe des Zöglings hatte sich allmälig in dankbare Achtung, ja schon in duldendes Tragen verwandelt. Auch wenn dieser Berather des jungen Kaisers gemäßigteren Geistes gewesen, hätte der Umstand, das Salm bis zum Abend seines Lebens von der Last der Geschäfte frei, sich so lange in verbitterten Widerspruch eingewöhnt, von einer Berufung zu den höchsten Staatsämtern abmahnen müssen. Dennoch war Salm seit dem Thronwechsel mit der ersten Hof- und Reichsstelle bedacht worden. Sein Ehrgeiz hatte nach dieser Auszeichnung gegriffen, die langjährigen Beziehungen zum Kaiser schienen ihm ein Anrecht zu verbürgen und die Gemahlin Josef's, Salm's Nichte, hatte den Wunsch des Fürsten unterstützt. Mit Ungestüm warf Salm sich sowohl auf die auswärtigen Geschäfte, wie auf die deutschen Reichssachen und sogar in die Leitung der Kriegsoperationen griff er hinein, nur die innere Landesverwaltung überließ er ihrer eigenthümlichen Unbehülflichkeit. Zu geschickter Behandlung der auswärtigen Politik aber fehlte dem leitenden Minister die Kenntniß der fremden Höfe; da Salm das Feldlager nur eben gestreift, so verstand er vom Kriege wenig und bei der Erledigung der Reichsgeschäfte verletzte er durch herrisches und schroffes Wesen. Seitdem er an so einflußreicher Stelle stand, war sein Hochmuth unerträglich geworden: er trug sich mit königlicher Grandezza und verachtete dünkelhaft die Fürsten Deutschlands und die Vertreter fremder Nationen. Dabei ging die Arbeit ihm langsam von der Hand; Unkenntniß und Uebereilung schufen mannigfache Verwirrung; hier mußte man an seinen Erlassen bessern und flicken, dort seinen Fehlgriffen widerstehen; des Irrthums und der Ueberstürzung geziehen und sogar überführt, suchte Salm die fehlende Uebung

nicht etwa durch Fleiß und Sorgsamkeit zu ersetzen, sondern mit leidenschaftlicher Gehässigkeit verfolgte er diejenigen Männer, welche als Feldherrn, Staatsmänner und Berather des Kaisers sich fähiger, tüchtiger und vorsichtiger bewährten. Nur unselbständige Naturen duldete er in seinem näheren Umgange. Den eitlen Sinzendorff, den weichen Trautson, den gealterten Rabutin, den gelenken Piemontesen de Prié verstand er zu bemeistern; als sein früherer Günstling, Graf Schlick, einer der fähigeren kaiserlichen Generale, dem Fürsten zu widersprechen wagte, war das Wohlwollen Salm's verscherzt. In jenen beiden Männern aber, welche im Rath wie im Felde als der Stolz und die Zierde Oesterreichs glänzten, in Prinz Eugen von Savoyen und Graf Wenzel Wratislaw erblickte Salm seine schlimmsten Feinde. Er neidete dem Einen den Kriegsruhm, dem Andern das Vertrauen der auswärtigen Höfe. Die Hochschätzung, welche Eugen von Josef nicht minder wie einst von Leopold empfing, erfüllte Salm mit Groll und das steigende Ansehen Wratislaw's peinigte ihn mit argwöhnischer Besorgniß. Seine Gegner waren jene Männer allerdings: denn beide waren Salm in Kenntnissen, Erfahrung, und patriotischer Gesinnung überlegen und beide beklagten schmerzlich und unverholen, daß die Geschicke Oesterreichs den persönlichen Launen eines Unfähigen preisgegeben seien. Auf geheimen Umwegen suchte der Obersthofmeister das Ansehen des Prinzen von Savoyen zu untergraben, Eugen's militärische Operationen der Bekrittelung auszusetzen und sogar die Versorgung der prinzlichen Kriegskasse aufzuhalten. Gegen den Sieger von Zenta, den Retter Oesterreichs bei Höchstädt, den Helden von Turin vertrat Salm am kaiserlichen Hofe die Schwachheiten des deutschen Reichsfeldherrn. In Folge undiplomatischen und häufig herausfordernden Styles vielfacher Verletzung der verbündeten Seemächte schuldig, gelang es dem Obersthofmeister doch, bisweilen in Holland und England die Absichten des Grafen Wratislaw anzuschwärzen. Ohne Scheu und Schonung traten Eugen und Wratislaw deshalb dem Fürsten entgegen und so kam es nicht selten zu Zerwürfnissen, über welchen alle Geschäfte stockten. Da Salm sämmtliche Räthe verfolgte, welche in näherer Verbindung mit dem Prinzen von Savoyen und dem böhmischen Kanzler standen, ohne doch die Unentbehrlichen ersetzen oder verdrängen zu können, spaltete sich der Hof in zwei Parteilager. „Wien ist der unleidigste englische Gesandschaftsposten," betheuerte der Engländer Stepney seinem Collegen in Berlin, „und muß täglich unleidlicher werden. In England ist man in Verlegenheit Jemand zu ermitteln, der diese undankbare Botschaft übernehmen will."*

*) Stepney an Lord Raby 2. Februar 1706. Stepney papers. Brit. Mus.

Schon im Frühjahr 1706 hatten die Gegner Salm's einen Anlauf genommen, um den Fürsten zu stürzen. Sie hatten dem Kaiser vorgestellt, wie sein Obersthofmeister durch „Hochmuth und übermäßige Hitze" den österreichischen Interessen schade. Man hatte Kurpfalz und Kurmainz zu einer Eingabe gleichen Sinnes bewegen wollen. Der Anschlag war mißlungen, hatte aber nach der Mittheilung des preußischen Residenten das trübselige Ergebniß erzielt, daß „der Fürst von Salm mehr als jemals bei dem Kaiser in Gnaden stehet und hat der Kaiser erklärt, daß er sein Leben lang nicht von ihm lassen werde. Uebrigens leidet der Kaiser bei allen solchen Händeln am meisten, denn wenn eine Partei etwas heilsames und nützliches thun will, so trachtet die andere darnach, wie sie es zu verhindern und jener den zu erwerbenden Ruhm zu rauben vermöge." *) Im Laufe desselben Jahres mußte Graf Wratislaw in einem Briefe nach Spanien das „impetuose Ueberhandnehmen" des Fürsten Salm bestätigen. Seinem stürmischen Wesen gelang es, den Kaiser immer auf's neue einzuschüchtern und wie schon vordem der regierenden Kaiserin, war der Obersthofmeister nun auch der Kaiserin-Wittwe sicher geworden. Wenn Josef dem Onkel seiner Gemahlin dennoch zürnte, wirkten Bitten und Thränen der Kaiserin Amalie Vergessen und Versöhnung aus. Ernstlicher kam nach dem Abschluß des Altranstädter Vertrages im Spätherbst 1707 die Möglichkeit eines Ministerwechsels in Erwägung. Jene schweren Demüthigungen, welche der Kaiser in den Unterhandlungen mit Schweden erlitten, hatte Graf Wratislaw der Nachlässigkeit und dem planlosen Zufahren des Fürsten Salm zur Last gelegt. Wratislaw war diesmal durchgedrungen, schon hieß es, daß der Obersthofmeister seine Entlassung eingereicht. Unverzüglich hatte sich unterdessen der kaiserliche Prinzipalcommissar am Reichstage, Kardinal Lamberg, beim Kaiser gemeldet und die Stelle eines leitenden Ministers umworben. Der Kardinal war ein gewandter und welterfahrener Mann, der am Regensburger Reichstage die Kunst gelernt, Unvereinbares wenigstens äußerlich zusammenzuhalten. Aber Lamberg galt als ebenso ränkevoll wie geschmeidig. Auf seine politische Zuverlässigkeit durfte man nicht bauen: von dem Vorwurf, mit dem baierischen Kurfürsten conspirirt und demselben Passau in die Hände gespielt zu haben, vermochte er sich nicht zu entlasten. Scherzhaft geißelte man dazu noch die schwelgerischen Sitten des Kardinals mit dem Witze, daß Lamberg als Premierminister den Wein bei Hofe vertheuern werde. Dem Prinzen Eugen und dem Grafen Wratislaw erschien der glatte Kardinal noch gefährlicher als der „turbulente" Fürst Salm. Auf Wratislaw's Bitte zog

*) Bartholdi 10. April 1706. Berliner Staatsarchiv.

der Obersthofmeister sein Entlassungsgesuch zurück.*) So krauses Getümmel der interessirten Factionen, schrieb der preußische Resident, sei über dem Ministerwechsel aufgewirbelt, daß nun alles beim Alten bleibe.**) Indessen die Ministerkrise ward ein dauernder Zustand. Wenige Monate später wiederholte sich dasselbe Schauspiel***) und Kardinal Lamberg ließ von seiner Bewerbung nicht los. Am Hofe Josef's hatte er einen trefflichen Fürsprecher an dem eigenen Neffen, dem aufgeweckten Oberstjägermeister Grafen Lamberg, dem Jugendgenossen Josef's, der seit dem Thronwechsel der bevorzugte und verwöhnte Günstling des Herrschers geworden war. Doch gegen Lamberg hatte nun ebenfalls die Salm'sche Partei den unvermeidlichen Abgang ihres Patrons in's Auge genommen und sich über einen genehmen Nachfolger vereinigt. Für den Grafen Trautson legten beide Kaiserinnen, Seilern, Sinzendorff und General Guido von Stahremberg ihre Stimmen ein. Gegen den willfährigen Trautson hatte auch Eugen nichts ernstliches einzuwenden. Bedenken erweckte Trautson's Unkenntniß der Geschäfte, doch schätzte Wratislaw ihn als ehrlichen und treuen Diener des Kaisers, der die Lücken seines Wissens ausfüllen und die „mangelnde Routine" erlernen könne. Noch ein ganzes Jahr lang blieb die Angelegenheit in der Schwebe. Oefters betheuerte Salm, mit dem nächsten Tage abtreten zu wollen und dennoch blieb er im Amte. Ein so schwankender Zustand war unerträglich und je länger die Krise währte, um so höher stiegen die Hoffnungen des Kardinals. Eugen mußte den Widerspruch gegen Lamberg's Ernennung sogar mit der Drohung sofortigen Rücktrittes vom Commando begleiten. Endlich im Frühjahr 1709 sandte Salm dem Kaiser wiederum das Entlassungsgesuch ein und diesmal ward es angenommen. Dasselbe war von Schlangenbad datirt, von jenem deutschen Bade aus, in dessen waldige Verborgenheit sich damals mißlaunige deutsche Feldherrn und Staatsmänner zu flüchten liebten. Gleichzeitig mit Trautson's Ernennung zur Würde des Obersthofmeisters fanden noch andere Wechsel in der Besetzung der höchsten Aemter statt und eine schon vordem angekündigte Veränderung der ministeriellen Geschäftsordnung sollte jetzt die Wünsche der Besseren erfüllen. Anstatt daß die Räthe einzeln und zwar jeder über seine eigenen Angelegenheiten mit dem Kaiser beriethen, ein jeder aber für seinen Theil einen kaiserlichen Bescheid davontrug, sollte künftig alles Wichtige in collegialischen Sitzungen einer geheimen Ministerconferenz vor den Kaiser gebracht und

*) Sir Philipp Meadows an Marlborough 15. Oktober 1707. Coxe papers. Brit. Museum.

**) Bartholdi 5. November 1707.

***) v. Arneth, Prinz Eugen II 18.

in Gegenwart des Herrschers berathen werden. Um so nothwendiger erschien ein solches Zusammenwirken unter den Augen der höchsten Person, als in den Jahren der Salm'schen Oberverwaltung die Rivalität der Parteien dem Staatsoberhaupte auseinanderfallende oder einander gar ausschließende Entschlüsse abgerungen hatte. Manche Unordnung war wieder gut zu machen und als unvermeidlich geboten erachtete man, daß der Kaiser, bevor er sein Urtheil bilde, erst der abweichenden Meinungen im Schooße der Conferenz kundig geworden. Schon seit dem Anfang des Jahres 1708 war die Einführung der geheimen Conferenz von Josef genehmigt. Alle inneren und auswärtigen Angelegenheiten, sogar die militärischen wollte man ihr unterbreiten; doch gegen das unverständige Ansinnen, ebenfalls die Kriegsoperationen durch bürgerliche Minister bemeistern zu lassen, hatte Wratislaw im Namen des Prinzen Eugen erfolgreichen Widerspruch erhoben. Unter dem Vorsitz des Fürsten Salm waren Verhandlungen im engeren Collegium mißglückt: denn das heftige und störrische Wesen des leitenden Ministers hatte eine unbefangene und gründliche Prüfung der Vorlagen unmöglich gemacht. Erst mit dem Rücktritte Salm's gewann die geheime Conferenz Bestand.

Nur die Männer des engsten kaiserlichen Vertrauens sollten als ständige Mitglieder des Ausschusses beamtet sein; die Vorsteher der übrigen Zweige des öffentlichen Dienstes erschienen nur auf besondere Ladung und wenn es sich um die Angelegenheiten ihres Faches handelte. Ein solches engeres Cabinet, aus fähigen und patriotischen Köpfen gebildet, eignete sich trefflich, um die großen Richtungen der auswärtigen Politik zu bestimmen und die Maximen der inneren Staatsverwaltung festzustellen. Vielleicht hatte man nun, wenn auch verspätet, einen ernstlichen Anlauf zur Ordnung und Pünktlichkeit genommen.

Schwerlich indessen im Sinne des Reformgedankens war es, als schon die erste Einrichtung der geheimen Conferenz Männer als Mitglieder des engeren Ausschusses gesellte, welche entgegengesetzte Standpunkte der auswärtigen Politik wie der inneren Verwaltung vertraten. Neben den fünf bewährten und eines einmüthigen Handelns fähigen Staatsdienern, Eugen, Wratislaw, Trautson, Seilern, Sinzendorff, gewährte persönliche Rücksicht des Kaisers ebenfalls dem alten Grafen Mannsfeld und dem Grafen Windischgrätz Sitz und Stimme. In dem Ersteren hatte das schlaffe und thatenscheue Regiment der letzten Regierungsjahre Leopold's I. Verkörperung gefunden und erst der helle Zorn des Prinzen von Savoyen hatte diesen Zauderer endlich aus dem Vorsitz des Hofkriegsrathes gescheucht. Mannsfeld's Mißgunst gegen Eugen, der nun an höchster Stelle die Kriegssachen verwaltete, war durch die Jahre nicht gemindert worden.

Den Grafen Windischgrätz aber kennzeichnete Wratislaw als den größten „Brouillonisten und Cabalisten“ am Hofe. In so ernster Lage des Staatslebens und in Zeiten, wo die politische Führung Oesterreichs vor allem eines gesammelten Willens bedurfte, war die Aufnahme solcher Elemente in den höchsten Staatsrath gewiß ein arger Mißgriff. Doch mit dieser ersten Verkümmerung einer heilsamen Institution war es noch nicht genug. Ebenso begründete Ansprüche auf den Eintritt in das oberste Collegium wie Mannsfeld und Windischgrätz glaubten auch andere Oesterreicher von ansehnlichem Titel, von hochadliger Geburt und von großem Besitzthum aufzuweisen. Je weniger man bisher in Oesterreich gewohnt gewesen, gerade die einflußreicheren Stellen nach dem höheren staatlichen Verdienst zu vergeben, um so zahlreicher und lästiger meldeten sich die Bewerber. Ueber den Sturz des Reichsfürsten hinaus war die „Salm'sche Clique“ mächtig geblieben und beide Kaiserinnen waren mit Vorschlägen zur Stelle. Wenige Tage erst hatte die geheime Conferenz ihre Arbeit begonnen und schon befürchtete Wratislaw, daß, wenn der Kaiser nicht Stand halte, die künftige Verwirrung schlimmer als die frühere werde.

Jener Staatsgedanke des großen Kurfürsten von Brandenburg, daß auch die scheinbar berechtigtsten Privatansprüche sich der öffentlichen Wohlfahrt als dem höheren Interesse beugen müßten, wollte in den regierenden Kreisen Oesterreichs noch immer keinen Eingang finden. Der Kaiser erweiterte die Conferenz und erhob zu ihren Mitgliedern ebenfalls den Reichsvicekanzler Grafen Schönborn, den Vorsitzenden der Finanzen, Grafen Stahremberg und den Oberstkämmerer, Grafen Waldstein. Die beiden Ersteren waren um das Reich verdiente Männer, Graf Waldstein aber, der Günstling beider Kaiserinnen, war ein hochmüthiger und selbstsüchtiger Magnat, der hinterhaltige Ränkelust unter anspruchsvollen Formen verbarg. Die Feinde des Prinzen von Savoyen hatten durch diese jüngsten Erhebungen Zuwachs empfangen und die Berathungen der erweiterten Conferenz endigten gerade so wie ehemals die Verhandlungen mit Salm in Zerwürfniß und Ergebnißlosigkeit. Zuletzt blieb kein anderes Mittel, als die nochmalige Umformung des Conferenzrathes übrig. Man sonderte nun einen größeren und einen kleineren Ausschuß und zu dem engeren Ministerrathe wurden seit dem Jahre 1710 wirklich nur Eugen, Wratislaw, Trautson, Seilern und Sinzendorff als ordentliche Mitglieder berufen. Nach so vielen mißglückten Versuchen war damit wenigstens ein geistesverwandtes und beschlußfähiges Cabinet hergestellt. Abgethan indessen war die Fehde am Hofe noch immer nicht. Es überdauerten auch diese jüngste und letzte Einrichtung Josef's die Umtriebe des Kardinal Lambergs und

seines Anhanges.*) Gegen den Einfluß Wratislaw's namentlich warf sich der Oberkanzler Böhmens, Graf Kinsky, ein feuriger Greis, in die Brust. Um die Kaiserin-Wittwe sammelte sich die verdrossene Gruppe der Mannsfeld, Waldstein, Windischgrätz und in diesem Kreise führte ein Jesuit, der Pater Müller, das große Wort. Bis zum Ausgang Josef's I. ward in den Ministerräthen Hollands und Englands, ward sogar an dem Hofe des österreichischen Karl's III. von Spanien der Klage kein Ende, daß der auf- und niederschwankende Einfluß der Factionen bei Hofe sich in den vielfältig auf- und niederschwankenden Entschlüssen der österreichischen Politik wiederspiegele. Innerhalb der streng monarchischen Staatsverwaltung der cisleithanischen Erblande vertraten Hofcoterien und Hofcabalen die Stelle ständischer Parteikämpfe. Weil die Intrigue im Verborgenen schlich und die Aeußerungen kleinlicher Leidenschaft die Censur der Oeffentlichkeit nicht zu fürchten brauchten, wurden diese höfischen Spaltungen dem österreichischen Staatsleben weit verderblicher als dem zeitgenössischen England der wildeste und verfolgungssüchtigste Tumult des parlamentarischen Parteikampfes. Noth gethan wahrlich hätte Oesterreich in jenen Zeiten ein eiserner Absolutismus von Gottes Gnaden, der in seinem ersten Anlauf die ränkesüchtigen Stellenjäger und die geburtsberechtigten Pächter der Staatsämter zermalmte.

Trotz mancher Geistesanlagen, welche Josef I. zierten, trotz so großer Erwartungen, welche die Regierung des Kaisers im voraus gefeiert, und trotz allen guten Willens, welchen man von dem Nachfolger Leopold's I. bis zum Ausgang seines Lebens rühmte, wird man die letzte Ursache solcher anarchischen Zustände bei Hofe doch in dem Herrscher selbst zu suchen haben.

An der Seite eines Erziehers, der die eigene Leidenschaft und Laune nicht zügelte, hatte Josef weder die Kunst der Selbstbeherrschung noch die Pflicht der Selbstverläugnung üben gelernt. Anstatt Vorsatz wie Ausführung nach den zwingenden Gründen eines gebieterischen Verstandes zu regeln, hatte das reizbar auflodernde Naturell des Knaben und Jünglings augenblicklichen Impulsen der Empfindung den vorherrschenden Einfluß auf Thun und Lassen eingeräumt. Verhängnißvoll ist für Josef dann jedenfalls die eifersüchtige Absperrung geworden, mit welcher die väterlichen Beichtväter und Räthe den heranwachsenden Mann von den österreichischen Staatsangelegenheiten fern hielten und laut seinen Wahlcapitulationen hatte sich der Thronfolger bei Lebzeiten Leopold's I. weder um die ungarischen noch um die deutschen Dinge bekümmern dürfen. Gelegentlich war

*) Palmes 5. April 1710. Rec. office.

ihm vom Vater dennoch die Theilnahme an allen wichtigen Berathungen des Staatsrathes zugestanden worden. Doch die peinliche Ueberwachung von Seiten der Minister und ihre absichtliche Verschleppung aller derjenigen Sachen, welche Josefs Urtheil unterbreitet gewesen, hatte den römischen König erbittert. Verdrossen warf er diese Art der Mitregentschaft als lästige Bürde ab und seitdem hatte er sich um so rückhaltsloser geselligem Vergnügen und seiner stärksten Leidenschaft, der Jagdlust, ergeben. So lernte Josef als scharfer und ungeduldiger Censor der väterlichen Versäumnisse Kritik der fremden Leistung mit eigenem Schaffen und unbefriedigte Thatensehnsucht mit wirklicher Thätigkeit verwechseln. Endlich zum Thron berufen und nun der Verpflichtung gegenüber gestellt, große Verheißungen der vorigen Jahre einzulösen, dazu noch in bewegtester Zeit von vielseitigen Anforderungen unablässig in Anspruch genommen, zeigte Josef sich der Verantwortlichkeit eines persönlichen Regiments nicht gewachsen. Vielleicht noch verderblicher als dem Staate ward in den ersten entscheidungsvollen Jahren von Josef's Herrschaft der Person des Staatsoberhaupts jener überragende Einfluß des Fürsten Salm. Dem Vorbild gemäß, welches der ehemalige Erzieher als leitender Minister bot, ließ sich ebenfalls der Kaiser an einer hastigen und oberflächlichen Behandlung der auswärtigen und inneren Fragen genügen. Er griff hier und dort zu, hörte den einen und den andern Vortrag an, doch das Begonnene blieb unvollendet. Stürmisch loderte der Eifer empor und erlahmte ebenso eilig, sobald die Durchführung der eben beschlossenen Sache einen Aufwand von unerwarteter Anstrengung beanspruchte. Der Kaiser fühlte sich nicht wohl inmitten der gehässigen Parteiung, welche unter seinen Augen ihr Spiel trieb; er ließ sich endlich überzeugen, daß die Verwaltung des Fürsten Salm Verwirrung, Aufenthalt und Unfrieden schaffe; trotzdem ließ er das Eine gewähren und hatte den Andern so lange ertragen. Noch beschwerlicher als den jetzigen Stand der Dinge zu verwinden, ließ sich eine gründliche Ausmerzung der gegenwärtigen Schäden an. Besorgniß vor den Mühen der Reform trug den Reformgedanken zu Grabe. Der Gewöhnung an den Reiz zerstreuender Vergnügungen, die in den Jahren des abwartenden Schmollens den Mittelpunkt von Josef's Thätigkeit gebildet hatten, entwand der Kaiser sich nicht. Es ist übertreibende Entstellung, wenn zeitgenössische französische Berichte von Buhlerinnen als den täglichen Genossinnen Josef's und von Ausschweifungen reden, die Geist und Körper des Kaisers zerrüttet; aber tändelnde Verhältnisse mit gefälligen Schönen nahmen doch manche Stunden in Anspruch; Tanz, Spiel und Musik waren zwingende Bedürfnisse geworden und kein Staatsgeschäft durfte an Wichtigkeit sich mit den Zurüstungen der kaiserlichen

Jagden messen. Räthe, welche Josef Vorträg hielten, fanden den Herrscher häufig zerstreut und nicht selten mußte Wratislav, wenn es ernste Dinge zu erledigen galt, dieselben bei Seite legen und sich der scherzenden Laune des Kaisers unterordnen. Um der kaiserlichen Theilnahme an den Staatsgeschäften gewiß zu werden, hatten die bedachteren Räthe gerade auf die Einrichtung jener geheimen Conferenz gedrungen. Indem der Herrscher aber die Sitzungen des Ausschusses entweder versäumte, oder der Berathung nur ein halbes Gehör widmete, führten auch solche Ausschußsitzungen nicht zum Erfolg.

Feurig blieben noch immer die Impulse, welche Josef I. zum Wollen und Wirken spornten, warm blieb das Herz und unruhig wogten die Empfindungen. Doch des Fürsten unverbesserlicher Hang, blindlings dem kräftigsten Eindrucke auch die bestimmende Gewalt einzuräumen und die Erregung des ersten Augenblickes nur ungern der sichtenden Erwägung eines nächsten Moments zu unterwerfen, ward zur Quelle mannigfacher Verlegenheit. Verschwenderisch gab der Kaiser große Summen, deren die Staatsverwaltung bedurfte, an seine Günstlinge fort. Wer den Herrscher mit zudringlicher Bitte zu umwerben vermochte, der empfing ohne Rücksicht auf Würdigkeit und nicht selten im Widerstreite mit älteren Verbindlichkeiten Schätze, Titel, Güter und Aemter zugesagt. Häufig mußte solches Versprechen uneingelöst bleiben und vielfache Verstimmung der Getäuschten, oder Zweifel in die Heiligkeit des kaiserlichen Wortes erwuchsen aus der unüberlegten Freigebigkeit des Staatsoberhauptes. Es war endlich, nur in andere Gestalt gekleidet, dieselbe unbedachtsame Uebereilung des Herrschers, welche Josef in mancher wichtigen Staatsfrage verschiedenartige und zwar unvereinbare Bescheide ertheilen ließ. Er wäre eines selbständigen und präcisen Urtheils fähig gewesen; doch weil er die Sache nicht hinlänglich geprüft, ward er heute durch den ersten Vortrag gewonnen und wich morgen dem zweiten, der vielleicht nicht mit besseren Gründen aber mit lebhafteren Worten den Herrscher bedrängte. Allerdings auch noch auf kaiserlichem Throne schmückten vor vielen anderen Regenten aus habsburgischem Stamme Josef I. manche menschliche Vorzüge; aber mit sämmtlichen edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens lag doch als unüberwindliche Schwäche des Characters die Abneigung Josef's gegen ausdauernde Arbeit im Kriege. Wie mit seinen Tugenden fiel er auch mit seinem größten Fehler aus dem Geschlechte der Habsburger heraus. Fast ausnahmslos waren auch die unbegabtesten Fürsten dieses Hauses wenigstens emsige Arbeiter gewesen. Ein Beträchtliches mehr von diesem Erbtheil der Ahnen und, wenn es sein mußte, sogar etwas weniger Begabung: und die Geistesmischung dieses Herrschers würde den damaligen

Bedürfnissen der österreichischen Staaten weit glücklicher entsprochen haben. Der Eroberung neuer Provinzen bedurfte Oesterreich nicht, glänzenden Waffenruhm hatte man zur Genüge eingesammelt; aber ebenso dringlich wie jeder einzelne Unterthan des Kaisers sein tägliches Brot, erheischte das Bedürfniß des Ganzen vielfache und unverdrossene Arbeit für den Staat. Auf das Thun und Lassen des Herrschers richten in der uneingeschränkten Monarchie sich die Blicke aller Verpflichteten. Das persönliche Beispiel dieses Höchstverantwortlichen wirkt, sei es sittigend, sei es zersetzend auf alle beamteten Diener, ja auf die gesammte Nation mit einer Kraft, die sogar noch den fördernden oder schädigenden Einfluß der Gesetzgebung überbietet. Um die Spaltungen im Schooße der Centralregierung zu überwinden, um den vielseitigen Aufgaben der auswärtigen Politik gerecht zu werden, um die Verwaltung der österreichischen Provinzen umzubilden, um den Wohlstand des Volkes zu heben und dem Reiche zugleich ein ausgiebiges Einkommen zu schaffen, um den österreichischen Einheitsstaat in die Geschichte einzuführen, kurz um die Möglichkeiten aufsteigenden Gedeihens zu verwirklichen, hätte es zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eines österreichischen Herrschers bedurft, der als der oberste, treueste und fleißigste Diener seines Staates arbeitete.

Carl von Noorden.

Noch ein Wort über die Elsassischen Maires.

Antwort an Herrn Klein in Straßburg.

Der ehemalige interimistische Maire von Straßburg, Herr Julius Klein, hat an die Kölnische Zeitung eine Zuschrift gerichtet, in welcher er vorzugsweise gegen unseren im Octoberhefte der Preußischen Jahrbücher abgedruckten Artikel „eine Mahnung aus dem Elsaß“ polemisirt. Da Herr Klein denselben in einigen wesentlichen Punkten vollständig mißverstanden zu haben scheint, so ist eine kurze Erwiderung nöthig.

Herr Klein beklagt sich darüber, daß während der letzten Wochen in den angesehensten Organen der deutschen liberalen Partei mehrfache Correspondenzen aus dem Elsaß erschienen sind, die seiner Ansicht nach auf einer durchaus unrichtigen Auffassung der dortigen Verhältnisse beruhen, und fährt dann wörtlich fort: „Alle diese Artikel, die ich im Auge habe, gehen von der Ansicht aus, die bisherige Regierung sei zu milde, zu liberal gewesen; um den Elsaß deutsch zu machen, sei die Anwendung von Gewaltmaßregeln, von rücksichtslosem Verfahren und von einem durchgreifenden schonungslosen Regimente das einzige Mittel. Alles, was aus der französischen Zeit herrühre, sei schlecht und corrumpirt, und müsse mit Stumpf und Stiel vernichtet werden. Der Regierung wird ein Vorwurf daraus gemacht, daß heute noch ein ganzes halbes Jahr seit dem Aufhören der zweihundertjährigen französischen Herrschaft Maires im Amte sind, die lieber französisch wie deutsch sind, daß die Bevölkerung es wagt, Sympathien für ein Land zu hegen, dem sie neben manchem Unglück doch unermeßliche Fortschritte verdankt. Vor Allem aber die Beibehaltung der Maires, die schon früher dieses Amt bekleidet haben, bildet den Hauptangriffspunkt.“ —

Wir müssen uns gegen diese Auffassung, soweit sie unseren Artikel berührt, auf das entschiedenste verwahren. Herr Klein übersieht vollständig den Punkt, auf den es ankommt, wenn er uns die Absicht unterschiebt, alles Französische „mit Stumpf und Stiel zu vernichten,“ oder sämmtliche Maires, „die schon früher dieses Amt bekleidet haben,“ zu beseitigen. Wir haben die Vorzüge der französischen Verwaltung rückhaltlos anerkannt, und es ist uns nicht eingefallen, darin einen Grund zur Beseitigung der Maires zu finden, daß dieselben schon früher im Amte gewesen. Am wenigsten haben wir verlangt, daß irgend Jemand im Elsaß jetzt schon

Sympathien für Deutschland hegen solle. So unbescheiden sind unsere Wünsche nicht.

Aber freilich, — diejenigen Maires, die, wie wir uns ausdrückten, „mit ihrer Unbotmäßigkeit Parade machen," die in herausfordernder Weise französische Sympathien zur Schau tragen, und die ihre amtliche Stellung mißbrauchen, um der gegen die Regierung gerichteten Agitation offen und im Geheimen Vorschub zu leisten, — diese Maires (mögen sie schon früher fungirt haben, oder jetzt erst ernannt sein) wünschen wir beseitigt zu sehen, und zwar heute lieber wie morgen. Wir wünschen sie in demselben Maße beseitigt zu sehen, wie diejenigen hannoverschen Beamten im Jahre 1866, welche ihre Aufgabe darin suchten, dem preußischen Gouvernement die größtmöglichsten Schwierigkeiten zu bereiten.

Herr Klein behauptet, daß im Elsaß viele Maires vorhanden sind, die sich um hohe Politik nicht kümmern, die aber ihre gar nicht einfachen Geschäfte ebenso gut und oft besser verstehen, wie irgend ein deutscher Gemeinde-Beamter. Wer bezweifelt das? Wir gewiß nicht. Ja, wir nehmen keinen Anstand, den Herrn Klein persönlich als ein leuchtendes Beispiel eines solchen Maires zu bezeichnen und offen zu bekennen, daß uns dessen Entfernung vom Amte mit lebhaftem Bedauern erfüllt hat. Aber gerade das Schicksal des Herrn Klein dürfte ein schlagendes Argument für die Richtigkeit unserer Auffassung der Elsasser Verhältnisse bilden. Warum ist Herr Klein nicht als Maire von Straßburg wiedergewählt? Sicherlich nicht deswegen, weil man in Straßburg einen Mann von größerer Geschäftstüchtigkeit und ehrenhafterem Charakter finden zu können glaubte. Niemand, der weiß, in welcher mustergültigen Weise Herr Klein sein Amt verwaltet hat, wird derartige Motive voraussetzen können. Nein, Herr Klein ist offenbar lediglich deswegen durchgefallen, weil er in den Augen der extremen französischen Partei als ein viel zu maßvoller und besonnener Politiker galt, und weil er es verschmähte, sein Amt politischen Zwecken dienstbar zu machen. Nicht seine amtliche Thätigkeit, sondern seine vermittelnde politische Haltung war es, die den Stein des Anstoßes abgab. Die extreme französische Partei will eben nicht, daß die Maires nach dem Ausdrucke des Herrn Klein „das natürliche Bindeglied zwischen Regierung und Bevölkerung" bilden sollen, sie will Maires von dem Schlage derjenigen, welche zu der famosen Bekanntmachung des Kreis-Direktors von Chateau-Salins Veranlassung gegeben. Und hier kommen wir auf den entscheidenden Punkt. So lange die extreme französische Partei die öffentliche Stimmung im Elsaß beherrscht, so lange also nicht der Grad der persönlichen Befähigung, sondern der Grad des nationalen Hasses bei den Municipalwahlen den Ausschlag giebt, so lange

werden Maires, wie Herr Klein, nicht die Regel, sondern die Ausnahme bilden, und so lange wird es der deutschen Verwaltung dringend zu rathen sein, daß sie nicht blos die Rolle des sanften Heinrichs spielt.

Das ärgste Mißverständniß aber bleibt noch zu berichtigen. Herr Klein sagt in der erwähnten Zuschrift: „Mit Anwendung von Zwang, von Militär-Executionen u. s. w. wäre sicherlich für den Augenblick leichter zu regieren. Hätte die Regierung, statt so viel wie möglich Männer zu Maires zu machen, die von dem Vertrauen ihrer Mitbürger für dieses Ehrenamt bezeichnet waren, preußische Subaltern-Beamte, Unteroffiziere u. s. w. an die Spitze der örtlichen Verwaltung gestellt, so unterliegt es gar keinem Zweifel, daß eine Zeit lang ein handwerksmäßiges Verwalten keine Mühe gemacht hätte. Voraussetzung wäre allerdings gewesen, daß so viel Militär zur Hand war, um jede Gemeinde mit Strafeinquartirung zu belegen." Und weiter unten sucht er zu rechtfertigen, daß die Polizei-Commissäre, von denen er ein nicht eben schmeichelhaftes Bild entwirft, bei der Bevölkerung keine beliebten Persönlichkeiten sind und räth der Regierung, die Zahl und Competenz derselben so viel wie möglich zu beschränken.

Herr Klein scheint mithin zu glauben, daß wir für das Institut der Polizei-Commissäre eine stille Schwärmerei hegen, und daß wir durch preußische Subaltern-Beamte und Unteroffiziere die oppositionell gesinnten Maires zu ersetzen gedenken. Das ist allerdings stark. Herr Klein möge sich indessen beruhigen. In Bezug auf die Polizei-Commissäre denken wir genau so wie er. Wir wünschen nicht nur, daß die Regierung die Zahl und Competenz derselben so viel wie möglich beschränken, sondern daß sie das ganze Institut sobald wie irgend thunlich aufheben möge. Die Polizei-Commissäre sind in der That eine Einrichtung aus der französischen Zeit, die wir „mit Stumpf und Stiel" beseitigen möchten.

Aber eben, weil wir jede Zwischeninstanz zwischen den Kreis-Direktoren und den Maires, jede von Subaltern-Beamten gehandhabte Polizei-Verwaltung als ein Uebel betrachten, welches nur so lange nothwendig ist, als die deutsche Verwaltung sich renitenten Maires gegenüber befindet, eben deswegen möchten wir die Renitenz der Maires gebrochen wissen. Die Polizei-Commissäre werden von selbst überflüssig, wenn die Regierung dafür sorgt, daß an der Spitze der Gemeinden nur wirklich zuverlässige Männer stehen.

In summa: Dem Interesse der Regierung, dem Interesse der Bevölkerung und dem Interesse der Communal-Beamten selbst scheint es uns mehr zu entsprechen, daß man für die Zeit des Uebergangs die unbotmäßigen Maires kurzweg beseitigt, und durch deutsche Bürgermeister,

Stadträthe, Regierungs-Assessoren oder Referendarien ersetzt (an Unteroffiziere haben wir, wie wir beschwören können, nicht im Entferntesten gedacht), als daß ein Zustand fortdauert, der es in leider sehr vielen Fällen nothwendig macht, daß die aus der Bevölkerung hervorgegangenen Gemeinde-Beamten durch halbgebildete Polizei-Commissäre auf Schritt und Tritt überwacht werden. C. T.

Oesterreich und das deutsche Reich.

Wieder einmal hat das alte Oesterreich eine harte Erschütterung überstanden. Das Ministerium Hohenwart ist gefallen; die Anschläge der Slaven wider Recht und Gesittung der Deutschen sind vorderhand vereitelt; unter magyarischer Führung hat sich ein Cabinet gebildet, dem man zum mindesten Gerechtigkeit gegen die Deutschen, ehrlichen Willen für die Erhaltung des Staates zutrauen darf. Aber nur vereinzelte Freudenrufe aus deutschem Munde begrüßen diese Errettung aus schwerer Gefahr. Es war bisher die Regel, daß unsere Landsleute an der Donau stets in unruhigen Tagen an ihrem Staate verzweifelten, um alsbald, so wie der Himmel sich etwas aufhellte, die verlorene Zuversicht wiederzufinden. Wir Deutschen im Reich haben uns an diesen jähen Wechsel der Stimmungen in Deutsch-Oesterreich längst gewöhnt, wie an ein Naturgesetz. Jetzt zum ersten male trifft die alte Regel nicht mehr zu. Düsterer, hoffnungsloser denn jemals lauten die Berichte unserer österreichischen Freunde gerade heute, da doch eine leise Wendung zum Besseren eingetreten ist; sie schließen zumeist mit der verwunderten Frage, wie sich nur in einem solchen Staate noch immer Wagehälse finden können, bereit einen Ministersessel einzunehmen. Es ist ein unheimlicher Anblick: ein großes Reich, das also verlassen wird von dem Glauben seiner eigenen Völker. Versuchen wir, diesen ernsten Dingen ruhig in's Gesicht zu sehen.

Was wir um Deutschlands willen für Oesterreich zu wünschen haben, steht außer allem Zweifel. Wir deutschen Unitarier waren niemals Oesterreichs Feinde; wir bekämpften nur die Herrscherstellung, die Oesterreich, zum Unheil aller Theile, auf deutschem und italienischem Boden behauptete. Nun wir diesen Kampf siegreich durchgefochten haben, denken wir österreichischer als viele Oesterreicher selber. Nirgendwo sind während der jüngsten Wochen so viele warme und ehrliche Wünsche für Oesterreichs

Fortbestand ausgetauscht worden, wie in den Sprechzimmern des deutschen Reichstags. Unser Reich kann und darf lediglich den Ehrgeiz hegen, innerhalb seiner Grenzen, die uns Allen vollauf genügen, ein freies und festes Gemeinwesen auszubauen. Wir sehen die überhastete Einheitsbewegung der Italiener als ein warnendes Beispiel vor Augen und können nicht wünschen, zu den starken centrifugalen Kräften, die im Innern Deutschlands gähren, zu unseren polnischen, dänischen, französischen Grenzbewohnern noch an acht Millionen Czechen, Hannaken und Tschitschen als deutsche Brüder zu gewinnen. In den Tagen Friedrichs des Großen, da das Slawenthum schlummerte, war es vielleicht nicht allzu schwer, das böhmische Land gänzlich für die deutsche Gesittung zu erobern. Heute, nachdem der alte Rassenhaß mit entsetzlicher Wildheit wieder erwacht ist, würde selbst die gesammelte Kraft des einigen Deutschlands lange Jahrzehnte schwerer und vielleicht unfruchtbarer Arbeit an diesen Boden vergeuden müssen, wenn wir hier jemals die traurige Erbschaft der Habsburger anträten. Wir besitzen der ultramontanen Reichsfeinde schon überviel, wir werden sie in Schranken halten; doch unser Reich ist nur darum ein paritätischer Staat, weil die Protestanten in ihm überwiegen; wir würden uns versündigen an der Zukunft deutscher Geistesfreiheit, wenn wir darauf ausgingen, noch 14 Millionen Katholiken in das Reich aufzunehmen. Ganz Deutschland verlangt nach Frieden; was die Demokratie über den Kriegsfanatismus unserer Reichsregierung faselt, ist lügenhaftes Gerede, wird von seinen Urhebern selber nicht geglaubt. Der Zerfall Oesterreichs aber wäre eine in der gesammten Geschichte beispiellose Revolution, die uns in unabsehbare Kriege zu verwickeln, das Gedeihen friedlicher Gesittung auf lange hinaus zu zerstören droht.

Wir Deutschen haben das Nationalitätsprincip niemals in dem rohen und übertreibenden Sinne verstanden, als ob alle Europäer deutscher Zunge unserem Staate angehören müßten. Wir betrachten es als ein Glück für den friedlichen Verkehr des Welttheils, daß die Grenzen der Nationen nicht gleichsam mit dem Messer in die Erdrinde eingegraben sind, daß noch Millionen Franzosen außerhalb Frankreichs, Millionen Deutsche außerhalb des deutschen Reichs leben. Wenn die heutige Lage Mitteleuropa's sich befestigt, wenn in der Mitte des Welttheils zwei große Kaiserreiche bestehen, das eine paritätisch und rein deutsch, das andere katholisch und vielsprachig, doch von deutscher Gesittung befruchtet — wer darf behaupten, daß ein solcher Zustand für den deutschen Nationalstolz demüthigend sei? Prächtiger, glänzender als der Tag von Königgrätz strahlt der Ruhm von Sedan; doch der feste Grund unserer heutigen Macht, die schöpferischen Gedanken der neuen deutschen Politik sind durch

das gesegnete Jahr 1866 geschaffen. Los von Oesterreich! hieß damals unser Schlachtruf. Wie von einem Alp befreit athmete Deutschlands Brust auf, als wir von Oesterreich uns trennten. Jeder neue Tag der deutschen Geschichte bewies seitdem, daß jene Scheidung eine Nothwendigkeit war, daß wir erst durch sie uns selber zurückgegeben wurden. Sollen wir jetzt in zügelloser Begehrlichkeit den Bau von 1866, die Grundmauern unseres Reiches, wieder über den Haufen werfen? Sollen wir jenen reichen Schatz historisch-politischer Erkenntniß, den unsere ersten Denker während eines halben Jahrhunderts zu einem Gemeingut der Deutschen erhoben, wie alten Plunder von uns schleudern — blos weil unseren Landsleuten in Oesterreich nicht sogleich gelingt, sich in die neue Ordnung der Dinge zu finden? Der Sieger von 1866 nahm dem Besiegten keine Scholle Landes; solche Mäßigung entsprang nicht blos dem Wunsche, den Gegner zu versöhnen, sondern auch der klaren Einsicht, daß diese österreichischen Lande, seit vier Jahrhunderten dem deutschen Leben entfremdet, auf einander angewiesen durch eine alte politische Gemeinschaft wie durch unabweisbare Interessen des Verkehrs, ein gutes Recht haben, selbstständig neben Deutschland zu stehen. Mögen uns die österreichischen Pessimisten das Beispiel von Moskau und Warschau vorhalten — in dem nüchternen Berlin wird die Meinung, daß die natürliche Hauptstadt der Donaulande zu einer deutschen Provinzialstadt werden solle, als eine Utopie belächelt. Die deutschen Schwärmer an der Donau reden von dem Zerfalle Oesterreichs so leichthin, als ob eine Großmacht kurzweg im Erdboden versinken könnte. Wir im Reiche dagegen fragen, was denn nach dem Untergange des Gesammtstaats aus den Ländern der Stephanskrone werden solle, und weil wir hierauf eine beruhigende Antwort schlechterdings nicht finden können, darum wünschen wir die Fortdauer des österreichischen Staats.

Der Dualimus, den man so oft als den Anfang des Endes schildert, erscheint uns in anderem Lichte. Der Ausgleich von 1867 hat ja nicht einen schlechthin neuen Zustand geschaffen, sondern lediglich wieder angeknüpft an die Gedanken des einzigen österreichischen Herrschers, der mit Verstand und Erfolg im Innern zu reformiren wußte. Die Länder der ungarischen Krone unter ihrer alten Verfassung zu belassen, die Kronlande Cisleithaniens zu einer nothdürftigen staatsrechtlichen Einheit zusammenzufassen — dahin gingen die Pläne Maria Theresia's und ihres Haugwitz. Es ist Deak's Werk, daß diese allzulange vergessene theresianische Politik in modernen Formen erneuert wurde. Mag unser deutscher Stolz sich dawider sträuben, unnatürlich können wir es nicht finden, daß die Ungarn schließlich die politische Führung in diesem dualistischen Reiche

übernommen haben. Jene sechs Millionen Magyaren, denen die zwei Millionen ungarischer Deutschen fast willenlos zu folgen pflegen, bilden die zahlreichste geschlossene politische Gruppe des Donaureichs. Sie haben den festen Rechtsboden einer althistorischen Verfassung unter ihren Füßen — ein ungeheurer Vortheil gegenüber dem chaotischen Zustande des cisleithanischen Staatsrechts. Sie allein unter den Völkern Oesterreichs haben sich ihre Freiheit in harter Arbeit selbst erobert, sie übertreffen alle anderen in politischer Bildung und Erfahrung. So hat eine historische Nothwendigkeit endlich dahin geführt, daß vorderhand nur ein magyarischer leitender Minister noch möglich ist. Man wird nicht von uns fordern, daß wir dem gefallenen Grafen Beust einen Stein nachwerfen sollen. Das Boshafteste, was sich über ihn sagen läßt, ist ja schon vorweggenommen durch jene bezaubernd naiven Lobreden, die er selber, im Stile des Herzogs von Coburg, auf seine eigene Größe gehalten hat. Ihm gebührt der Ruhm, daß er den Augenblick erkannte, da es für die Krone geboten war, sich den Bedingungen der Ungarn zu unterwerfen. In allem Uebrigen hat der Vielgeschäftige als k. k. Reichskanzler genau denselben Mangel an Urtheil und Voraussicht bewährt, den wir einst an dem diplomatischen Faiseur des „reinen Deutschlands“ bewunderten. In der großen Politik kam regelmäßig Alles anders, als er dachte. Die Neutralität Oesterreichs während des jüngsten Krieges danken wir nicht ihm, sondern unseren raschen Erfolgen, dem schlechten Zustande der österreichischen Armee, den Drohungen Rußlands, der wackeren Haltung der Deutschösterreicher und der Besonnenheit des Grafen Andrassy. Es war ein Armuthszeugniß für Oesterreich, daß ein an schweren sittlichen Leiden krankender Staat zu seiner Heilung gerade diesen leichtlebigen Mann berief, dem nichts so fern liegt wie der sittliche Ernst eines Reformators. Es ist vielleicht noch beschämender, daß heute dem Gefallenen auch aus manchem ehrlichen Munde Klagen nachgesendet werden, nachdem man ihn doch fünf Jahre lang in den schmutzigen Wogen des Wiener Lebens behaglich plätschern sah.

Graf Andrassy hat vor seinem Vorgänger zum mindesten voraus, daß er an sich und seine Sache glaubt. Er ist ehrlicher ungarischer Patriot und muß darum den Gesammtstaat aufrecht zu halten suchen, denn Ungarn ist noch nicht stark genug, um ohne Deutsch-Oesterreich zu bestehen. Er muß auch die Verfassung der diesseitigen Reichshälfte vertheidigen; denn nur mit dem constitutionellen Cisleithanien hat das constitutionelle Ungarn seinen Ausgleich abgeschlossen. Er hat das Concordat für Ungarn niemals anerkannt, als es in Cisleithanien noch bestand, und ist darum schon den Ultramontanen und Feudalen verfeindet. Er kann den Föderalismus nicht begünstigen, denn Ungarn will über die gemein-

samen Reichsangelegenheiten lieber mit den Delegirten eines Reichsraths als mit siebzehn Landtagen verhandeln. Zudem würde der Föderalismus in Böhmen, Mähren und Krain unfehlbar die Deutschen den Slawen unterwerfen, Ungarn aber kann mit den Deutschen leichter sich verständigen als mit den Czechen. Graf Andrassy versichert feierlich seine Friedensliebe, und wir haben keinen Grund, ihm zu mißtrauen. Die Schwäche der ungarischen Politik liegt offenbar darin, daß die führende Hälfte der Monarchie in ihrer geistigen und wirthschaftlichen Entwickelung weit hinter Cisleithanien zurücksteht. Nur in langer friedlicher Arbeit kann Ungarn hoffen, dies Mißverhältniß einigermaßen auszugleichen; ein Magyar an Oesterreichs Spitze muß also den Frieden wünschen, wenn er ernstlich will, daß sein Vaterland in dem Donaureiche auf die Dauer die Führung behaupte.

Allerdings zeigt das österreichische Staatsrecht seltsame, ungeheuerliche Formen. Jenseits der Leitha ein Reichstag mit zwei Häusern und der croatische Landtag; diesseits ein Reichsrath von zwei Häusern und siebzehn Landtage; für beide Reichshälften die Delegationen mit zwei Abtheilungen — zusammen einundzwanzig „Parlamente" mit vierundzwanzig „Häusern." Aber diese verwickelten Formen sind nur das getreue Spiegelbild der buntscheckigen ethnographischen und historischen Verhältnisse des Gesammtstaates; und lehrt uns nicht unser eigenes Reichsrecht, daß auch unter verworrenen Institutionen ein gesundes Staatsleben gedeihen kann? Noch scheint es nicht ganz undenkbar, daß ein verständiger Plan sich verwirklicht, den die besten Köpfe der Deutsch-Oesterreicher, leider sehr spät, aufgenommen haben. Wollen die Deutschen in Cisleithanien das Uebergewicht, das ihnen von Rechts wegen gebührt, erlangen, so muß dieser überladene Körper befreit werden von einigen fremdartigen Gliedern. Dalmatien gehört durch seine Lage, wie durch seine Interessen zu der Osthälfte der Monarchie; das „dreieinige illyrische Königreich," das die Südslawen im Jahre 1848 ersehnten, kann sich verwirklichen und Lebenskraft gewinnen, wenn dieser südslavische Staat sich bescheidet, die Oberhoheit der Stephanskrone anzuerkennen. Galizien andererseits erhebt den wohlbegründeten Anspruch, in einiger Selbständigkeit neben Cisleithanien zu stehen, etwa wie Croatien neben Ungarn. Wenn diese Ausscheidung gelänge, und zugleich direkte Wahlen für den Reichsrath eingeführt würden, so stände Deutsch Oesterreich als ein Land von 14 Millionen mit einem Nebenlande von etwa 6 Millionen Einwohnern den 16 Millionen der Stephanskrone gegenüber, und die Deutschen könnten die Oberhand im Reichsrathe behalten.

Wir im Reiche wollen mit Oesterreich gute Nachbarschaft halten, so

lange Graf Andrassy von seinem friedlichen Programm nicht abweicht. Der alte Streit ist ehrlich ausgefochten, und in den heutigen Zuständen Oesterreichs zeigen sich vorderhand nur zwei Fragen, welche uns möglicherweise zwingen können, dem Donaureiche die Freundschaft zu kündigen. Wenn die Magyaren ihre Macht mißbrauchen, um die deutsche Gesittung der Schwaben in Ungarn oder gar der siebenbürgischen Sachsen, des tüchtigsten deutschen Stammes im Südosten, zu zerstören, so wird die freundliche Stimmung in Deutschland rasch verschwinden. Unser Nationalstolz ist Gott sei Dank reizbarer geworden; wir fühlen Alle, daß unser Reich offenbare Gewaltthaten gegen unser Fleisch und Blut nicht schweigend hinnehmen kann. Eine ungleich ernstere Gefahr droht von Galizien her. Die Bundesgenossenschaft, welche jahrhundertelang die Habsburger mit der polnischen Adelsrepublik verband, wirkt noch heute nach. Oesterreich hat im jüngsten Jahrzehnt dem polnischen Junkerthum die Zügel schießen lassen, Galizien gilt den Polen als die feste Burg ihres Volksthums. Erlangen die Galizianer die ersehnte Autonomie, so wird die polnische Freiheit alsbald ihr wahres Gesicht zeigen, sie wird sich offenbaren als übermüthige Tyrannei gegen alle Nichtpolen. Das Nationalitätsprincip, das heute den Polen als das letzte Pfand der Hoffnung gilt, ist ja von keinem Volke Europa's so schamlos mit Füßen getreten worden, wie von den Polen in den Tagen ihres Glückes. Schon sind in Krakau die letzten deutschen Professoren von der Hochschule vertrieben und das alte deutsche Gymnasium den Polen ausgeliefert. Bald vielleicht werden allein noch die Juden von Kasimierz das Deutschthum vertreten in der alten Stadt, die einst deutsche Pflanzung war. Bald genug wird auch die ruthenische Osthälfte des Landes von den Gewaltstreichen polnischer Junker und Pfaffen zu erzählen wissen. Das Alles berührt uns nicht unmittelbar. Westpreußen schickt sich an, im nächsten Sommer den hundertsten Jahrestag der ersten Theilung Polens dankbar als ein Fest zu feiern; auch in Posen dringt deutsche Bildung, deutsche Arbeit unablässig vorwärts; der posener Bauer weiß, daß seine Lage unter der Herrschaft des heimischen Adels unvergleichlich härter war, als heute unter preußischem Scepter. Wir sind in diesen Marken vor jedem Aufstande sicher, wenn nicht von außen her eine künstliche Aufregung in's Land gebracht wird. Aber von der erblichen politischen Unfähigkeit der polnischen Junker steht Mäßigung nicht zu erwarten. Sind sie erst Herren in Galizien, so wird diese Provinz der Heerd einer vielgeschäftigen polnischen Propaganda werden und der wahnwitzige Ruf: „das alte Polen bis zur Grünen Brücke von Königsberg!" bald abermals erschallen. So befestigt Oesterreichs polnische Politik die Freundschaft zwischen den alten treuen Bundesgenossen Preußen

und Rußland; sie verbietet uns, den Schritten des Donaureichs ohne jedes Mißtrauen zu folgen. Doch so lange wir unsere polnischen Lande noch nicht gefährdet sehen, ist Deutschland gewillt, dem Nachbarreiche redliches Wohlwollen entgegenzubringen; und dieser ehrliche Wille verliert darum nichts an Werth, weil er ohne jede sentimentale Gemüthlichkeit sich ausspricht. Liebe kann ein Staat wie Oesterreich von freien Männern nicht fordern. Unser Interesse treibt uns, die Fortdauer des Reiches der Lothringer zu wünschen, und das Interesse bildet das festeste Band zwischen den Staaten.

Aber sind unsere frommen Wünsche eine Macht, stark genug dem Schicksal in den Weg zu treten? Wer unter uns hat den jüngsten Krieg gewünscht? Niemand. Und doch riß uns das unausweichliche Verhängniß hinein. Einem kleinen Staate kann durch das gemeinsame Interesse der Nachbarmächte ein unberechtigtes Dasein jahrhundertelang gefristet werden. Eine Großmacht besteht nicht auf die Dauer, wenn sie der Lebenskraft entbehrt, wenn sie nicht ihrem eigenen Volke als ein Segen oder doch als eine nothwendige Ordnung gilt. Stellen wir solche Fragen an Oesterreich, so erheben sich Sorgen und Bedenken ohne Zahl. Auch der Zuversichtlichste kann heute nur noch sagen: es ist möglich, daß dies Oesterreich zusammenhält. Alle Grundlagen dieses Staates gehören einer Zeit an, die nicht mehr ist.

Als Oesterreich seine unnatürliche Machtstellung in Deutschland und Italien verlor, da weissagten Viele hoffnungsvoll: jetzt werde das Donaureich sich verjüngen, erleichtert aufathmen, wie etwa der preußische Staat, nachdem er auf Warschau verzichtet hatte. Genau das Gegentheil ist eingetroffen, Oesterreichs Nöthe sind seit dem Jahre 1866 gewachsen und gewachsen. Dieser Staat hat, indem er vom fremden Boden zurückwich, nicht sich selber wiedergefunden, sondern seinen althistorischen Charakter aufgegeben. So lange eine österreichische Großmacht besteht, ging ihr ganzes Leben auf in der europäischen Politik. Im Innern des Reiches wurde — die Dinge in Bausch und Bogen genommen — gar nicht regiert. Sobald die Glaubenseinheit sichergestellt war, ließ die Krone Alles gehen und liegen wie es ging und lag; sie war befriedigt, wenn ihre Völker schweigend gehorchten. An die Fortbildung der Verwaltung, an die Förderung des Wohlstandes und der Volkserziehung, an alle die unscheinbaren Aufgaben der inneren Politik, welche anderen Staaten den besten Inhalt ihres Lebens bilden, hat das Haus Habsburg-Lothringen kaum je gedacht; nur Maria Theresia und Joseph II. entsannen sich ernstlich dieser monarchischen Pflichten. Heute aber, gedemüthigt und geschwächt, kaum mehr im Stande, den Rang einer Großmacht zu behaupten,

sieht sich Oesterreich gezwungen, alle seine alten Lebensgewohnheiten auf den Kopf zu stellen. Die auswärtige Politik, die früher Alles war, bedeutet nichts mehr; die ganze Kraft des Staates wird herausgefordert, um seine inneren Schäden zu heilen. Und während also die Hofburg wider ihren Willen genöthigt wird, die Unterlassungssünden langer Jahrhunderte zu sühnen, erhebt sich laut und lauter die zweifelnde Frage, ob dies Zeitalter der nationalen Staatsbildungen noch Raum bietet für ein Reich, das des nationalen Kernes entbehrt.

Der Absolutismus ist unzweifelhaft die natürliche Staatsform für ein solches Mischreich. Ein unumschränkter Fürst kann eine neutrale Haltung behaupten über seinen hadernden Völkern, er kann sein Land in glücklichen Tagen in behaglichen Schlummer einwiegen, um zur Zeit der Noth das eine Volk gegen das andere auszuspielen. Aber diese alten Künste verfangen längst nicht mehr. Der Absolutismus der Hofburg hat sich in jeder möglichen Form versucht, um schließlich überall seine vollendete Unfähigkeit zu erweisen. Diesem Bankbruch des Absolutismus, nicht der eigenen Kraft danken die Völker Cisleithaniens ihre Verfassung. Daß eine also geschenkte Freiheit nur langsam, nur nach schweren Rückschlägen gedeihen kann, war uns Deutschen im Reich von vornherein zweifellos. Einzelne demokratische Thoren in Berlin haben wohl einst den Gauklerkünsten des Bürgerministeriums zugejubelt und für Preußen „die Freiheit wie in Oesterreich" gefordert; alle besonnenen Männer in Deutschland finden es selbstverständlich, daß die Verfassung in Oesterreich bisher nur gehässige, verworrene, unfruchtbare Parteikämpfe hervorgerufen hat. Ernster als diese Kinderkrankheiten des constitutionellen Lebens erscheint die furchtbar anwachsende Erbitterung des Rassenhasses. Der Parlamentarismus hat hier wie überall die nationalen Gegensätze verschärft. Auch Oesterreich erfährt, wie einst Schleswig-Holstein an den Dänen, daß freie Völker die Tugend der politischen Duldung und Selbstbeschränkung noch weit schwerer lernen als legitime Höfe. Das constitutionelle Kaiserhaus ist, wie sich von den Habsburg-Lothringern erwarten ließ, in seinen Herzensneigungen durch und durch despotisch geblieben. Noch hat keiner der unzähligen Minister des gegenwärtigen Kaisers den Staat in Wahrheit regiert; Alles konnte man dem Grafen Beust verzeihen, nur nicht die Volksgunst, die ihn trug. „Geheimnißvolle Kräfte" — so klagen mit Recht die verfassungstreuen Deutschen — eine in tiefem Dunkel verborgene Camarilla von subalternen Bureaukraten und ultramontanen Cavalieren beherrscht den Hof; auch die Fäden, welche sich jederzeit zwischen der Hofburg und der römischen Curie hin und her spannen, sind trotz der Aufhebung des Concordats noch keineswegs zerrissen. Seit Oesterreich aus dem deutschen

Bunde ausschied, hat das lothringische Haus, vaterlandslos wie es ist, gar keinen Anlaß mehr, die Deutschen zu begünstigen, und schon zeigt der Hof eine tiefe Verstimmung gegen das deutsche Wesen. Die Wortführer der Deutschen sind Männer des liberalen Bürgerthums und sie haben leider in ihrem Verhalten gegen die Krone die ganze linkische Plumpheit des constitutionellen Doktrinarismus gezeigt. Die Magyaren erweisen dem Träger der Stephanskrone ritterliche Verehrung; der Hof fängt an, sich in Buda-Pesth wohl zu fühlen. Die feudalen Führer der Slaven tragen geflissentlich ihre dynastische Gesinnung zur Schau. Die deutschen Bürgerminister aber gebärdeten sich, als ob der Kaiser, nach Rotteck und Welcker, wirklich nur das fünfte Rad am Wagen sei, und im niederösterreichischen Landtag ließ sich kürzlich die liberale Leidenschaft zu höchst unziemlichen Beleidigungen gegen das kaiserliche Haus hinreißen. Weiß man in Wien nicht mehr, daß die Habsburger nie vergessen? So lockern sich die Bande zwischen der Krone und den Deutschen.

Auch die Armee ist nicht mehr eine völlig zuverlässige Stütze des Staats, sie hat seit dem Tage von Königgrätz unleugbar verloren. Ein Staat, der selber dem Lager Wallenstein's gleicht, kann nur durch heimathlose Söldnerheere große Siege erfechten. Jede Veredlung des modernen Kriegswesens gereicht der Wehrkraft Oesterreichs zum Schaden. Je mehr der Krieg mit sittlichen Kräften zu rechnen beginnt, um so bedenklicher erscheint die Roheit des gemeinen Soldaten und das tiefe Mißtrauen, das die slawische Mannschaft von ihren deutschen Offizieren trennt. Die landesübliche Kleiderspielerei, die endlich dahin gelangt ist, für die k. k. Armee die häßlichste Uniform des Erdballs zu erfinden, schafft ebenso wenig brauchbare Truppen wie die Verbesserung der Waffen. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die nur in einem nationalen Staate heilsam wirken kann, war auf diesem Boden eine gedankenlose Uebereilung; sie hat vorderhand die Mannszucht zerrüttet, und ob sie in der Zukunft bessere Früchte tragen wird, steht noch dahin. Deutsche Studenten, polnische Edelleute, fanatische Czechen treten in die Reihen der Freiwilligen, rücken in die Offiziersstellen der Landwehr auf, und dies neue Offizierskorps sucht nicht mehr wie das alte seine Heimath allein unter den schwarzgelben Fahnen. Der Landwehrmann erfüllt sich daheim mit allen Vorurtheilen des Rassenhasses; die ungarischen Honveds sind gewiß tapferes Kriegsvolk, doch ebenso gewiß nicht gegen jeden Feind zu verwenden. Die jungen Edelleute aus dem Reich, die sonst so gern zu den kaiserlichen Fahnen eilten, beginnen auszubleiben; die Kameradschaft wird durch den Haß der Stämme gelockert. Die deutschen Offiziere der Armee werfen schon zuweilen einen kritischen Blick auf die Geschichte dieses Heeres, das seit

hundertunddreißig Jahren mit seltenen Ausnahmen immer tapfer und immer unglücklich sich geschlagen hat, sie vergleichen die Tage von Metz und Sedan mit jenem trostlosen Feldzuge wider die Bocchesen. Das alte Hausmittel bedrängter Habsburger, der Belagerungszustand, verspricht bei solcher Verfassung des Heeres nur geringen Erfolg.

Dazu ein Beamtenthum von durchschnittlich sehr niedriger Bildung, von nicht mehr zweifelloser Unbestechlichkeit — um den sanftesten Ausdruck zu gebrauchen — servil und doch beständig „räsonnirend;" der czechische Grundstock der Bureaukratie bei Deutschen und Ungarn unbeschreiblich verhaßt und verachtet. In der Kirche eine starr römische Partei, daneben sehr wohlmeinende aber auch sehr unklare altkatholische Bestrebungen, und weithin verbreitet eine seichte Freigeisterei, die jede Regung sittlichen Ernstes als „preußisches Muckerthum" verhöhnt. Auch die weiland vielgefeierten unerschöpflichen Hilfsquellen des Donaureichs erweisen sich heute als ein anmuthiges Mährchen. Ein Staatshaushalt, der binnen neunzig Jahren gerade zweimal die Jahresausgaben durch die regelmäßigen Einnahmen gedeckt und soeben wieder einen verhüllten Staatsbankrott überstanden hat — eine so unerhörte Finanzwirthschaft hat nicht nur tausende von Privatvermögen zerstört, sondern auch die Gewohnheit des Spieles und der Verschwendung in weiten Kreisen gefördert. Dem Landbau fehlt fast in allen Kronländern Cisleithaniens ein Stand gebildeter mittlerer Landwirthe, es mangelt das Mittelglied zwischen den Bauergütern und den Latifundien der Cavaliere. Aehnliche extreme Bildungen zeigt die Entwickelung der Industrie. Während der Gewerbfleiß in den meisten Provinzen noch in den Windeln liegt, tummelt sich in Wien eine fieberisch erregte Speculation. Längst hat die Wiener Börse die vornehme Welt, bis hinauf zu den allerhöchsten Spitzen, in ihren Kreis gezogen; geschlossene Spielerbanden, Syndicate, treiben den organisirten Schwindel; unzählige Börsencontoirs reißen auch den kleinen Mann in das wüste Getriebe hinein. Die prächtige Hauptstadt ist freilich, als ein großartiger Mittelpunkt jeglichen Verkehres, eine starke Klammer für den Gesammtstaat, aber die Wiener Corruption wirkt auch zersetzend auf das Gemeinwesen zurück. Noch bleibt der Kern der Bürgerschaft gesund und tüchtig; doch unter den allezeit sittenlosen Massen der Hauptstadt arbeitet heute bereits ein frecher Socialismus, der den Gedanken des Vaterlandes als reaktionär verhöhnt und unter allen Nationen Oesterreichs die Deutschen als Bourgeois am grimmigsten bekämpft. Von den sittlichen Zuständen der höheren Klassen, vornehmlich der Börsenwelt, geben die mit der letzteren eng verbundenen Wiener Zeitungen ein beredtes Zeugniß. Die Wiener Journalistik ist technisch hoch ausgebildet, doch, Alles in Allem, die unsittlichste Presse Eu-

ropas — Paris keineswegs ausgenommen. Soeben gründet die deutsche Partei in Wien die „Deutsche Zeitung,“ weil eine ehrliche Partei sich auf keine der vorhandenen großen deutschen Zeitungen verlassen kann. Alle diese mächtigen Blätter sind nichts anders, wollen nichts anders sein als industrielle Unternehmungen; wer diesen literarischen Speculanten von Gesinnung reden wollte, würde einem mitleidigen Lächeln begegnen. Neben den großen Organen der Börsenjobber tummelt sich noch eine dichte Schaar von kleinen Schmutzblättern, die geradezu von der Erpressung, der journalistischen Freibeuterei leben; denn in der leichtlebigen Stadt sind der schlechten Gewissen viele, man zahlt willig, um einem Schurken das Lästermaul zu stopfen.

Seit jenen ersten glücklichen Jahren Kaiser Franz Joseph's, da die Kriegsgerichte zum Tode durch Pulver und Blei begnadigten, hat das neue Oesterreich fast alle denkbaren politischen Systeme erprobt; ein so jäher Wechsel mußte das Rechtsgefühl, die Staatsgesinnung der Völker von Grund aus zerrütten. Die Deutschen, einst die Stütze der Krone, haben heute offenbar am wenigsten Anlaß, sich für den Gesammtstaat aufzuopfern. Die Ansichten der deutschösterreichischen Pessimisten sind uns Deutschen im Reiche sehr unbequem, sie durchkreuzen unsere politischen Berechnungen. Aber seien wir auch gerecht, versuchen wir uns zu versetzen in die Seele eines warmherzigen, wissenschaftlich gebildeten jungen Deutschösterreichers — warum in aller Welt soll dieser Mann seinen Gesammtstaat lieben? — Die alte Treue, die Macht der Gewohnheit, die Furcht vor einer ungewissen Zukunft, vor einem radikalen Umschwung, das Alles hält ihn bei seinem Staate zurück, doch wenn sich sein Herz erfreuen will, so schaut er nach Norden. Dort sieht er seine Landsleute in einem geachteten mächtigen Reiche, in wohlgesichertem nationalen Leben, in geordneten wirthschaftlichen Verhältnissen, er sieht sie in jeder Hinsicht glücklicher, als er selber ist. Er haßt die „struppigen Karyatidenhäupter der Bedientenvölker“ — wie Hebbel einmal unter dem Jubel der Deutschösterreicher sang — er haßt zu allermeist die Czechen. Um dies Slaventhum darniederzuhalten, um das Beste was er sein nennt, deutsches Denken und deutsches Gemüth, zu bewahren vor den anstürmenden Wogen der Barbarei, — darum schaut er hilfesuchend in's Reich. Wir verweisen ihn ernst auf den vielgepriesenen „kolonisatorischen Beruf“ des Deutschthums in Oesterreich. Er aber entlehnt aus dem reichen Vorrath der k. k. Canzleisprache ein schönes Wort und meint bitter, dieser Beruf sei doch wohl allmählich „in Verstoß gekommen.“ In Ungarn, in Böhmen, in Krakau, in Tyrol, überall macht das Deutschthum Rückschritte, überall bewährt sich, daß der Hauch habsburgischen Regiments verderblich ist für

deutsches Volksthum. Er klagt: man hat uns vor Jahrhunderten die Freiheit deutschen Glaubens genommen, kirchlicher Druck trifft den innersten Kern der Volksseele, wir haben nicht mehr Eisen genug im Blute, um uns der Ueberzahl der Fremden zu erwehren. Er zählt uns die politischen Führer seines Stammes vor, wie sie fast alle vernutzt sind und verbraucht, ihrer viele auch anrüchig als Ueberläufer oder als Titelverkäufer und „Gründer." Dann fragt er, ob es den Deutschen wohl anstehe, sich von den Ungarn nach den Gesichtspunkten magyarischer Politik regieren zu lassen? — und schließt zuversichtlich: Gewiß, Oesterreich ist eine europäische Nothwendigkeit, aber das Oesterreich der Zukunft grenzt im Westen an die Leitha, wir Deutschen gehören zu Euch. Wir geben ihm zu bedenken, daß es denn doch eine Ehre sei, der alten Großmacht Oesterreich anzugehören. Er zuckt die Achseln: diese Zeiten sind gewesen; als uns jüngst Graf Hohenwart vom wahren Oesterreicherthum redete, da scholl ihm das laute Hohngelächter der Deutschen entgegen! Wir erinnern ihn an „die orientalische Mission," die einst Prinz Eugen dem Donaureiche wies. Er antwortet trocken: ein Staat, der sich selber kaum auf den Füßen hält, wird noch weniger fremde Völker, die ihn tödlich hassen, unterwerfen!

Nach der ersten großen Niederlage des neuen Oesterreichs, nach der Schlacht von Solferino, begann das österreichische Deutschthum aus tiefem Schlummer zu erwachen. Ein frischeres nationales Leben regte sich namentlich auf den Universitäten. Nachher erfüllte sich, was wir deutschen Patrioten immer voraussahen: der Austritt Oesterreichs aus dem deutschen Bunde hat den geistigen Verkehr zwischen uns und den Deutschen an der Donau mächtig belebt und verstärkt. Niemals früher fand unsere politische Arbeit unter den Oesterreichern ein so freundliches, ja liebevolles Verständniß, wie heute unter den Deutsch=Nationalen von Graz und Wien. Treuherzig wird uns das schwere Unrecht abgebeten, das man vor Jahren den deutschen „Gothaern" angethan. Nichts rührender als die jugendlich liebenswürdige Begeisterung, welche diese Kreise unserem neuen Reiche entgegenbringen; nirgends hat Preußen wärmere Freunde. Wir wünschen aus vollem Herzen, daß der edle deutsche Nationalstolz, der gesunde politische Verstand dieser jungen Partei seine volle Kraft einsetze für den Ausbau der cisleithanischen Verfassung. Der Deutschösterreicher, der jeden Mißerfolg seines Staates mit einem jubelnden „heiterer, immer heiterer!" begrüßt, nutzt Deutschlands großer Sache nichts; ihr dient nur der thatkräftige Mann, der Kopf und Hände regt, um den Deutschen die Führerstelle in Cisleithanien zu verschaffen. Der deutsche Nationalstolz in Oesterreich ist ein Kind des Unglücks, er wurde stets durch die

Niederlagen der Monarchie geweckt und er zeigte bei jedem neuen Erwachen größere Kraft. Bisher zeigt nur ein kleiner Theil der Deutschösterreicher ein starkes deutsches Nationalgefühl; den Maßstab giebt die Geschichte des jüngsten Krieges. Die denkenden Mittelklassen folgten unseren Kämpfen mit einer herzlichen werkthätigen Theilnahme, die uns unvergessen bleibt; auch die tapferen deutschen Bauern in den Alpen entsannen sich wieder ihrer heldenhaften Kriege gegen die Wälschen. Der hohe Adel dagegen und die städtische Masse bewahrte den alten Haß wider Preußen; die kleinbürgerlichen Kreise der k. k. landesbefugten bürgerlichen Kaffeesieder und Tabacksverschleißer schwärmten für das republikanische Frankreich. Das große Capital bewies, wie in Oesterreich immer, seine gesinnungslose Gemeinheit; die großen Waffensendungen, welche von Wien über Triest nach Frankreich gingen, sind bei uns im Reiche nicht genugsam beachtet worden. Doch die Energie des deutschen Nationalgefühls ist sichtlich im Wachsen, sie nährt sich täglich an dem Anblick des neuen deutschen Reichs. Nationaler Stolz und Haß liegen heute gleichsam in der Luft des unglücklichen Staates, dessen ganze Zukunft doch auf der Versöhnung der nationalen Gegensätze ruht. Der wachsende Grimm gegen die Slawen kann nach und nach die breite Masse der deutschen Bevölkerung in die Reihen der Deutsch-Nationalen drängen, und gelingt es nicht bald, ein leiblich geordnetes Verfassungsleben in Cisleithanien herzustellen, so mögen endlich auch die Deutschen dahin gelangen, daß ihnen ihr Volksthum theurer wird als ihr Staat.

Festere Bande knüpfen den größeren Theil der Slawen an den Gesammtstaat Oesterreich. Hören wir nur aus der Ferne das rohe Poltern des czechischen Fanatismus; vernehmen wir, wie die deutschen Gelehrten in Prag versichern, eine czechische Universität neben der deutschen sei immerhin erträglicher als eine sprachlich gemischte Hochschule, die unfehlbar zum Untergange des böhmischen Deutschthums führen müsse — sehen wir also den Kampf der Elemente in den Ländern der Wenzelskrone toben, so meinen wir wohl, ein so blinder Nationalhaß werde auch vor der Vernichtung Oesterreichs nicht zurückschrecken. Schaut man schärfer zu, so entdeckt man doch leicht die geheime Angst, die wunderliche Feigheit, welche sich hinter dem Geschrei der Czechen versteckt. Sie lärmen und poltern und verdrehen das Recht, loszuschlagen wagen sie nicht. Mitten in ihrem Rausche fühlen sie doch, daß sie des Gesammtstaates nicht entbehren können, weil ihnen nicht, wie den Deutschen, eine Heimath außerhalb Oesterreichs offen steht. Zerfällt Oesterreich gänzlich, so droht den Czechen ein deutsches Regiment. Auf die Erfüllung der panslawistischen Träume wagen selbst diese erhitzten Köpfe nicht mit Sicherheit zu zählen; darum ge-

nügt ihnen vorderhand die autonome Wenzelskrone oder auch die Zertheilung Cisleithaniens in fünf föderalistisch verbundene Gruppen. Aber diese Zahmheit der Czechen entspringt nicht redlicher Gesinnung, sondern dem Bewußtsein der Schwäche, sie kann und wird in's Gegentheil umschlagen, sobald das Czechenthum einen Rückhalt finden sollte an einer großen slawischen Macht. Von den Polen steht ohnehin fest, daß sie die galizianische Autonomie nur als den ersten Schritt zur Wiederherstellung des Sarmatenreichs betrachten.

Unter allen Nationen Oesterreichs müssen die Magyaren heute den wärmsten Eifer für die Erhaltung des Gesammtstaats hegen. Ihre neu aufgerichtete Krone bedarf der cisleithanischen Unterstützung; dies Volk mit seinen lebendigen „avitischen" Erinnerungen weiß sehr wohl, wie oft Oesterreich und Ungarn einander gegenseitig errettet haben. Der Ausgleich war in jeder Rücksicht ein Löwenvertrag zu Gunsten der Magyaren; Ungarn zahlt zu den gemeinsamen Reichsausgaben nur 30 Procent, zu der Verzinsung der Reichsschuld, wenn man scharf nachrechnet, sogar noch weniger. Und dennoch können auch die Magyaren das alte Mißtrauen gegen die Hofburg nicht überwinden; die Blutgerichte von Eperies und Arad lassen sich ebenso wenig vergessen wie die Frechheit der Bach-Husaren. Im Reichstage strebt eine mächtig anwachsende Opposition längst über den Ausgleich hinaus, und sie besteht — was hochbedenklich scheint — fast ausschließlich aus reinem Magyarenblute. Der Abgeordnete Nemeth rief neulich im Reichstage den Deutsch-Oesterreichern seinen feierlichen Glückwunsch zu, weil sie nunmehr bald mit ihren deutschen Brüdern vereinigt würden. Hält die Verwirrung in Cisleithanien an, so werden bald auch minder heißblütige Magyaren die Frage aufwerfen, ob denn wirklich die Verbindung mit diesem Chaos ein Vortheil sei für Ungarn.

Zwei Nachbarn Oesterreichs, Russen und Italiener, glauben mit höchster Bestimmtheit an den Zerfall des Donaustaats, und wahrlich, in der Nachbarschaft des Orients scheint Alles möglich. Die orientalische Frage dehnt sich aus und rückt westwärts, wie ein in's Wasser geschleuderter Stein immer weitere Kreise um sich zieht; sie tritt bereits in den Bereich des weiten Horizontes, den die Politik des deutschen Staats überschauen soll. Sehr wahrscheinlich, daß das Schicksal Oesterreichs und die noch nicht endgiltig gelöste polnische Frage dereinst noch verwickelt wird in die räthselhafte Zukunft des Völkergewimmels am Balkan. In Rußlands leitenden Kreisen lebt ein nur zu begreiflicher grimmiger Haß gegen Oesterreich — ein Haß, den die Klugheit besonnener Staatsmänner wohl zeitweise zurückdrängen, doch nicht ersticken kann — und die höchsten In-

teressen der beiden Nachbarreiche stoßen im Oriente wie in Polen hart wider einander. Gewiß, man muß den glücklichen Leichtsinn des Grafen Beust besitzen, um heute mit fester Zuversicht in die Zukunft Oesterreichs zu schauen. —

Was folgt daraus? Der Kampf der Deutschen Oesterreichs gegen die Slawen ist zugleich ein Kampf des modernen Staates wider feudale und ultramontane Mächte. Die Verfassung Cisleithaniens, ehrlich gehalten und verständig weitergebildet, bietet Raum für alle Nationen Deutsch-Oesterreichs. Wem die Freiheit, die friedliche Entwickelung Mitteleuropas am Herzen liegt, der muß ernstlich wünschen, daß die oft erprobte Lebenskraft des alten Staates nochmals sich bewähre, und die Deutschen diesseits der Leitha das Feld behaupten. Aber die Ausbildung dieser Verfassung kann im allergünstigsten Falle nur sehr allmählich erfolgen; ein unendlich weiter Weg führt von jener trostlosen Gleichgiltigkeit, die nach der Königgrätzer Schlacht in Deutsch-Oesterreich herrschte, bis zur lebendigen Staatsgesinnung. Auf große Erfolge hat deutsche Sprache und Sitte unter den Lothringern nicht zu hoffen; uns muß genügen, wenn die Deutschen ihren Besitzstand gegen Slawen und Magyaren aufrechthalten. Vollends die Lösung großer europäischer Aufgaben ist dem siechen Staate nicht mehr zuzumuthen; Oesterreich kann, wenn jemals, sicherlich erst nach einem Jahrzehnt inneren Friedens die Kraft gewinnen, ernste Pläne im Oriente zu verfolgen. Eine rückhaltlos ehrliche Freundschaft dürfen wir von der Hofburg nicht erwarten. Die Politik der stillschweigenden Rechtsvorbehalte versteht man in Wien so gut wie in Rom. Und mögen wir's noch so ehrlich meinen mit unserem Wohlwollen, die Lothringer kennen von Italien her die mächtige Anziehungskraft nationaler Staaten, sie wissen, daß ihre Deutschen den Blick nicht wenden können von unserem Reiche. Das deutsche Reich bleibt ihnen verdächtig schon weil es besteht. Darum ist uns kluge Vorsicht geboten. Jede unberufene Einmischung in Oesterreichs inneren Kampf, die Deutschland versuchen möchte, verschärft das Mißtrauen der Hofburg gegen unsere Landsleute, schadet der deutschen Sache. Das hat Fürst Bismarck meisterhaft verstanden, als er in Gastein sich jeder warnenden Bemerkung wider das Cabinet Hohenwart enthielt. Das haben die biederen Breslauer, Dresdner und Münchner sehr schlecht verstanden, als sie ihre herzlich wohlgemeinten und herzlich thörichten Sympathie-Erklärungen für die Deutschen Oesterreichs beschlossen. Ein Glück für Deutsch-Oesterreich, daß solcher Vorwitz bei unserer Nüchternheit keinen Anklang fand. — Aber all' unsere Theilnahme für den Gesammtstaat Oesterreich berechtigt uns doch nicht, die Augen zu verschließen vor der Möglichkeit seines Unterganges. Der Ausbau der cisleithanischen

Verfassung setzt den redlichen Willen Aller voraus, und solchen Willen finden wir vorerst allein bei einem Theile der Deutsch-Oesterreicher. Die Italiener pflegen zu sagen: „Oesterreich ist nicht ein Staat, sondern eine Familie.“ Als der Grund der habsburgischen Macht gelegt wurde, da fand der Ausspruch tu felix Austria nube in der weiten Welt Bewunderung, und Kaiser Friedrich III. rief traurig niederblickend auf seinen abgenommenen Fuß: „ytzt ist dem Reich der ain Fuß abgeschniebten!“ Diese Zeiten kaiserlicher Selbstvergötterung und staatenbildender Prinzenheirathen sind nicht mehr. Wird ein Reich, das der ideenlosen Familienpolitik verschollener Jahrhunderte seinen Ursprung dankt, das in seinem Kern und Wesen dem alten Europa angehört, jetzt noch im Stande sein den Ansprüchen eines neuen menschlicheren Zeitalters zu genügen? Wir wagen die Frage nicht zu verneinen, doch wir sollen als tapfere, wachsame Männer auch daran denken, daß das Schicksal sie verneinen kann — nach Jahren oder Jahrzehnten, wer weiß es? Es ist nicht die Aufgabe dieses jungen Reiches, den lebendigen Kräften der Geschichte in den erhobenen Arm zu fallen. Bräche dereinst das Unglück der Zerstörung über Oesterreich herein — und es wäre ein Unglück auch für Deutschland — dann muß unser Reich bereit und fertig sein den Stürmen des Geschicks zu trotzen, das Deutschthum an der Donau aus den Trümmern zu erretten. Reif sein ist Alles — sagt das Dichterwort.

15. December. Heinrich von Treitschke.

Politische Correspondenz.

Berlin, December 1871.

Das bleibende Denkmal, welches der deutsche Reichstag sich in seiner Session vom Spätherbst 1871 gestiftet hat, ist die deutsche Münzreform. Mit frohem Erstaunen sehen wir darauf zurück, wie die Erledigung dieses Werkes so gut gegangen ist. Mit Erstaunen, weil anscheinend eine Zersplitterung der Ansichten herrschte, welche die Berathung resultatlos zu machen schien; mit Freude, weil wir aller Wahrscheinlichkeit nach einer großen Gefahr entgangen sind. Noch im Jahre 1867 gab die preußische Regierung auf der Pariser Münzconferenz die Erklärung ab, sie erblicke für Deutschland keine Gefahren beim Beharren in der Silberwährung. Gewiß ziemt es einer Regierung, mit Aenderungen des Münzsystems zögernder, bedächtiger vorzugehen, als mit irgend einem Akt der Gesetzgebung, und daß Herr Delbrück sich nicht in die ,fixen Ideen des Herrn von Parieu hat verwickeln lassen, wollen wir ihm immer danken.

Allein daß Deutschland es in seiner Gewalt gehabt hätte, auf die Dauer bei der Silberwährung zu verharren, haben wir für einen folgenschweren Irrthum gehalten. Ob Gold oder Silber als Währungsmetall dienen soll, hängt mit Nichten von der Willkür der Gesetzgebung ab; es entscheidet darüber die innere Nothwendigkeit der Dinge. Das Gold verdrängt das Silber aus der Rolle des Preismessers und Preisausgleichers mit derselben zwingenden Gewalt, mit welcher dies dereinst das Kupfer verdrängt hat. Es pocht an unsere Thür und verlangt Einlaß auf Grund der physikalischen Eigenschaften, die es vor dem Silber auszeichnen. Mehr und mehr ist auf dem Weltmarkt Silber zur Waare geworden, deren Preis an dem Golde als dem eigentlichen Gelde gemessen wird. Die Furcht vor der fortschreitenden Entwerthung des Silbers zwingt die Staaten zur Goldwährung überzugehen, und jede Demonetisation des Silbers, die auf Grund dessen vorgenommen wird, drückt weiter auf den Silberpreis. Der Staat, der unter solchen Verhältnissen hartnäckig über die gebührende Zeit hinaus an der Silberwährung festhält, setzt sich der Art, wenn auch nicht dem Grade nach all den Nachtheilen und Unbequemlichkeiten aus, welche Staaten mit schwankender Papiervaluta zu tragen haben; er beraubt sein Umsatzmittel der Werthconstanz. Diese Gefahr hat Deutschland vermieden, indem es die voraussichtlich letzte Gelegenheit benutzte, ohne erheblichen Kostenaufwand zur Goldwährung überzugehen.

Das Münzgesetz, wie es schließlich angenommen ist, war, wenn je Eines, durch die öffentliche Meinung vorbereitet. Im August verhalf der volkswirthschaftliche Congreß zu Lübeck der Wahrheit zum Durchbruch, daß die neu zu schaffende Rechnungseinheit zu der bestehenden (zum Thaler) in einem leicht berechenbaren Verhältniß stehen müsse, und lehnte damit alle die dilettantischen Bestrebungen ab, welche auf Uebergang zum Frankensystem oder zum Goldgramm

gerichtet waren, Bestrebungen, die sich während der Jahre 1867—1869 in der entschiedenen Majorität befunden hatten.

Die günstige Aufnahme, welche die Resolution des volkswirthschaftlichen Congresses fand, ermuthigte die Regierung, das Reformwerk in die Hand zu nehmen, vor welchem sie eine unüberwindliche Scheu empfunden haben würde, wenn sie hätte befürchten müssen, den Phantasiegebilden einer internationalen Münze zu begegnen. Sie blieb indessen in ihrem ersten Entwurf, der vom Reichskanzleramt dem Bundesrathe vorgelegt wurde, in einer Halbheit stecken. Sie wollte die neu auszuprägenden Goldstücke nicht zum legalen Zahlungsmittel machen; sie wollte nicht eine Goldwährung, sondern nur neue Goldmünzen schaffen.

In diese Sachlage trat der Ausschuß des Handelstages ein und legte das Bedenkliche einer solchen Maßregel in so überzeugender Weise dar, daß der Bundesrath und die öffentliche Meinung ihm vollständig beitraten. Nachdem diese beiden Grundgedanken, um deren Klarstellung sich die beiden hervorragendsten volkswirthschaftlichen Körperschaften Deutschlands verdient gemacht hatten, durchgedrungen waren, konnten die übrigen Details der Münzordnung keine ernsthaften Schwierigkeiten mehr bereiten und sind denn auch durch eine Reihe von Compromissen in befriedigender Weise beigelegt worden.

Der Vorkämpfer des metrischen Systems, Augspurg, dem übrigens das bleibende Verdienst gebührt, die Nachtheile des Festhaltens an der Silberwährung schriftlich am überzeugendsten dargelegt zu haben, hatte die rühmliche Selbstüberwindung zu schweigen. Für das Frankensystem trat Moritz Mohl ein und wurde mit der achtungsvollen Aufmerksamkeit behandelt, die einem Manne gebührt, der manchen guten Grund für sich, überwiegend bessere aber gegen sich hatte. Eine höchst ungeschickte Unterstützung wurde demselben von Leuten außerhalb des Hauses zu Theil, welche den neuen Goldfranken genau zu 8 Sgr. berechnen wollten, um den Schwierigkeiten der Umrechnung zu entgehen, welche entstehen, wenn man ihn, wie Mohl vorschlug, zu 8 1/10 Sgr. tarifirt. Diese Leute vergaßen, daß, indem sie die Werthrelation zwischen Gold und Silber nicht auf 1 : 15,5, wie sie in den lateinischen Ländern gesetzlich ist, sondern auf 1 : 15,31 feststellten, sie den internationalen Boden, den sie so geräuschvoll zu behaupten suchten, wiederum preisgaben.

Die einzige Streitfrage, die für so erheblich erachtet wurde, daß eine namentliche Abstimmung veranlaßt wurde, war die, ob der Mark als Rechnungseinheit der Gulden zu substituiren sei. Gerade diese Frage scheint so unerheblich als möglich zu sein; daß sie überhaupt aufgeworfen wurde, war ein Schatten, — glücklicher Weise der einzige, — den die voraufgegangene dilettantische Flugschriftenschaar in die Discussionen des Reichstages hineinwarf. Der Abgeordnete Sonnemann, der über den Verdacht einer Voreingenommenheit für die preußischen Vorschläge gewiß erhaben ist, legte in klarer und überzeugender Weise dar, daß die Mark für den Süden durchaus annehmbar ist, wie denn auch in den Jahren 1861—1865 dies System im Süden bereits vielfach empfoh-

len war. Am unbequemsten wäre für den Süden gerade der Uebergang zur Frankenwährung gewesen. Während sich jetzt 7 Gulden gleich 12 Mark, 7 Kreuzer gleich 20 Pfennigen stellen, würden 189 Gulden gleich 400 Franks sein und für die Vergleichung zwischen Kreuzern und Centimes hätte sich, wenn man Bruchtheile vermeiden wollte, kein einfacheres Verhältniß finden lassen, als daß 567 Kreuzer gleich 2000 Centimes wären. Zu Uebungen im Kopfrechnen laden diese Zahlen nicht ein.

Immerhin hat die Annahme des Gesetzes nur den Erfolg, daß wir „unter sicherem Dach glücklich erst geborgen" sind; das Dach sind die Goldmünzen, die von Memel bis Constanz im Verkehr angenommen werden, dagegen ist „für wohnliches Gemach noch weiter zu sorgen;" die Unbehaglichkeit des Uebergangszustandes wird sich in Betreff der kleineren Münzen noch empfindlich geltend machen. Namentlich gehen die Hansestädte mit ihren grotesken Trümmern überlebter Münzsysteme manchen ernsten Schwierigkeiten entgegen, die sie selbst nicht unterschätzen.

Für die Berathung des definitiven Münzgesetzes bleiben noch zwei wichtige Fragen zu lösen übrig, nämlich: sollen wir zur reinen Goldwährung oder zur Doppelwährung übergehen? und: sollen die Münzstätten, wie bisher in Deutschland, das Münzmetall für eigene Rechnung ankaufen und ausmünzen, oder sollen sie, wie in anderen Ländern, gegen einen mäßigen Schlagschatz für fremde Rechnung prägen? Wir enthalten uns absichtlich noch der Aeußerungen über diese Fragen; nur machen wir darauf aufmerksam, daß die erstere von beiden sich besser in die Frage wird überführen lassen, bis zu welchem Betrage Zahlungen in Silbermünzen sollen geleistet werden dürfen.

Während das Münzgesetz uns ein Beispiel der wirthschaftlich aufbauenden Thätigkeit des deutschen Reiches gab, und uns nur einmal an die Grenzen der politischen Streitfragen führte, nämlich als es sich darum handelte, ob das Portrait der einzelnen Landesfürsten auf den Münzen beizubehalten sei, — den Erörterungen darüber konnte der Humor nicht ganz fern bleiben, — führt das nächstwichtige Gesetz, dessen officieller Titel „Gesetz über die Ergänzung des Strafgesetzbuchs" lautet, uns tief in die Parteispaltungen hinein, die dem neuen Reiche drohen.

Wäre, als vor mehr als Jahresfrist das Strafgesetzbuch berathen wurde, eine Bestimmung, wie sie jetzt beliebt ist, von der Regierung in ihren Entwurf aufgenommen worden, so hätte sich voraussichtlich keine Stimme dagegen erhoben. Daß der Geistliche, dem die Kanzel und die Privilegien der Kanzel zu Zwecken der Erbauung eingeräumt worden sind, dieselben nicht zu höchst unerbaulichen Dingen mißbrauchen soll, versteht sich so sehr von selbst, daß ein Wort darüber nicht zu verlieren ist. Wenn ein Abgeordneter der Fortschrittspartei den kühnen Ausspruch that, daß Perorationen gegen die Steuerlast und die Militairlast so nützliche Dinge seien, daß ihnen zu Liebe auch der ärgste Mißbrauch der Kanzel gestattet sein müsse, so stand er mit dieser Idiosynkrasie auch inmitten seiner Fraktion recht vereinzelt.

Damals also wäre die gegen die politisirenden Geistlichen gerichtete Bestimmung ohne Widerspruch angenommen worden; jetzt stellt man ihr das Schlagwort „Ausnahmegesetz“ entgegen.

Ist es ein Ausnahmegesetz, daß ein Beamter, der für eine Amtshandlung eine Belohnung annimmt, strafbar ist? Jeder andere als ein Beamter darf für seine Thätigkeit sich bezahlen lassen. Ist es ein Ausnahmegesetz, daß ein Matrose, der mit der Heuer entläuft, strafbar ist? Jeder andere, als ein Matrose kann nur auf dem Civilwege zur Erfüllung seiner kontraktlichen Verpflichtungen angehalten werden. Es ist eben ein Unterschied zu machen zwischen einem Ausnahmegesetz und einem durch Ausnahmeverhältnisse gebotenen Gesetze. Wenn der Staat den Geistlichen Privilegien einräumt, — und wer bezweifeln wollte, daß die Geistlichen im Besitze von Privilegien sind, der vergleiche die Stellung des Geistlichen einer anerkannten Kirche auf der Kanzel mit derjenigen eines dissidentischen Predigers in einer polizeilich überwachten Versammlung, — so darf und muß er auch die Bedingungen festsetzen, unter denen das Privilegium geübt werden darf. Von Seiten der Gerechtigkeit wird das erlassene Gesetz in keiner Weise angefochten werden können. Eher vielleicht von Seiten der Zweckmäßigkeit.

Wenn man den Erfolg eines Strafgesetzes nach der Anzahl der Verurtheilungen bemessen will, die auf Grund desselben ergehen, so stehen wir selbst nicht an, dasselbe als eines der unzweckmäßigsten zu bezeichnen. Aber jener Maßstab ist ersichtlich ein unrichtiger. Eher darf man die Zweckmäßigkeit desselben bemessen nach der Anzahl der Vergehen, denen es vorbeugt.

Möglicher Weise besteht das Gesetz auch diese Probe nicht; aus der Geschichte der Preßgesetzgebungen und der Preßverfolgungen ist ja bekannt, wie schwer es ist, die freie Meinungsäußerung, sei sie erlaubter oder unerlaubter Natur, zu unterdrücken. Ein Theil des Clerus wird sicher mit allen Mitteln bestrebt sein, die Agitationen, denen entgegengetreten werden soll, in veränderter Form nur desto nachdrücklicher fortzusetzen.

Trotzdem hat das Gesetz eine eminente Bedeutung, sobald man den Blick über die strafrechtliche Seite der Sache zu der staatsrechtlichen erhebt. Es ist der erste unzweideutige Ausdruck der von dem Staate an den Tag gelegten Absicht, sein Recht gegen Jedermann, auch gegen Uebergriffe der Kirche zu wahren. Er sühnt damit eine alte Schuld; er sagt sich los von einer an Schwäche grenzenden Nachgiebigkeit, durch die er die jetzt verursachten Conflikte zum Theil mit verschuldet hat, in Preußen wie anderwärts.

Unseren Staatsmännern hat es nur gar zu lange Zeit als etwas selbstverständliches gegolten, daß die Kirche der natürliche Verbündete jeder konservativen Regierung sei. Orthodox und konservativ, dissidentisch und staatsgefährlich galten beinahe als identische Begriffe.

Die katholische Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses wurde niemals als eine Oppositionspartei betrachtet; einem Beamten, der dieser Fraktion angehörte, wurde jedes Votum nachgesehen. Jetzt, wo die Konfliktszeit weit hinter

uns liegt, kann man ja Einzelheiten hervorheben, ohne irgendwie dem Verdachte einer denunciatorischen Gesinnung zu verfallen. Ein Obertribunalsrath, welcher dieser Fraktion angehörte, wurde zur Tragung der Stellvertretungskosten nicht herangezogen, während seine liberalen Collegen die ganze Schwere dieser Maßregel zu tragen hatten. Regierungsbeamte derselben Fraktion haben Voten gegen das Ministerium abgegeben, die selbst einem gemäßigt Liberalen eine „Versetzung im Interesse des Dienstes" eingetragen hätten und haben dies thun können, ohne einer Rüge unterworfen zu werden. Die Regierung wiegte sich in dem Glauben, bei jeder ernsten Veranlassung auf die Fraktion zählen zu können.

Wie sehr sie sich darin getäuscht, muß sie jetzt erfahren. Selbst Mitglieder, die den konservativsten Nuancen dieser Fraktion angehört hatten, stehen jetzt bei Fragen von keineswegs konfessioneller Natur in den Reihen der Opposition, und Bischöfe, Freiherrn und Regierungsräthe werden, wenn das Militairbudget an die Reihe kommt, im Bunde mit der äußersten Linken das alte rührende Lied von dem unerträglichen Steuerdruck anstimmen.

In der That hat die katholische Fraktion des preußischen Landtages der Regierung nie Veranlassung gegeben, sie als eine besondere Stütze des Thrones anzusehen; sie ist ehrlich genug gewesen, es nie zu verheimlichen, daß ihr das Interesse und der Wunsch der Curie über alle anderen Rücksichten geht, und wenn nichtsdestoweniger die Regierung ihr eine solche Deferenz gezeigt hat, so war sie vollkommen berechtigt, dies anders auszulegen. Sie mußte darin einen Beweis erblicken, daß die Regierung sich fürchtete, ihr den vollen Ernst zu zeigen.

Wenn es schon in Preußen den Ultramontanen gelang, sich stets in dem Lichte einer beinahe ministeriellen Partei zu zeigen, so mußte ihr dies in den süddeutschen Staaten noch eher gelingen. Ueberall war ja der Clerus der Kern der preußenfeindlichen Liga und so lange die partikularistische Strömung in den kleineren Staaten überwog, mußten die Ultramontanen hoch angesehene Personen sein.

Durch ihre eigenen Maßnahmen haben die Regierungen in der verderblichsten Weise den Einfluß dieser Partei bei dem gemeinen Mann sehr gestärkt. Zwar hat der deutsche Bauer eine große angeborne Ehrfurcht vor dem Priester, und so lange sich der Priester innerhalb seiner Schranken hält, wünschen wir selbst nicht, daß dem anders sei. Aber andererseits hat der deutsche Bauer eine nicht minder große Ehrfurcht vor dem Könige. Und er hat natürlichen Verstand genug, um zu wissen, daß, wenn die Wege des Königs und des Priesters auseinandergehen, er in weltlichen Dingen dem ersteren zu folgen hat. Aber die Dinge haben bei uns eine Gestalt angenommen, daß, wo ein Zwiespalt zwischen Priester und Minister entstand, der Bauer glauben mußte, der erstere treffe die Ansicht des Königs genauer als der letztere.

Das jetzt erlassene Gesetz verkündet nun seinem Grundgedanken nach, daß der Staat den katholischen Priesterstand als ein Element ansieht, aus dem ihm möglicher Weise Gefahr erwachsen kann. Das ist etwas Neues; etwas Aehn-

liches hat seit Decennien ein deutscher Minister weder ausgesprochen noch angedeutet. Bei der ganzen Entstehungsgeschichte des Gesetzes war uns Nichts so überraschend, als der sichtbare Schrecken, den es in den Reihen des Centrums verursacht hat. Wir hatten erwartet, die Führer dieser Partei würden den Vorschlag mit Gelassenheit aufnehmen, vielleicht mit kühler Ironie für denselben stimmen. Ihren Principien hätten sie wahrlich Nichts vergeben, wenn sie anerkannt hätten, daß ein Priester, der Strafbares thut, bestraft werden muß. Aber ganz augenscheinlich war ihnen daran gelegen, den Schein zu vermeiden, als sei ein Zwist zwischen dem Staate und der Curie denkbar. Um so, wie sie wünschen, auf das Volk wirken zu können, müssen sie sich mit dem Nimbus umgeben können, als seien sie die Stützen des Staates.

Der unnatürlichen und ungesunden Verbindung gegenüber, die zwischen den kirchlich-reaktionairen und staatlich-reaktionairen Elementen so lange bestanden, sehen wir in dem vorliegenden Gesetze den Anfang einer heilsamen Auseinandersetzung zwischen den beiden Gewalten. Die Unabhängigkeit der Kirche auf dem ihr eigenen Gebiete wird dadurch in keiner Weise angetastet. Was der seelsorgerischen Thätigkeit, der Verkündigung von Dogmen oder der Erbauung nur entfernt ähnlich sieht, fällt nicht von fern unter den Wirkungskreis des Gesetzes. Diejenigen Beispiele von politischer Kanzel-Agitation aber, die im Reichstage mitgetheilt wurden, sind weder erbaulich noch seelsorgerisch, noch haben sie mit der Dogmatik irgend Etwas zu schaffen. Derartigen Eingriffen der Kirche in das Staatsgebiet soll in Zukunft vorgebeugt werden, wie umgekehrt der Staat seinen Arm nicht leihen soll, um kirchlichen Dogmen seinen Schutz angedeihen zu lassen.

Die Trennung der Kirche vom Staate ist nicht eine fest umschriebene Maßregel, die mit Einem Schlage in das Leben gerufen werden kann; sie ist vielmehr ein leitendes Prinzip, das allmälig in der Gesetzgebung wie in der Verwaltung zum Ausdrucke gelangt. Der Artikel 14 der preußischen Verfassung und die ihm verwandten Bestimmungen anderer Verfassungsurkunden hindern sogar, daß die Trennung des Staats von der Kirche jemals eine ganz vollständige werde. Aber das wenigstens kann und muß erreicht werden, daß die Entfaltung unseres staatlichen Lebens nicht durch eine fremdartige Macht gehindert werde, welcher der Staat unvorsichtiger Weise selbst Mittel in die Hand gegeben hat, ihn zu bekämpfen.

Nach den Reden, mit denen der Minister von Lutz den Gesetzvorschlag befürwortete, dürfen wir die Zuversicht hegen, daß weitere, gewichtigere Schritte folgen werden, durch welche die Kirche in die ihr gebührende Sphäre zurückgewiesen wird. Nur um böswilligen Entstellungen entgegenzutreten, heben wir hervor, was sich von selbst versteht, daß die Freiheit in der Verkündung von Dogmen nicht beeinträchtigt werden wird; es wird Jedermann gestattet sein, nicht allein an die Unfehlbarkeit des Papstes zu glauben, sondern auch diesen Glauben öffentlich zu bekennen. Aber es werden Mittel gesucht und gefunden werden, um zu verhüten, daß die Bekenner dieses Dogmas nicht auf Grund

desselben sich Uebergriffe in die nationale Gestaltung unseres Staatswesens gestatten.

Wir gehen kurz über die übrigen Verhandlungen des Reichstages hinfort; sie betrafen zum Theil Vorlagen, durch welche die einheitliche Reichsgesetzgebung gefördert werden sollte, theils solche, welche der freiheitlichen Entwickelung dienen sollten. Es genügt, festzustellen, daß nach Ablauf von weniger als einem Jahre die Südstaaten bereits freiwillig einige der von ihnen so eifrig behaupteten Reservatrechte aufgegeben haben; ferner, daß der Widerstand des Bundesraths gegen die wiederholte Geltendmachung berechtigter freiheitlicher Forderungen schwächer und schwächer wird. Wir wählen aus der Reihe der verhandelten Gegenstände nur noch das Pauschquantum für die Militairverwaltung heraus, weniger weil wir den hier aufgeworfenen Streitfragen eine überwiegende Wichtigkeit beilegen, als wegen der Aufregung, welche dadurch in dem Hause, wie außerhalb desselben hervorgerufen worden.

Die Regierung war im Anfang der Session vor den Reichstag mit der Forderung hingetreten, daß ihr für die Militairverwaltung ein Pauschquantum von etwa 90 Millionen Thalern bewilligt werde. Sie hatte dabei kein Hehl daraus gemacht, daß sie mit dieser Summe nur für 1872 reichen werde, bei Vorlegung eines specialisirten Etats für 1873 aber mit Mehrforderungen werde auftreten müssen. Die Forderung eines Pauschquantums für das Jahr 1872 fand von keiner Seite Widerspruch, da die Vorlegung eines ernsthaften Militairbudgets allseitig als eine Unmöglichkeit anerkannt war. Eben so war das Haus mit der Regierung vollkommen darin einverstanden, daß die Rechnungsgrundlagen, auf denen das Pauschquantum beruhte, für die auf 1872 folgenden Jahre zu einer erhöhten Forderung führen müßten.

Dagegen wurden zwei Amendements auf Abstriche gestellt, von denen das eine, welches 6½ Millionen Thaler absetzen wollte, nur eine kleine Partei für sich hätte gewinnen können, während das andere, welches 1½ Millionen streichen wollte, bedeutende Chancen für sich hatte. Es kam ein Compromiß zu Stande, durch welches der Regierung zwar ihre Forderung unverkürzt bewilligt wurde, aber nur unter der Bedingung, daß sie für zwei Jahre keine Nachforderung stelle. Ein Compromiß sagen wir, war es, bei welchem beide Parteien Nachgiebigkeit zeigten; der Reichstag verzichtete auf den Abstrich, zu welchem er Neigung gezeigt hatte, während die Regierung für zwei Jahre auf Nachforderungen verzichtete.

Wir sind der Ueberzeugung, daß dieses Compromiß immer mehr als ein zweckmäßiges anerkannt werden wird.

Ueber die finanzielle Seite möchten wir am liebsten gar nicht sprechen; als ein Anhänger der Vorlage darlegte, daß mit diesem Beschlusse der Reichstag noch ein gutes Geschäft mache, wurde von gegnerischer Seite dies durchaus nicht bestritten, sondern nur erwidert, daß Reichstag und Bundesrath doch nicht aus Roßtäuschern beständen, die sich gegenseitig kleine Profite abzugewinnen suchten. Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß, wenn die Durchberathung eines specia-

lisirten Etats möglich gewesen wäre, wenn alle Erläuterungen, die bei einem solchen Werke erforderlich sind, hätten gefordert und gegeben werden können, der Reichstag, und zwar mit überwältigender Majorität, alle Mittel bewilligt hätte, die zur Aufrechterhaltung der Wehrkraft des Reiches gehören. Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß eine Durchberathung der Etats für 1873 und 1874 als Gesammtresultat nicht eine Ersparniß im Gefolge gehabt hätte. Graf Roon hat auch von politischen Gegnern das Zeugniß erhalten, ein sparsamer Minister zu sein, und ein Mann, der wie er Routine und schöpferische Kraft verbindet, kann, wenn er einmal in Bausch und Bogen eine bestimmte Summe zur Verwaltung der Geschäfte acceptirt hat, leicht Ersparnisse machen, die einem auf Grund eines festen Etats wirthschaftenden Minister nicht möglich sind.

Allein wie gesagt, wir legen auf diese finanzielle Frage nur ein untergeordnetes Gewicht. Die Hauptsache ist uns die constitutionelle Seite der Frage, die auch von der Minorität des Reichstages lebhaft hervorgehoben wurde. Auch wir werfen die Frage auf, ob der Reichstag durch sein Votum Rechte vergeben hat und wir beantworten diese Frage mit einem entschiedenen Nein.

Es hat immer etwas Mißliches, eine Frage der Zahl und des Maßes zu einer Principienfrage zu erheben. Die Principienfrage lautete nur dahin, ob es zulässig sei, die Mittel für die Militairverwaltung en bloc, und nicht auf Grund eines specialisirten Etats zu bewilligen. War diese Frage einmal bejaht, — und es hat sie Niemand verneint —, so ist es vom constitutionellen Standpunkt aus untergeordnet, ob von diesem Modus nur für Ein Jahr, oder für zwei oder drei Gebrauch gemacht wird.

Die Analogie mit dem Beschlusse des preußischen Abgeordnetenhauses von 1860, auf die man sich warnend berufen hat, trifft in keiner Weise zu. Im Jahre 1860 besaß Preußen eine bestimmte Militairorganisation, die sich auf Grund der bestehenden Gesetze entwickelt hatte. Diese Organisation wollte die Regierung auf gesetzlichem Wege ändern. Das Abgeordnetenhaus bewilligte 1) ein Ordinarium innerhalb der Grenzen der bestehenden Organisation und 2) ein Extraordinarium als Pauschquantum zur Erweiterung jener Organisation. Dieser Beschluß setzte die Regierung in die Lage, zu behaupten, sie habe die neue Organisation mit ausdrücklicher Bewilligung des Abgeordnetenhauses durchgeführt.

Augenblicklich ist die Lage schon darin eine andere, daß das bewilligte Pauschquantum nicht in ein Ordinarium und ein Extraordinarium zerfällt. Neue Organisationen stehen seitens der Regierung nicht bevor. Wenn es dereinst zu einem Organisationsgesetze kommen wird, kann der Reichstag seine Wünsche und Bedenken rechtlich genau mit demselben Effekt vortragen, wie er dies heute vermöchte. Der gegenwärtige Reichstag hat seinem Nachfolger von dessen Rechten kein Jota vergeben; er hat Mittel bewilligt für einen modus vivendi, aber nicht für eine Organisation.

Der Tag wird kommen, wo die Organisation des Heerwesens auf der Tagesordnung stehen wird, und wenn dieser Tag gekommen ist, wird der Reichs-

tag ein gewichtiges Wort mitsprechen müssen. Allein dieser Tag ist heute noch nicht da, und wird auch 1873 noch nicht da sein. Die Durchberathung eines specialisirten Etats lohnt nur dann die Mühe, die man darauf verwendet, wenn man über die Grundlagen desselben sich klar geworden ist. Zu diesen Grundlagen gehört vor Allem die Aushebungsziffer, die Präsenzziffer, die Länge der Dienstzeit. Wir nennen diese drei Faktoren neben einander, obwohl anscheinend aus zweien derselben sich der dritte von selbst ergiebt. Allerdings in normalen Zeiten ergiebt sich die Präsenzziffer aus der Aushebungsziffer und der Dienstzeit mittelst eines Rechenexempels. Allein die Nachwirkungen von zwei großen Kriegen haben das normale Verhältniß zwischen der Aushebungsziffer und der Präsenzziffer verrückt. Nicht allein die Zahl der Gefallenen und Verwundeten ist in Abzug zu bringen, sondern auch die weit größere Anzahl derer, die durch die Strapazen des Feldzuges dienstuntauglich geworden. Die Ausfüllung der verursachten Lücken ist dringend, wenn nicht bei einem zukünftigen Kriege, dessen Möglichkeit doch im Auge behalten werden muß, die älteren Jahrgänge der Mannschaften in noch stärkerer Weise herangezogen werden sollen, als dies bereits im letzten Kriege in recht unerwünschter Weise der Fall gewesen ist. Um zur normalen Präsenzziffer zu gelangen, wird die Rekrutirungsziffer eine höhere als die normale sein müssen.

Gerade dadurch, daß der Reichstag von jeder Specialisirung absah, hat er es verhindert, daß solche Anordnungen, die unter dem Druck der gegenwärtigen Verhältnisse, der Nachwirkungen eines schweren Krieges, der fortdauernden Okkupation feindlicher Landestheile getroffen sind, nicht zur Bedeutung organischer Institutionen heranwachsen. Die Zeit, über dauernde Institutionen zu sprechen, wird erst dann gekommen sein, wenn wir nicht mehr unter den Einwirkungen der Nachwehen des Krieges stehen.

Bei einer specialisirten Etatsberathung hätte der Reichstag hier und da einen kleinen Ausgabeposten in Abgang stellen können, eine Gouverneursstelle, vielleicht den „ausgestopften Hauptmann," dieses bevorzugte Lieblingsspielzeug einiger Fortschrittskinder. Allein indem der Reichstag in dieser Weise den Beweis führte, daß er auch Etwas zu sagen habe, hätte er das Wesen für den Schein geopfert; er hätte es sich erschwert, zur rechten Zeit über wichtigere Dinge ein entscheidendes Wort mitzusprechen.

Jeder Voranschlag hat etwas Trügerisches. Wenn Eine Million Thaler für Kriminalkosten ausgeworfen werden, so denkt Niemand daran, daß, nachdem diese Summe erschöpft ist, alle später im Laufe des Kalenderjahres begangenen Verbrechen unverfolgt bleiben sollen. Das Trügerische tritt aber bei keinem Abschnitte des Etats so deutlich hervor, als bei dem Militairbudget. Das sächliche Erforderniß, d. h. die zu beschaffenden Naturalien, bildet hier gegenüber dem persönlichen Erforderniß, d. h. den fixirten Gehalten, einen unverhältnißmäßig großen Antheil, und betrifft gerade solche Artikel, die den stärksten Preisschwankungen unterworfen sind, Hafer, Heu u. dgl. Bei einem specialisirten Etat sind Ueberschreitungen unvermeidlich, die durch ein Pauschquantum völlig vermieden werden

Es wird die Aufgabe einer späteren Zeit sein, auch dieser Schwierigkeit in das Auge zu sehen. Für die definitive Berathung des Etats treten eine Reihe der gewichtigsten Fragen in den Vordergrund. Zunächst: Soll das Organisationsgesetz dem Etat, oder dieser jenem zur Grundlage dienen? Ferner: Auf welche Weise soll der Contingentszahl die Beweglichkeit geschaffen werden, die es ermöglicht, in Zeiten andauernden Friedens den Militairbedarf einzuschränken? So lange wir das Princip der allgemeinen Wehrpflicht einerseits, andererseits eine gesetzlich normirte Dienstzeit haben, — gleichviel ob dieselbe ein, zwei oder drei Jahre betrage —, leidet unsere Militairverfassung an einer gewissen Starrheit, die es verhindert, den Rahmen auszudehnen oder zusammenzuziehen, wie die wechselnde politische Conjunctur dies erfordert oder gebietet.

Alle diese Fragen wollen erwogen, und, sobald die Verhältnisse es gestatten, gründlich erwogen sein. Es giebt nur zwei heilsame Weisen des Procedirens: entweder eine endgültige Festsetzung dieser Verhältnisse auf Grund tief eingreifender Erwägungen; oder das Hinausschieben der Festsetzung durch Bewilligung eines Pauschquantums. Jeder Weg, der zwischen diesen beiden Pfaden eingeschlagen wird, bindet dem Reichstage die Hände, aber erhöht nicht seine Macht.

Und nun das Verhältniß dieser Frage zu der äußeren und der inneren Politik des Landes! Für die auswärtige Politik kommt nicht nur in Betracht, daß Deutschland gerüstet sei, um jedem etwaigen Angriffe des Feindes zu begegnen, sondern noch mehr, daß das Ausland die Ueberzeugung hege, daß Deutschland gerüstet ist. Wir haben eine ausstehende Forderung von 810 Millionen Thalern, die in drei Jahren fällig wird. Der Betrag derselben ist wahrlich verlockend genug, um in dem Schuldner den Wunsch zu erregen, die Zahlung zu vereiteln oder zu verzögern. Er wird diesen Wunsch unterdrücken müssen, wenn er weiß, daß ihm noch dieselbe Macht gegenübersteht, die ihm diese Verbindlichkeit aufgenöthigt hat. Nun aber erwäge man, welchen Einfluß es haben kann, wenn erzählt wird, der Reichstag habe die Wehrfähigkeit Deutschlands herabgesetzt. Wir sind lange genug Zeugen gewesen, wie die Franzosen auf dem vergänglichsten Sande ihre Luftschlösser errichten. Wir haben es nicht mit einer Nation logisch denkender Köpfe zu thun. Wenn sie aus dem Abstrich von auch nur 1½ Millionen die Folgerung zögen: „Deutschland ist der Bismarck'schen Militairherrschaft müde, die Kräfte der armen Nation sind völlig erschöpft, das Heer ist durch Verringerungen der Ausgaben desorganisirt," so wäre das allerdings der helle Wahnsinn. Aber wir haben ein dringendes Interesse daran, sie bei gesundem Verstande zu erhalten. Denn ihr Wahnsinn könnte sich in blutigen Thaten äußern.

Für die innere Politik kommt in Betracht, daß des Reichstages viele und große Aufgaben harren. Die Bankordnung, die Proceßordnungen stehen in Aussicht. Wie oft hat der Reichstag Vorwürfe über seine Dampfgeschwindigkeit erdulden müssen. Aber wann sind denn einer gesetzgebenden Versammlung so viele und so große Aufgaben gestellt worden? Hätten denn die Gesetze, welche er zu Stande gebracht, ohne Nachtheil hinausgeschoben werden können? Und

wieviel Zeit würde erforderlich gewesen sein, um dieselben in der Weise zu beendigen, wie dies in früheren Zeiten parlamentarische Sitte war? Da halten wir es in der That für einen großen Gewinn, wenn für fruchtbringende organische Arbeiten Raum geschafft wird, indem man eine zeitraubende, aber keine dauernde Frucht verheißende Aufgabe auf so lange bei Seite schiebt, bis auch sie mit besserem Erfolge in die Hand genommen werden kann.

Es handelte sich nicht um einen Gegensatz zwischen patriotischer und landesfeindlicher Gesinnung, aber eben so wenig um den zwischen constitutioneller und freiheitsfeindlicher Denkweise. Wir räumen der Minorität eben so willig ein, daß auch sie auf dem nationalen Standpunkte gestanden, wie wir für uns eine constitutionelle Auffassung der Sachlage in Anspruch nehmen. Eine Phrase wie die: „Sie stehen nicht mehr auf liberalem Boden" werden wir als durchaus inhaltslos zurückweisen können. Aus dem Begriffe des Liberalismus ist nicht herzuleiten, daß, was für die Zeit von 1867—1872 zweckmäßig erschien, im Jahre 1873 freiheitsmörderisch sein muß. Wir haben die ganze Angelegenheit als eine kühle Zweckmäßigkeitsfrage aufgefaßt, bei welcher jede Erregtheit der Gemüther vom Uebel ist. Es hat sich um ein Compromiß zwischen Forderungen der Regierung und Bewilligung der Volksvertretung gehandelt, wie deren im Lauf der Jahre zum Heile des Reichs viele geschlossen sind.

theil gegen Urtheil stünde, so würde Gervinus das seinige gewiß nicht so leicht untergeordnet haben. Für die Literatur des sechzehnten Jahrhunderts ist es am meisten zu beklagen, daß Gervinus zu einer erneuerten Durcharbeitung nicht kam. In ganzen großen Partien, wie in der Geschichte des Dramas, ist kaum der Anfang ordentlicher Forschung gemacht. Gervinus hätte mit seinem raschen, ordnenden Blick hier noch sehr viel ins reine bringen können. –

Wie wohl es einer Wissenschaft thue, auf eignen Füßen sich eigne Wege schaffen zu müssen, zeigt die Moderne Kunstgeschichte. Als herrschte eine stille Verabredung lassen Universitäten und was Macht über diese hat die jüngste Schwester der historischen Wissenschaften ohne Förderung: desto frischer sorgt sie für sich selber und liefert Beweise ihrer Arbeitsamkeit. Auf einige neue Publicationen ist wieder hinzuweisen.

Dr. Julius Meyer in München hat seinen im Künstlerlexicon erschienenen Artikel „Corregio" zu einem Buche erweitert (Leipzig bei Engelmann), worin er das zusammenfaßt, was sich an unverarbeitetem Materiale über den Meister längst aufgehäuft hatte. Genaue und ausführliche Besprechungen gebende Verzeichnisse der Werke nehmen von den 500 Seiten des Buches die 200 letzten voll in Anspruch. Es handelt sich bei Corregio in höherem Grade als bei anderen Meistern um den Nachweis der Wanderungen der Gemälde durch Gallerien und Privatbesitz. Hier kommt dem Verfasser ein seltnes Zuhausesein in alten und neuen Catalogen öffentlicher und privater Sammlungen zu Hülfe. Vom Künstlerlexikon selbst ist gleichfalls eine neue Lieferung erschienen, welche von Alexander Allori — Giovanni Antonio Amadeo geht. —

Nach längerer Pause hat Dr. Max Jordan in Leipzig einen neuen Band (IV, erste Abth.) seiner Uebertragung und Bearbeitung des Werkes von Crowe und Cavalcaselle erscheinen lassen, welches das Original bis zur Hälfte des dritten Bandes einholt. Hauptstücke sind die Biographien des Signorelli, Perugino und Pinturicchio. Der Vergleich mit Crowe's Arbeit zeigt, wie sorgfältig das seit deren Erscheinen neu publicirte benutzt und verwerthet worden ist. Nur was die Wiedergabe der Holzschnitte anlangt, ist man mit sparsamerer Auswahl zu Werke gegangen.

Dieses Buch erscheint recht als ein Beweis für die Ausgiebigkeit des Deutschen Bodens für die Neuere Kunstgeschichte. Anfangs schien das Unternehmen ein buchhändlerisches Wagniß, wachsendes Interesse hat den Erfolg von dieser Seite wohl ganz sicher gestellt. Vor zwanzig Jahren wäre dies kaum möglich gewesen, und doch hatte damals die Vorliebe Friedrich Wilhelm des Vierten Berlin zu einem Centrum für derartige Studien gemacht, denen man unterstützend zu Hülfe kam, während heute nichts mehr geschieht. —

Von v. Eitelberger's „Quellenschriften für Kunstgeschichte" ist ein neues Bändchen erschienen, welches den „Aretino" betitelten Dialog des Ludovico Dolce „Ueber die Malerei" bringt. Diese, von Cajetan Cerri

aus dem Italiänischen übersetzte Schrift, ist deshalb wichtig, weil sie die Parallele zwischen Raphael und Michelangelo zum ersten Male gleichsam litterarisch constatirte, die zu den gewöhnlichen Thematen des alltäglichen ästhetischen Geschwätzes gehörte, in dem die Italiäner des 17. und 18. Jahrhunderts so stark waren. Aretin selber, ein bitterer Gegner Michelangelo's, hatte die hier mitgetheilten Gründe und Gegengründe offenbar Dolce zufließen lassen. Man kann jedoch nicht gerade sagen, daß er ungerecht gewesen sei. --

Noch ist die Frage über die beiden Holbein'schen Madonnen nicht zur Ruhe gebracht, so erhitzt bereits ein ähnlicher Streit die Gemüther. In Berlin, Bamberg und Weimar befindet sich eine Suite in Kohle gezeichneter Profilköpfe mit Unterschriften, welche bis heute unbestritten Albrecht Dürer zugeschrieben worden sind. Ihrer Reihe z. B. wurde das Portrait Huttens entnommen, welches in Holzschnitt das Titelkupfer der Ausgabe Böckings bildet. Dr. Thausing in Wien beweist nun, daß Unterschriften und Portraits nicht stimmen, und will fortan nicht von Dürer als ihrem Autor, sondern nur vom „unbekannten Meister der linksgewandten Köpfe" hören.

Wer sich darüber wundern sollte, daß in neuerer Zeit so auffallende Entziehungen alten verjährten Besitzes bei berühmten Meistern vorkommen, der möge bedenken, daß sich eine sichtende Kritik dieser Art bei Werken Neuerer Kunst eben erst zu zeigen beginnt. Auf anderen Gebieten ist man an solche In die Achterklärungen länger gewöhnt, und doch überraschte auch hier noch was in Betreff älterer italiänischer Gedichte und Historiker neuerdings sich herausgestellt hat. Zum Theil ausgeglichen werden diese Executionen durch Rehabilitationen. Wie denn der wunderbare, einst officiell verurtheilte Frauenkopf des Linardo da Vinci zu Augsburg, der sogar eine Zeitlang überhaupt nicht einmal gezeigt werden durfte, durch Crowe und Cavalcaselle's Spruch zumeist nun wieder in die ihm gebührenden Ehren eingesetzt worden ist. —

Friedrich Weber's Kupferstich, „Die Madonna von Lugano" ist nun auch für Deutschland in Wien herausgekommen und erfreut sich der Anerkennung, welche die vorzügliche Arbeit verdient. Von Braun in Dornach (welcher mit dem Elsaß an Deutschland übergegangen ist) sind eine Anzahl Gemälde der Vaticanischen Sammlung neu photographirt worden.

H. G.

Das neue Trauerspiel von Heinrich Kruse, König Erich, ist eine Dichtung voll Leben und Wärme, bei der man die wohlthätige Empfindung hat, daß der Dichter seine eigenen Gestalten lieb hat und sich gern mit ihnen beschäftigt. Die Sprache, durchweg gut und vornehm, erhebt sich zu treffenden Bildern und glücklichen Antithesen. Wir schicken dies voraus, weil es ein gern gezolltes Lob enthält, das wir dem Trauerspiel als solchem, nicht in gleich hohem Maße spenden können. Wir leben der Ueberzeugung, daß für den behandelten Stoff, wenn er sich in solcher Fülle der Begebenheiten entfalten sollte, wie es

geschieht, die Form eines Bühnendramas zu eng ist, und diese Ueberzeugung hat sich uns vom ersten Akt an aufgedrängt. So viel Platz als sie braucht, hat eigentlich nur die vortreffliche Introduction; von da an geht es ohne Rast durch einen solchen Strudel von Begebenheiten, daß der Dichter nicht mehr den Raum behält, um die einzelnen Bewegungen vorzubereiten und aus der Seele seiner Gestalten heraus zu motiviren. Gleich den Bildern einer plötzlich erleuchteten Laterna magica stehen sie auf einmal vor uns da, oft in großartiger, stattlicher Attitude; aber das Verfahren des Dramatikers sollte doch das umgekehrte sein. Vor unseren Augen wünschen wir die Gestalten sich wandeln zu sehen, sie müssen gewissermaßen transparent werden, und indeß der Held noch in der einen Geberde verweilt, müssen wir schon fühlen, daß er zu gar keiner anderen übergehen kann, als zu der, in welcher wir ihn gleich darauf wirklich erblicken. Schwerlich sagen wir damit dem Dichter etwas Neues, und wir glauben in mancher Scene die Ansätze zu feinerer Motivirung zu entdecken, die aber rudimentär blieben, weil der Dichter keine Zeit hatte, sie auszuführen. — Alles dies urtheilen wir indeß nur nach der Lesung des Stückes. In wie weit es begabten Schauspielern möglich sein wird, da wo nur andeutende Striche sind, durch ihr Spiel zu ergänzen und zu vollenden, das läßt sich, ohne es gesehen zu haben, schwer entscheiden. König Erich selbst, Göran Persson und Karie sind Rollen, für die der Künstler viel zu thun hat, um sie auszufüllen, die aber gerade deßhalb für den, der es ernsthaft nimmt, bedeutendes Interesse haben dürften. Und es wäre nicht das erstemal, daß der Eindruck eines geistreich gespielten Dramas kaum noch erinnert an den, welchen dasselbe Stück beim Lesen gemacht.

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

